

Rassenkunde des deutschen Volkes

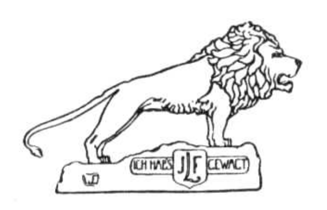
Von Dr. Hans F. K. Günther

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther

Vierzehnte, umgearbeitete Auflage

Mit 29 Karten und 564 Abbildungen



J. F. Lehmanns Verlag / München 1930

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei zu Nördlingen

Vorwort zur 14. Auflage

Bei der Umarbeitung zur 14. Auflage habe ich versucht, nach Möglichkeit zu kürzen, da das Buch, zumal im Hinblick auf eine allgemeine Leserschaft, an Umfang nicht mehr zunehmen sollte und da doch an einigen Stellen Erweiterungen nötig waren. Solches Kürzen ist für den Verfasser besonders dann eine Selbstüberwindung, wenn es gilt, Stellen zu streichen, die seine Auffassung in dieser oder jener Einzelfrage besonders gestützt hatten, wenn er darauf verzichten soll, sich ausführlicher oder sich überhaupt gegnerischen Auffassungen gegenüber „polemisch" zu äußern. Ich habe in der 14. Auflage höchstens Kerns Auffassungen gegenüber noch so etwas wie „Polemik" in (hoffentlich nicht störenden) Resten stehen lassen, weil mir schien, daß einige Auffassungen Kerns schädliche Folgen für die Auslesebewegung im deutschen Volke haben könnten — so wie ich das in dem Aufsatz „Darrés ‚Bauerntum' und der Nordische Gedanke" (Deutschlands Erneuerung, Heft 3, 1930) genauer anzugeben versucht habe.

Die Kürzungen der neuen Auflage haben nahezu alle Abschnitte betroffen; die Erweiterungen finden sich hauptsächlich in den geschichtlichen Darlegungen zwischen S. 387 und 422.

Für allerlei wertvolle Winke zur Ausgestaltung des Bildervorrats bin ich Herrn Dr. B. K. Schultz (München) zu Dank verpflichtet. Dankbar habe ich auch wieder derer zu gedenken, die mir einzelne Bildvorlagen überlassen haben, so auch des Herrn Prof. Dr. Fritz Klute (Gießen).

Meiner Schwester Margarete Günther (Freiburg i. Br.) spreche ich auch hier den Dank aus für ihre gütige Hilfe beim Verbessern der Druckbogen.

Meine Bitte um Überlassung neuer Bildvorlagen, die ich zu Ende des Vorworts zur 12. Auflage (siehe daselbst) ausgesprochen habe, möchte ich hier wiederholen.

Dresden, im Frühling 1930

Hans F. K. Günther

Vorwort zur 12. Auflage

Zunächst war der bisher im Buche kaum erwähnten und auch im Vorwort zur 9. Auflage zu wenig beachteten breitgesichtig-langköpfigen Rasse, welche Paudler inzwischen als „dalische Rasse" und als die Fortsetzung der altsteinzeitlichen Rasse von Cro-magnon beschrieben hat, der ihr gebührende Platz

als ein nicht mehr übersehbarer Einschlag gerade innerhalb des deutschen Sprachgebiets anzuweisen. Dann war, wenn auch noch mit einem Fragezeichen, die sudetische Rasse zu behandeln, auf welche Reche hingewiesen hat.

Entsprechend dem Bekanntwerden von Forschungen, denen sich eine verbreiterte Aufmerksamkeit zugewandt hat, war wenigstens in Kürze die Konstitutionsforschung und die Blutgruppenforschung zu erörtern.

All diese Zusätze haben leider eine Zunahme des Buchumfangs verursacht, denn einige Kürzungen und Streichungen bedeuten dem Zuwachs gegenüber wenig. So haben sich Verlag und Verfasser entschließen müssen, den bisherigen Anhangsabschnitt „Rassenkunde des jüdischen Volkes" fallen und weiter ausgearbeitet als ein Buch für sich erscheinen zu lassen.

Der Bilderteil hat Änderungen erfahren. Allen denen, welche mit Einzelhinweisen oder durch Einsendung von Bildern zur weiteren Ausgestaltung des Buches beigetragen haben, so Frau Christl Weber (Bozen) für Bildersendungen, auch Herrn Sanitätsrat Dr. Rosenow (Liegnitz), der mich Bilder aus seiner rassenkundlichen Sammlung wählen ließ, sei auch hier nochmals der Dank des Verfassers abgestattet. Dank gebührt in reichem Maße auch wieder dem Verlag, der mir in allen Fragen der Buchausstattung immer mit Rat und Tat beisteht, selbst Vorschläge zu neuen Abbildungen macht, Bilder beschafft usw.

Dem Buche fehlen noch besonders Bilder männlicher Vertreter der ostischen (alpinen) Rasse, Bilder männlicher und weiblicher Vertreter der westischen (mediterranen), fälischen, sudetischen und ostbaltischen Rasse — Bilder jedoch von deutschen Vertretern dieser Rassen. Ich möchte wieder bitten, solche Bilder meinem Verlage (mit dem Vermerk, daß sie für mich und meine Bücher bestimmt sind) zuzusenden. Der Verlag kommt gerne für Unkosten auf.

Lidingö (Schweden), im Dezember 1927

Hans F. K. Günther

Aus dem Vorwort zur 9. Auflage

Wieder hat der Verfasser Freunden der Sache und dem Kupferstichkabinett Dresden für gütige Überlassung von Bildern zu danken.

Uppsala (Schweden), im Herbst 1925

Aus dem Vorwort zur 6. Auflage

Wieder war mir die Aufforderung des Verlags, eine Umarbeitung dieses Buches vorzunehmen, sehr erwünscht gekommen. Ich hatte eben eine Reihe von Verbesserungen entworfen, hatte neue und bessere Bilder gesammelt und hatte vor allem eine neue Einsicht gewonnen: die Einsicht in das Bestehen einer von mir bisher angezweifelten und als Mischbevölkerung gedeuteten europäischen Rasse. Diese fünfte europäische Rasse — ich nenne sie nach Nordenstreng die ostbaltische — hatte ich nun in dieses Buch einzufügen, das Buch in diesem Sinne umzuarbeiten.

Als in mir Fragen der Herkunft und Vorgeschichte und der arteigenen Sprachform der ostbaltischen Rasse auftauchten, hatte ich das außerordentliche Glück, in Unterhaltungen mit einem der besten Kenner der finnisch-ugrischen Völker und Sprachen reiche Belehrung aufnehmen zu dürfen: dafür habe ich auch an dieser Stelle Herrn Professor K. B. Wiklund in Uppsala meinen wärmsten Dank auszusprechen. Gerade in den Völkern finnisch-ugrischer Sprache ist ja die ostbaltische Rasse besonders stark vertreten.

Von dem Schriftsteller Rolf Nordenstreng (Uppsala) erfuhr ich so viel Einzelheiten über leibliche und seelische Züge ostbaltischer Rasse, die er, in Finnland aufgewachsen, in seiner Umgebung immer beobachten konnte, daß ich auch ihm hier wieder zu danken habe. Ohne diese Hilfe wäre ich keinesfalls so verhältnismäßig rasch zu einem Bild der ostbaltischen Rasse gekommen, denn in Deutschland ist ja diese Rasse nur in geringerem Maße beigemischt und in Norwegen (wo ich zurzeit wohne) auch nicht stärker vertreten.

Der angenehmen Pflicht des Dankes für erhaltene Bildvorlagen komme ich wieder nach gegenüber Freiherrn Dr. Egon v. Eickstedt (Wien), gegenüber der Dresdener Skulpturensammlung, gegenüber Herrn Professor Lundborg (Uppsala) wie gegenüber einer Reihe von Freunden und Bekannten.

Herrn Dietrich Bernhardi (Altenburg) habe ich zu danken für wohlempfundene treue Hilfe bei der Verbesserung der Druckbogen und Anfertigung des Seitenweisers.

Skien (Norwegen), im Herbst 1924

Aus dem Vorwort zur 3. Auflage

Ich habe beim Suchen nach neuen und besseren Bildern viel freundliche Unterstützung gefunden sowohl im Dresdener Kupferstichkabinett wie in der Dresdener Skulpturensammlung, wofür ich auch an dieser Stelle meinen Dank bekunden will.

Von verschiedenen Seiten habe ich Lichtbildaufnahmen erhalten, für die ich zu danken habe. Besonderen Dank für die Übersendung von Lichtbildern habe ich Herrn Professor Dr. Hermann Lundborg (Uppsala) abzustatten sowie auch wieder dem Anthropologischen Institut der Universität Wien und den Sammlungen für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden.

Dies betrifft mehr die Ausstattung des Buches. — In bezug auf die Vertiefung mancher rassenkundlichen und erbgesundheitskundlichen (rassenhygienischen) Einsicht habe ich dankbar der Gespräche zu gedenken, die ich in Breslau mit dem Anthropologen und Anatomen Herrn Professor Dr. Th. Mollison führen konnte. In Dresden habe ich wieder die förderliche Aufmerksamkeit erfahren, die Herr Dr. Bernhard Struck diesem Buch zugewandt hat.

Skien (Norwegen), im Juni 1923

Aus dem Vorwort zur 1. und 2. Auflage

Der Verfasser ist sehr zu Dank verpflichtet der Anthropologischen Abteilung der Museen für Tierkunde und Völkerkunde in Dresden, deren reiche Sammlungen und Bücherei ihm zugänglich waren. Insonderheit fühlt sich der Verfasser Herrn Dr. Bernhard Struck von der Anthropologischen Abteilung der genannten Sammlung zu lebhaftem Dank verpflichtet, der ihn bei seiner Arbeit durch vielerlei Beihilfe und vor allem durch ein umfassendes Wissen sehr gefördert hat und dem dieses Buch vier wertvolle Karten (in der 12. Auflage auf S. 464—465) verdankt.

Zu Dank verpflichtet ist der Verfasser ferner dem Anthropologischen Institut der Universität Wien, vor allem für die Förderung und Unterstützung, die er dort durch Frau Professor Dr. Hella Pöch erfahren hat. In dankbarer Weise hat der Verfasser des weiteren der Aufnahme zu gedenken, die ihm im Naturhistorischen Museum zu Wien, besonders durch Herrn Hofrat Szombathy, zuteil geworden ist.

Dresden, im Sommer 1922 — im Dezember 1922

Inhaltsverzeichnis

Karten

1. Die Rassenkunde und die allgemeine Bildung
Der Begriff Rasse

Eine Kenntnis der Rassenzusammensetzung des deutschen Volkes darf man heute beim durchschnittlich gebildeten Deutschen kaum voraussetzen; man darf, wie die Erfahrung zeigt, eine solche Kenntnis selbst da kaum voraussetzen, wo man sie vermuten würde: in Büchern geschichtlichen Inhalts über das deutsche Volkstum, in Büchern über die einzelnen deutschen Landschaften und Stämme, in Büchern über die „alten Deutschen" usw.

Die Schule vermittelt im allgemeinen keine Kenntnisse zur Beurteilung der Rassenmerkmale und der Rassenherkunft des eigenen Volkes. Es fehlt nicht nur jegliche Kenntnis; es fehlt vielmehr, was noch schwerer wiegt, der Blick, das sichtende Auge; es fehlt überhaupt die Aufmerksamkeit auf die vielerlei Dinge, von denen Wuchs und Züge eines Menschen untrüglich sprechen. Eine gewisse Beobachtungsunfähigkeit und Wahrnehmungsschwäche fällt auf an vielen Menschen unserer Zeit. Dies scheint mir mit einer Eigenschaft zusammenzuhängen, die vor allem in Deutschland auffällt: Der Blick des heutigen Menschen ist bildnerisch nicht erzogen. Vielleicht hat selbst die Naturwissenschaft, vielleicht sogar gerade die Naturwissenschaft, dazu beigetragen, eine gewisse Unbildlichkeit des Sehens und der Vorstellungskraft zu verbreiten. Das Ziel der Naturwissenschaft ist — und muß sein —, alle Erscheinungen mittelst eines zahlenmäßigen Ausdrucks der Erkenntnis zu übermitteln. Schon Galilei sagte, die Welterscheinung sei in mathematischer Sprache geschrieben. Die Gefahr aber ist, daß bei unserer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise die Gestaltung, das Bild, das tastbar-körperliche Wesen der Erscheinung verloren geht. Man könnte vielleicht sagen: am allerletzten wird im neuzeitlichen Menschen der Bildhauer aufgerufen. Wer nicht die Schmalheit oder die Breite eines Kopfes beim Sehen gleichsam in sich nachbildet; wer nicht versucht ist, diese Wölbung des Auges, diese Krümmung der Nase, diese Schweifung der Lippen, diese Besonderheit des Kinns usw. mittelst eines Gefüges von Linien und Flächen für die inbildliche Nachgestaltung in sich aufzunehmen; wer nicht immer zugleich bildet, wenn er sieht, dem ist an allen Erscheinungen ein Teil, ein wesentlicher Teil, verloren.

Der Blick läßt sich erziehen oder mindestens: die Kraft körperhaften Sehens und Erfassens läßt sich entfalten. Immer ist mir aufgefallen, wie schlecht die Zeugenaussagen leibliche Merkmale wiedergeben, wie mangelhaft auch die behördlichen Fahndungsanschläge Gesichtszüge und Leibesbildung schildern, während in anderen Dingen bei Gericht und Zeugen feinste Unterschiede gemacht werden. Ich erinnere mich einer Gerichtsverhandlung, in welcher der Grad der Berauschtheit des Angeklagten zur Zeit seiner Straftat festgestellt werden sollte: man wählte schließlich unter dem Dutzend Ausdrücke nach genauem Erwägen aller Zeugen den des Schutzmanns, der Angeklagte habe einen „Stich" gehabt. Wo es sich aber um

Feststellung einer Nasenform oder Haarfarbe oder Hautfarbe handelt, da ergeben sich unter den Zeugenschaften die widersprechendsten Angaben. Hier fehlt die Erziehung zum Unterscheiden, Abgrenzen, Einteilen, die Erziehung zum Wahrnehmen überhaupt; und dennoch sagt Goethe: „Die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt“ (Stella). —

Jeder, der zum erstenmal von europäischen Rassen hört und darauf hingewiesen wird, daß zwischen ihnen grundlegende Verschiedenheit walte; jeder, der zum erstenmal davon erfährt, daß alle europäischen Völker Rassengemische seien, daß in jedem Volk außer reinen Vertretern der verschiedenen Rassen eine überaus große Zahl von Mischlingen vorkomme; jeder, dem so zum erstenmal die Kunde wird, daß in seiner eigenen Umgebung Rassenerscheinungen deutlich aufweisbar seien, wird sich zunächst nur mit Mißtrauen einer Wissenschaft nähern, von deren Behauptungen ihm bisher so wenig oder gar nichts Augenfälliges vorgekommen ist. Und doch ist des Augenfälligen, ja Auffälligen genug. Nur fehlt es an jeder Anleitung zum Sehen, nur sind wir alle im alltäglichen Treiben darauf abgerichtet, immer nur zu beachten, was der oder jener in dieser oder jener Sache tut, was er gegen uns oder für uns tut, was er Förderndes, was er Hemmendes, was er Günstiges, was er Ungünstiges tut; und selbst, wenn wir nicht eigentlich selbstisch denken und beobachten, so betrachten wir Europäer an einem Menschen, wofern er nicht etwa wirklich ein Fremdester, ein Japaner oder ein Neger ist, oder etwa besonders jüdisch aussieht, alles eher als seine rassische Zugehörigkeit. Wir betrachten ihn immer zuerst als einen Vertreter seines Volkes, seines Standes, seines Stammes, seines Geschlechts, ja seines Vereins und Stadtteils und sehen zu allerletzt, daß er blond ist oder schwarz, groß oder klein, breitgesichtig oder schmalgesichtig. Es gilt, was Ripley, The Races of Europe, 1910, sagt: „Von dem Augenblick an, wo ein Mensch zur Welt kommt, findet er sich einer Reihe ihn umkreisender Einflüsse ausgesetzt, die auf ihn mit überwältigender Macht einwirken wollen. Am nächsten legen sich um ihn die Familienbande, dann folgen die Bande und Vorurteile des Standes, dann kommt der Kreis des Parteilebens und des Kirchenglaubens. Um all dies legt sich herum der Kreis der Sprache. Die Lebensluft des Volkstums, das noch weiter außerhalb dieser Dinge liegt, ist ebensosehr das Ergebnis geschichtlicher und gesellschaftlicher Ursachen als irgendeines der anderen umkreisenden Dinge, ausgenommen allein die Familienbande. Die Rasse eines Menschen mag sehr wohl fast alle diese Kreislinien rechtwinklig schneiden. Sie liegt allem anderen untergeschichtet. Sie ist sozusagen der Rohstoff, aus dem all diese Lebensschichten gebildet sind. Sie mag eine Triebkraft sein, die deren Bedeutungsstärke und Wirkungskraft bestimmt, so wie die Besonderheit einer Faser den Stoff bestimmt, in dem sie eingewoben ist. Sie, die Rasse, mag sich auswirken in gänzlicher Unabhängigkeit von all den anderen Dingen, da sie allein abgelöst ist von den verwirrenden Einflüssen menschlichen Willens und menschlicher Willkür. Rasse zeigt an, was ein Mensch ist, alle anderen Einzelkräfte des gesellschaftlichen Lebens zeigen an, was ein Mensch tut.“

Ist so die Rasse nicht das, was einem Menschen an den andern zuerst auffällt, so haben die Umweltlehren (Milieutheorien) des 19. Jahrhunderts auch ihr Teil dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit von der Betrachtung rassischer Erscheinungen wegzulenken. Wenn es schließlich in der für das 19. Jahrhundert so bezeichnenden Denkweise möglich war, die Kopfform eines Volksstammes aus der Höhenlage seines Siedlungsgebietes oder aus seiner Lebensweise zu erklären, so zeigt dies an, daß die Forschung noch vor nicht langer Zeit sich selbst durch ihre Richtung das Verständnis rassischer Erscheinungen erschwert hat. Irre ich mich aber nicht, so leben wir heute in einer Zeitenwende, die sich im Gegensatz zu der vergehenden geschichtlichen, ja geschichtelnden (historizistischen) Zeit, im Gegensatz zu der Zeit der Umweltlehren, zu der Zeit, die überall Entwicklung, Bedingung, Abhängigkeit und Werden sah — die sich im Gegensatz zu all diesen ablebenden Anschauungen dem Wesen selbst, dem geschichtslosen Sein der Dinge zuwendet. Den Expressionismus in den Künsten dürfte man als das Geschrei zu dieser Zeitenwende ansehen können und wird ihren Ernst am ehesten in der Philosophie unserer Tage suchen dürfen. Irre ich mich nicht, so leben wir in einer Zeit, in der die Völker in der Geschichte weniger das Einmalige als das Kennzeichnende, Unzeitliche zu erfassen trachten, um so die Kräfte, denen sie ihre Größe verdanken, aus dem Unbewußten ins Bewußte zu heben. Der Wille, aus klarer Erkenntnis das Eigene, das Lebendig-Eigene aus eigenem Willen zu erwirken, scheint mir fast schon ein Kennzeichen unserer Gegenwart, vielleicht mehr noch ein Anzeichen und Vorzeichen der Zukunft zu sein. Hiermit hängt eine Wendung von Tun zum Sein zusammen, hiermit hängt zusammen eine Wendung zu den unbeweisbaren, als eine Überzeugung des Blutes gegebenen, mitgeborenen Anschauungen; hiermit endlich die Wendung zum besonderen Rassentum eines jeden Volkes. „Man will die unbewußte Entwicklung der nationalen Psyche bewußt machen; man will die spezifischen Eigenschaften eines Blutstammes gleichsam verdichten und schöpferisch verwerten; man will die Volksinstinkte dadurch produktiver machen, daß man ihre Art verkündet." So schreibt der Zionist Martin Buber in seinen Aufsätzen „Die jüdische Bewegung" (1916), die als ein Anzeichen dieser Zeitenwende genommen werden können und geschrieben sind aus einer erstaunlichen Hellsichtigkeit und Einsicht in die Erfordernisse rassischen Lebens und rassischer Wiedergeburt.

So reichen die einmal aufgerufenen Gedanken über das rassische Bluterbe der Menschen und Völker schließlich geradezu bis in die Sittlichkeit, bis in Entschlüsse des täglichen Lebens hinein. Zu all diesen Dingen soll dieses Buch erst einmal die Grundverständigung geben und als Nötigstes und Erstes die Kennzeichnung der leiblichen Eigentümlichkeiten derjenigen Rassen, welche die Bevölkerung Deutschlands und Europas hauptsächlich zusammensetzen. Die unter dem deutschen Volk lebenden Teile des jüdischen Volkes, das sich der Notwendigkeit rassischer Wiedergeburt schon vielfach bewußt geworden ist und zum Teil vorbildlich an seinem Rassentum arbeitet, die Juden in Deutschland sind als fremdstämmiges Volk außereuropäischer Rassenherkunft in meiner „Rassenkunde des jüdischen Volkes" (1930) besonders behandelt worden.

Eine wichtige Erörterung muß gleich vorangestellt werden: nämlich die nach dem Wesen der Rasse selbst. **Was bedeutet die Bezeichnung? Wie ist der Begriff zu bestimmen?**

Eine Erörterung und Bestimmung des Begriffs „Rasse" ist einem Buch wie diesem um so nötiger, als das Wort „Rasse" in den vielerlei Büchern, die sich mit Rassedingen beschäftigen oder zu beschäftigen glauben, häufig gebraucht wird, ohne daß zuvor klar ausgesprochen wird, was unter „Rasse" zu verstehen sei. Die vielerlei Bedeutungen, welche diesem Wort zugelegt werden, lassen es begreiflich erscheinen, daß sich schließlich Verwirrung über Verwirrung ergeben muß. Hätte jedes Buch, das von Rassendingen zu reden unternahm, zuvor klar bestimmt, was es unter „Rasse" verstehe, so wären viele Verwirrungen und auch viel Zank um „Rassen" oder vermeintliche „Rassen", viele unklare Prägungen des „Rassegedankens" unterblieben.[1]

Wenn einmal im Gespräch das Wort Rasse in Beziehung auf europäische oder gar auf deutsche Verhältnisse angewandt wird, so ruft es nicht nur bei Mindergebildeten, sondern auch bei vielen Gebildeten nur sehr undeutliche Vorstellungen hervor. Es zeigt sich klar: die Kenntnis der rassischen Besonderheiten der europäischen Bevölkerungen ist kein Bestandteil der sog. allgemeinen Bildung. Das Nächstliegende, der Leib und sein rassisch-bedingter Bau und Ausdruck, ist den meisten Menschen etwas, worüber sie noch nicht nachgedacht haben. Die auffälligen Unterschiede im Körperbau, in Haar-, Haut- und Augenfarbe, werden als eine Art Naturspiele hingenommen, als zufällige Verschiedenheiten der einzelnen Menschen. Die allgemeine Bildung denkt bei dem Wort Rasse irgendwie an die „Wilden", an Gelbe, Schwarze, an „Rothäute", also vor allem an die auffällig andersgearteten Einwohner außereuropäischer Erdteile.

Wendet man das Wort Rasse mit Beziehung auf Europa an, so ruft man bei vielen Menschen die Erinnerung wach an die „kaukasische Rasse", die immer noch in älteren naturgeschichtlichen und geschichtlichen Büchern als die eigentliche europäische Rasse oder „weiße Rasse" angeführt wird, der die Menschen Europas fast alle angehören sollen. Zu der Erinnerung an die „kaukasische Rasse" gehört dann das Bild eines anständig und mild aussehenden vollbärtigen Mannes mit einem langrunden, nicht zu schmalen, nicht zu breiten Gesicht, mit gesunder Gesichtsfarbe und mittelhellem Haar: so bilden diese älteren Bücher den Vertreter der „kaukasischen Rasse" ab; und deutlicher ist die durchschnittliche Vorstellung von der rassischen Zugehörigkeit und Gliederung Europas nur selten. Höchstens, daß das Wort Rasse eine unbestimmte Vorstellung von der rassischen Fremdheit der unter den europäischen Völkern wohnenden Juden hervorruft oder einige undeutliche Bilder von dem hohen Wuchs, den blauen Augen, den blonden Haaren der alten Germanen, von denen die heutigen Deutschen alle abstammen sollen. Höchstens, daß man vom Gegensatz der Germanen und Romanen oder der Germanen und Slawen redet; höchstens, daß undeutliche

[1] Vgl. hierzu den Abschnitt „Mißverstehen und Mißbrauch des Rassengedankens" in meinem „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen" (2. Aufl. München 1927).

Vorstellungen von angelsächsischen „Vettern", von „keltischen Vorbevölkerungen" entstehen — genauere Inhalte werden dem Wort Rasse kaum gegeben, und man kann sagen: fast alle diese Vorstellungen sind gründlich falsch, sind in ihrer Undeutlichkeit ebenso verbreitet wie wertlos.

Man hört bisweilen auch das Wort „rassig". Aber diesem Wort entspricht im allgemeinen Sprachgebrauch nur die Vorstellung besonders hervortretender Geschlechtlichkeit oder geschlechtlichen Anziehung eines Menschen. Auffällig ist dabei, daß die meisten dieser „rassig" genannten Menschen Mischlinge aus allen sich kreuzenden Rassen sind, wie sie in den Großstädten häufig vorkommen. — Eine besondere Aufmerksamkeit auf rassische Dinge, eine überlieferte Kenntnis wenigstens der eigenen rassischen Besonderheit, trifft man eigentlich nur bei den Juden. Selbst ihre Gegner, die auf die besondere rassische Eigenart der Juden so aufmerksamen Antisemiten, haben doch in den meisten Fällen die unklarsten Vorstellungen, wohin die Juden eigentlich zu zählen seien. Schon das Wort „Anti-Semitismus" enthält eine Unklarheit, da ein Gegensatz zum Judentum unter den semitisch sprechenden Völkern, z. B. unter den Arabern, sich gerade so stark äußern kann und oft noch viel stärker äußert als unter den abendländischen Völkern.

Auf welche Vorstellungen der sog. allgemeinen Bildung in rassischen Dingen man auch immer achte: die eigentlichen Kenntnisse fehlen. Verwechselt wird: Blut und Glaubensbekenntnis — vom katholisch oder protestantisch oder „freireligiös" gewordenen Juden heißt es, er sei kein Jude mehr: als ob das Judentum im Glaubensbekenntnis ruhe und nicht in der Herkunft aus einer bestimmten Abstammungsgemeinschaft. Der englische Staatsmann Disraeli, ein Jude, war rassenstolz wie selten ein Mensch und gehörte dabei der englischen Hochkirche an. Aber sein Judentum hat er keinen Tag seines Lebens vergessen und mit Leidenschaft geliebt.

Verwechselt wird: Rasse und Sprache. Fast alle bekannteren Karten, welche „die Menschenrassen der Erde" darstellen wollen, fassen nicht rassisch-zusammengehörige, sondern sprachlich-zusammengehörige Gruppen zusammen, so z. B. „die Indogermanen", „die Hamiten", „die Semiten", „die uralaltaischen Völker" usw. Um nur europäische Verhältnisse zu betrachten: man spricht von germanischer, romanischer und slawischer Rasse und vermag es sich dann nicht zu erklären, wenn man z. B. einen Bewohner der Normandie, also einen Franzosen, einen „Romanen" sieht, der wie ein Germane aussieht: groß, blond, blauäugig; vermag es sich nicht zu erklären, wenn man einen ebenso großen, blonden und blauäugigen Russen oder gar Finnen sieht, da ja doch die Russen angeblich einer slawischen Rasse, die Finnen angeblich einer finnisch-ugrischen Rasse angehören. Oder umgekehrt: Unter einem Vertreter der slawischen Rasse versteht der durchschnittliche Deutsche einen mittelgroßen Menschen mit breitem Gesicht, in dem die Backenknochen auffallen. Die Verlegenheit wird aber groß, wenn sich bei näherem Zusehen die Tatsache herausstellt, daß solche Menschen mit „slawischen" Zügen in Deutschland gar nicht selten sind und nicht nur im deutschen Osten, wo deutsche Sprache und slawische Sprachen aneinander grenzen. „Romanen" — das sind in der allgemeinen Vorstellung

dunkelhaarige, dunkeläugige, „leidenschaftliche“ Menschen: sie finden sich aber unter den Deutschen auch. Auch könnte man Italiener, Spanier, Franzosen, Rumänen, also lauter „Romanen“, zusammenstellen, die aussehen wie die „alten Deutschen“: groß, blond, blauäugig. Aber auch unter den Finnen finden sich genug Menschen, die „germanisch“ aussehen, und schließlich könnte man noch Blonde und Blauäugige unter den Berbern, insbesondere den Kabylen, in Nordafrika finden, die hamitische Sprachen sprechen wie gewisse dunklere Ostafrikaner. Die Verwechslung von sprachlicher Zugehörigkeit und Rassenzugehörigkeit führt also irr. Es gibt germanische, romanische und slawische Sprachen, aber keine germanische, romanische oder slawische Rasse. Sprache und Rasse haben gegenseitige, nicht leicht aufzudeckende Beziehungen, aber Sprachgrenzen sind niemals Rassengrenzen, und Rassengrenzen niemals Sprachgrenzen.[1] Rasse und Volkstum decken sich nicht. Gerade so steht es mit der noch oberflächlicheren Verwechslung von Rasse und Staatsangehörigkeit. Es gibt keine italienische, spanische, griechische oder englische Rasse. All diese Dinge: Sprache, Staatsangehörigkeit, Glaubensbekenntnis, volkstümliche Sitten und Zustände haben mit Rassen nichts zu tun, oder besser: nicht unmittelbar zu tun. Um es in Kürze gleich zu sagen: Staatsangehörigkeit ist ein rechtlicher Begriff, Volkstum ein geschichtlich-sittentümlicher Begriff, Rasse ist ein Begriff der Naturwissenschaft, auf den Menschen angewandt: ein Begriff der beschreibenden Menschenkunde. Die Rassenforschung hat es zu allererst mit der leiblichen Beschaffenheit des Menschen oder einzelner Menschengruppen zu tun. Das Volkstum umschließt meist Menschen der gleichen Sprache und Gesittung, der Staat Menschen eines gleichen abgegrenzten Machtgebiets, die Rasse Menschen mit den gleichen leiblichen und seelischen Erbanlagen. Meistens beschränkt sich bis heute die Rassenkunde — als „physische Anthropologie“ — auf die leiblichen Erbanlagen und macht selten den Versuch, die seelischen Erbanlagen zu beschreiben. Ein Versuch zur Beschreibung auch der — gegenüber den leiblichen zweifellos wichtigeren — seelischen Anlagen der einzelnen europäischen Rassen findet sich in diesem Buch.

Gleich von vornherein soll gewarnt werden, irgendwie die Grenzen der betrachteten Begriffe außer acht zu lassen. Die meisten Irrtümer und Mißverständnisse der Rassenlehre kommen aus den bezeichneten Verwechslungen. Gleich von vornherein sei die Warnung wiederholt, die der französische Rassenforscher Topinard 1889 vor einer Versammlung der Anthropologen aller Länder ausgesprochen hat: „Lassen Sie mich Sie an eine der sichersten Tatsachen der allgemeinen Anthropologie erinnern, die man nicht oft genug wiederholen kann. Das ist, daß der Begriff Rasse mit dem des Volkstums nicht das mindeste zu tun hat; daß alle Völker Europas ungefähr aus denselben Rassenbestandteilen, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen, zusammengesetzt sind.“

Nicht genug betonen kann man die Wichtigkeit und Richtigkeit dieses

---

[1] Ich habe erfahren, daß man bei Belehrungen über Rassenfragen diesen Satz nicht genug betonen und wiederholen kann.

Hinweises: daß Rasse, mag sie auch vielfach das Völker-, Glaubens-, Sprach- und Sittenleben beeinflussen, zunächst nur in den Zusammenhang einer rein körperbeschreibenden Betrachtung gehört. Der Begriff „Rasse" ist ein Begriff der Naturwissenschaft wie andere Einteilungsbegriffe, wie Familie (familia), Gattung (genus), Art (species), Unterart (varietas). Wie die Naturwissenschaft zuerst die leiblichen Merkmale beschreibt, die zusammen ein bestimmtes Gattungsbild oder Artbild ergeben, so die Rassenkunde: die rein meßbaren, wägbaren, in Zahlenwerten anzugebenden Körpermerkmale machen den eindeutigen und gewissen Bestandteil ihrer Erkenntnis aus. Nach diesen rein sachbeschreibenden Feststellungen, d. h. wenn das sichtbare Rassenbild möglichst deutlich entworfen ist, mögen die nicht minder wichtigen Untersuchungen folgen über das seelische Verhalten, das für jede einzelne Rasse kennzeichnend scheint.[1]

So wird dieses Buch verfahren. Es wird dabei im allgemeinen immer nur diejenigen Leibesmerkmale der einzelnen Rassen beschreiben, die sich im Bild des täglichen Lebens, an der Erscheinung des bekleideten Menschen unseres europäischen Himmelsstrichs, erkennen lassen.

Der Zweck des Buches ist nicht so sehr, sich eigentlichen Fachwerken anzureihen, als vielmehr dieser: den Blick zu schärfen oder besser: überhaupt einmal einen Blick, ein Verständnis, eine Aufmerksamkeit auf die rassenhafte Bedingtheit der menschlichen Umwelt und Geschichte zu wecken.

+

Wenn nun Rasse und Sprache, Rasse und Volkstum, Rasse und Staat, Rasse und Glaubensbekenntnis nicht oder wenigstens nicht unmittelbar aufeinander bezogen werden dürfen, wenn es also vor allem dringend geboten ist, zunächst überhaupt all diese Begriffspaare aufs schärfste zu trennen — wie erscheint denn dann eine Rasse? Wie ist der Begriff „Rasse" zu bestimmen?

Zunächst die Frage: wie erscheint die Rasse? Wie kommt die Forschung dazu, geschiedene Rassenbilder aufzustellen? Denkt man an die Gelben und Schwarzen oder an die „Rothäute", so scheint sich die Einteilung klar zu ergeben. Wie aber kommt die Forschung in Europa zur Aufstellung verschiedener Rassenbilder? —

Ein von außen nach Deutschland kommender Rassenforscher wäre sicherlich durch die Durcheinandermischung zunächst völlig verwirrt. Er käme vielleicht zuerst darauf, alle Blonden zu einer Rasse zu zählen, da das helle Haar ihm wohl zuerst auffiele. Schon erhöbe sich aber die Schwierigkeit, wo das Blond gegen das Braun hin abzugrenzen sei. Kämen aber auch Übergänge gar nicht vor, so entstünde eine andere Verwirrung: es gibt

---

[1] Daß die körperlichen Merkmale zuerst, die seelischen Eigenschaften nach diesen behandelt werden sollen, liegt aber nicht in der Sache, denn Leibliches und Seelisches einer Rasse müssen der Rassenkunde gleich wichtig sein. Ich ziehe diese Reihenfolge nur deshalb vor, weil zur Beurteilung des seelischen Verhaltens einer Menschengruppe diese Gruppe von den meisten Menschen erst einmal in ihrer leiblichen Erscheinung klar gesehen werden muß.

große und kleine Blonde, kurzköpfige und langköpfige Blonde, Blonde mit blauen Augen und — wenn auch seltener — Blonde mit braunen Augen; es gibt Blonde mit weichem Haar, Blonde mit hartem Haar. Sollte der Rassenforscher danach jeweils neue Rassen aufstellen? Es käme zu einer Unzahl von Rassen, da er ja die Dunkelhaarigen ebenso einteilen müßte. Selbst aber, wenn er so eine ganze Reihe einzelner Rassen aufgezeichnet hätte, müßte er im Laufe der Zeit die Beobachtung machen, daß z. B. aus Ehen zweier dunkler Kurzköpfe blonde Kinder mit Langköpfen oder etwa auch in manchen Fällen ein blondes langköpfiges und ein dunkles kurzköpfiges Kind hervorgingen, oder Kinder, die alle Übergänge und Zusammenstellungen zeigen. *Als Rasse dürfte er aber doch nur solche Gruppen von Menschen zusammenschließen, die immer wieder ihresgleichen hervorbringen.*

Führte nun ein Zufall diesen Forscher in europäische Gebiete, in denen die Bevölkerung einheitlich oder wenigstens fast einheitlich ist, führte ihn der Zufall oder eingehendste Nachforschung gerade in die europäischen Gebiete verhältnismäßig größter Rassenreinheit, so müßte sich eine Einteilung schneller ergeben. Er fände etwa in Schweden oder in Schleswig-Holstein besonders viele große, blonde, blauäugige Menschen mit schmalen, langen Köpfen, mit heller Haut, weichem Haar und einer Anzahl sonstiger Merkmale. Er fände z. B. in den Alpen Gebiete, wo besonders viele kleinere braun- oder schwarzhaarige Menschen leben mit kurzen, runden Köpfen und flacher Nase, mit gelblich-bräunlicher Haut, strafferem Haar und bestimmten anderen Merkmalen. Er fände in den Gebirgen Albaniens, Bosniens, Serbiens, aber auch noch in den österreichischen Alpen, große schwarzhaarige Menschen mit kurzen Köpfen und stark herausspringender Nase auffällig häufig vertreten; er fände in anderen Gebieten wieder andere Merkmalvereinigungen in besonderer Häufigkeit. So wäre es möglich, daß der Rassenforscher schneller zu der Einteilung käme, die dem wirklichen Rassenbild Europas entspricht. Beim Erforschen aber der zwischen den genannten Gebieten wohnenden Bevölkerungen fände er weite Landstrecken, in denen das oben beschriebene Durcheinander der Merkmale herrscht.

Durchquert man Mitteleuropa in nord-südlicher Richtung etwa von Schleswig-Holstein über die Alpen nach Süd-Italien, so ergibt sich folgendes Bild: das kleine nordwestdeutsche Gebiet, in welchem die hochgewachsenen, blonden, helläugigen Langköpfe mit heller Haut häufiger sind, zeigt sich schon nicht ganz einheitlich bevölkert; in einer Minderzahl kommen kleinere, dunklere Menschen vor. Der Beisatz dunklerer Menschen mehrt sich aber, je weiter man nach Süden kommt und macht sich südlich des Harzes gleich bemerkbarer. Schon in Mitteldeutschland ergibt sich ein vielfältiges Bild. Blonde Langköpfe neben blonden Kurzköpfen, dunkle Kurzköpfe neben dunklen Langköpfen, daneben eine große Zahl mittlerer Köpfe mit mitteldunklem Haar, kleine Blonde neben großen Blonden, blauäugige Blonde neben blauäugigen Braunen. In einer Familie sind die verschiedenen Merkmale oft über alle Kinder verschieden verteilt. So bleibt das Bild in Süddeutschland, nur daß allmählich der Beisatz der Großen, der Blonden und der Langköpfe geringer, der der Kurzgewachsenen, der Dunklen und der

Kurzköpfe größer wird. Schließlich in gewissen Gebieten der Alpen wieder ein verhältnismäßig einheitliches Bild: die dunklen, kurzgewachsenen Kurzköpfe. Aber schon in der oberitalienischen Poebene wieder eine verwirrende Vielheit; Blonde, auch kurzköpfige Blonde, treten wieder vermehrt auf, daneben kurzgewachsene dunkle Kurzköpfe und vereinzelt kleingewachsene dunkle Langköpfe. Die Blonden verlieren sich beim Verlassen Umbriens, und jetzt leben dunkle Mittelköpfe neben dunklen Kurzköpfen und dunklen Langköpfen. Endlich verlieren sich Mittel- und Kurzköpfe und nun geben kleingewachsene dunkle Langköpfe das Bild einer fast einheitlichen Bevölkerung. — Andere Übergänge würden sich in den bayerischen Alpen und in Tirol ergeben, wenn wir auf südöstlich abzweigender Wanderung in die Ostalpen und die südslawischen und albanischen Gebirge zögen, wo sich dann wieder ein einheitlicheres Bild ergäbe: die hochgewachsenen Kurzköpfe mit herausspringender Nase, welches Bild sich gegen Griechenland hin wieder in Mischungen verlöre.

Wieder andere Übergänge würden sich von Nordwestdeutschland aus auf östlich gerichteter Wanderung ergeben, nämlich eine allmähliche Abnahme der schlanken schmalgesichtigen Blonden bei entsprechender Zunahme untersetzter breitgesichtiger Blonder, bis diese in gewissen polnischen und russischen Gebieten wieder in besonderer Häufigkeit aufträten.

Wo sitzen nun die reinen Rassen? Sind sie wirklich nur vertreten durch jene Minderheiten in den fünf bezeichneten Gebieten? Die kleinen blonden Langschädel mögen aber doch ebenfalls eine Rasse darstellen? Die hochgewachsenen dunklen Langschädel vielleicht ebenfalls eine? Die Breitgesichter mit stark herausspringender Nase ebenfalls eine? Oder gibt es vielleicht gar keine Rassen und alles ist ein sinnloses Naturspiel? Dunkle Eltern können ja blonde Kinder haben, hochgewachsene Eltern kleingewachsene Kinder. — Die Wirklichkeit liegt verwirrend da, und ließen die fünf Gebiete verhältnismäßig einheitlicher Bevölkerungen keine Schlüsse zu, gäbe es zudem keine vorgeschichtlichen und geschichtlichen Gräber, die Zeugnis ablegen, so wäre es denkbar, daß die Untersuchung der europäischen Rassenverhältnisse noch nicht über die Anfänge hinaus gelangt wäre. Deniker (Les Races et les Peuples de la Terre) ist noch im Jahre 1898/99 nicht zu einer klaren Scheidung der reinen Rassen und der Mischbevölkerungen gekommen. Er nimmt noch sechs Hauptrassen (races principales) und vier Nebenrassen (races secondaires) in Europa an.[1] Ripley (The Races of Europe, zuerst 1899) nimmt drei europäische Rassen an. Die Forschungsergebnisse, die auch Ripley schon hätte bestimmen können, weisen aber auf fünf europäische Hauptrassen hin.

Neben diesen fünf Hauptrassen können da und dort als schwächere oder stärkere Einschläge noch weitere Rassen vertreten sein, hauptsächlich durch Einschläge in Form einzelner über die Bevölkerung verteilter Erbanlagen vorgeschichtlicher europäischer Rassen. Ein stärkerer Einschlag der in die Altsteinzeit zurückreichenden Cro-magnon-Rasse ist besonders bei der Be-

[1] So auch noch in der 1926 (nach des Verfassers Tod) erschienenen 2. Auflage, die leider dem Fortgang der Forschungen seit 1900 allzu wenig gefolgt ist.

trachtung deutscher Rassenverhältnisse zu schildern. Solche Einschläge können die Erkennbarkeit der rassischen Zusammensetzung einer Bevölkerung selbst nach deren eingehender rassenkundlicher Untersuchung sehr erschweren, zumal heute in Europa die Vermischung der Rassen schon so weit vorgeschritten ist.

Indessen, selbst wenn es bei noch weiter als heute vorgeschrittener Vermischung der Rassen reinrassige Menschen nicht mehr gäbe, wenn auch die Gebiete verhältnismäßig reinster Rasse durch Kreuzung verschwunden wären oder überhaupt nie bestanden hätten, selbst wenn ein (auf den ersten Blick) wirres Durcheinander alle Merkmale gleichsam wahllos verteilen würde — selbst dann dürfte die Forschung nach den dieses „Durcheinander“ zusammensetzenden reinen Rassenbildern nicht aufgegeben werden, selbst dann konnten in vielen Fällen die über das „Durcheinander“ verstreuten Teile der reinen Rassenbilder noch nachgewiesen und durch eigenartige Wechselbeziehungen (Korrelationen) der Merkmale zu den ursprünglichen reinen Rassenbildern zusammengefügt werden. Wenn die Durchforschung der einzelnen Länder das Vorkommen hohen Wuchses und niederen Wuchses, blonder und dunkler Haare, langer und kurzer Schädel und all der anderen Merkmale in Zahlenübersichten ordnet, wenn in einem Land alle Wehrpflichtigen gemessen werden nach Körperhöhe, Schädelform, Haut-, Haar- und Augenfarbe, so verfährt diese Durchforschung, indem sie einen Gesamtdurchschnitt durch ein ganzes Volk oder einen Volksstamm oder eine Volksgruppe herstellt, in einer Weise, als ob das ganze Volk ein einziges Mischgebiet wäre, und solche Zahlenübersichten allein können schon die Gültigkeit bestimmter Rassenbilder erweisen.

Bei Zusammenstellungen solcher Art, die in den größeren Staaten — leider mit Ausnahme Deutschlands — behördlicherseits öfters durchgeführt worden sind, hat sich nämlich, und zwar in Italien wie in Frankreich, in Skandinavien wie in England ergeben, daß im Gesamtdurchschnitt bestimmte Wechselbeziehungen (Korrelationen, Affinitäten) gelten zwischen den einzelnen Merkmalen, z. B.: je mehr in einer Bevölkerung dunkle Augen auftreten, desto mehr auch dunkle Haare und umgekehrt,[1] je größer eine Bevölkerung ist, desto mehr tritt — mit bezeichnender Ausnahme des angegebenen adriatischen Gebietes und gewisser Alpengebiete und bezeichnender Ausnahme nordosteuropäischer Gebiete — blondes Haar auf, desto mehr auch helle Augen; je blonder eine Bevölkerung ist, desto seltener sind die braunen Augen, desto häufiger — mit bezeichnender Ausnahme nordosteuropäischer Gebiete — die langen Köpfe. Je dunkler in Deutschland — mit Ausnahme gewisser Alpengebiete — eine Bevölkerung ist, desto kleiner und kurzköpfiger und stumpfnäsiger ist sie, desto seltener in ihr die hellen Augen.

Bei Aussonderung zweier Gruppen der an der Universität Freiburg i. Br. gemessenen Studenten, einer Gruppe mit blonden Haaren und blauen Augen (478 Fälle) und einer Gruppe mit dunklen Haaren und Augen (263

[1] „Plus la pigmentation des yeux s'accentue, plus se développe celle des cheveux et inversement“ — drücken sich Bayle und Mac-Auliffe nach französischen Untersuchungen aus (Bulletin de la Société d'Etudes des Formes humaines, 1925, Heft 2/3, S. 218).

Fälle) zeigten sich die Studenten der hellen Gruppe durchschnittlich höher gewachsen, langköpfiger bzw. minder kurzköpfig und von größerem Brustumfang; bei zunehmender Körperhöhe verminderte sich der Kopfindex bei den Hellen sehr viel mehr als bei den Dunklen.[1]

Wechselbeziehungen bestehen zwischen Körperhöhe und Kopfform einerseits und der Beckenform andererseits: „Langköpfe besitzen eine größere relative Querdimension des Beckeneingangs als Rundköpfe."[2] So ergeben sich — wenigstens heute noch, d. h. vor einer noch gründlicheren Durcheinandermischung der Rassen — bestimmte Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Merkmalen, so ergeben sich schließlich reine Rassenbilder. Die fünf Karten des norwegischen Bezirks Möre sollen dafür ein einfaches Beispiel geben.[3] Da bei Kreuzung zweier oder mehrerer Rassen sich die einzelnen Merkmale der gekreuzten Rassen — ausgenommen Merkmale, die durch gekoppelte Erbanlagen bedingt sind, über deren Vorkommen beim Menschen noch wenig bekannt ist — getrennt voneinander vererben, müssen aber Wechselbeziehungen, wie sie sich bei Verrechnung rassenkundlicher Maße ergeben, nicht in allen Fällen auf R a s s e n hinweisen; sie können auch häufig vorkommenden Verbindungen aus dem Merkmalbestande zweier oder mehrerer Rassen entsprechen, wie sie in einem Gebiete oder bei einer Volksschicht oder -gruppe vorkommen. Doch kann hier — in einem gemeinverständlich abzufassenden Buche — bei den hiermit auftauchenden Fragen nicht verweilt werden.

Betrachtet man die Karten Englands über die Verteilung der Körperhöhe, der Farben und der Schädelform, so zeigt sich im großen und ganzen deutlich eine Übereinstimmung der Gebiete höchsten Wuchses mit denen der hellsten Farben und denen der längsten Schädel. Das gleiche Ergebnis zeigt die Betrachtung der rassenkundlichen Karten Frankreichs, nur daß hier von der Mittelmeerküste her im Gebiet niederen Wuchses und dunkler Farben noch einmal ausgesprochene Langschädligkeit auftritt: es zeigt sich, daß neben der hohen, hellen langschädligen Rasse im Norden Frankreichs, eine kleine dunkle langschädlige Rasse im Süden zu unterscheiden ist, während weite Gebiete zwischen diesen beiden langschädligen Rassen nach den Karten einer kleinen, dunklen, kurzschädligen Rasse zufallen. In dem oben bezeichneten adriatischen Gebiet und in gewissen Alpengebieten zeigt sich ebenfalls, daß man innerhalb des Gebiets dunkler Farben zwei Menschenarten unterscheiden muß: hochgewachsene starknäsige Kurzköpfe und kurzgewachsene

---

[1] Vgl. D e c k n e r, Über die Beziehungen zwischen Haar- und Augenfarbe und Konstitution, Ztschr. f. Konstitutionslehre, Bd. 13, Heft 4/5, 1927.

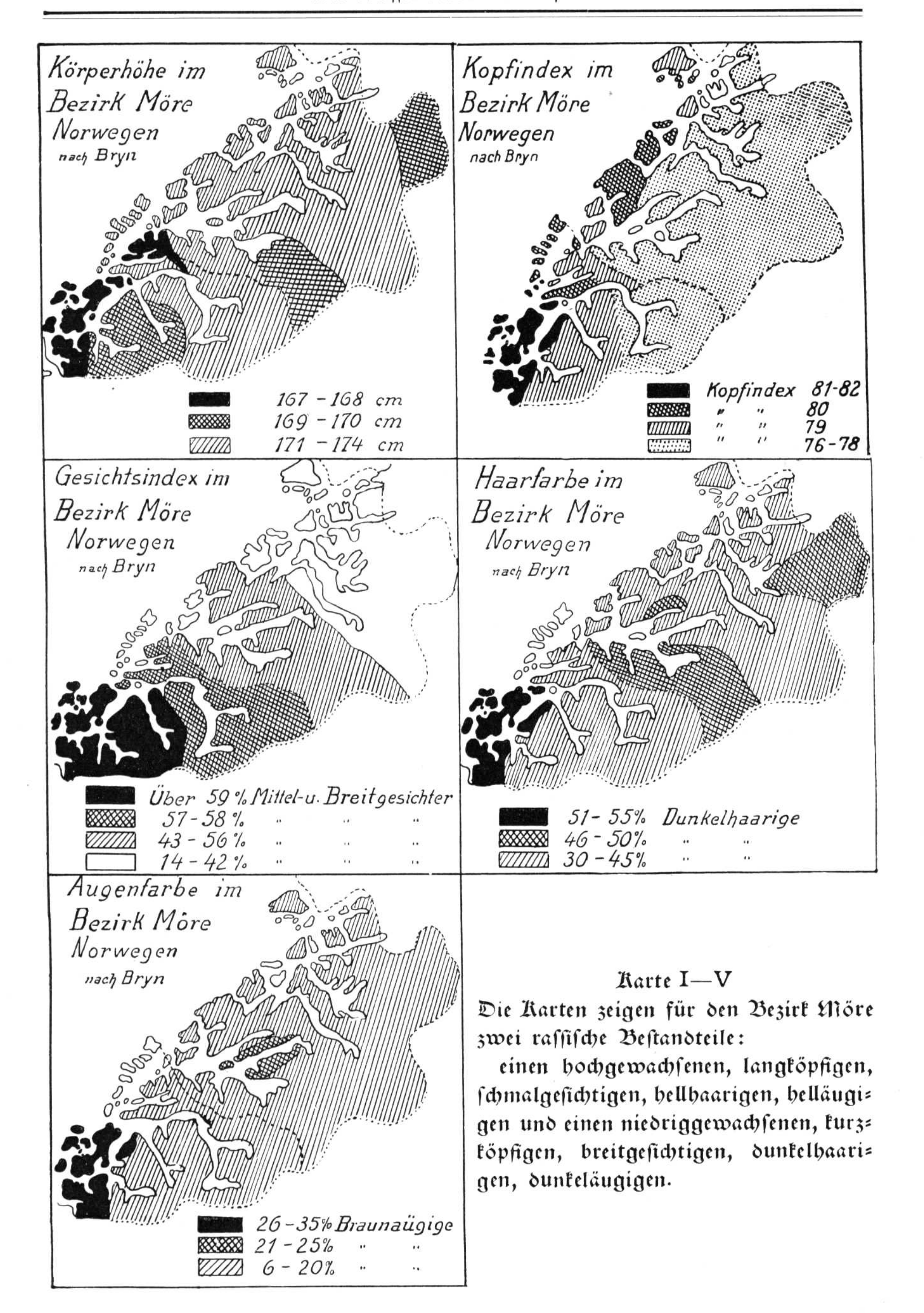
[2] M i j s b e r g, Über die Korrelation zwischen Beckenform einerseits, der Körperlänge und der Schädelform andererseits, Anthrop. Anz., Jg. 3, H. 2, 1926.

[3] Wo wie z. B. in Baden zwei hochgewachsene Rassen (die nordische und die dinarische), zwei niedriggewachsene Rassen (die ostische und die westische), zwei kurzköpfige Rassen (die ostische und die dinarische), zwei langköpfige Rassen (die nordische und die westische) sich mischen, wird man keine Wechselbeziehungen zwischen Körperhöhe und Kopfform erwarten, auch nicht solche zwischen Körperhöhe und Farben, da sowohl eine helle hochgewachsene (die nordische) wie eine dunkle hochgewachsene (die dinarische) Rasse dort vertreten sind.

stumpfnäsige Kurzköpfe. Im östlichen Mittel- und Norddeutschland, in den Küstengebieten der Ostsee und in Polen zeigt sich, daß man innerhalb des Gebiets überwiegend heller Farben zwei Menschenarten unterscheiden muß: hochgewachsene schmalnäsige, schmalgesichtige Langköpfe und kurzgewachsene, ziemlich breitnäsige, breitgesichtige Kurzköpfe. Die Beziehungen zwischen den einzelnen Merkmalen ergeben so schließlich das Bestehen fünf bestimmter europäischer Rassenbilder, zu denen sich die Einzelzüge der Kartenaufnahmen zusammensetzen: In den rassenkundlichen Aufnahmen größerer Zahlen von Menschen weist Blond — mit Ausnahme des adriatischen Gebiets und Nordosteuropas — zumeist auf groß und auf langschädlig, auf helläugig und auf helle Haut; Klein weist in Deutschland meist auf dunkle Haut, dunkle Augen, dunkle Haare und kurze runde Schädelform mit stumpfer, flacher Nase, in Ostdeutschland zugleich auch auf (asch-)blondes Haar und helle Augen. In Österreich und Südbayern zeigen sich innerhalb der dunkelhaarigen, dunkeläugigen, kurzköpfigen Bevölkerung zwei Rassenbilder: hochgewachsene, steilhinterhäuptige Kurzköpfe mit starken, ausgebogenen Nasen einerseits, kurzgewachsene rundköpfige Kurzköpfe mit stumpfen, flachen Nasen andrerseits. So steht gleichsam in dem Punkte, in welchem sich solche hinweisenden Linien (kurzgewachsen, hochgewachsen, langköpfig, kurzköpfig, blond, dunkelhaarig usw.) schneiden, in diesem so entstehenden Schnittpunkt, das reine Bild der jeweiligen Rasse: der rassische „Typus“ (als Idee im platonischen Sinn).

Nachdem man so die Hauptrassenbilder Europas in ihren Hauptmerkmalen gefunden hatte, konnte man feinere Merkmale, z. B. Einzelheiten der Schädelknochen, Härte oder Weichheit des Haares, Lidbildung, Mundform, Kinnform, Ohrenform usw. für die einzelnen Rassen je nach der Häufung bestimmter Züge da feststellen, wo eine Rasse sich besonders vorwiegend vertreten fand.[1] Ehe ganz eingehende Untersuchungen einzelner Landschaften und in ihnen ganzer Geschlechter vorgenommen worden sind, werden über Einzelheiten, feinere Merkmale der verschiedenen Rassenbilder, immer noch verschiedene Auffassungen möglich sein. Geringe Einschläge schwach vertretener Rassen, wie etwa heute noch vorkommende Einschläge vorgeschichtlicher, zumeist als „ausgestorben“ geltender europäischer Rassen, können aber als einzelne Merkmale so über die Bevölkerung verteilt vorkommen, daß es nicht leicht sein wird, gleichsam die zerstreuten Merkmale zu einem bestimmten Rassenbilde zu sammeln. In jedem Falle aber steht auch eine Bevölkerung aus lauter Mischlingen unter der eben gewiesenen Idee der Rasse und muß sie sinnfällig in ihren Vererbungserscheinungen aufweisen. Die Vererbungserscheinungen innerhalb einer Bevölkerung sind nur erklärbar durch das Bestehen bestimmter Rassenbilder. Darum sei an dieser Stelle gleich bemerkt, daß eine durchdringende Kenntnis der Rassenerscheinungen und eine sichere Beurteilung der strittigen Fragen der Rassenforschung nur dem möglich ist, der die Vererbungsgesetze kennt.

[1] Das ist z. B. für die nordische Rasse geschehen durch Bryn, Der Nordische Mensch, München 1929.



Karte I—V

Die Karten zeigen für den Bezirk Möre zwei rassische Bestandteile:

einen hochgewachsenen, langköpfigen, schmalgesichtigen, hellhaarigen, helläugigen und einen niedriggewachsenen, kurzköpfigen, breitgesichtigen, dunkelhaarigen, dunkeläugigen.

Als zweckmäßigste *Fassung des Begriffs Rasse* ergibt sich nach Erwägung der angeführten Erscheinungen:

Eine Rasse stellt sich dar in einer einheitlichen Menschengruppe, die immer wieder nur ihresgleichen zeugt.

Eine einheitliche Menschengruppe soll hier bedeuten: eine Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen (in solcher Weise zusammengefaßten) Menschengruppe unterscheidet.

Bei Zusammenziehung beider Sätze ergibt sich demnach: *Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen* (in solcher Weise zusammengefaßten) *Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt.*[1]

Daß eine solche *erbgleiche Menschengruppe* (wie man eine Rasse auch kurz nennen könnte) tatsächlich als geschlossene Einheit lebt, daß sie tatsächlich durch *einen* Glauben, *eine* Sprache, *ein* Volkstum klar und reinlich umschlossen lebt, ist ein sehr seltener Fall. Rassenreine geschlossene Menschengruppen bilden vielleicht noch einzelne Eskimostämme und waren wohl die heute ausgestorbenen Tasmanier. Wieder ergibt sich die Einsicht: Volkstum und Rasse gehören getrennten Begriffsgebieten an. Rasse erweist sich als eine Einheit und Gleichheit der ererbten und vererblichen Anlagen.[2] Auf der Landkarte wie ein Volk oder eine Sprache abgrenzen läßt sich eine Rasse nicht oder nur sehr selten. Sie wird meistens ein oder mehrere Gebiete größter Reinheit haben und um diese herum Gebiete, in denen sie mehr oder minder beigemischt vorkommt.[3]

Die Rassenkunde ist in der mißlichen Lage, den überaus größten Teil der europäischen Menschen für Mischlinge, für Bastarde, erklären zu müssen. Das macht sie zu einer peinlichen, störenden Wissenschaft und gibt ihr etwas Unbequemes von der Art jener Aufforderung „Erkenne dich selbst“.

---

[1] Eugen *Fischer* hat folgenden Satz von *Grosse* als die beste Bestimmung des Begriffs Rasse bezeichnet: „Unter einer Rasse versteht die Anthropologie eine größere Gruppe von Menschen, welche durch den hereditären Gemeinbesitz eines bestimmten angeborenen körperlichen und geistigen Habitus untereinander verbunden und von anderen derartigen Gruppen getrennt sind.“

[2] Wenn der heutige Mensch, zoologisch betrachtet, eine einheitliche *Art* (species) darstellt, muß man die einzelnen Rassen als *Unterarten* (Varietäten) auffassen. Es lassen sich aber auch Gründe angeben für eine Auffassung der im Erbbilde stark voneinander abweichenden Menschenrassen als getrennte *Arten* (species). Die Frage harrt noch ihrer entscheidenden Klärung. — Ich gebrauche in den letzten Abschnitten dieses Buches das Wort „Art“ gelegentlich zwangloser, wenn ich eine Rasse oder Menschengruppe mehr von der Seite ihres seelischen Wesens und Einflusses betrachte, obschon ich damit keine bestimmte Aussage über die zoologische Auffassung des Rassenbegriffes verbinden möchte.

[3] Dem Unkundigen scheinen oft die außereuropäischen Erdteile viel besser rassenkundlich erforscht zu sein, weil er sich der Kartendarstellungen erinnert, die angeblich die Rassenverbreitung darstellen, in Wirklichkeit aber nur Sprachgebiete zeigen.

Der Rassenkunde Europas mag das Eindringen aber noch besonders erschwert werden dadurch, daß rassenkundliche Tatsachen am meisten dazu angetan sind, gegen allgemeine Vorurteile und Widerstände zu stoßen. Die Ergebnisse der Rassenkunde werden im alltäglichen Leben allzu leicht verzerrt und urteilslos weitergegeben, oder ihre Ergebnisse — die Ergebnisse einer Gruppenwissenschaft — werden auf sehr vereinzelte Fälle angewandt und oft ebenso urteilslos angewandt, wie urteilslos abgelehnt. Die Rassenkunde bietet sich ja auch dem allgemeinen Bewußtsein ganz anders als eine andere Wissenschaft: sie hat es mit dem zu tun, was jedem Menschen sehr nahe liegt und worin jedes Menschen besondere Empfindlichkeit liegt: mit den unabänderlichen ererbten und vererbbaren leiblichen und seelischen Zügen des Menschen selbst.

2. Einiges zur Geschichte der Rassenforschung und angrenzender Forschungsgebiete[1]

Gute Beobachter rassischer Merkmale waren die Assyrer, Babylonier und Ägypter. Sie haben auf ihren Bildwerken die Rasseneigentümlichkeiten fremder Völker oft überraschend getreu dargestellt. Es gibt von ihnen Judenbilder und Negerbilder, auch Bilder blonder, blauäugiger Stämme, welche zeigen, daß man auf die Rassenunterschiede besonders aufmerksam war. Wissenschaftliche Aufzeichnungen oder wenigstens der Versuch zur Beschreibung der Rassen oder besser der Völker lassen sich bei den Hellenen, bei Herodotos, Hippokrates und Aristoteles finden, wie auch gelegentlich bei den Römern, bei Lucretius und Strabon. Eine eingehendere Betrachtung der Rassenerscheinungen brachte aber erst die Zeit der großen Entdeckungsfahrten der beginnenden Neuzeit und der folgenden Jahrhunderte. Im 18. Jahrhundert traten die Männer auf, die zum erstenmal in großen, sich weithin verbreitenden Werken das bisher Gesammelte und Bekanntgewordene auf menschenkundlichem Gebiete zu Übersichten ordneten, den Menschen in die Ordnung der tierischen Lebewesen einfügten und eine Einteilung der menschlichen Rassen versuchten: der Schwede Linné (1707 bis 78) und der Franzose Buffon (1707—88). (Linné hat auch als erster auf das Bestehen der nordischen Rasse hingewiesen, die er Homo europæus nannte.) Das 18. und 19. Jahrhundert brachte neue Entdeckungen und Forschungen; besonders viel wurde damals die Frage der Einstämmigkeit (Monogenese) oder Mehrstämmigkeit (Polygenese) der Menschenrassen erörtert, d. h. man fragte sich angesichts der großen Rassenunterschiede, ob die Menschenrassen auf eine oder auf mehrere Urformen zurückzuführen seien. Goethe z. B. nahm Mehrstämmigkeit an. Heute neigt man mehr der Einstämmigkeit zu.

Der Erste, der eigentlich die neuzeitliche Menschenkunde mit seinen Werken begründete, war der Deutsche Joh. Friedr. Blumenbach (1752 bis 1840). Mit ihm, vor allem mit seinen Darstellungen der Verschiedenheiten von Schädelformen, seinen Beschreibungen von Rassenschädeln, seinem Versuch einer Einteilung der Menschenrassen, war die Menschenkunde nahe daran, in die Reihe der neuzeitlichen Wissenschaften einzurücken. Doch hat erst Kant die Rassenkunde als eine selbständige Wissenschaft erkannt und ihre Stellung als solche erstmalig begründet, wie er auch im Jahre 1775 unter dem Titel „Von den verschiedenen Rassen der Menschen“ die erste nachweisbare Vorlesung ankündigte über das, was heute als Rassenkunde (Anthropologie) bezeichnet wird.[2] Auf Messungen des „Gesichtswinkels“ gründete der Holländer Peter Camper (1722—89) seine Untersuchungen,

[1] Für diesen Abschnitt vgl. auch Haddon, History of Anthropology, 1910, und den geschichtlichen Überblick (I. Abschnitt) bei Scheidt, Allgemeine Rassenkunde, München 1925.

[2] Kant nimmt in der Geschichte der Biologie überhaupt eine bedeutende

damit zum erstenmal eine zahlenmäßige Untersuchungsweise in die Rassenkunde einführend. Die Forschungen Lamarcks (1744—1829) und die Darwins (1809—82) gaben der Menschenkunde reiche Anregungen. Das 19. Jahrhundert brachte in rascher Folge in allen Ländern die Gründung großer Anthropologischer Gesellschaften, deren zahlreiche Zeitschriften zu den wichtigsten Erscheinungen der menschenkundlichen Wissenschaft gehören. Rassenkundliche Werke über europäische Bevölkerungen folgten einander rasch. Die Erforschung geschichtlicher und vorgeschichtlicher Rassenverhältnisse ergab wichtige Aufschlüsse und Forschungsantriebe. Die Archäologie kam von ihrer Seite zuhilfe, man lernte die „Steinzeit", die „Bronzezeit", die „Eisenzeit" erkennen und abgrenzen. Das Messungsverfahren ausbauend, kam der Schwede Anders Retzius (1796—1860), „der Vater der Schädelmessung", um 1840 erstmalig zur Einteilung „langer" und „kurzer" Schädel und von hier aus zu dem Versuch einer Einteilung der Menschenrassen. Im Jahre 1842 führte er mit dem Längen-Breiten-Index des Schädels den ersten „Index" in die Rassenkunde ein. Als Förderer der anthropologischen Forschung im Ausbau des Messungsverfahrens und in der Erforschung der Menschenrassen muß man besonders den Franzosen Paul Broca (1824—89) ansehen, den Begründer der Ecole d'Anthropologie de Paris. Die Auswahl der ihm am ergiebigsten und wichtigsten erscheinenden Messungen hat sich im großen und ganzen als zweckmäßig erwiesen und darf als grundlegend betrachtet werden. Im Jahre 1841 sprachen die „Mémoires de la Société éthnologique" (Bd. 1) zum erstenmal aus, was heute die Richtung der anthropologischen Forschung bestimmt: „In einem Volk sind immer mehrere Rassen vertreten; daher gilt es, die reinen Rassenbilder aus der Mischung herauszufinden."[1] Es dauerte jedoch eigentlich bis zur neuesten Zeit, ehe dieser wichtige Satz, der auch den S. 6 angeführten Worten Topinards zugrunde liegt, in der Rassenforschung fruchtbar wurde, und die „Allgemeine Bildung" verwechselt ja immer noch Volk oder Stamm mit Rasse, wie S. 5 gezeigt wurde.

Man begann nun, ganze Länder Europas rassenkundlich aufzunehmen. Die Jahre 1874—77 brachten in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in Belgien die sog. Virchowsche Schulkinderuntersuchung, die nach einer Anregung desjenigen Mannes ausgeführt wurde, der als ein Hauptförderer der rassenkundlichen Forschung in Deutschland zu nennen ist: Rudolf Virchow (1821—1902). Der Schulkinderuntersuchung folgten in anderen Ländern noch eingehendere, immer genauere, wertvollere. So haben sich nach und nach die Grundlagen ergeben, auf denen jede Schilderung der europäischen Rassenverhältnisse ruhen wird. Denikers „Les Races et les Peuples de la Terre" erschien 1898/99. Ripleys „The Races of Europe" mit seinen vielen Karten und Bildern erschien 1899. Vorausgegan-

Stellung ein: vgl. Stadler, Kants Teleologie in ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung, 1874, und Elsenhans, Kants Rassentheorie, 1904. Ferner Adickes, Kant als Naturforscher, 1925, Bd. II; 6. Abschnitt, 5. Kap.

[1] „Il y a toujours chez une nation plusieurs races; il faut donc chercher à distinguer les types purs du produit des mélanges."

gen waren Untersuchungen über einzelne Länder: über Italien hatte Livi, über England Beddoe geschrieben; Rudolf Virchow hatte seine deutschen Ergebnisse geschildert, Quetelet seine belgischen Forschungen; Broca, Collignon, Topinard ihre französischen. Weitere Forschungen folgten in allen Ländern: es ist unmöglich, auch nur die wichtigsten Namen hier anzuführen. Leider aber ist Deutschland und besonders Mittel- und Norddeutschland noch immer eines der mindest erforschten Länder.[1]

Zu einer mächtigen Hilfe in der Grundlegung rassenkundlicher Erkenntnisse wurde die rasch sich vervollkommnende Erblichkeitsforschung. Darwins Forschungen hatten schon Wege dahin gewiesen; sein Vetter Francis Galton (1822—1911), „der Vater der Eugenik", förderte durch seine grundlegenden Arbeiten die Erblichkeitsforschung in hervorragender Weise; vor allem aber war es der Zoologe August Weismann (1834 bis 1914), dessen Gedankenarbeit die Erkenntnis der Vererbungsvorgänge vertiefte und dessen Lehren eine Bestätigung erhielten durch die 1900 erfolgte Wiederentdeckung der Vererbungsforschungen des Augustinerpaters Johann Mendel (1882—84): „Wie ein heller Komet, so leuchtete die Mendelsche Entdeckung, nachdem der Entdecker längst gestorben war, am Himmel der naturwissenschaftlichen Forschung auf und spornte die Biologen zu gewaltiger Tätigkeit an. Zahlreiche tatkräftige Forscher stürzten sich auf das neuerschlossene Gebiet. Ein ungeheurer Experimentiereifer begann. Und als Frucht ernster, ehrlicher Arbeit standen schon nach wenigen Jahren die festgefügten Grundsteine einer neuen Wissenschaft vor uns: die Erblichkeitslehre hatte sich aus mehr oder weniger unsicheren Annahmen zu einer exakten Wissenschaft entwickelt."[2]

Die Rassenhygiene entwickelte sich — an sich ein Forschungszweig, der trotz seiner (nicht glücklich gewählten) Benennung nicht oder nicht unmittelbar mit der Rassenforschung zu tun hat: die Rassenhygiene (Erbgesundheitslehre) untersucht die Auslesevorgänge, die innerhalb jedes Volkes stattfinden, Vorgänge, die zur Ertüchtigung oder zur Entartung führen können, und möchte dann die Wege weisen, die zu einer möglichst günstigen Beeinflussung der erblichen Beschaffenheit eines Volkes führen müssen. Dadurch, daß sie auch die Rassenbestandteile eines Volkes betrachten kann, kann sie gewisse Wege der Forschung mit der Rassenkunde zusammen gehen.[3] Wilhelm Schallmayer (1857—1919) und Alfred Ploetz sind

[1] Seit neuester Zeit sind allerdings eine Reihe rassenkundlicher Untersuchungen auf deutschem Sprachgebiet im Gange, und die Veröffentlichungen über die Ergebnisse haben begonnen.

[2] H. W. Siemens, Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik, 4. Aufl. München 1930.

[3] Vgl. neuerdings die Einleitung des Baur-Fischer-Lenzschen Werkes „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene". Bd. I, 3. Aufl. München 1927. — Ich wähle für dieses Buch die Verdeutschung „Erbgesundheitslehre" (auch Erbgesundheitsforschung bzw. -pflege) für das Wort Rassenhygiene, das nach meiner Erfahrung immer wieder zu dem Mißverständnis führt, die Erbgesundheitsforschung habe es mit Rassen zu tun, während sie doch Bevölkerungen betrachtet und auf deren rassische Zusammensetzung gar nicht einzugehen braucht, ja nach der (allerdings übertriebenen) Auffassung Grotjahns „mit deren Rassenzugehörigkeit oder Rassenwert nicht das mindeste zu tun

die Namen, die hier zu nennen sind. Ploetz begründete 1904 das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, eine der wichtigsten Zeitschriften des rassenkundlichen und erbgesundheitskundlichen Gebiets, 1905 die Internationale und die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene. Die Einsicht in die außerordentliche Bedeutung der Erblichkeitsforschung für ein Staatsleben hat den schwedischen Staat (als ersten europäischen Staat) mit Zustimmung aller Parteien des schwedischen Reichstags i. J. 1921 zur Gründung einer staatlichen Forschungsanstalt für Rassenhygiene (Statens Institut för Rasbiologi) geführt. Am 15. September 1927 ist zu Berlin-Dahlem das Deutsche Forschungsinstitut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik eröffnet worden.

Aus den Ergebnissen der Menschenkunde, Vererbungs- und Erbgesundheitslehre kam nun auch der Anstoß zu manchem Umdenken auch auf anderen Wissensgebieten. So hat sich in der Geschichtswissenschaft eine Wandlung vollzogen oder will sich allmählich vollziehen: die Wandlung zur sog. Rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung. Man betrachtet das Völkerleben und die Geschichte der Völker immer mehr als bedingt durch die Rassenzusammensetzung der einzelnen Völker. Den Anstoß zu dieser neuen, wie alles Neue noch manchmal irrenden und vielfach umstrittenen, ja verhöhnten Geschichtsbetrachtung gab das Werk des Franzosen Grafen Arthur Gobineau (1816—82) „Essai sur l'Inégalité des Races humaines“ (1853—55). Die Bedeutung dieses Werkes kann hier nicht angedeutet werden; verwiesen sei daher auf Schemann „Gobineaus Rassenwerk, Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'Inégalité des Races humaines“ (1910), auf Schemann, „Gobineau. Eine Biographie“ (1. Bd. 1913; 2. Bd. 1916), ferner auf Kleinecke, Gobineaus Rassenlehre (1920). Gobineau hat als erster die Bedeutung der nordischen Rasse im Leben der europäischen Völker erkannt, und er als erster hat darauf hingewiesen, daß sich durch die Vermischung der nordischen Rasse mit anderen Rassen das vorbereite, was man heute (nach Spengler) den „Untergang des Abendlandes“ nennt. Doch ist Gobineaus Buch, so sehr es (wie Schemann zeigt) immer wieder die Achtung, ja Bewunderung hervorragender Männer geweckt hat, weiteren Kreisen unbekannt geblieben, bis es in Schemanns Übersetzung („Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“) 1898—1901 erschienen war. Auf Gobineaus über die Rassenforschung weit hinausreichende Bedeutung als Forscher und Dichter kann hier nicht eingegangen werden. Schemanns Lebensbeschreibung zeigt, „daß die ganze siegende Kraft dieses Mannes erst in seiner Gesamtgestalt beschlossen liegt“.

hat“. Hat die übliche Heilkunde es fast ausschließlich mit der erscheinungsbildlichen Gesundung von Einzelmenschen zu tun, so die Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) mit der erbbildlichen Gesundung einer Bevölkerung: daher die hier gewählte Verdeutschung, die das bezeichnete Mißverständnis nicht aufkommen läßt. Was bei manchen Erbgesundheitsforschern gelegentlich „Rasse“ („biologische Rasse“, „Vitalrasse“) genannt wird, läßt sich oft ebensogut, öfters besser als „Bevölkerung“ oder „Volk“ bezeichnen. Vgl. auch „Rassenhygiene, deutsch: Erbgesundheitsforschung“, Anhang II meines: „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen“ (1927).

Noch vor dem Erscheinen von Gobineaus außerordentlichem Buch hatte im Jahre 1845 auch der Deutsche Gust. Friedr. Klemm (1802—67) einen Versuch der neuen Geschichtsbetrachtung veröffentlicht: „Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball." Im Jahr 1883 erschienen dann die „Origines Ariacae" des österreichischen Forschers Karl Penka, ein grundlegendes Werk. Zu eigentlich europäischer Verbreitung brachte aber den neuen Gedanken erst das Werk des damaligen Engländers, späteren Deutschen H. St. Chamberlain (1855—1927) „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (1899). Wollte dieses Werk auch nicht eigentlich wissenschaftlich sein, stand es auch in einem für den Fortgang der Rassenforschung schädlichen Mißverhältnis zur wissenschaftlichen Menschenkunde, so hat es doch und vielleicht gerade durch den heftigen Widerspruch und die laute Begeisterung, die es erweckt hat, zum erstenmal den Rassegedanken so zum Bewußtsein weitester Kreise gebracht, daß mit seinem Erscheinen die rassenkundliche Geschichtsbetrachtung als eine Angelegenheit weitester Forschungskreise eigentlich befestigt wurde. Die Fragen der rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung waren, wenn auch noch lange nicht gelöst und sogar öfters verwirrt, so doch hier von einem leidenschaftlichen Darsteller in ihrer Wichtigkeit und Reichweite erkannt und weiten Kreisen aufgewiesen. Man wird vom rassenkundlichen Standpunkt aus über die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" etwa so urteilen können wie der Anthropologe Eugen Fischer: „Unbekümmert um den schwanken Grund vieler Einzelheiten, unerlaubt selbst gut gefestigte Begriffe sich zweckdienlich willkürlich abändernd, entwirft er ein kühnes Gedankengebäude, das dann natürlich tausend äußere Angriffspunkte bietet, so daß der wahre Kern dem Angriff entgeht — und er würde ihm standhalten."[1]

Im Jahre 1896 war aber schon erschienen „Les Sélections sociales" vom Grafen Georges Vacher de Lapouge (geb. 1854), das erste wissenschaftliche Werk rassenkundlicher Geschichtsbetrachtung. Ihm folgte vom gleichen Verfasser im Jahre 1899 ein zweites Werk rassenkundlicher Geschichtsbetrachtung: „L'Aryen, son Rôle social" Und nun erstanden die Forscher, welche die gegenwärtige Lage der rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung mitgeschaffen haben: Otto Ammon (1842 bis 1915), Woltmann (1871—1907), „der wissenschaftliche Fortsetzer Gobineaus" (Schemann), Wilser (1850—1923) und andere mehr.[2] Man sieht also, die rassenkundliche Betrachtung der Geschichte hat erst begonnen und mag daher noch all dem ausgesetzt sein, was eine junge Erkenntnisweise kennzeichnet: einerseits gelegentlichen Irrtümern und andererseits dem Mißtrauen, wenn nicht dem Hohn der Mitwelt. Die Anthropologische Geschichtsschreibung wird sogar immer noch „von Anthropologie und von Geschichte, die sie verbinden will, oft schroff abgelehnt, entstellt durch dilettantische Schwärmer — aber eine ruhige Betrachtung lehrt,

[1] Handwörterbuch der Naturwissenschaften unter „Sozialanthropologie".
[2] Die Entwicklung der rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung, besonders seit 1900, habe ich eingehend betrachtet im I. Abschnitt von „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen" (2. Aufl. München 1927).

daß da ein Keim im Aufgehen ist, der wohl eine große Zukunft haben dürfte."[1]

Zur Kennzeichnung der Forschungsrichtung mag hier dies genügen: Hatte die sog. spiritualistische (idealistische) Geschichtsbetrachtung als gestaltende Mächte des geschichtlichen Lebens geistige Kräfte und sittliche Gedanken gesehen; hatte die sog. materialistische Geschichtsbetrachtung als geschichte-gestaltend die Umwelt, die volkswirtschaftlichen und überhaupt stoffbedingten Zustände gesehen, so sieht die rassenkundliche Geschichtsbeschreibung als geschichtegestaltend den Menschen selbst, den Menschen aber als ein Glied seiner besonderen Rasse, aus deren besonderem Geist heraus die Geschehnisse einer Zeit und eines durch die Rasse bedingten Volkes kommen. Unter den gleichen Umweltzuständen, den gleichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen schaffte jede Rasse das ihr besondere und nur sie kennzeichnende eigene Geschick und bestimme Geistesleben und sittliche Anschauungen.

[1] Eugen Fischer im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart Teil III, Abt. V, Leipzig 1923.

3. Die Benennungen der europäischen Rassen

Die fünf in Europa und in Deutschland vorkommenden Hauptrassen sind von den verschiedenen Forschern, die sie beschrieben haben, nicht immer gleich benannt worden. In diesem Buch sind zum Teil neue Namen gewählt worden. Beibehalten habe ich die Bezeichnungen nordische Rasse und dinarische Rasse. Beide sind ziemlich einheitlich eingeführt und zugleich insofern bezeichnend, als sie heutige Hauptwohngebiete der betreffenden Rassen anzeigen. Neu gewählt sind die Bezeichnungen ostische Rasse, westische Rasse und fälische Rasse, und (von Nordenstreng) übernommen die Bezeichnung ostbaltische Rasse. Unter den Bezeichnungen für außereuropäische Rassen habe ich möglichst diejenigen gewählt, die mir am meisten durchgedrungen erschienen sind.

Die nordische Rasse — hochgewachsen, langköpfig, schmalgesichtig mit ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches, helles Haar; zurückliegende, helle Augen; rosigweiße Hautfarbe — heißt bei dem russischen Rassenforscher Deniker (der ihr als erster die Bezeichnung nordisch gegeben hat) race nordique, bei Ripley teutonic race; sie ist der Homo europaeus schon bei Linné und später bei Lapouge und wird wissenschaftlich noch oft als Homo europaeus angeführt; sie ist der Reihengräbertypus der älteren deutschen Forscher (Ecker), der kymrische Typus bei Broca, die dolicholepte (dolichoide und leptoprosope) Rasse Kollmanns, der Hohbergtypus bei His und Rütimeyer. — Sie wurde fränkisch genannt (Virchow), auch germanisch (v. Hölder) und Germanentypus (A. Retzius), von G. Sergi auch nordische Varietät der species eurafricana, von Czekanowski auch Typus α, von Reche Typus II.

Die westische Rasse — kleingewachsen, langköpfig, schmalgesichtig, mit weniger ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende, dunkle Augen, bräunliche Haut — bei Deniker, der zwei Unterabteilungen feststellen will, ibero = insulaire und littorale ou atlanto-méditerranéenne, bei G. Sergi auch eurafrikanisch; in deutschen Werken (so auch wieder von L. F. Clauß) ist sie auch mittelländische Rasse genannt worden, meistens aber (nach Sergi) mediterrane Rasse; in der wissenschaftlichen Rasseneinteilung wird sie oft als Homo mediterraneus angeführt, von G. Sergi auch als mediterrane Varietät der species eurafricana bezeichnet, von Lapouge als Homo meridionalis. Sie ist früher von englischen Forschern auch iberisch, von französischen und italienischen ligurisch genannt worden. Den Namen westische Rasse habe ich gewählt, weil er besser als die Benennung mediterrane Rasse auf das heutige und vorgeschichtliche Verteilungsgebiet der Rasse hinzuweisen vermag. Immer lenkt die Bezeichnung mediterrane Rasse davon ab, daß auch in Schottland, Südengland und Irland Menschen dieser Rasse wohnen. Die Wahl der Bezeichnung westische Rasse hat sich mir bestärkt durch C. Schuchhardts Buch „Alteuropa", 2. Aufl., Berlin 1926, das an archäologischen Funden die Ausbreitung einer westeuropäischen, auf heutigem englisch-spanisch-französischem Boden entstandenen Gesittung dem Mittelmeer entlang darlegt.

Die dinarische Rasse — hochgewachsen, kurzköpfig, schmalgesichtig, mit steilem Hinterhaupt und starker herausspringender Nase, mit braunem oder schwarzem Haar, braunen Augen und bräunlicher Hautfarbe — heißt bei Deniker race adriatique ou dinarique, bei v. Hölder Rhätosarmaten oder Sar-

matentypus, und wird oft als Defreggertypus angeführt. Es ist der Typus δ bei Czekanowski. Lapouges acrogonus kommt in einigen Zügen der dinarischen Rasse nahe. Ripley und die ihm folgenden Werke kennen diese Rasse nicht und wollen in ihr eine Sondergestaltung der ostischen Rasse sehen. Die Bezeichnung adriatisch empfiehlt sich deshalb weniger, weil adriatisch auf das ganze adriatische Küstenland hinweisen könnte, also auf Italien wie auf Nordgriechenland. Die Bezeichnung dinarisch (die also von Deniker stammt) läßt keine Irreführung zu und empfiehlt sich auch durch Kürze. Man hat diese Bezeichnung gewählt, weil die dinarischen Alpen ein Gebiet stärksten Vorwiegens der bezeichneten Rasse sind.

Die ostische Rasse — kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig mit unausgesprochenem Kinn; kurze, stumpfe Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes, braunes oder schwarzes Haar; nach vorn liegende, braune Augen; gelblich-bräunliche Haut — heißt bei Deniker race occidentale ou cévénole, bei Ripley nach Lapouge alpine Rasse (alpine type); sie ist der type celtique des französischen Rassenforschers Broca, der type celto-slave einiger französischer und italienischer Forscher; sie heißt bei v. Hölder turanisch, bei Beddoe avernisch (avernian), bei Sergi eurasisch (species eurasica); sie stimmt in vielem überein mit dem (ostisch-dinarischen) Dissentistypus bei His-Rütimeyer, heißt bei Virchow die süddeutschen Brachycephalen, bei A. Retzius die orthognathen Brachycephalen; sie wird heute manchmal mongolid und turanisch genannt und in lateinischer Bezeichnung oft nach Lapouge Homo alpinus; A. Retzius nannte sie auch slawisch-rhätisch, Wilser nannte sie rundköpfige Rasse; Mydlarskis Typus ω hat wesentliche Züge mit der ostischen Rasse gemein.

Die Bezeichnung „ostisch“ [1] habe ich für die bezeichnete Rasse gewählt, weil sie zwar einen Hinweis auf einen asiatischen Zusammenhang enthält, aber auch nur einen Hinweis und noch keine solche Aussage, wie sie die Bezeichnung mongolid darstellt. Die Bezeichnung „alpin“ führt nach meiner Erfahrung immer wieder zu Mißverständnissen: immer wieder sucht man ostrassische Menschen nur in den Alpen, die zudem größtenteils dinarisch-ostisches Mischgebiet sind, und vermutet schließlich sogar Umwelteinflüsse, welche die Rasse geschaffen hätten; immer wieder verwirrt den Betrachter das Auftreten „alpiner“ Menschen in Holland, Dänemark und Norwegen. Außerdem wird unter Homo alpinus auch in wissenschaftlichen Kreisen oft einfach die ganze Bevölkerung der Alpenländer verstanden, in der sich doch mehrere Rassen kreuzen. [2] — Die ostische Rasse darf nicht mit Denikers „osteuropäischer Rasse“ oder „Ostrasse“ (race orientale) verwechselt werden. Hella Pöch hat die ostische Rasse als „dunkel-ostisch“ bezeichnet, um damit ihre Verwandtschaft mit der im folgenden beschriebenen Rasse auszudrücken, welche sie „hell-ostisch“ genannt hat.

Die ostbaltische Rasse — kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig mit unausgesprochenem Kinn und breitem massigem Unterkiefer, ziemlich breite, eingebogene Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes helles Haar, leicht schief gestellt erscheinende, nach vorn liegende helle Augen, helle Haut — wird von

[1] Sprachlich ist gegen die Wortbildungen „west-isch“ und „ost-isch“ ebensowenig einzuwenden wie gegen „nord-isch“. „Ostisch“ klingt nur ungewohnt, ist aber nicht, wie man mir vorgeworfen hat, falsch gebildet.

[2] Wie unklar die Benennung „alpin“ ist, zeigt sich besonders deutlich schon in der Überschrift der Frizzischen Arbeit „Zur Anthropologie des Homo alpinus tirolensis“ (Mitt. der Anthrop. Ges. Wien 39, 1909). Der Homo alpinus tirolensis, der Menschenschlag der tirolischen Alpenländer, ist ja so deutlich als vorwiegend dinarisch zu erkennen.

einigen Forschern nicht als eine Rasse, sondern nur als eine häufiger vorkommende Kreuzungsverbindung (Mixovariation) von Merkmalen anderer Rassen anerkannt. Die ostbaltische Rasse wird manchmal — so von Gorotschenko und Silinitsch, auch von G. Sergi — finnische Rasse genannt, von Sergi auch Homo arcticus fennicus; Deniker nannte sie race orientale (osteuropäische Rasse) und danach Rudolf Pöch Ostrasse,[1] so auch der ihm folgende Kraitschek. Hella Pöch und Hesch schlagen die Bezeichnung „hell-ostisch" vor, der russische Rassenforscher Bunak nennt diesen Menschenschlag „baltische Rasse".[2] Das kann zu Verwechslungen mit den Völkern führen, welche die von der Sprachwissenschaft als baltisch bezeichneten indogermanischen Sprachen sprechen, so den Litauern und den Letten. Der polnische Rassenforscher Stolyhwo hat für einen der ostbaltischen Rasse nahestehenden Menschenschlag, am ehesten eine ostbaltisch-nordische Kreuzungsform, die Bezeichnung Fanobrachycephalus (Homo fanotrichus glaucops brachycephalus) vorgeschlagen. Ich wähle die nach dem heutigen Verteilungsgebiet dieser Rasse sich richtende Bezeichnung ostbaltisch, die Nordenstreng vorgeschlagen hat. Auf die ostbaltische Rasse hat, ohne sie zu benennen, zuerst Frau Royer im Jahre 1872 auf der Anthropologentagung zu Brüssel hingewiesen,[3] später dann, 1874, Rudolf Virchow.[4] Für das Bestehen einer ostbaltischen Rasse, nicht nur einer Kreuzungsverbindung mit ihren Merkmalen, treten ein Hildén, Zur Frage der ostbaltischen Rasse, Acta Geographica, Helsingfors, Bd. I, 3, 1927; Bunak, Russisches Anthrop. Journal, Bd. 16, 1927; vgl. Anat. Bericht, 1929, S. 367.

Als Rassenbezeichnungen abzulehnen sind Völkernamen wie teutonisch, fränkisch oder germanisch für die nordische Rasse, slawisch oder finnisch für die ostbaltische Rasse und keltisch oder etwa gar süddeutsch für die ostische Rasse. Auch sarmatisch, rhätosarmatisch und turanisch können irreführen. Selbst, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Germanen also auch die Franken, wie die Teutonen nordrassische Völker gewesen sind, selbst nach dieser Feststellung verbietet sich der Völkername; sonst entstehen sogleich wieder die vermeintlichen Rassengegensätze: germanisch-romanisch, germanisch-slawisch usw.; sonst bringt z. B. ein nordrassischer Slawe oder Finne bei vielen Betrachtern sofort die größte Verwirrung hervor.

Die fälische Rasse — sehr hochgewachsen, lang- bis mittelköpfig, breitgesichtig mit ausgesprochenem Kinn und breitem Unterkiefer, Nase von (für europäische Verhältnisse) mittlerer Breite, helles Haar, in niedrigen Höhlen liegende helle (blaue oder graue) Augen, helle Haut — wird von einigen Forschern nicht als besondere Rasse anerkannt, sondern entweder als ein schwererer Schlag der nordischen Rasse oder als eine Kreuzungsverbindung (Mixovariation) von Merkmalen der nordischen Rasse mit Merkmalen anderer Rassen angesehen. Die fälische Rasse wurde von Hauschild als „Groner Typus" bezeichnet, von Paudler, Hentschel und Kern dalische Rasse genannt (nach der schwedischen Landschaft Dalarne = die Täler), von Lenz schwere blonde Rasse oder atlantische Rasse. Die Schädelform des von His und Rütimeyer (1864) auf-

[1] Die „Ostrasse" Pöchs darf also nicht mit der ostischen Rasse oder Ostrasse dieses Buches verwechselt werden.

[2] Vgl. Bunak, Le mouvement anthropologique en Russie, Revue anthropologique, 1926.

[3] So auch wieder 1877 in der Pariser Anthropol. Gesellschaft; vgl. Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1877, S. 201.

[4] Verhandlungen der Berliner Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Sitzung v. 17. Okt. 1874.

gestellten „Siontypus" läßt sich als diejenige der fälischen (dalischen) Rasse begreifen. Die fälische Rasse wird als der überlebende Rest der altsteinzeitlichen Cro-magnon-Rasse angesehen, daher oft auch so bezeichnet. Letztere Bezeichnung erweist sich aber als zu lang, sobald gegenwärtige Rassenverhältnisse näher erörtert werden sollen. Paudlers Bezeichnung „dalisch" hätte den Vorzug der Handlichkeit, scheint mir aber doch unangebracht, nachdem die schwedische Heeresuntersuchung[1] für Dalarne nur 4,18 % breitgesichtige Langköpfe ergeben hat, eine Anzahl, welche ohne weiteres bei Kreuzung der nordischen und der ostbaltischen Rasse möglich ist. Dalarne zeigt auch keine größere Körperhöhe und ist nicht reicher an breiteren Gesichtern als die am meisten vorwiegend nordischen Gebiete Schwedens, was es bei nennenswertem Einschlag der Cro-magnon-Rasse sein müßte. Ich konnte mich auch bei wiederholtem Besuch dieser Landschaft nicht davon überzeugen, daß dort der Cro-magnon-Einschlag minder selten sei als in anderen Gebieten Schwedens oder Europas. In einem Lande, das einen durchschnittlichen Gesichtsindex der Wehrpflichtigen von 93,1 (!) zeigt, wird man keinen stärkeren Einschlag einer anderen breitgesichtigen Rasse suchen außer den deutlich sichtbaren Einschlägen ostbaltischer und ostischer Rasse.

Hingegen ist aufmerksameren Betrachtern das Auftreten eines besonderen Menschenschlags mit breithohem (oder wie sich mir gegenüber ein Betrachter einmal ausgedrückt hat: kastenartigem) Wuchs und breiten (oder niedrigen) Gesichtern schon lange in Westfalen aufgefallen. Ich hatte mich daher für die Bezeichnung „fälische Rasse" entschieden, da vermutlich Westfalen das beste Erhaltungsgebiet der da und dort in Europa noch zu vermutenden altsteinzeitlichen Cro-magnon-Rasse ist, und wurde in dieser Wahl bestärkt durch die Aufstellung eines „Fälischen Gesichts", das der Psychologe Hellpach[2] in der gleichen deutschen Landschaft festgestellt hatte — Hellpach jedoch ohne eigentlichen Zusammenhang, ja in gewissem Gegensatz zur Rassenforschung. Da „fälisch" als Stammesbezeichnung untergegangen ist, kann dieses Wort als Rassenbezeichnung gebraucht werden und soll wie andere Rassenbezeichnungen ein oder das Gebiet stärksten Vorwiegens oder (wie in diesem Fall) verhältnismäßig bester Erhaltung einer Rasse angeben. Die Bezeichnung „Atlantische Rasse" würde leicht zu Verwechslungen mit den „atlantischen Kulturen" führen, welche von verschiedenen völkerkundlichen Forschern (Frobenius, Wirth) in verschiedener Weise angenommen werden. Auch ist sie früher nach J. C. Prichard[3] zur Zusammenfassung bestimmter europäischer und nordafrikanischer Bevölkerungen überwiegend westischer und überwiegend hamitischer (äthiopischer) Rasse gebraucht worden.

Andere Rassenbezeichnungen werden innerhalb des Buches an ihrer Stelle erörtert.

---

[1] The Racial Characters of the Swedish Nation, 1926. Hersg. von Lundborg und Linders.

[2] Vgl. Hellpach, Physiognomik der deutschen Volksstämme, Sitzungsberichte d. Heidelberger Akad. d. Wissensch., Mathem.-naturw. Klasse, 1925.

[3] J. C. Prichard, Researches into the Physical History of Mankind, 3. Aufl. 1837.

4. Einiges über die menschenkundlichen Maße und Feststellungen

Der ausführlichen Schilderung der Körpermerkmale der einzelnen Rassen müssen einige Bemerkungen vorausgehen über die Messungen, Feststellungen und Beobachtungen, welche die Forschung zur Klärung der Rassenverhältnisse eines Landes braucht. Nach der Anlage dieses Buches werden in der Hauptsache nur diejenigen Merkmale betrachtet, die sich im täglichen Leben der Beobachtung bieten.

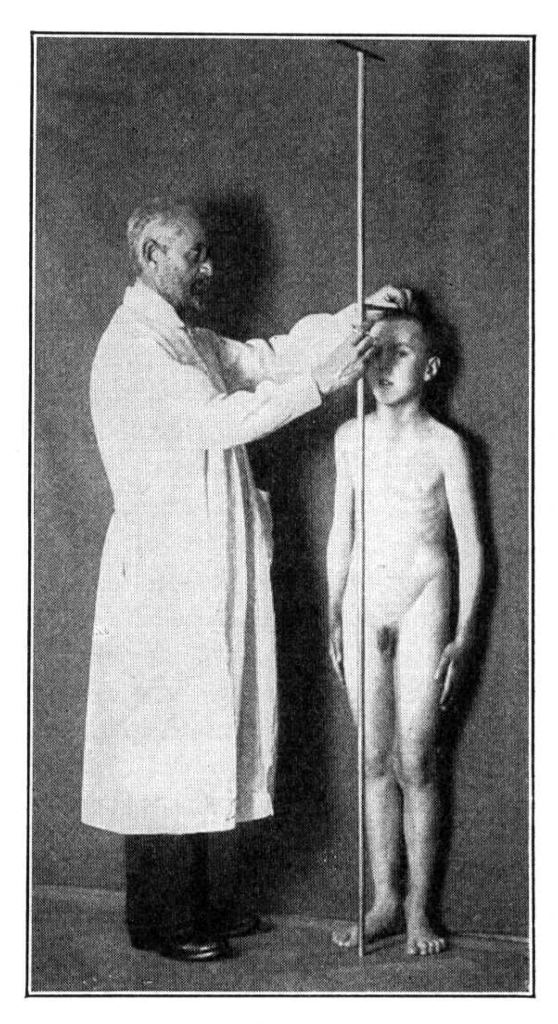


Abb. 1.
Messung der Körperhöhe

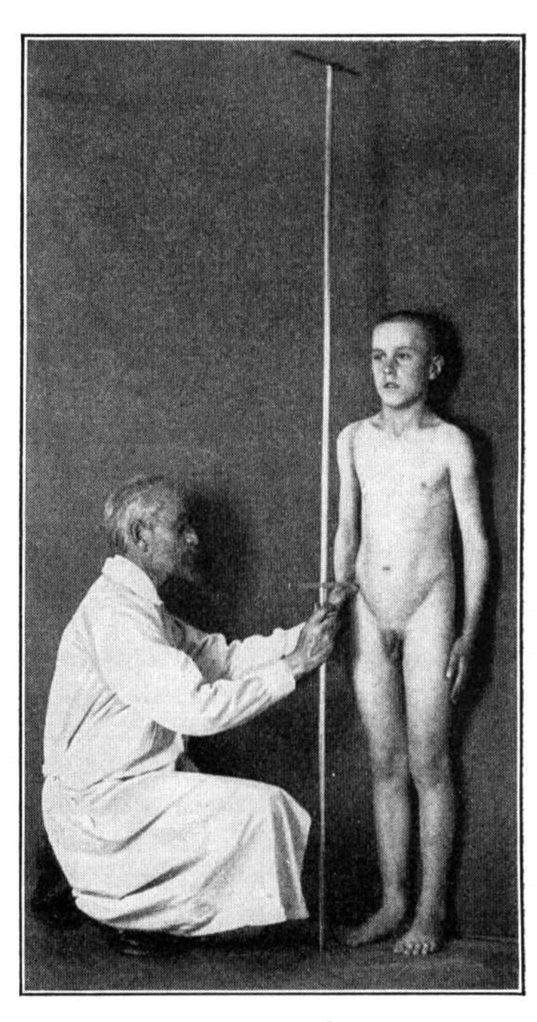


Abb. 2. Messung der Höhe des vorderen Darmbeinstachels über dem Boden

Wird eine Bevölkerung auf ihre leiblichen Merkmale hin untersucht, so wird man zuerst die Körperhöhe der betreffenden Menschen feststellen. Man wird, wenn es sich um die Feststellung rassischer Verhältnisse handelt, zunächst nur den Erwachsenen betrachten. Erst eingehendere Untersuchung wird auch die Eigentümlichkeiten des Wachstums und des Alterns berücksichtigen. Festzustellen ist also die Körperhöhe des ausgewachsenen Menschen und die Höhe (über dem Boden) verschiedener Meßpunkte, die zur Feststellung der Wuchsverhältnisse (Proportionen) wichtig sind. (Abb. 1

und 2.) Aber auch die Erwachsenen wird man unter gleichen Bedingungen messen, nicht etwa einen Teil der zu messenden Menschen morgens, den anderen abends. Man hat immer zu bedenken, daß eine Tagesschwankung der Körperhöhe bis zu 3 cm möglich ist. Durch das Gehen und Stehen werden hauptsächlich die Zwischenwirbelscheiben der Wirbelsäule allmählich zusammengedrückt. Der Mensch ist daher etwas größer beim Liegen und nach dem Aufstehen und verringert seine Höhe durch das Stehen. Auch bei der Messung von Leichen sind solche Erscheinungen zu bedenken; eine Leiche mag, nachdem die Starre gewichen ist, durch Erschlaffung der Gewebe um 2 cm länger werden.

Solche ändernden Erscheinungen sind also bei Feststellung mancher körperlichen Merkmale immer zu bedenken. Sie sollen im folgenden nicht weiter erwähnt werden. Gesucht und betrachtet soll werden: immer nur der Mensch in einem vergleichbaren Zustand, in einem Zustand, der von ändernden Einflüssen möglichst frei ist. Ebenso soll immer der gesunde Mensch betrachtet werden. Alle krankhaften Veränderungen und Ausnahmefälle liegen außerhalb der vorliegenden Betrachtung.

Zur gewöhnlichen Maßaufnahme gehört weiterhin die Feststellung des Körpergewichts. Im allgemeinen wächst ja das Gewicht mit der Körperhöhe, aber Rassenunterschiede treten doch auf. Eine untersetzte Rasse mag verhältnismäßig schwerer sein als eine hochgewachsene, aber schlanke; daher die Feststellung der Körperfülle (des index ponderabilis). Gemessen wird (oder wurde wenigstens früher häufig) zur Darstellung der Wuchsverhältnisse (der Proportionen) die Sitzhöhe: die am Sitzenden gemessene Entfernung des Scheitels von der Sitzfläche bei gestreckter Wirbelsäule. Für die Rassenkunde verwertbar ist dann das Verhältnis dieser Sitzhöhe zur ganzen Körperhöhe; es zeigt die Stammlänge an und gibt einen Zahlenausweis für längere oder kürzere Beine. (Doch geben andere Messungen, deren eine in Abb. 2 dargestellt ist, genauere Maße zur Erfassung der Wuchsverhältnisse.) Die Armlänge kann wichtige Unterschiede bieten. Sie ist übrigens bei allen Rassen beim weiblichen Geschlecht verhältnismäßig geringer, etwa 91 bis 92% der Armlänge des Mannes. Der Unterarm des Weibes ist verhältnismäßig kürzer.

Die Spannweite der Arme wird oft gemessen, d. h. die Entfernung der beiden Mittelfingerspitzen von einander bei seitlich wagrecht ausgestreckten Armen. Es werden gemessen die Breite und Form der Hand, die Wuchsverhältnisse der Beine, die verhältnismäßige Länge des Ober- und Unterschenkels, auch das gegenseitige Verhältnis der Arm- und Beinlängen — diese und eine Reihe anderer Messungen sind rassenkundlich wichtig.

Bei all diesen Feststellungen ergeben sich Geschlechtsunterschiede des Körperbaues, die allen Rassen gemeinsam sind. Einige wichtige seien erwähnt: Bei allen Rassen beträgt z. B. die Körperhöhe des Weibes durchschnittlich 93% der Körperhöhe des Mannes. Die Wuchsverhältnisse des Weibes sind anders als beim Mann, der weibliche Rumpf ist verhältnismäßig länger, die Hüften breiter, die Gliedmaßen kürzer. Andere Geschlechtsunterschiede, die innerhalb dieses Buches wichtig sind, werden an

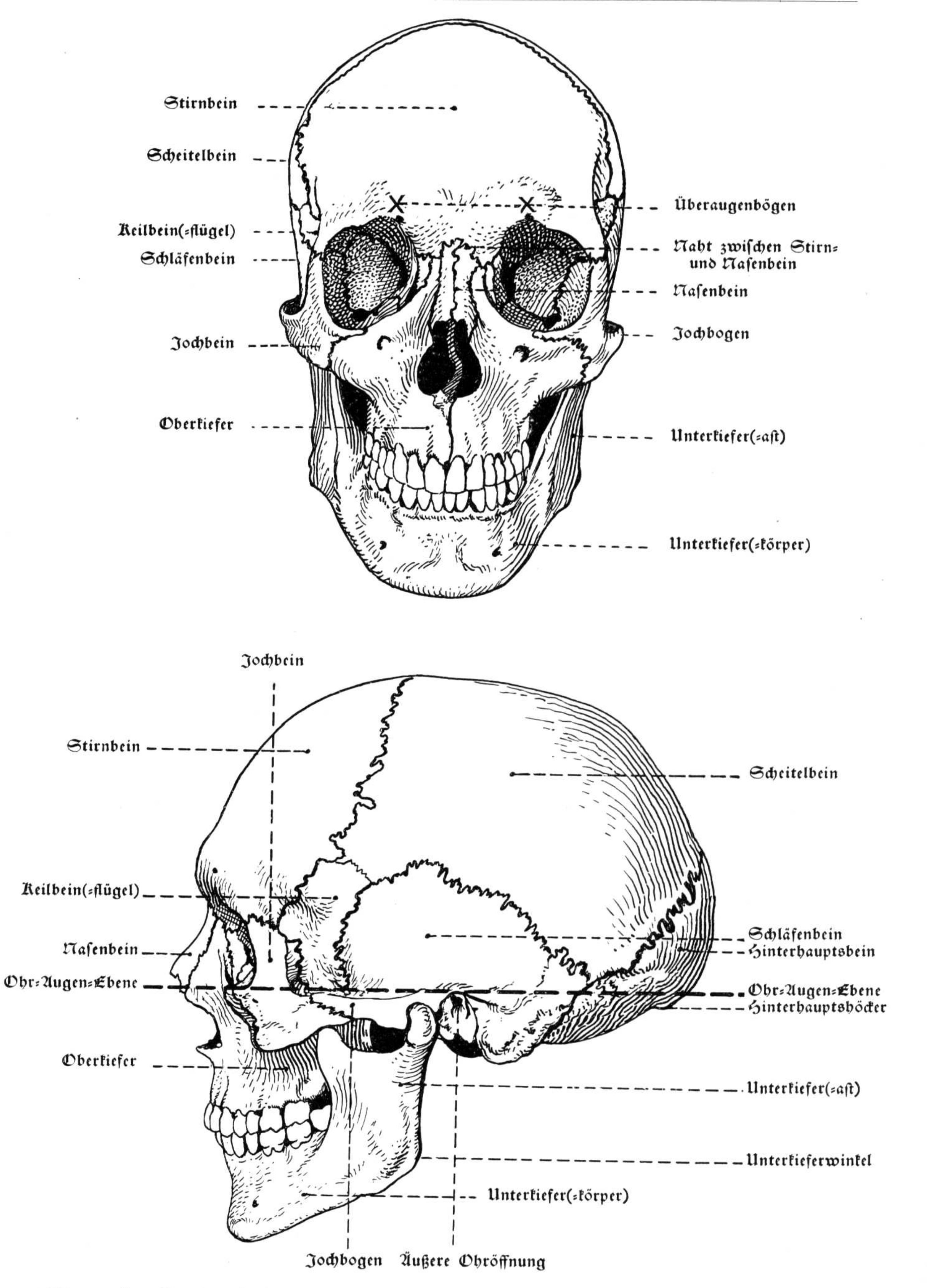


Abb. 3 a, b. Schädel in Vorder= und Seitenansicht mit Angabe der Ohr=Augen=Ebene

ihrer Stelle erwähnt. Vorausgestellt sei nur noch der wichtige Geschlechtsunterschied im Schädelbau.

Der weibliche Schädel steht dem kindlichen bei allen Rassen etwas näher als dem erwachsenen männlichen, da sein Wachstum früher abgeschlossen ist als das des männlichen. Bei allen Rassen ist das Weib etwas rundstirniger als der Mann, oft ist die rundere und steilere weibliche Stirn „blasenförmig vorgewölbt".[1] Überhaupt erscheint der Stirnteil des weiblichen Schädels stärker betont als beim Manne. Das Gesicht des Weibes ist etwas breiter. Die Augenhöhlen des Weibes sind größer und runder als die des Mannes, die weibliche Nase ist im allgemeinen verhältnismäßig breiter und minder hoch gebaut. Der größere und schwerere männliche Schädel zeigt eine stärkere Ausbildung der Überaugenbögen und des Stirnnasenwulstes zwischen den Augenbrauen; die männliche Stirn — ausgenommen die der ostischen Rasse — weicht stärker zurück, so daß bei stärkerem Ausladen des Hinterhaupts der Hinterhauptsteil des Schädels stärker betont ist. Das Gebiß des Mannes ist stärker, sein Mund breiter, seine Schleimhautlippen etwas gewulsteter, sein Ohr ist bedeutend länger und ziemlich breiter. Der Längen-Breiten-Index des Kopfes scheint beim Weibe aller Rassen etwas höher zu sein als beim Manne.[2]

Da die Geschlechtsunterschiede sich schon im Kindesalter anzeigen, da auch am kindlichen Schädel während des Wachstums in allen Rassen die gleichen bezeichnenden Gestaltwandlungen vor sich gehen, mögen auch diese in Kürze angeführt sein. Bei allen Rassen nimmt der Kindesschädel von der Geburt bis zum 6. Monat an Breite zu, dann beginnt ein Längenwachstum, das aber beim langköpfigen Kind bedeutender ist als beim kurzköpfigen. Bis zum 8. Lebensjahr der Mädchen und bis zum 11. der Knaben wächst die Breite des Schädels mehr als dessen Höhe, von da an nimmt die Höhe mehr zu. Die Stirnbreite nimmt mit dem Wachstum zu, die Gesichtshöhe ebenso und mehr als die Gesichtsbreite. Immer aber sind die Mädchen etwas breitgesichtiger. In den zwanziger Jahren endet das Schädelwachstum, früher beim weiblichen, später beim männlichen Geschlecht.

Die Erhebungen über die Verschiedenheiten des Schädelbaues erstrecken sich daher im allgemeinen nur auf die Erwachsenen, wobei indessen auch dies noch zu betrachten ist, daß die einzelnen Rassen deutliche Unterschiede des Heranwachsens und Reifens zeigen. Mit 20 Jahren kann die eine Rasse schon als erwachsen gelten, die andere erst später.

Die Schädelmessung gehört zum wichtigsten Bestand der Rassenkunde. Sie soll eingehender geschildert werden. Wie hat man begrenzt: kurzschädlig, langschädlig, breitgesichtig, schmalgesichtig? — Das Verfahren der Messungen ist am Knochenschädel des Toten etwas anders als am Kopf des Lebenden. Gleich bleibt sich aber bei Vergleichung der Maße die Einstellung in eine gedachte senkrechte und eine gedachte wagrechte Ebene. In diese Ebene wird man zu Vergleichszwecken (und z. B. auch bei Licht-

[1] Martin, Lehrbuch der Anthropologie, Jena 1928.

[2] Einen ausgesprochen männlichen und einen ausgesprochen weiblichen Schädel der gleichen Rasse zeigt z. B. Abb. 403 und 404, S. 377.

bildaufnahmen) den Schädel (mittelst eines sog. Kraniophors) einstellen. Die Kopfhaltung bei Einstellung des Kopfes in diese Ebene entspricht etwa der ungezwungenen, aufrechten Kopfhaltung eines geradeaus blickenden Menschen, der seinen Kopf weder nach links noch nach rechts neigt, sondern ohne Muskelanstrengung im Gleichgewicht hält. Um den Kopf des Leben=

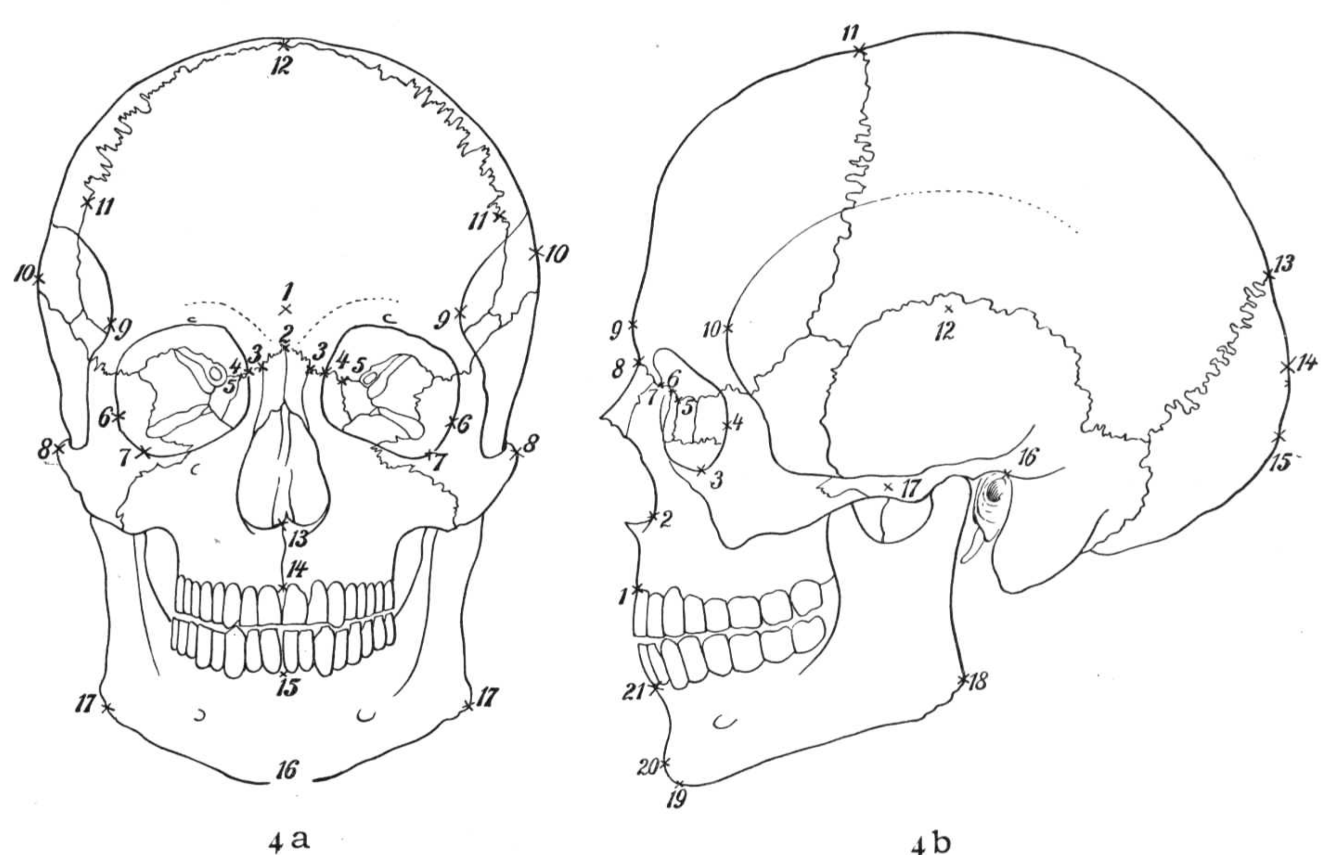


Abb. 4a. Schädel in Vorderansicht mit Meßpunkten
Hiervon sind in diesem Buch erwähnt: 1. glabella, 2. nasion, 7. orbitale (rechts und links), 8. zygion (rechts und links), 10. euryon (rechts und links), 14. prosthion, 15. infradentale, 16. gnathion, 17. gonion (rechts und links)

Abb. 4b. Derselbe Schädel in Seitenansicht mit Meßpunkten
Hiervon sind in diesem Buch erwähnt: 1. prosthion, 3. orbitale, 8. nasion, 9. glabella, 12. euryon, 14. opisthokranion, 16. porion, 17. zygion, 18. gonion, 19. gnathion, 21. infradentale

In Abb. 4b würde eine Gerade durch × 3 und × 16 die wagrechte Ohr=Augen=Ebene angeben. (Nach Frizzi)

den (z. B. auch bei Lichtbildaufnahmen) in die gewünschte Haltung zu bringen, ist darauf zu achten, daß drei Punkte in einer wagrechten Ebene liegen (in welcher bei Aufnahmen dann auch die Linse des Apparates liegen muß): 1. Der tiefste Punkt des unteren Augenhöhlenrandes des linken Auges (orbitale links), 2. ein Punkt am linken Ohr, der etwa am oberen Bogenende jenes Ohrknorpels liegt, mit dem man den äußeren Gehörgang zuschließen kann (tragion links), 3. der entsprechende Punkt am rechten Ohr (tragion rechts). Am Knochenschädel kann man entsprechend verfahren, nur müssen dann statt der beiden Punkte am Ohrknorpel die entsprechenden am Knochen gewählt werden: es sind die (porion rechts und porion links genannten) Punkte am Oberrand des äußeren Gehörgangs (porus acusticus externus), die senkrecht über der Mitte dieses Ganges liegen.

Ist so ein Kopf oder ein Schädel in die wagrechte Ohr=Augen=Ebene[1] eingestellt, so ist die zweite Maßebene, eine senkrechte Mittelschnittebene (Mediansagittalebene) leicht hinzuzudenken. Sie teilt nämlich den Kopf oder den Schädel von vorn nach hinten in zwei gleiche Hälften; Unebenmäßigkeiten der Schädelhälften bleiben dabei unberücksichtigt. Ein Gefüge von Entfernungslinien, Flächen, Bogen und Winkeln, die zur Messung dienen, erhalten nun alle ihre Bestimmung durch diese beiden senkrecht aufeinanderstehenden Ebenen, die durch den Schädel führen. Durch diese beiden Ebenen

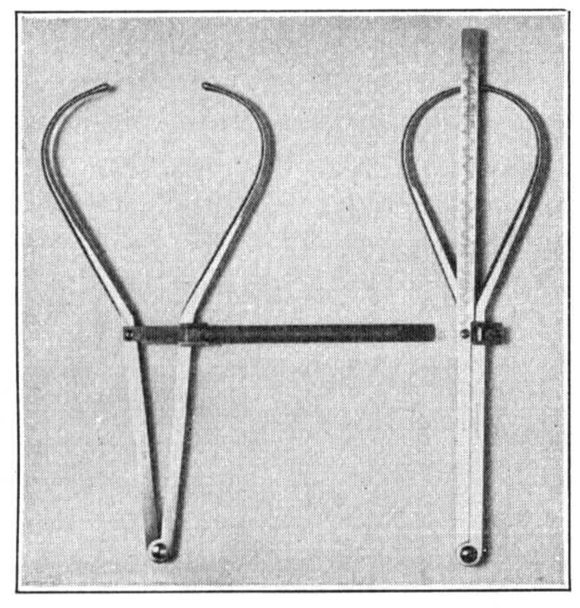


Abb. 5. Tasterzirkel,
geöffnet und geschlossen (S. 31/32)
(1/6 wirklicher Größe)

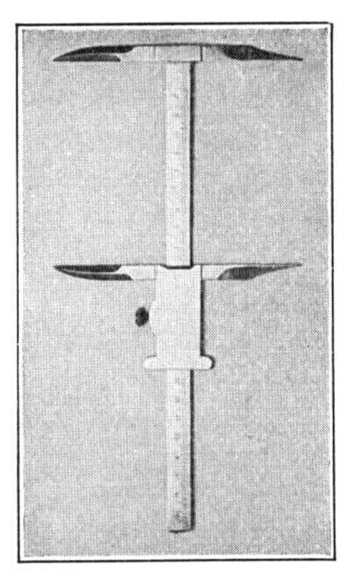


Abb. 6. Gleitzirkel (S. 35)
(1/6 wirklicher Größe)
(nach Martin)

(Die Meßinstrumente werden hergestellt bei Alig und Baumgärtel, Aschaffenburg)

ergeben sich: zwei Seitenansichten, eine Gesichtsansicht, eine Hinterhauptsansicht, eine Oberansicht (Scheitelansicht), dazu am Schädel eine Unteransicht (Schädelgrundansicht) und bei wirklicher hälftiger Durchsägung eines Schädels zwei Innenansichten.

In der senkrechten Mittelschnittebene liegen nun zwei wichtige Meßpunkte, die Punkte, deren gradlinige Entfernung die Größte Schädellänge angibt. Der vordere Meßpunkt zur Feststellung der Schädellänge liegt auf dem Stirnnasenwulst (glabella), auf jenem Wulst, der im unteren Teil der Stirne zwischen den Augenbrauen liegt. Der Punkt des Stirnnasenwulstes, der in der senkrechten Mittelschnittebene am weitesten nach vorn hinaus liegt, ist der vordere Längenmeßpunkt. Der Punkt, der in der senkrechten Mittelschnittebene am weitesten nach hinten hinausragt, ist der hintere Längenmeßpunkt (das opisthokranion). Dieser hinterste Punkt fällt fast immer auf die Oberschuppe des Hinterhauptbeins, seltener auf dessen Höcker. Die geradlinige Entfernung des bezeichneten vorderen von dem bezeichneten hinteren Meßpunkt muß selbstverständlich mit einem Ta=

[1] Sie wird auch „Frankfurter Horizontale" oder „Deutsche Horizontale" genannt, da sie 1884 bei einer anthropologischen Tagung in Frankfurt a. M. angenommen wurde.

sterzirkel gemessen werden, der ausgebogene Schenkel hat. Auf dem Maßlineal des Tasterzirkels ist dann die Größte Schädellänge abzulesen (Abb. 5).

Die Größte Schädelbreite wird dargestellt durch die geradlinige Entfernung des an der rechten Schädelseitenwand am weitesten nach außen liegenden, also am weitesten von der senkrechten Mittelschnittebene entfernten Punktes (euryon rechts) von dem entsprechend ihm gegenüberliegenden Punkt der linken Seitenwand des Schädels (euryon links). Die beiden Punkte größter Breite müssen so bestimmt werden, daß sie in der gleichen wagrechten Ebene liegen, also in gleicher Höhe und so, daß ihre gedachte geradlinige Verbindungslinie auf der senkrechten Mittelschnittebene des Schädels einen rechten Winkel bildet. Die beiden Punkte größter Schädelbreite sind bei einem kurzen, runden Schädel rascher aufzufinden als bei einem langen, schmalen, da sich die größte Breite beim runden kugligen Schädel deutlicher abtasten läßt. Die größte Schädelbreite fällt bei allen Schädeln stets auf das Scheitelbein oder auf den oberen Abschnitt der Schläfenbeinschuppe, am Kopf des Lebenden in die Gegend oberhalb der Ohrmuscheln.

Hat man nun auf solche Weise die größte Schädellänge und die größte Schädelbreite zahlenmäßig festgestellt, so ergibt das Verhältnis dieser Zahlen den Schädelindex. Die Formel lautet:

$$\frac{\text{Größte Schädelbreite} \times 100}{\text{Größte Schädellänge.}}$$

Man vervielfacht also die Zahl der Größten Schädelbreite mit 100 und teilt das Ergebnis dann durch die Zahl der Größten Schädellänge. Daraus ergibt sich, daß der Schädelindex um so größer ist, je „kürzer“ der Schädel, um so niedriger, je „länger“ der Schädel. Die Forschung rechnet mit fünf Abstufungen: überlangköpfig (hyperdolichokephal), langköpfig (dolichokephal), mittelköpfig (mesokephal), kurzköpfig (brachykephal) und überkurzköpfig (hyperbrachykephal). Dieses Buch kommt damit aus, drei Kopfformen zu unterscheiden: Langköpfe, x—75,9; Mittelköpfe, 76—80,9 und Kurzköpfe, 81—x, dem entsprechend drei Schädelformen, von den Lehrbüchern so eingeteilt: Langschädel x—74,9, Mittelschädel 75—79,9, Kurzschädel 80—x. (Dabei ist allerdings zu bemerken, daß diese Einteilung sich für außereuropäische Verhältnisse besser zu eignen scheint als für europäische; indessen die Lehrbücher teilen so ein.)[1]

[1] Nachdem A. Retzius den Längen-Breiten-Index des Schädels bzw. Kopfes in die Rassenforschung eingeführt hatte (vgl. S. 17), gewann dieser erste „Index“ zunächst bei den Rassenforschern selbst, später bei rassenkundlich belehrten Laien eine besondere Bedeutung, als ob sich mit dem Schädelindex ein besonders wichtiges Kennzeichen einer Rasse erfassen lasse. Weil solche Anschauungen sich bei Laien heute noch erhalten haben, muß hier betont werden, daß der Längen-Breiten-Index des Schädels bzw. Kopfes eben immer nur ein Merkmal neben vielen anderen Merkmalen einer Rasse ist. So ist es auch durchaus falsch, aus dem Schädelindex allein Schlüsse über verwandtschaftliche Beziehungen von Rassen ziehen zu wollen, z. B. alle kurzköpfigen Rassen einerseits, alle langköpfigen andererseits als „verwandte“ Rassen oder Rassen gleicher vorgeschichtlicher Herkunft zu betrachten. — Der berechtigte, allerdings heute schon längst unnötig gewordene Widerspruch gegen solche

Beim Erwachsenen erfährt der Längen-Breiten-Index des Kopfes keine nennenswerten Veränderungen mehr. — Zu merken ist, daß man die Maße, die an Schädeln gewonnen sind, nicht unmittelbar mit denen vergleichen darf, die an Köpfen lebender Menschen gewonnen sind. Zur Vergleichung

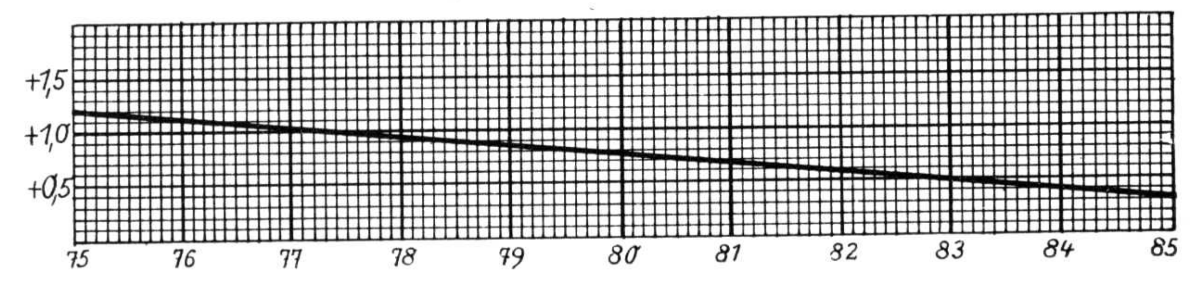


Abb. 7. Beziehung Schädelindex — Kopfindex

Der Schnittpunkt der über dem betreffenden Schädelindex (wagrechte Zahlenreihe) errichteten Senkrechten mit der schrägen Geraden ergibt — an der senkrechten Zahlenreihe links abgelesen — durch Hinzuzählen der betreffenden Zahl zum Schädelindex den Kopfindex.

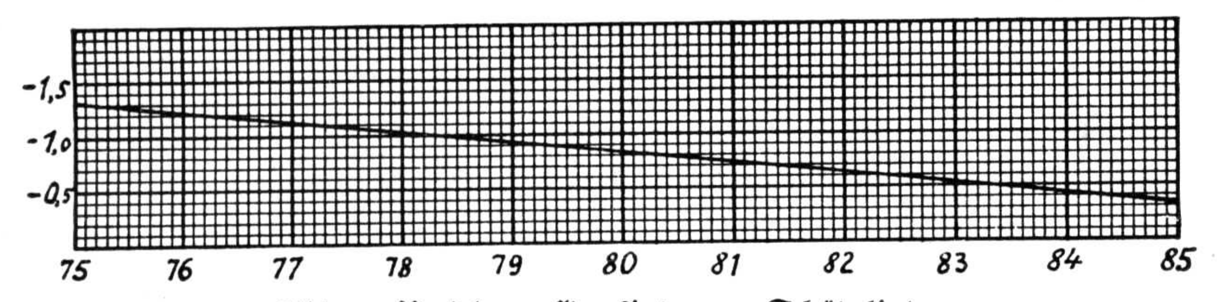


Abb. 8. Beziehung Kopfindex — Schädelindex
(Czekanowskis Formel für männliches Geschlecht, nach Struck dargestellt)

Der Schnittpunkt der über dem betreffenden Kopfindex (wagrechte Zahlenreihe) errichteten Senkrechten mit der schrägen Geraden ergibt — an der senkrechten Zahlenreihe links abgelesen — durch Abziehen der betreffenden Zahl vom Kopfindex den Schädelindex.

der am Schädel und der am Kopf gewonnenen Maße dient eine für das männliche und weibliche Geschlecht je etwas verschiedene Formel,[1] nach der obenstehende Darstellungen zur Umrechnung von Schädel- in Kopfindizes und umgekehrt entworfen sind.

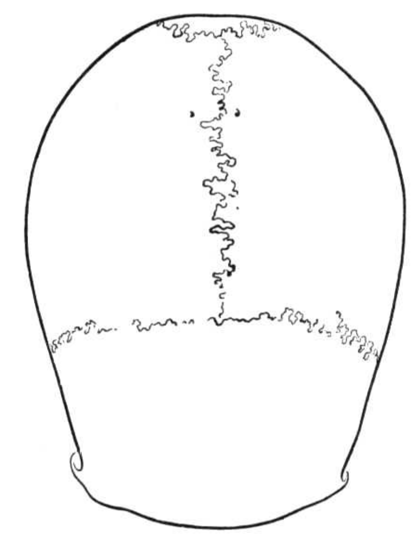
Die Umrechnung von Schädelindizes in Kopfindizes kann aber annähernd auch dadurch erreicht werden, daß man zum Längenmaß und zum Breitenmaß je 7 mm hinzufügt.

Ähnlich der Schädelform wird nun auch die Gesichtsform, der „Gesichtsindex", genauer: der morphologische Gesichtsindex, zahlenmäßig bestimmt. Die Formel lautet:

$$\frac{\text{Gesichtshöhe} \times 100}{\text{Jochbogenbreite.}}$$

den Schädelindex allein betrachtenden Annahmen, übersteigert sich auch heute noch gelegentlich so weit, daß dem Schädelindex überhaupt kein rassenkundlicher Wert mehr zuerkannt werden soll.

[1] Czekanowski, Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. 6, 1907.



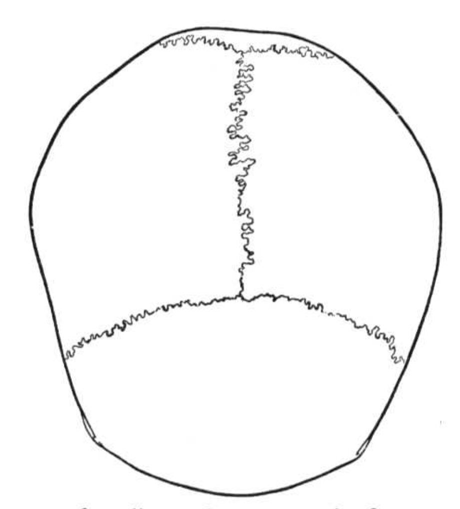
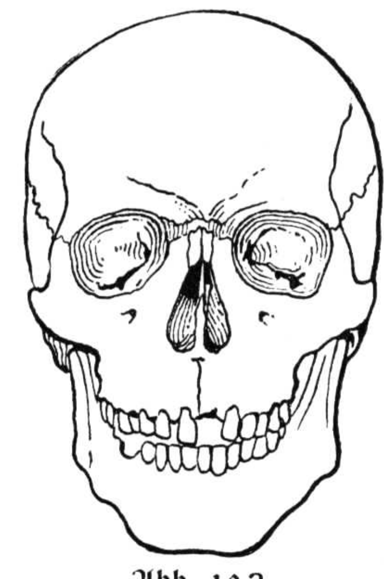
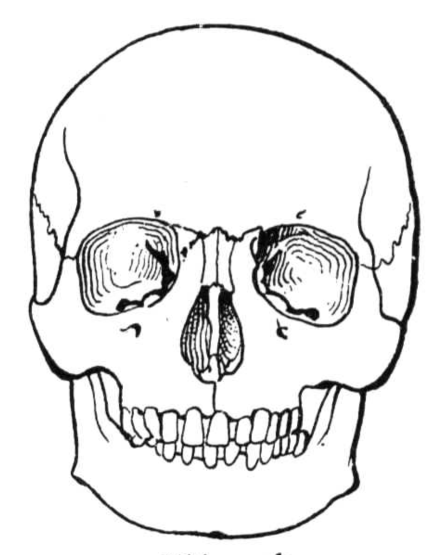


Abb. 9a. Langschädel mit Index 72,9 Abb. 9b. Kurzschädel mit Index 88,3
(Aus His-Rütimeyer, Crania helvetica)

Maßgebend für die Kennzeichnung „lang" oder „kurz" *ist die Scheitelansicht* (Oberansicht): sie zeigt, wie beim *Langschädel* der Längsdurchmesser den Querdurchmesser bedeutend übertrifft, während *beim Kurzschädel* der Querdurchmesser dem Längsdurchmesser näherkommt oder fast gleichkommt.

Der *Schädelindex* zeigt das Verhältnis des Querdurchmessers und Längsdurchmessers zueinander an, wobei *das Quermaß in Prozenten des Längsmaßes ausgedrückt ist*: die Länge wird stets gleich 100 gesetzt. Die Angabe „Index 83,2" zeigt also einen Schädel (bzw. Kopf) an, dessen größte Breite sich zur größten Länge wie 83,2 zu 100 verhält. Der Schädelindex wird um so höher, je kürzer der Schädel ist.





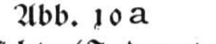


Abb. 10a
Schmalgesicht. (Index etwa 93,5)

Abb. 10b
Breitgesicht. (Index etwa 83,3)

(Aus v. Hoelder, Schädelformen)

Maßgebend für die Bezeichnung „schmal" oder „breit" ist das Verhältnis der Gesichtshöhe (der Entfernung Nasenwurzelpunkt—Kinnpunkt) zur Jochbogenbreite (des Abstandes der Jochbogen voneinander), wobei ersteres Maß in Prozenten des letzteren ausgedrückt wird. Der Gesichtsindex wird um so höher, je schmäler das Gesicht.

Die Gesichtshöhe ist dargestellt durch die geradlinige Entfernung des Nasenwurzelpunktes (nasion) vom Kinnpunkt (gnathion), dem untersten durchzutastenden Punkt des knochigen Kinns. Man mißt die Gesichtshöhe mit dem sog. Gleitzirkel. (Abb. 6.) Der Nasenwurzelpunkt — am Schädel der Punkt, in dem die senkrechte Mittelschnittebene die Knochennaht zwischen Stirn und Nasenbein (die sutura nasofrontalis) schneidet — liegt am Kopf nicht auf der am tiefsten eingesattelten Stelle der Nasenwurzel, sondern etwas höher, etwa in der Höhe der oberen Augenwimpern oder der inneren Haarenden der Augenbrauen. Die Knochennaht, auf der der Nasenwurzelpunkt in der Mittelschnittebene liegt, ist übrigens meistens durchzutasten und demnach der Punkt meistens schon durch Ertasten zu bestimmen. Der untere Meßpunkt der Gesichtshöhe, der Kinn-

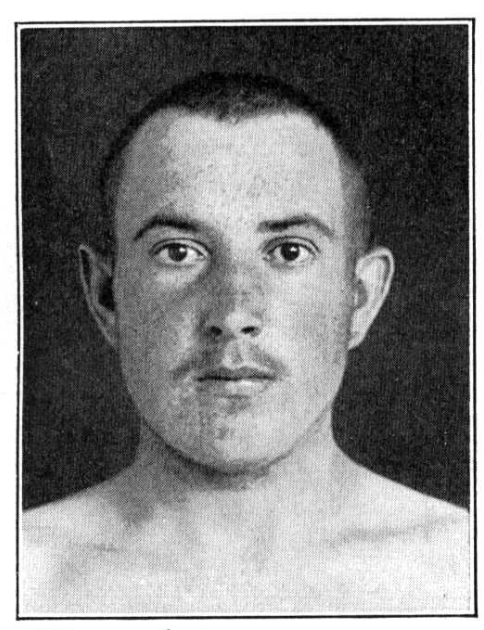


Abb. 11. Lette. Gesichtsindex 97,76

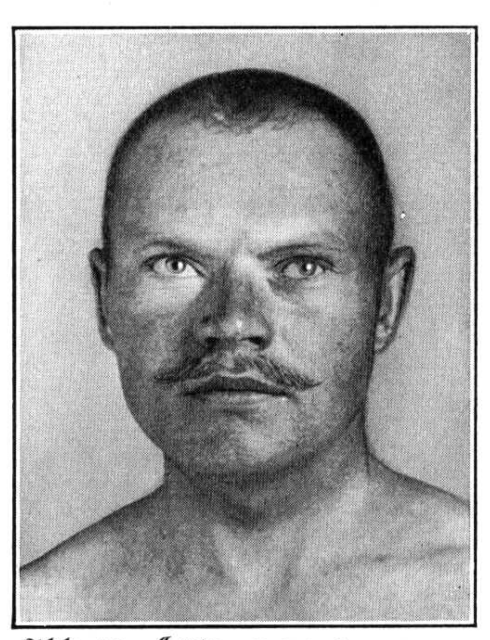


Abb. 12. Lette. Gesichtsindex 74,83

punkt (gnathion), liegt, da er unterster, nicht vorderster Punkt des Kinns ist und da er sich möglichst mit dem Punkt am Schädel decken soll, weiter nach hinten unten als die vordere Hautbekleidung des Kinns.

Die Jochbogenbreite darf nicht verwechselt werden mit der Jochbeinbreite. Die Jochbogenbreite ist der größte äußere Abstand der Jochbögen voneinander. Man mißt also mit dem Tasterzirkel nicht etwa unterhalb der Augen die Entfernung der Jochbeine voneinander, sondern (von zygion rechts zu zygion links) die größte Entfernung der Jochbögen voneinander, deren weiteste Ausbiegung wohl meistens gegen die Ohren zu liegt.

Nun vervielfältigt man nach obiger Formel die Zahl der Entfernung Nasenwurzelpunkt—Kinnpunkt, d. h. also die Gesichtshöhe, mit 100 und teilt dann durch die Zahl der Jochbogenbreite. Es ergibt sich, daß der Gesichtsindex um so größer ist, je schmäler das Gesicht, um so niedriger, je breiter das Gesicht. Für dieses Buch genügt die Einteilung: breitgesichtig x—84,9, mittelgesichtig 85—89,9, schmalgesichtig 90—x für den Schädel, und x—83,9, 84—87,9 und 88—x entsprechend am Kopf des Lebenden.

Außer diesen näher betrachteten Indizes hat die Rassenkunde allein für

den Schädel, bzw. Kopf noch eine Reihe Indizes zu berechnen. Man kann — um noch ein Beispiel zu geben — die **Unterkieferwinkelbreite**, d. h. die Entfernung der beiden Unterkieferwinkel voneinander (von gonion rechts bis gonion links), in Beziehung setzen zur Jochbogenbreite, erstere in Prozenten der letzteren ausdrücken — so erhält man den Jugomandibularindex (Jochbogenunterkieferindex). Doch genügen diese Angaben über Indizes für dieses Buch.

Der **Obergesichtswinkel** (Profilwinkel) ist der Winkel, der in der senkrechten Mittelschnittebene gebildet wird durch die Ohraugenebene und eine Gerade, welche den Nasenwurzelpunkt verbindet mit jenem (prosthion genannten) Punkt des Oberkiefers, der zwischen den beiden vor-

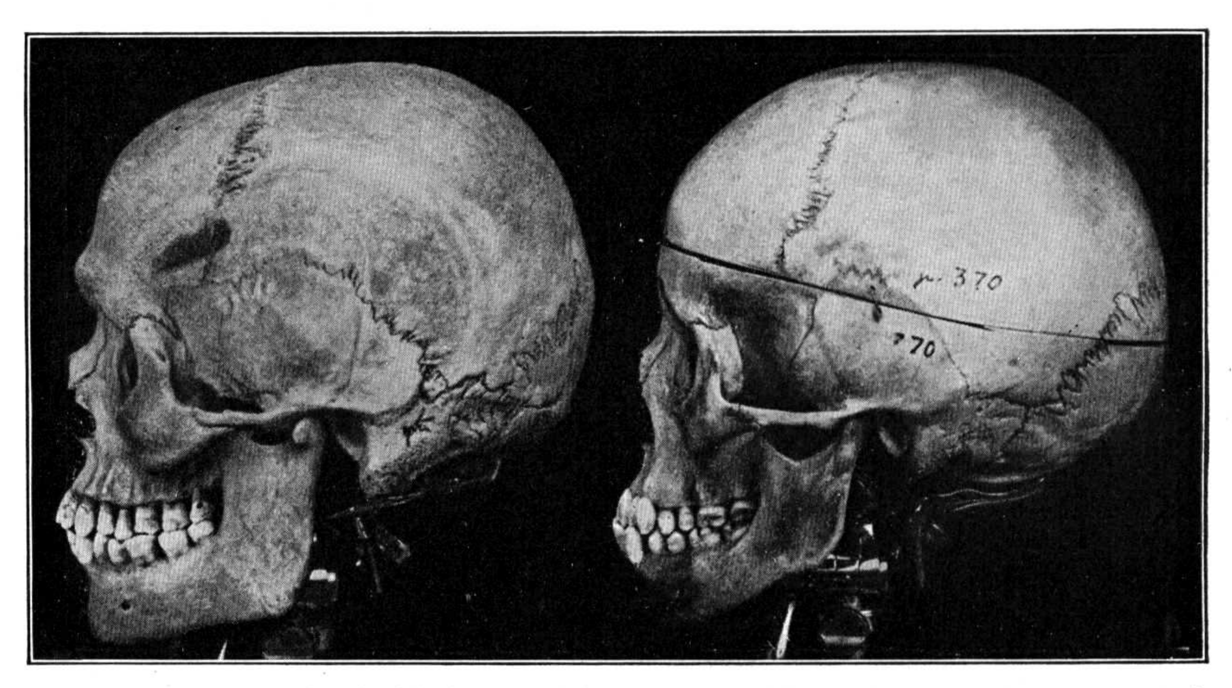


Abb. 13. Mittelkiefrigkeit (Mesognathie). Sch: 82,8; G: 84,4; Gesichtswinkel: 82½°. Schädel eines Portugiesen. Die Kieferstellung und der starke Stirnwulst lassen einen Einschlag indischer („pseudo-australoider") Rassenmischung (in dem port. Goa, Indien) vermuten

Abb. 14. Mittelkiefrigkeit (Mesognathie). Schädel eines 16 jährigen Sachsen. (Selbstmörder.) Sch: 81,2; G: 94,9; Gesichtswinkel: 81°. Negerischer Einschlag? Einschlag der Sudetischen Rasse (vgl. S. 165)? Pathologische Kieferstellung?

deren Schneidezähnen am weitesten nach vorn hinausliegt. Ist der beschriebene Winkel kleiner als 80 Grad, so zeigt er Vorkiefrigkeit (Prognathie)[1] an, d. h. schief nach vorn stehende Kiefer, die dem Mund etwas Schnauzenähnliches geben: Australier, Papua und Kamerunneger sind die vorkiefrigsten Gruppen der heutigen Menschheit. Ist der Winkel größer als 85 Grad, so zeigt er Geradkiefrigkeit (Orthognathie) an. Zwischen 80 Grad und 84,9 Grad liegen die Winkel, die Mittelkiefrigkeit (Mesognathie) anzeigen.

Der Gesichtswinkel spielt bei Betrachtung der heutigen **europäischen** Rassen eine geringe Rolle, so höchstens bei Betrachtung der ostbaltischen

[1] Es gibt auch eine sog. pathologische Prognathie, also Vorkiefrigkeit als Anzeichen einer krankhaften Anlage (vgl. Abb. 14) und nicht als rassisches Merkmal. Über Vorkiefrigkeit als möglicherweise noch heute vorhandene Erbanlagen der Neandertalrasse vgl. 21. Abschnitt.

Rasse, welche Neigung zu nach vorn gestellten Kiefern zeigt und jenes Einschlags innerasiatischer (?) Herkunft, den Reche als Sudetische Rasse bezeichnet hat (vgl. 11. Abschn.). Hier ist der Gesichtswinkel mehr als ein Beispiel für die vielen Winkelmaße angeführt worden, welche bei Schädelmessungen abgenommen werden können, als ein weiteres Beispiel für das Verfahren der menschenkundlichen Forschung.

Solcher Winkelmaße und Verhältniszahlen gibt es nun noch eine beträchtliche Anzahl. Der ganze Schädel wird berechnet mit Entfernungen, mit Winkelmaßen, mit Bogenmaßen, bis er allein aus diesen Maßen geradezu nachzubilden ist. Für die Zwecke dieses Buches genügen die bisherigen Angaben, die zugleich einen, vielleicht nicht sehr genauen und sicherlich geringen, aber doch vielleicht das Kennzeichnende andeutenden Einblick in das Verfahren der vergleichenden Menschenkunde geben.[1]

Genau eingeteilt werden auch die Haut-, Haar- und Augenfarben. Dazu hat der Forscher eine Hautfarbentafel, eine Haarfarbentafel und eine Augenfarbentafel. Zur Feststellung des Haargespinstes (der Textur) dient eine Abstufung, die vom straffen Haar über das schlichte, wellige, lockige, gekräuselte und krause Haar zum schraubenförmigen (spiraligen) Haargespinst führt. Mittelst all solcher Feststellungen kann daher ein Körper schließlich eindeutig beschrieben werden. Die wenigen hier angeführten Maße genügen zum Verständnis des folgenden. Wo ergänzende Bemerkungen nötig sind, werden sie an ihrer Stelle eingefügt.

---

[1] Entnommen sind die Angaben dem „Lehrbuch der Anthropologie" von Martin, 2. Aufl., Jena 1928, auf das hier für jeden, der in diese Wissenschaft weiter eindringen will, ebenso wie auf die kurzgefaßte Darstellung bei Martin, Anthropometrie, 2. Aufl., Jena 1929, verwiesen werden muß und dem auch das in der „Sammlung Göschen" erschienene Bändchen „Anthropologie" (1921) von Frizzi folgt. Neuerdings stellt sich dem Martinschen Lehrbuch, dieses in manchem wertvoll ergänzend, zur Seite: „Technik und Methoden der physischen Anthropologie" von Mollison (in dem Band „Anthropologie" der Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923). Eine kurze Darstellung der wichtigsten Messungen gibt Sullivan, Essentials of Anthropometry, Neuyork, 1923.

5. Die leiblichen Merkmale der nordischen Rasse

Bei den Bilderklärungen bedeutet K (oder Sch): Kopfindex (bzw. Schädelindex); G: Morphologischer Gesichtsindex; A: Augenfarbe; H: Haarfarbe. Farbbezeichnungen sind aber nur angegeben, wo das Bild die wirklichen Farben oder wenigstens den Grad der Helligkeit oder Dunkelkeit nicht erkennen läßt. Weibliche Schädel sind als solche gekennzeichnet. Bei Bildern von Lebenden ist der Name nur angegeben, wenn es sich um einen durch andere Abbildungen schon ziemlich bekannten Dargestellten handelt.

Für alle Bilder, insbesondere für die ohne Angaben der Indexzahlen und anderer Maße, gilt, daß die ihnen beigegebene Rassenbezeichnung sich nur auf die auf dem Bild sichtbaren Züge bezieht, und nur eine Aussage über leibliche Merkmale des Erscheinungsbildes (vgl. S. 249) des Dargestellten bedeuten soll. Die Bilder sollen nämlich weniger Aussagen über den betr. Dargestellten sein als Beispiele zur Kennzeichnung der Rassenmerkmale, zumal ja immer auch die mögliche Verschiedenheit von Erbbild und Erscheinungsbild (vgl. S. 249) zu bedenken ist. Als eine Gruppenwissenschaft beschäftigt sich die Rassenkunde mit dem Einzelmenschen zumeist nur insofern, als dieser als Vertreter einer Gruppe gelten kann. Ausgangspunkt der Rassenkunde ist immer die Gruppe. (Über die Gewinnung neuer Bilder für dieses Buch siehe Vorwort.)

Die Gestalt: Die nordische Rasse ist hoch und schlank gewachsen; ihre Körperhöhe beträgt beim erwachsenen Mann im Mittel 1,75 oder gar 1,76 m, doch sind Männer bis zu 1,90 m nicht allzu selten.[1] Zu der hohen Gestalt tragen vor allem die hohen Beine bei. Indessen von einer „Überhöhe" der Beine, wie man sie z. B. für die Obernil„neger" feststellt, kann man bei der nordischen Rasse nicht reden. Sie nimmt in bezug auf das Verhältnis der Beinlänge zur ganzen Körperhöhe gerade die Mitte ein zwischen den Mongoliden, bei denen die „Unterlänge" der Beine, und gewissen langwüchsigen Tropenstämmen, bei denen die „Überlänge" der Beine herrschend ist. Die Sitzhöhe (vgl. S. 27) mag durchschnittlich etwa 52—53% der Körperhöhe ausmachen.[2] Es handelt sich also um eine Rasse, welcher die Konstitutionsforscher die Bezeichnung Longitypus (Viola) oder leptosom

[1] Man hat diese Festsetzung der durchschnittlichen Körperhöhe als zu hoch bezeichnet. Doch steigt ja in Schweden und Norwegen, auch noch in Westlettland, die Körperhöhe in den schmalgesichtig-langköpfigen Gebieten schon bei den noch nicht vollerwachsenen Wehrpflichtigen über 1,73 m, die von Eugen Fischer angenommene mittlere Körperhöhe der nordischen Rasse. Es gibt in Skandinavien Gebiete, in denen eine durchschnittliche Körperhöhe von 1,74 erreicht wird. Bryn (Arch. für Rassenbilder, Bildaufsatz 7) gibt für das sehr vorwiegend nordische Ostnorwegen eine mittlere Körperhöhe des Mannes von 1,75 m an. Isländische Studenten und Akademiker hatten eine durchschnittliche Körperhöhe von 1,747 m. Unter allen diesen hochgewachsenen Gruppen finden sich aber höchst wahrscheinlich immer noch geringe Einschläge nichtnordischer und kleingewachsener Rassen.

[2] Das kann man schließen aus Hanneson, Körpermaße und Körperproportionen der Isländer, Reykjavik, 1925, S. 89 ff.

(Kretschmer) oder nach französischen Forschern longiligne geben würden, eine Rasse, welche kurz als hoch=schlank bezeichnet werden kann.

Das Wachstum der nordischen (und der fälischen?) Rasse dauert entsprechend ihrer späteren Reife am längsten und kann noch zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr beträchtlich sein. Der Wachstumsabschluß in Süditalien ist früher als der in Norditalien, die Höhenzunahme zwischen dem 20. und 25. Lebensjahr ist in Baden geringer als in Schweden. Der geringere oder größere Gehalt der nordischen Rasse scheint sich in diesen Tatsachen zu zeigen. Man hat einen Zusammenhang festgestellt zwischen dem Eintreten

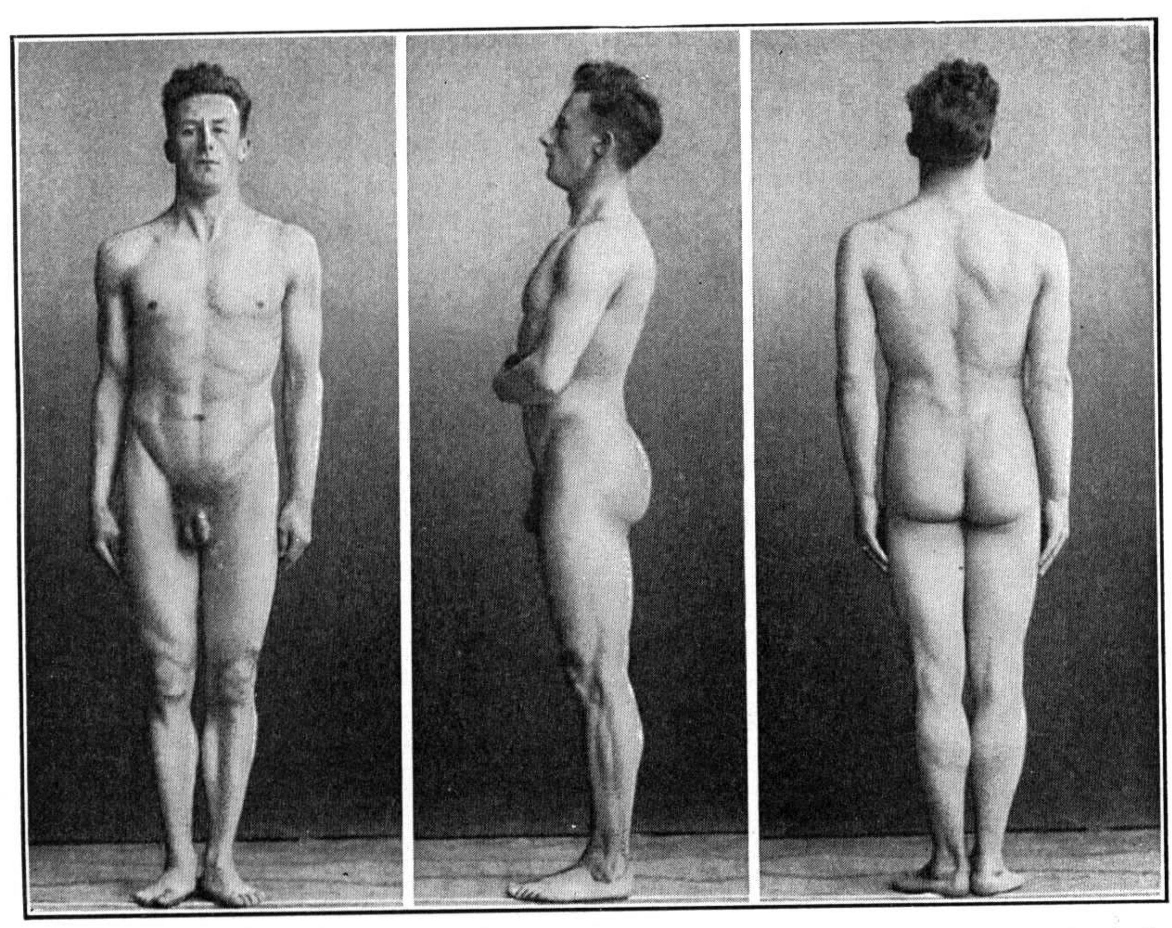


Abb. 15. Norweger, die mittlere Körperhöhe der nordischen Rasse darstellend, 23 Jahre (175,6 cm hoch, Kopfinder 78,3; Gesichtsinder 91,3. Nordisch oder vorwiegend nordisch)

der Geschlechtsreife und dem Abschluß des Wachstums, vor allem des Wachstums der Beine. (Krankhafte Erscheinungen wie der sog. eunuchoide Hochwuchs weisen auf einen solchen Zusammenhang hin.) So wird man die späte Geschlechtsreife der nordischen Rasse und ihren hohen Wuchs, zu dem vor allem die hohen Beine beitragen, jedenfalls in einen Zusammenhang bringen. Wie die nordische Rasse später reift und später erwachsen ist, so tritt auch der Alterszerfall, besonders der Alterszerfall beim weiblichen Geschlecht, bei ihr später ein.

An der hohen Gestalt des nordischen Menschen fallen beim Mann die breiten Schultern und die schmalen Hüften auf, Eigenschaften, die von der englisch=amerikanischen Herrenmode oft unterstrichen werden. Die Schlankheit der männlichen Hüften wird noch besonders betont durch ein für die

nordische Rasse sehr bezeichnendes Merkmal: die sog. antike Beckenfalte, jenen Muskelwulst, der, erst als Weichenwulst, dann als Leistenfurche, vom Rücken her über die Hüfte nach vorn hinunterzieht und dessen rassische Eigenart in der hellenischen Kunst mit Vorliebe dargestellt wurde. Auch die besondere Ausbildung eines Oberkniescheibenwulstes (am inneren Umfang des unteren Oberschenkels bei durchgedrücktem Knie) scheint unter den europäischen Rassen hauptsächlich innerhalb der Nordrasse vorzukommen.

Den rassischen Zug der Schlankheit zeigt auch der Wuchs des nordischen Weibes, obwohl die weiblichen Züge des Körpers: die schmäleren Schultern und die breiteren Hüften bei der nordischen Rasse im weiblichen Ge-

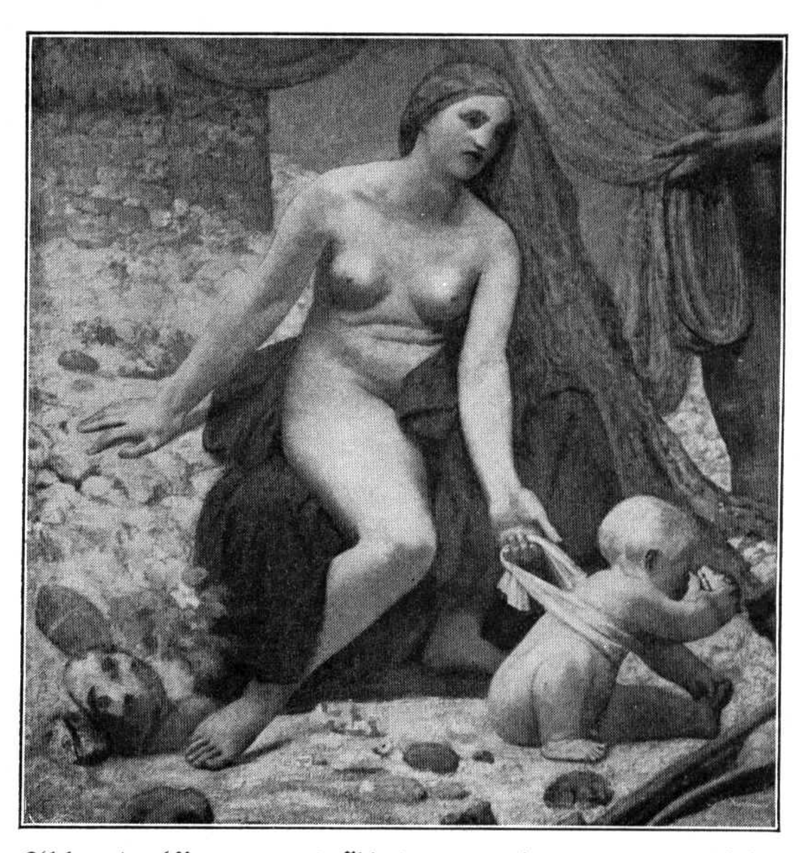


Abb. 16. Mutter und Kind, vorwiegend nordisch.
(Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Fischerfamilie" von Puvis de Chavannes)

schlecht deutlich ausgestaltet sind. In der nordischen Rasse kommen die sog. falschen Mageren vor, d. h. Frauen, die in Kleidung mager erscheinen, dabei aber weiblich voll gestaltet sind.

In allen Einzelheiten des Bildes wiederholt sich dieser Zug eines schlanken, dabei kräftigen Körpers. Der Hals ist schlank und wirkt besonders frei und leicht; im Querschnitt nähert er sich mehr einer elliptischen Form als der Kreisform. Die Hände sind verglichen mit den Handformen der übrigen Menschenrassen der Erde mittelbreit, eine Umrißlinie aber über die Spitzen der Finger hinweg gibt einen zugespitzten Umriß. Das gleiche gilt für die Füße; die einzelnen Finger und Zehen wirken schlank. Der Oberschenkel wirkt hoch, obwohl er meistens voll ist, der Unterschenkel ebenso, obgleich die Wade gut ausgebildet und wohlgeschwungen ist. Im männlichen Geschlecht scheinen jedoch bei der nordischen Rasse auch häufiger sehr

schlanke, hagere Oberschenkel vorzukommen. Die Fußwölbung scheint unter den europäischen Rassen bei der nordischen Rasse am höchsten zu sein.

Im Verhältnis zur Körperhöhe bietet die Armlänge das gleiche Bild wie die Beinlänge: die nordische Rasse ist weder so kurzarmig wie die Mongoliden, noch so langarmig wie die Negriden. Die Spannweite (S. 27) scheint bei der nordischen Rasse 94—97 % der Körperhöhe auszumachen. Knoop fand diese Zahlen bei Untersuchungen an blonden, helläugigen,



Abb. 17. Professor Kulenkampff
Nordisch. Außergewöhnlich schlank und schmalgesichtig

hellhäutigen Niedersachsen und konnte zugleich feststellen, daß sich die Spannweite, in Prozent der Körperhöhe ausgedrückt, um so mehr der Zahl 94 näherte, je langköpfiger die Untersuchten waren.[1] Wie bei allen Rassen ist die Armlänge des weiblichen Geschlechts verhältnismäßig geringer, wie bei allen Rassen der weibliche Unterarm verhältnismäßig kürzer als der männliche. Im Verhältnis zur Körperhöhe der nordischen Rasse ist ihre Körperfülle eher geringer als die anderer Rassen. Die Körperfülle des Weibes ist wie bei allen Rassen etwas größer.

[1] Knoop, Zum Index aus Körperhöhe und Armspannung, Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1918.

Einem künstlerischen Blick würde bei der Gestalt der nordischen Rasse, vor allem der des nordischen Mannes, wohl auffallen — und besonders gegenüber der ostischen Rasse auffallen — eine gewisse Freiheit, die jedem einzelnen Teil des Leibes, ja jedem einzelnen Muskel eigen ist, als ob jeder einzelne Zug, indem er doch zugleich zu einer klaren Einheit des ganzen

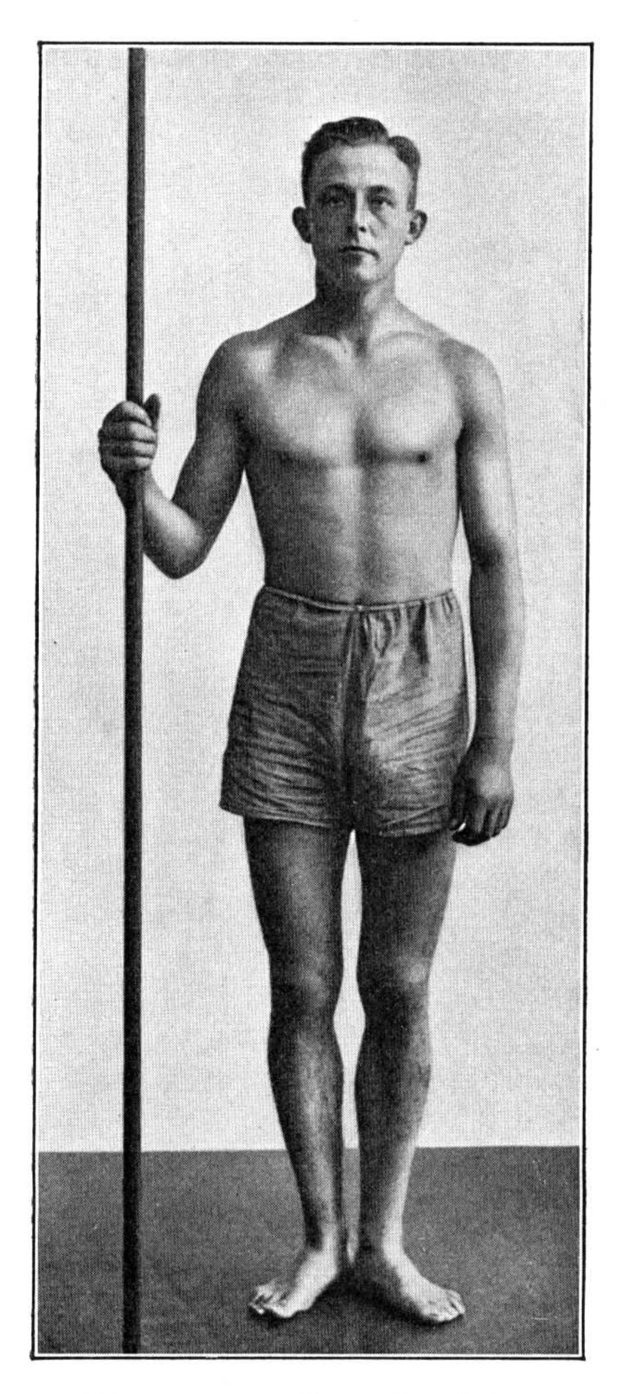




Abb. 18. Eutin. Nordische Gestalt

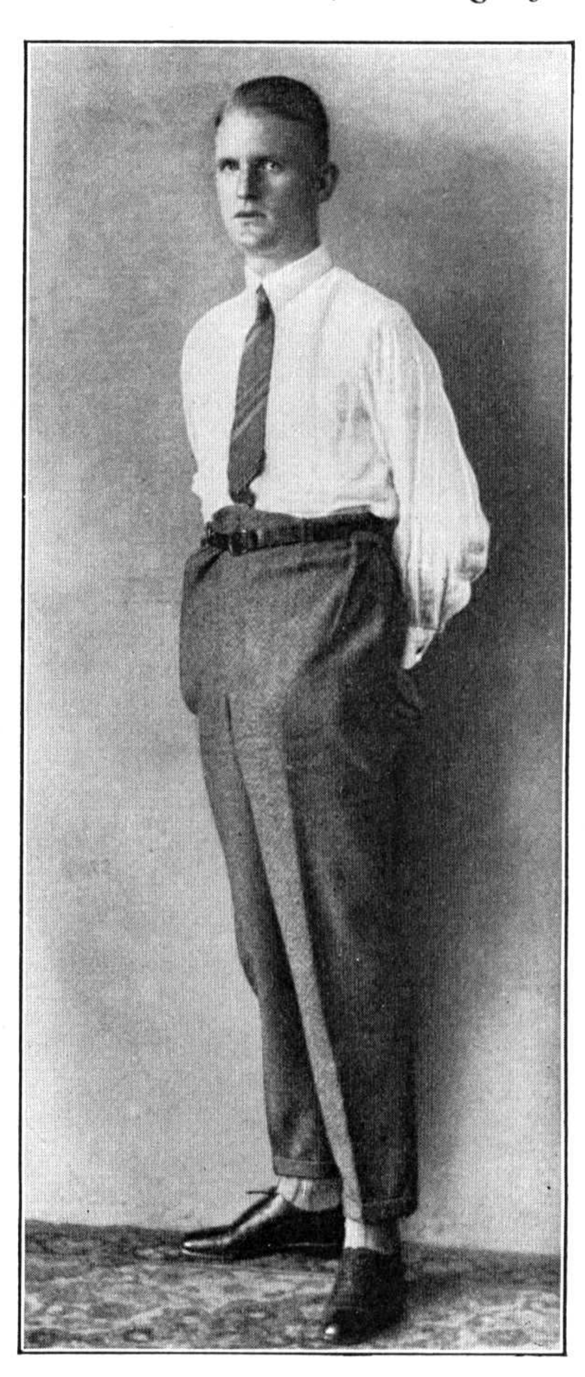


Abb. 19. Mecklenburg-Strelitz. Nordische Gestalt. (Zu Abb. 37)

Leibes beiträgt, gleichsam sein besonderes Gestaltungsgesetz besonders ausdrücken wolle. So entsteht ein Eindruck beherrschter Freiheit, und so schließlich, da wo das nordische Rassenbild sich am schönsten zeigt, der Eindruck adligen Wuchses.

Der Schädel: Die Schlankheit des Leibes wiederholt sich in der Gestaltung des Schädels. Die nordische Rasse ist langschädlig und schmal-

gesichtig. Das Mittel für den Schädelindex wird etwa 74 sein. (Dem entspricht am Kopf des Lebenden etwa 75—75,5.) Die Breite des nordischen Kopfes verhält sich also zur Länge etwa wie 3:4. Manche Forscher lassen für die nordische Rasse am Lebenden auch eine Längenbreitenzahl bis 77,9 gelten, Deniker sogar bis 79.[1] Ich möchte annehmen, daß man Köpfe bzw. Schädel bis zu einem Index von 79, sogar vielleicht noch etwas mehr, als nordisch ansehen darf, wenn ihnen (wie etwa bei Abb. 15) der ausladende Hinterkopf der nordischen Rasse eigen ist; denn wahrscheinlich muß für die Kopf- bzw. Schädelbreite der nordischen Rasse ein etwas größerer Spielraum (Variationsbreite) angenommen werden, als ihn Indizes unter 75 angeben. Man wird jedenfalls sagen können, daß die Langschädligkeit der nordischen Rasse sich durchschnittlich näher an den Zahlen der Mittelschädligkeit bewegt als etwa an den Zahlen für die sehr langschädligen Rassen gewisser Neger oder Eskimos.

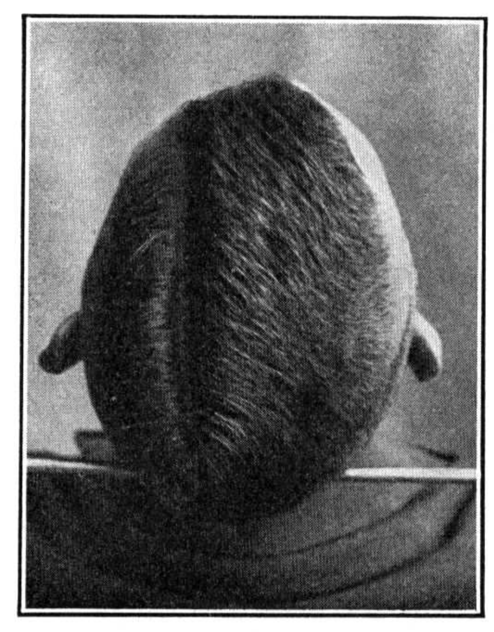


Abb. 20. Nordischer Kopf von oben. Index etwa 74–75. Obenansicht des Kopfes Abb. 38

Die Breite des nordischen Gesichts verhält sich zur Länge etwa wie 10 : 9, oft aber ist die Länge auch bedeutender und dann das Verhältnis wie 10 : 10. Man wird sagen können, daß der Gesichtsindex der nordischen Rasse von 90 aufwärts liegt.[2] Durch diese Langköpfigkeit verbunden mit dieser Schmalgesichtigkeit stellt sich eine Kopfform dar, die, roh gesprochen, in eine Quaderform eingeschlossen werden könnte. Bei nordischen Männern, die kurzes Haar tragen oder schon kahl sind, fällt diese Form besonders auf bei Wendungen des Kopfes. Während sich bei runden und kurzen Köpfen bei einer Kopfwendung eigentlich keine Gestaltänderung bietet — eine Kugel bietet ja von allen Seiten immer den gleichen Anblick — fallen bei einem sich wendenden nordischen Kopf die beiden, oft gleichläufigen (paral-

[1] Während Kollmann für die nordische Rasse am Schädel einen Index von im Mittel 71,5 ansetzen wollte, will Eugen Fischer am Kopfe einen Index von im Mittel 76—79 annehmen.

[2] Nach Bryn, Der Nordische Mensch, 1929, S. 54/55, haben sich in den nordischsten Gebieten Ostnorwegens — wo also immer noch mit geringen nichtnordischen Einschlägen zu rechnen ist — Längen-Breiten-Indizes des Kopfes der Wehrpflichtigen zwischen 77,5 und 78,5 ergeben, morphologische Gesichtsindizes zwischen 89 und 90,4. In einigen Bezirken Ostnorwegens stieg aber dieser Index auch bis auf 93. Kollmann wollte am Schädel einen morphologischen Gesichtsindex von im Mittel 92,5 für die nordische Rasse annehmen. Schweden, das also noch recht deutliche Einschläge breitgesichtiger Rassen hat, zeigt beim männlichen Geschlecht einen solchen von 93,14. So wird der mittlere Gesichtsindex der nordischen Rasse für männliches Geschlecht jedenfalls über 90 liegen, auch wenn man mit der Annahme einiger Forscher rechnet, daß Rassenkreuzung zu einer gewissen Verschmälerung der Gesichter bei einigen Mischlingen beitrage.

lelen) langen Seitenflächen besonders auf. Teilt man den Kopf in der Seitenansicht senkrecht in zwei Abschnitte: in einen Abschnitt vor den Ohren, d. h. vor der Mitte des Gehörganges (den praeauricularen), und in

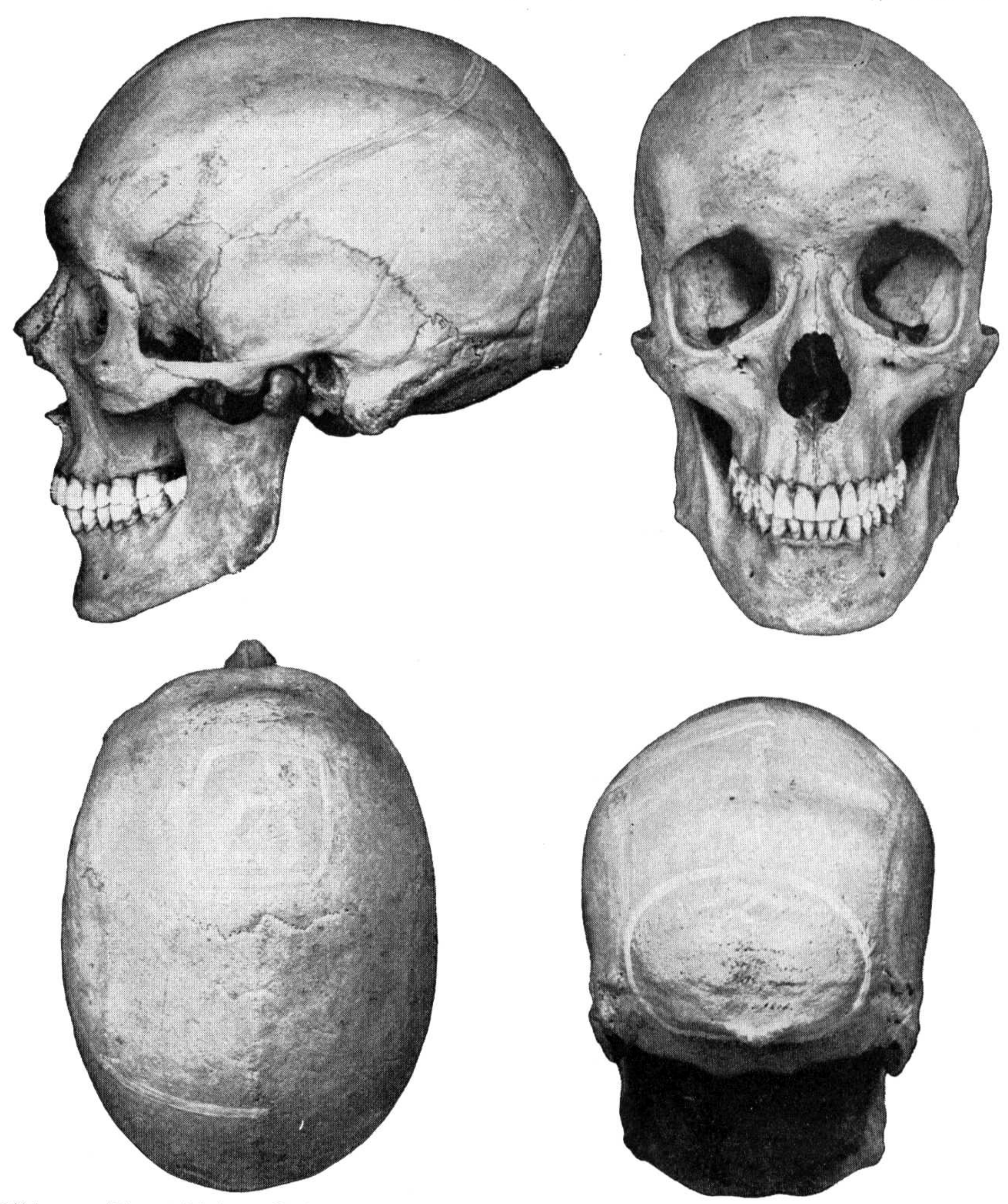


Abb. 21. Nordischer Schädel in Seiten-, Vorder-, Scheitel- und Hinterhauptsansicht. Sch: 70; G: 96,4.

einen Abschnitt hinter den Ohren, d. h. hinter der Mitte des Gehörgangs (den postauricularen), so bemerkt man, daß zu der Längenentwicklung des nordischen Kopfes der Abschnitt hinter den Ohren wesentlich beiträgt. Der Abschnitt hinter den Ohren ist gerade so lang und manchmal noch länger als der Abschnitt vor den Ohren. Das Hinterhaupt ist bisweilen kuglig, bisweilen wie ein Pyramidenstumpf gebildet und lädt weit über den

Nacken nach hinten aus. Man sieht gelegentlich bei nordischen (vielleicht aber häufiger bei fälischen) Kahlköpfen deutlich, wie das Hinterhauptsbein sich von der Naht gegen die Scheitelbeine nochmals besonders abhebt, sich von dem ausladenden Hinterhaupt nochmals bauschig hinauswölbt. Bei einem aufrecht an einer Wand stehenden langköpfigen Menschen, der seinen Kopf in der Ohraugenebene hält, berührt der Hinterkopf gerade die Wand. Bei einem geradeso stehenden kurzköpfigen Menschen bleibt zwischen Hinterkopf und Wand ein Zwischenraum. Beachtlich ist am nordischen Schädel die verhältnismäßig geringe Höhe des Abschnitts hinter den Ohren. Man kann von einer Flachschädeligkeit der nordischen Rasse sprechen. (Beim Kind ist diese jedoch noch nicht ausgebildet. Man findet sogar

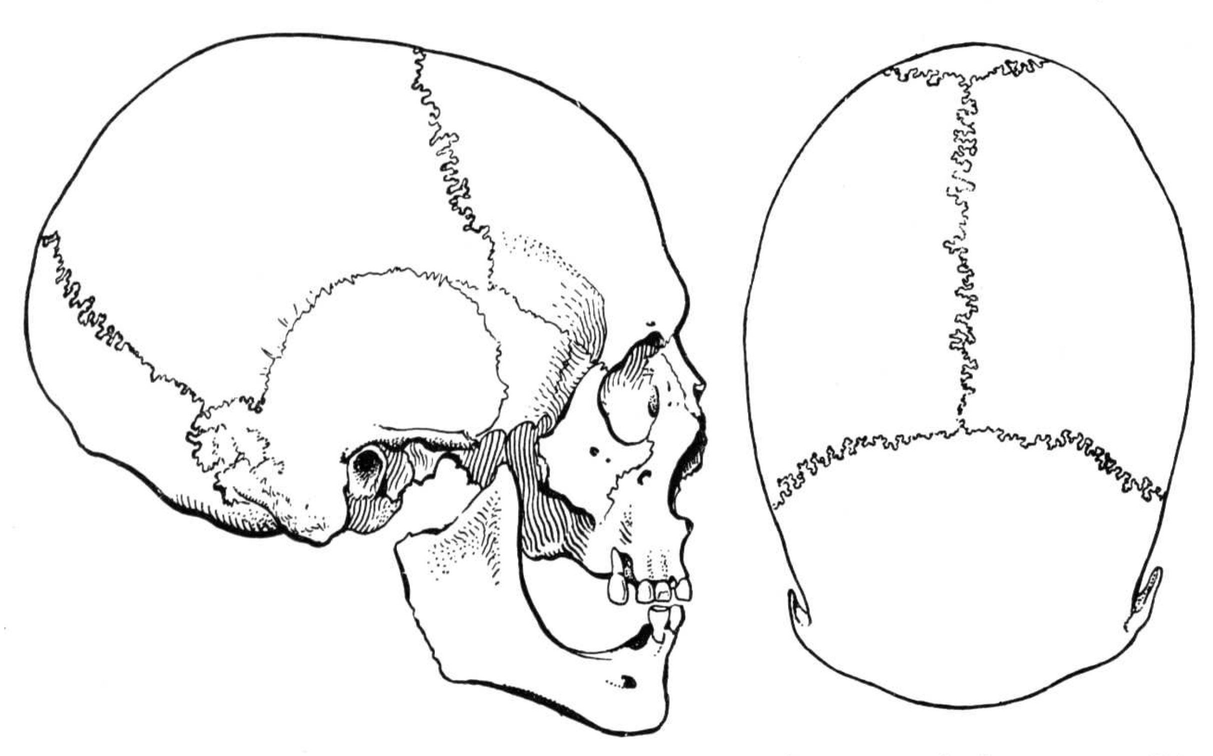


Abb. 22. Seiten- und Scheitelansicht eines nordischen Schädels mit Index 69,4. (Aus einem alten Grab aus Vivis [Schweiz] nach His-Rütimeyer, Crania helvetica)

nordische Kinderköpfe mit verhältnismäßig hohem hinteren Schädelabschnitt, die dann auf dem kindlichen, überschlanken Hals als zu schwer und massig wirken.) Das Schädeldach liegt im allgemeinen etwa gleichlaufend (parallel) zur Ohraugenebene oder steigt nur wenig gegen das Hinterhaupt hin an, wölbt sich auch selten in einem eigentlichen Bogen von der Stirn zum Hinterhaupt. Der nordischen (und der dinarischen) Rasse ist eigen die starke Ausprägung des Hinterhauptshöckers (protuberantia occipitalis externa). Dieser Höcker, den die senkrechte Mittelschnittebene etwa hälftig schneidet, ist bei der nordischen Rasse bei Kahlköpfen oft äußerlich sichtbar, immer aber sehr deutlich durchzutasten gerade über der Stelle des Hinterhauptbeins, an der die Nackenmuskeln ansetzen. Bezeichnend nordisch scheint mir der starke, kräftig ausgebildete Warzenfortsatz (processus mastoideus) des Schläfenbeins zu sein. Während die Gegend hinter dem Ohr bei den andern europäischen Rassen ziemlich flach liegt, hebt sich der kräftige War-

zenfortsatz bei nordischen Köpfen deutlich als eine Erhebung hinter der Ohrmuschel ab.

Die Teile des nordischen Gesichts in der Seitenansicht sind jeder für sich klar ausgebildet. Die Stirn weicht zurück, sie ist beim Mann mehr flächig zurückgeneigt, beim Weib mehr zurückgewölbt. Die Augen liegen zurück. Die Nase springt mehr oder weniger vor, oben mit hoher Nasenwurzel entspringend, unten meist in wagrechter oder nur wenig aufwärts weisender Richtung abschließend. Die Kiefer und ebenso die Zähne stehen fast senkrecht, in einigen Fällen und dann besonders im Oberkiefer ein wenig nach vorn, nie aber so schief nach vorn, daß eine Neigung zu schnauzenartiger Mundbildung entstünde. Das Kinn ist besonders scharf ausgesprochen. So entsteht ein klarer, bisweilen sehr scharfer Gesichtsschnitt. Durch das dreimalige Vorspringen des Gesichtsschnitts in Stirne, Nase und Kinn entsteht der Eindruck des Angriffslustigen. Wenn ein Künstler Führereigenschaften, Kühnheit, Willensstärke, Kraft in menschlichen Zügen darstellen will, so wird immer ein mehr oder weniger nordischer (manchmal auch ein nordisch-dinarischer oder ein nordisch-fälischer) Kopf entstehen.

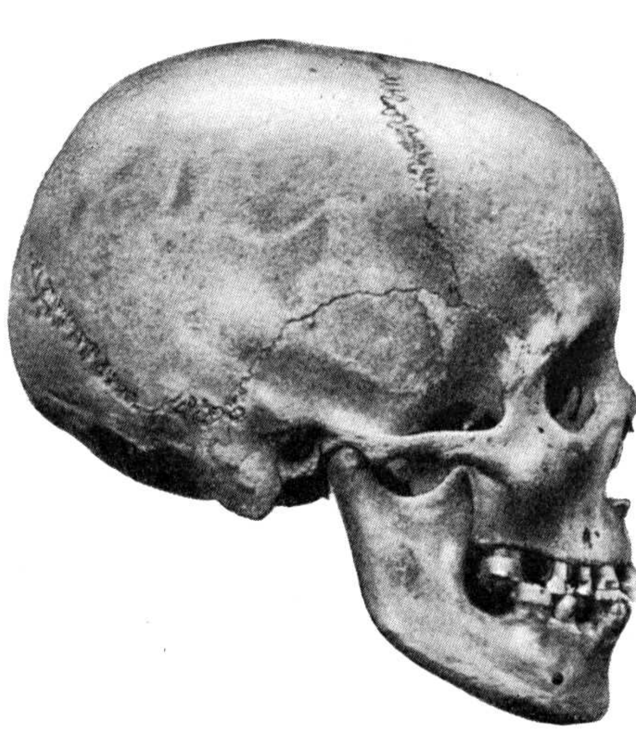


Abb. 23. Weiblicher Schädel. Nordisch oder vorwiegend nordisch

In der Vorderansicht fällt im Langrund des Gesichtes vor allem die schmale Stirn, die wenig gebogenen Brauen, die länglich eingebetteten Augen, der schmale Nasenrücken, das schmale, eckig abgesetzte Kinn auf. Oft fällt auf, wie schmal der Kopf in der Schläfengegend gebaut ist (Abb. 26), so als ob der Kopf von beiden Seiten her den Jochbeinen entlang zusammengedrückt worden sei.

Zu diesen allgemeineren Eindrücken trägt die Gestaltung der einzelnen Züge des Knochenschädels und der Weichteile bei. Die zurückgeneigte Stirn der nordischen Rasse ist gekennzeichnet durch die auf näheren Abstand sichtbare oder wenigstens zu ertastende Ausbildung der Überaugenbögen (arcus superciliares) und des Stirnnasenwulstes (glabella). Die Überaugenbögen sind äußerlich am Kopf des Lebenden nur bei näherem Hinsehen bemerkbar; deutlicher werden sie bei besonderem Einfallen des Lichts, indem die Überaugenbögen dann Abschattungen auf der Stirne hervorrufen. Deutlich aber sind die Bögen zu ertasten, die etwas über den Brauen und ungefähr gleichlaufend mit den Brauen, nach außen hin mehr nach oben sich von den Brauen entfernend, über diesen hervorragen. Deutlich ist auch der Stirnnasenwulst über der Nasenwurzel zwischen den Brauen

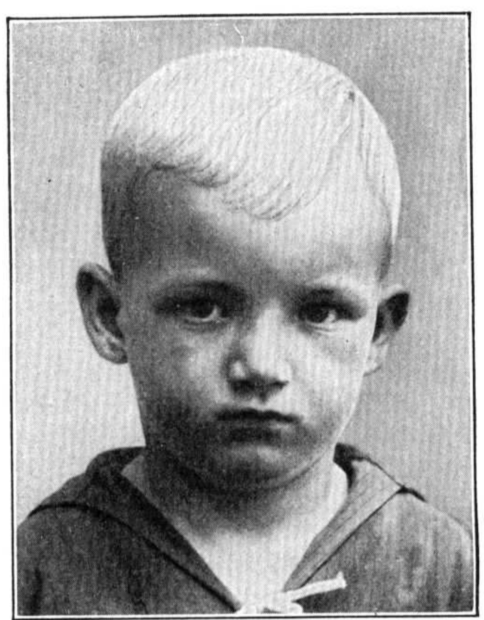
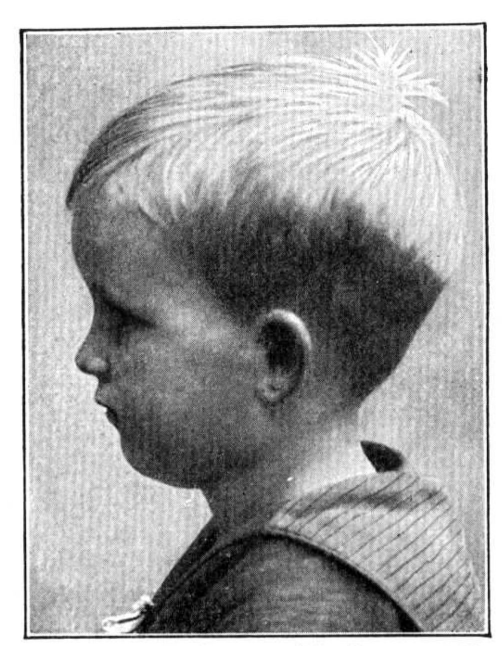



Abb. 24 a, b. Niedersachsen. Nordisch. Gesicht noch kindlich niedrig. Stirn-, Nasen- und Kinnform noch kindlich

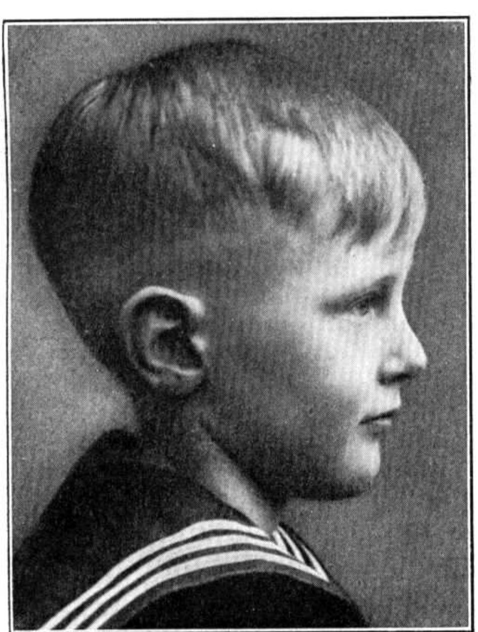
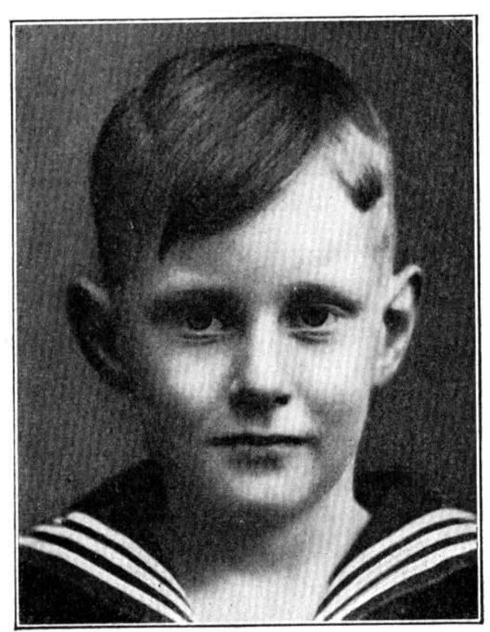



Abb. 25 a, b. Schleswig. Nase und Kinn noch kindlich

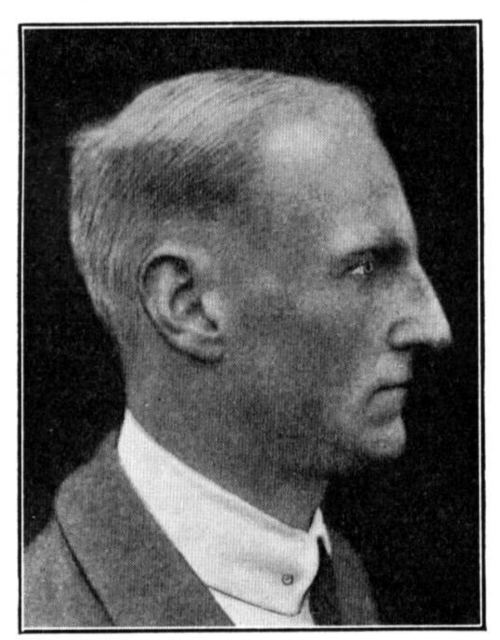
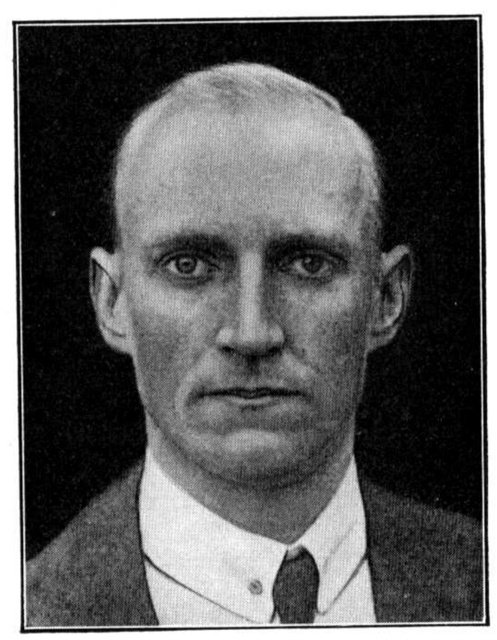



Abb. 26 a, b. Berlin. K: 71,8, G: 88,4

Nordisch

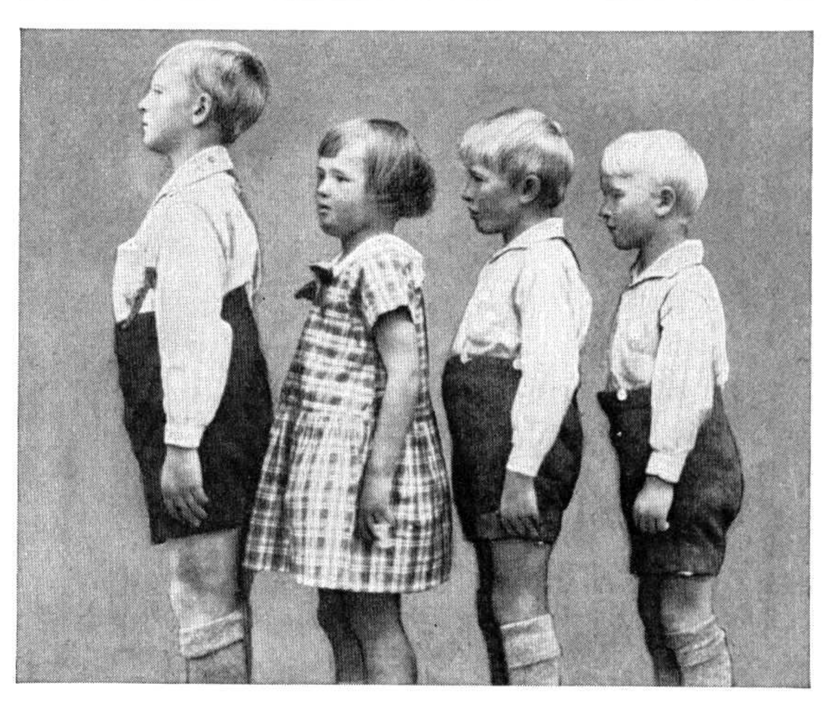


Abb. 27. Schleswig. Vorwiegend nordische Kinder

zu ertasten. In ihn verlaufen nach der unteren Stirnmitte die Überaugenwülste. Beide Wulstungen sind beim weiblichen Geschlecht der Nordrasse geringer und in der Jugend, ja anscheinend selbst im Alter von etwa 20 bis 25 Jahren, noch kaum ausgebildet. In ihrer mittleren Höhe scheint die nordische Stirn oft besonders schmal, wie leicht eingeschnürt, zu sein. Sie biegt sich ziemlich unvermittelt zur Längsrichtung des Schädels nach hinten. Die Augenbrauen sind meist wenig hinaufgebogen und nähern sich in manchen Fällen einer geraden Linie. Das Auge liegt in länglicher Höhlung. Bedingt sind die Züge durch den Knochenbau der Augenhöhle. Die Augenhöhle der nordischen Rasse bildet ein Langrund oder ein längliches Viereck mit abgestumpften Ecken.

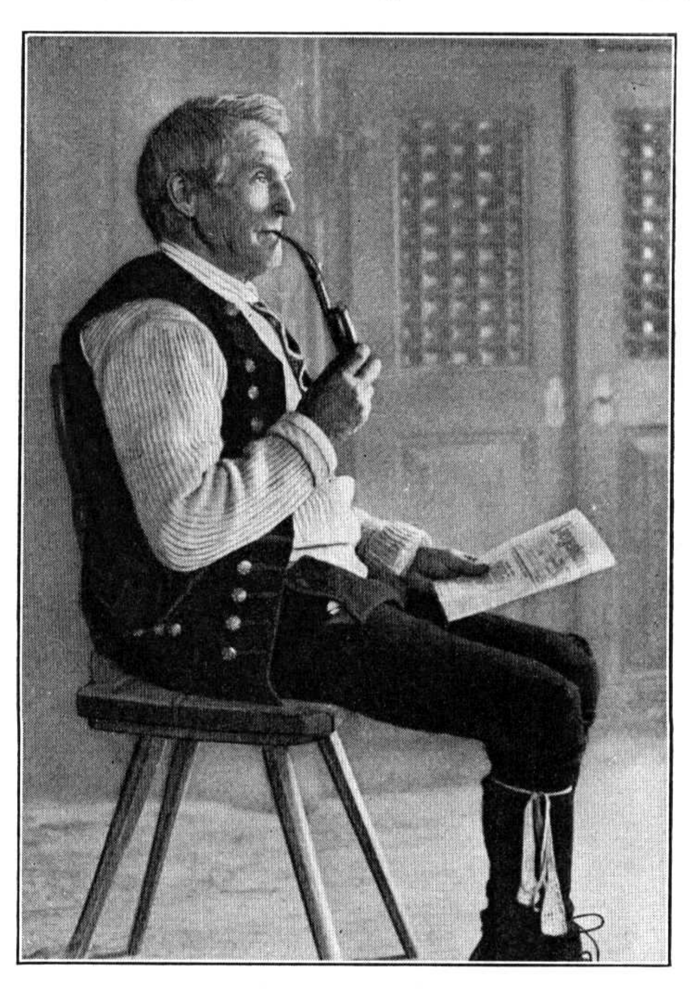


Abb. 28. Hessen. Schwälmer Bauer. Nordisch oder vorwiegend nordisch

Sehr wichtig für den Ausdruck des Gesichts sind die Backenknochen, die Jochbeine. Sie fallen bei der nordischen Rasse deshalb nicht ins Auge, weil sie nach den Seiten gewendet sind und fast senkrecht stehen. Diese Bildung der Jochbeine und dazu die geringe Jochbogenbreite bedingen hauptsächlich die Schmalheit des nordischen Gesichts.

Zum Gesichtsschnitt der einzelnen Rassen trägt besonders die Form der Nase bei. Sie ist bei der nordischen Rasse hoch gebaut, schmal, beginnt oben mit der Nasenwurzel, so daß sie manchmal



Abb. 29. Niedersachsen



Abb. 30. Niederelbe



Abb. 31. Deutsch-Böhmen



Abb. 32. Niedersachsen. Preisträgerin eines Wettbewerbs für nordische Köpfe

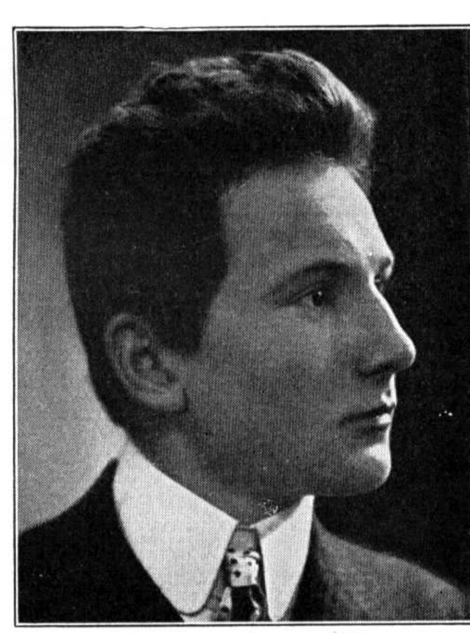


Abb. 33. Nordische Nasenform mit Höcker an der Knorpelknochengrenze. Vater badisch, Mutter bayrisch

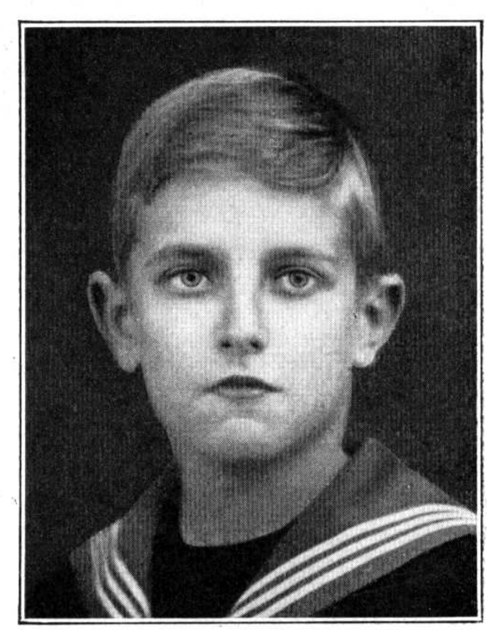


Abb. 34. Düsseldorf. Vater hessisch-niedersächsischer, Mutter rheinisch-westfäl. Herkunft. Alter 11 Jahre

Nordisch und vorwiegend nordisch

keine sichtbare obere Grenze gegen die Stirn hat („griechische Nase“). Sie ist in der Seitenansicht bald gerade, bald nach außen gebogen. Auch die leicht eingebogenen Nasen und solche, die sich im unteren Drittel ein wenig nach außen biegen (eine in Schweden häufigere Form), wird man — besonders beim weiblichen Geschlecht — als nordisch ansehen müssen. Sehr stark nach außen springende und sehr gebogene Nasen sind innerhalb der Nordrasse nicht häufig. Ist die nordische Nase gebogen, so beschreibt sie meistens einen kühnen und in seiner Biegung fast gleichbleibenden Bogen und bildet also dann mehr eine Haken- oder Habichtsnase als eine (im oberen Teil geknickte) Adlernase, wie sie in der dinarischen Rasse häufiger ist. Im Alter senkt sich die Nasenspitze nach unten. Dann können herausspringende nor-

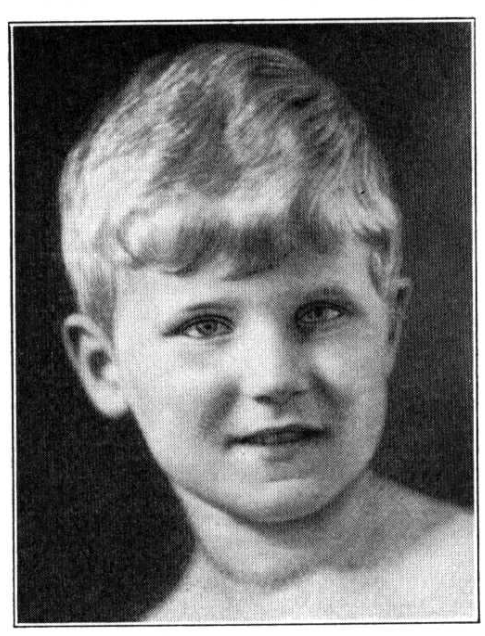


Abb. 35. Baden. Vorwiegend nordischer Knabe



Abb. 36. Halberstadt. Nordisches Mädchen

dische Nasen manchmal etwas Dinarisches bekommen (Abb. 59). Die Nasenlänge (Nasenhöhe) ist im Verhältnis zu den anderen Gesichtsabschnitten bei der nordischen (und dinarischen) Rasse am größten, geringer bei der Westrasse, am geringsten bei der ostischen und ostbaltischen Rasse. Die Nasenlöcher sind in ihrer Längsrichtung, von der Seite gesehen, nahezu wagrecht eingestellt. Ihre schmalen, anliegenden Flügel sitzen auf schmaler Lochfläche. Bei zurückgelegtem Kopf sieht man, daß die Nasenlöcher in ihrer Längsrichtung einen spitzen Winkel gegeneinander bilden. So entwickelt sich die nordische Nase aus der breiteren, stumpfen Kindheitsform (Abb. 24, 35, 36) und gewinnt ihre schließliche Gestalt etwa im 25. Lebensjahr. Bei allen Rassen ist die Nase des Weibes verhältnismäßig breiter und im ganzen maßvoller als die des Mannes. Die Nase des Weibes macht bei der nordischen Rasse einen weicheren Eindruck; die Weichteile sprechen mehr mit als beim Mann, bei dem der Knochenbau der Nase die wesentlichen Züge bedingt. Häufig ist bei der Nordrasse — vor allem im männlichen Geschlecht — eine Nasenform, die in der Seitenansicht im ganzen einen geraden Verlauf zeigt, dabei aber eine leicht wellige Nasenlinie. Die Nase beschreibt in ihrer oberen Hälfte einmal einen kleinen Bogen nach außen,

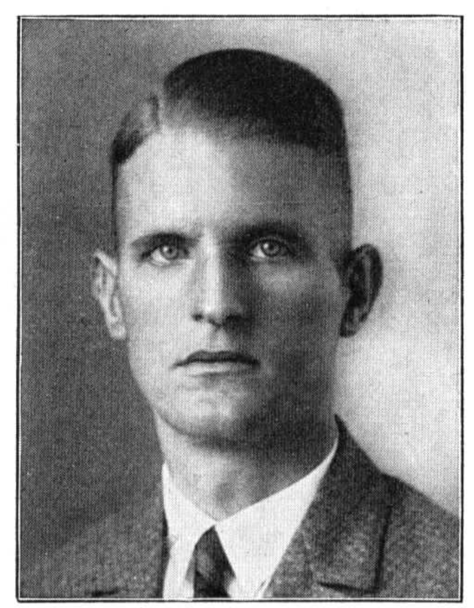


Abb. 37. Mecklenburg-Strelitz. Nordisch. 1. Preisträger eines Wettbewerbs für nordische Köpfe

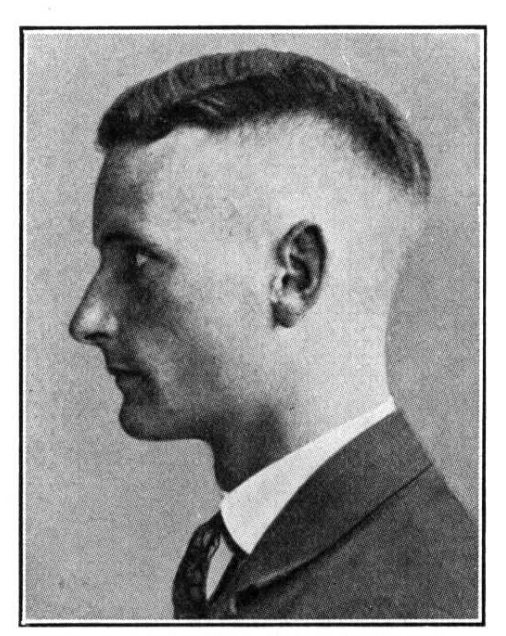


Abb. 38. Riga. Nordisch. 2. Preisträger

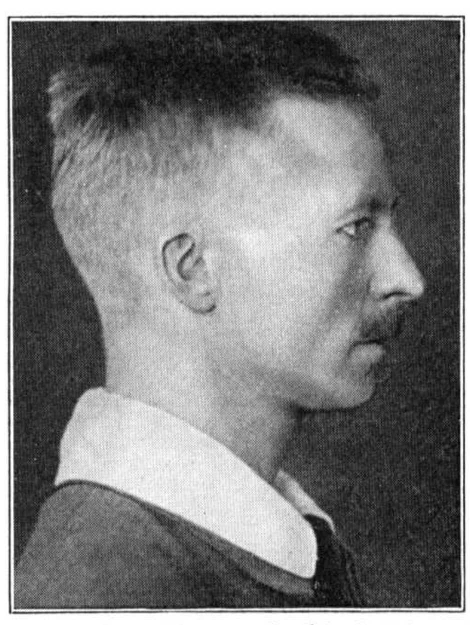
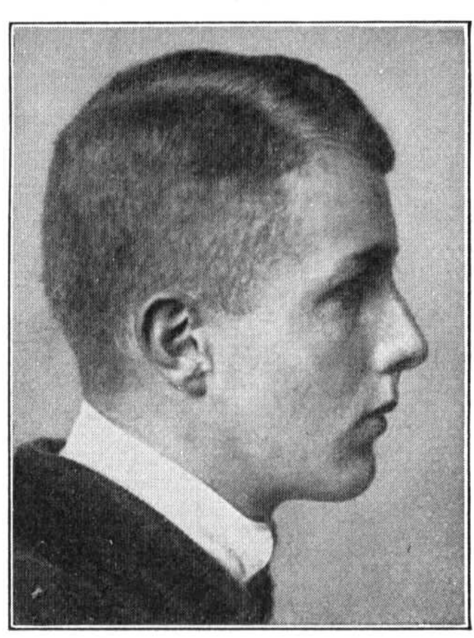


Abb. 39 a, b. Leipzig (aber niedersächsischer Abstammung). (Nase zu kurz)



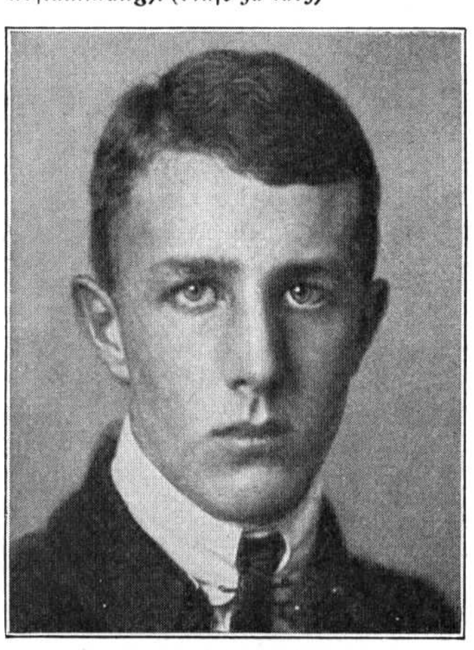
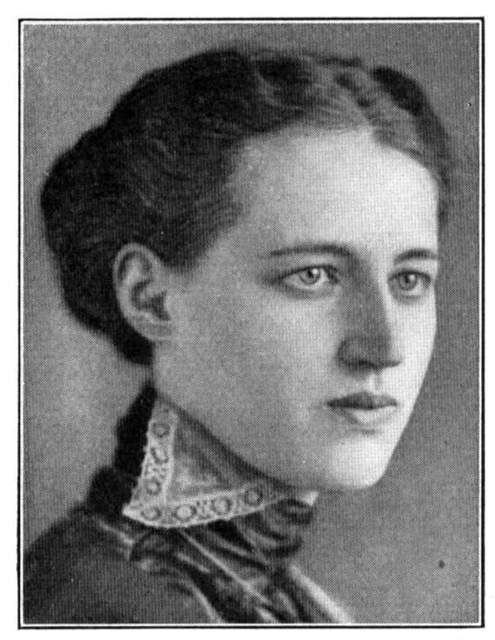


Abb. 40 a, b. Frankfurt a. M. 16jähr. (Nase noch jugendl. stumpf; mit unterem Abschluß noch nach oben gerichtet

Nordisch und vorwiegend nordisch



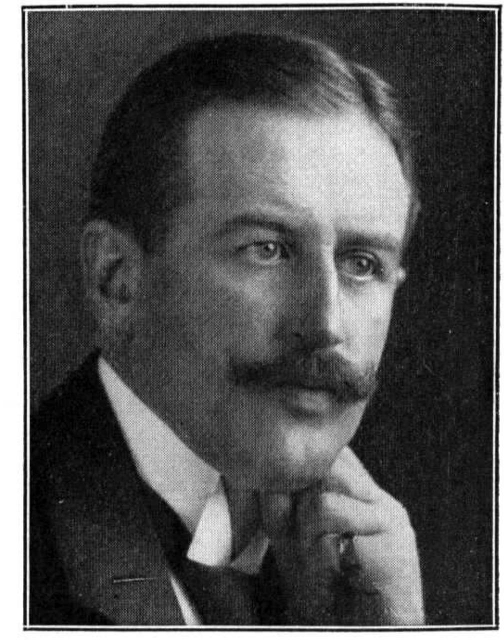


Abb. 41 und 42. Angeln (Nordschleswig), Schwester und Bruder. (Lippen zu voll)

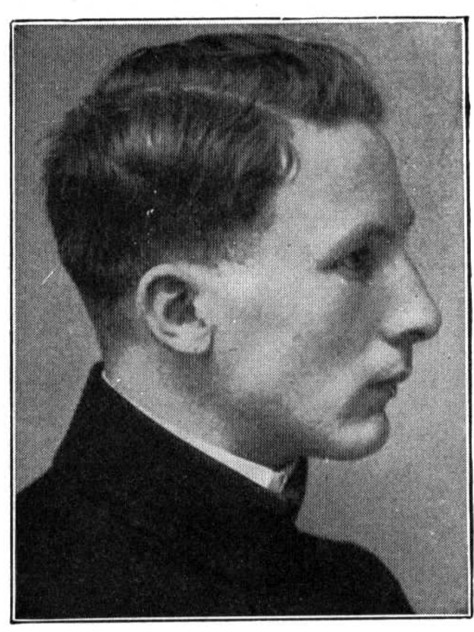




Abb. 43 a, b. Säckingen a. Rh. (Baden) K: 81,77. G: 90,63

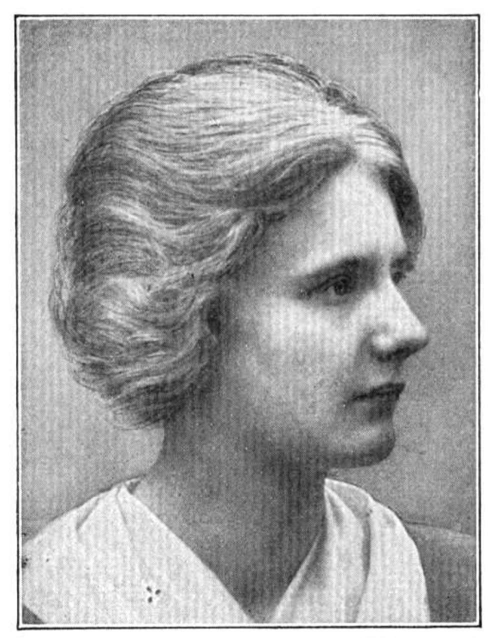




Abb. 44 a, b. Niedersachsen. Nordisch

Nordisch und vorwiegend nordisch

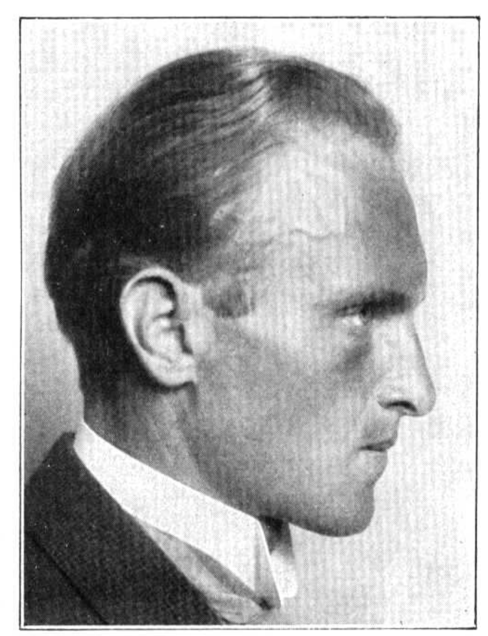


Abb. 45. Bayr. Schwaben.
Mit leichtem dinarischem Einschlag

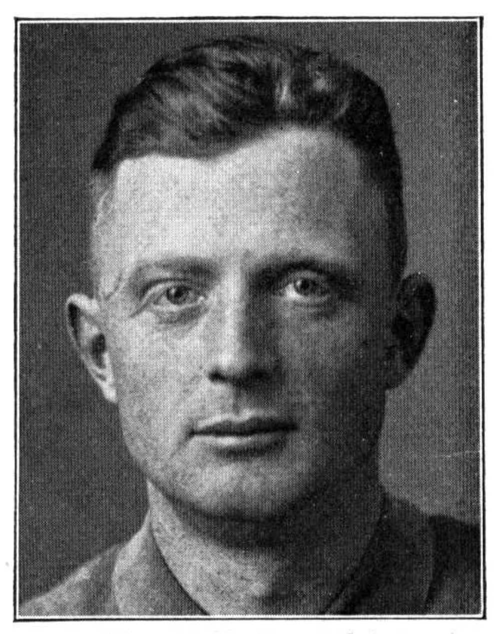


Abb. 46. Lüneburger Heide



Abb. 47. Holstein-Friesland

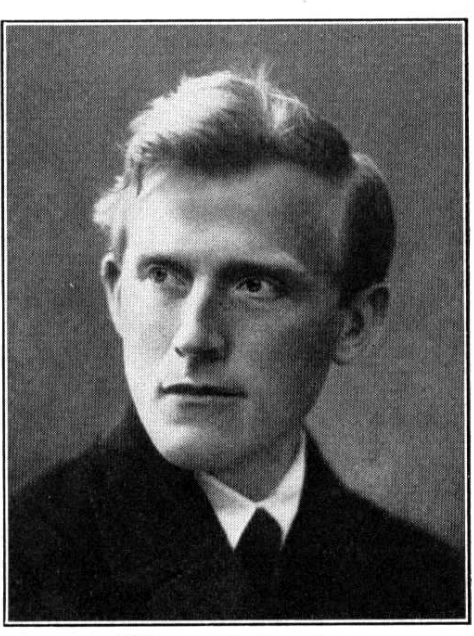
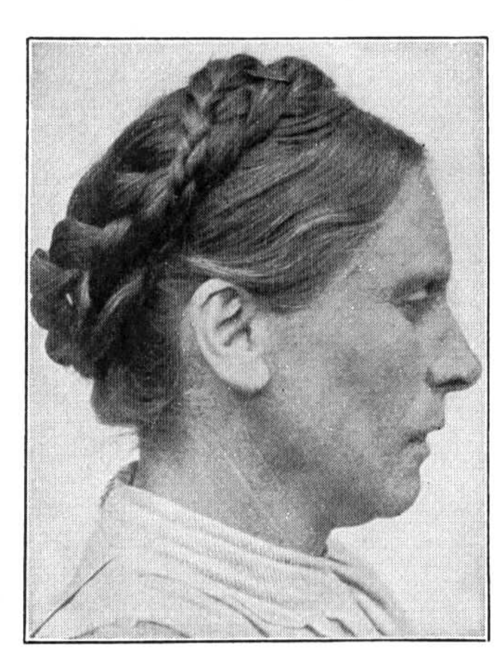


Abb. 48. Stuttgart.
Mit leichtem dinarischem Einschlag



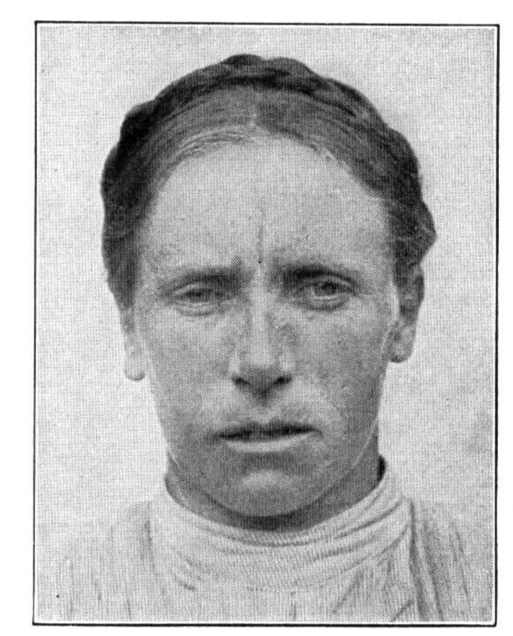


Abb. 49 a, b. Salzburger Alpen

Nordisch und vorwiegend nordisch

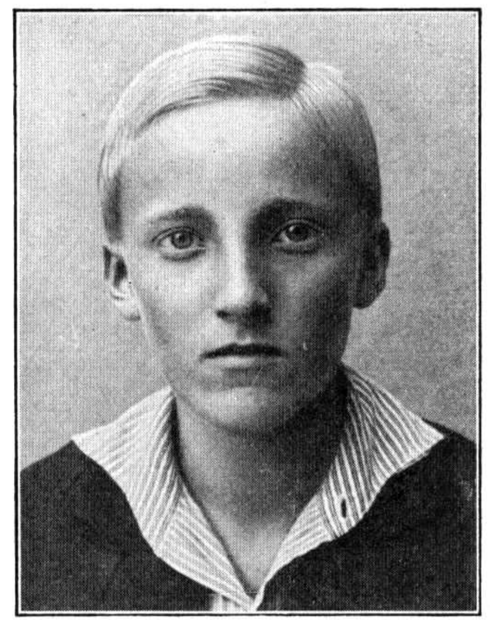


Abb. 50. Deutsch-Böhmen

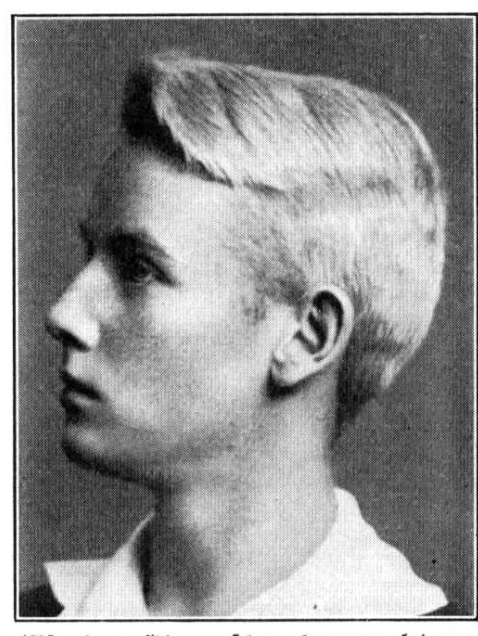


Abb. 51. Nürnberg. Kinn zu schwach oder noch jugendlich

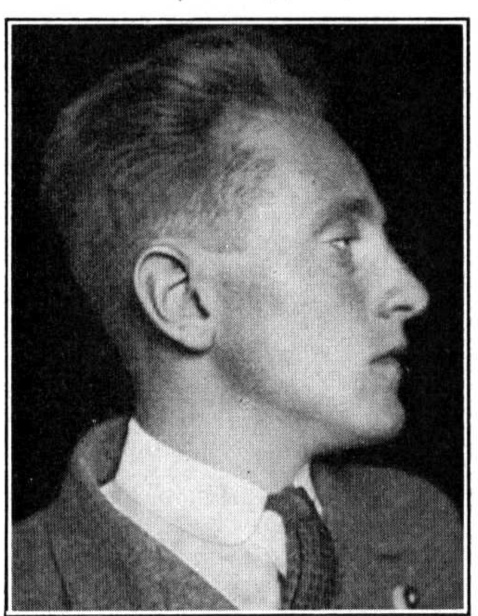


Abb. 52. Mähren. Dinarischer Einschlag

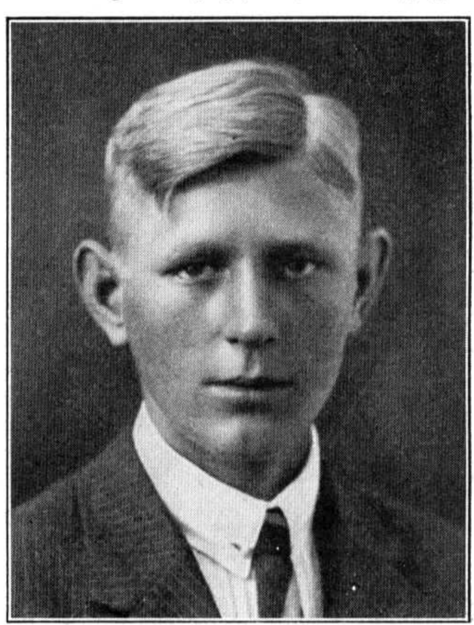


Abb. 53. Lehe (Hannover)

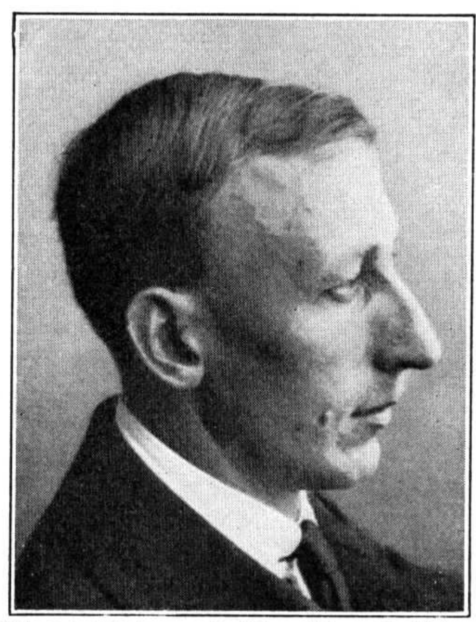


Abb. 54. Steiermark. Dinarischer Einschlag



Abb. 55. Deutsch-Böhmen

Nordisch und vorwiegend nordisch

einen kleinen Höcker an der Knorpelknochengrenze (Abb. 33 und 420, S. 409). Die sehr kühn nach außen springenden Nasen der nordischen Rasse, z. B. die des norwegischen Entdeckungsreisenden Amundsen, sind meist auch besonders gratig schmal (vgl. Abb. 67 und 100).

Die Schmalheit des nordischen Gesichts soll eine stärkere Krümmung der Hornhaut des Auges bedingen, sie bedingt die schmalen Kiefer und bedingt es vor allem, daß die Zähne gedrängt stehen und die Eckzähne im Zahnbogen — deutlicher beim Weibe, minder deutlich beim Mann? — eine ziemlich betonte Ecke bilden. Wie die Stirn wenden sich die Kiefer ziemlich unvermittelt in die Längsrichtung des Schädels um. Ein bezeichnender nordischer Zug soll die besonders kräftige Ausbildung der beiden großen und langen oberen vorderen Schneidezähne sein.

Die Weichteile: Sie lagern sich im nordischen Gesicht so auf, daß der Eindruck des Schmalen, den der Knochenbau hervorruft, nicht gemindert wird. Schon Henke[1] fand eine Verschiedenheit der Langköpfe und der (ostischen) Kurzköpfe darin, „daß bei den ersteren die ganze Bedeckung des Kopfes und des Körpers überhaupt mit Fleisch, Fett und äußerer Haut im allgemeinen straffer und magerer ist, bei letzteren mehr Fülle und Weichheit zeigt; dadurch wird denn auch bei den einen der Eindruck des länglichen Gesichtes, mit mehr gradlinigen Umrissen, bei den andern der einer mehr abgerundeten Gestalt, wie er sich aus den Schädelproportionen schon ergibt, im lebenden Bilde noch verstärkt“. In gleichmäßiger Dicke erscheint bei der nordischen Rasse die Hautbedeckung des Gesichts, die Lider sind leicht und nicht dick. Die Lidspalte liegt in ihrer Längsrichtung etwa wagrecht, eher im Gebiet des äußeren Augenwinkels ein wenig nach außen unten geneigt. Leicht und dünn liegt die Haut auf den Jochbeinen; die Wangen runden sich mäßig und so, daß sie das Langrund des Gesichtsschädels nicht verwischen. Wenn nordische Wangen voll werden, so wölben sich am meisten die seitlichen Wangenteile gleich unter den Jochbeinen. Unscharf abgegrenzt ist der Lippensaum der nordischen Rasse: unvermerkt geht die äußere Haut in die Lippenschleimhaut über. Die Lippen selbst sind meist schmal, ohne jedoch gepreßt zu wirken; die Oberlippe scheint öfters etwas minder vorgewölbt zu sein als die Unterlippe. Öfters und vor allem bei nordischen Engländern ist die Oberlippe auffallend hoch und senkrecht (Abb. 100). Die Nasenmundrinne (das philtrum) ist scharf gezeichnet und schmal und bedingt die schmale, knappe Schweifung nordischer Lippen. Innerhalb der nordischen Rasse scheinen verhältnismäßig kleine Ohren ziemlich häufig zu sein — wenn auch innerhalb aller Rassen die Ohrgröße von einem Menschen zum anderen große Schwankungen zeigt. Übrigens wächst das Ohr innerhalb aller Rassen noch bis ins hohe Alter.[2]

Die Haut: Die Hautfärbung aller Rassen entsteht durch Einlagerung

[1] Henke, Der Typus des germanischen Menschen. 1895.

[2] Alle feineren Merkmale der nordischen Rasse, Merkmale der Nase, Lippen, Ohren usw. behandelt eingehend Bryn, Der Nordische Mensch, 1929, auf welche Arbeit überhaupt für die Merkmalskennzeichnung der nordischen Rasse zu verweisen ist. In minder bedeutenden Einzelheiten weicht Bryns Schilderung von der vorliegenden ab.

von Farbstoff (Pigment). Am geringsten ist die Einlagerung von Farbstoff bei der nordischen und der fälischen Rasse. Am besten bezeichnet man die nordische Hautfarbe als rosig-weiß, als hell mit rosigem Schimmer — während die ostbaltische Hautfarbe als hell mit graugelbem Schimmer bezeichnet werden muß. Nur die nordische Rasse könnte man eigentlich „weiße Rasse" nennen — und selbst diese Bezeichnung ist nicht ganz richtig: ganz weiße Haut gibt es nicht, das sieht man an Leichen. Selbst die „weißeste" Haut ist immer mehr von einer allerhellsten gelblichen Färbung. Indessen schafft bei der nordischen Rasse die so deutlich durchschimmernde Farbe des Blutes jene sehr helle und im Gesicht oft „leuchtende" Hautfärbung, die man am besten als rosig-weiß bezeichnet. An vielen Stellen des Leibes wird das dunkle Venenblut durch die lichte nordische Haut hindurch sichtbar — „das blaue Blut". Diese Helligkeit der Haut ist selbst in Norwesteuropa seltener, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Ein oberflächlicher Beobachter wird zwar in Deutschland die Hautfärbung fast überall weiß nennen, eine genauere Beobachtung wird erheblich weniger weiße Färbung feststellen, dafür mehr gelbliche und bräunliche. Vor allem gilt es zu bedenken, daß die Hautfarbe des bekleideten und mit dem Hut gegen Sonnenbestrahlung geschützten Europäers kein genügender Ausweis über rassische Eigenschaften ist. Viele Europäer werden von der Sonne ebenso braun gebrannt wie etwa Ägypter oder gewisse indische Völker. Nur die Haut der Nordrasse bleibt der Sonnenbestrahlung gegenüber fast beständig. Sie rötet sich stark wie bei Entzündungen oder entzündet sich wirklich; die Rötung nimmt aber innerhalb weniger Tage wieder ab und die Haut erscheint hell wie vor der Bestrahlung oder nur ein wenig rötlich-gelblich gedunkelt. Für alle Rassen, also auch für die nordische, gilt, daß der Rumpf auf der Rückenseite ein wenig dunkler ist als auf der Bauchseite, die Gliedmaßen auf ihrer Streckseite dunkler als auf ihrer Beugeseite.

Über die Dicke der Haut bei den einzelnen europäischen Rassen liegen keine Beobachtungen vor. Ich habe bei nordischen Menschen oft eine besondere Zartheit der Haut beobachtet und oft den Eindruck einer besonders geringen Hautdicke erhalten. Die römischen Schriftsteller schrieben der germanischen Haut eine größere Empfindlichkeit bei Verwundungen zu. Vielleicht, daß die nordische Haut auch empfänglicher ist für Übertragungen einzelner Krankheiten, bzw. deren Erreger. Zum Eindruck der Zartheit nordischer Haut trägt allerdings wesentlich die sichtbare Durchblutung der Haut bei. Schon die Adern z. B. an Stirn und Händen scheinen sehr deutlich durch. Der Ausdruck vom „blauen Blut" enthält einen Hinweis auf die rassische Zugehörigkeit des Adels — wenigstens des Adels früherer Zeit. Auffälliger aber ist die oft leuchtende Durchblutung, die so den Eindruck belebter, gleichsam atmender Haut gibt und die sich auf der Stirn und besonders in den Wangen so steigern kann, daß der Eindruck einer besonderen, abschließenden Hautbedeckung des Körpers, der zum Rassenbild anderer Rassen gehört, bei der nordischen Rasse oft ganz fehlt. „Das Blut schien (leuchtete) in den Wangen" (bluot skein in wangôn) — so wird in einem altdeutschen Gedicht, dem Ludwigslied, der Anblick fränkischer Krieger geschildert. Was oft die „Farbe blühender Gesundheit" genannt wird,

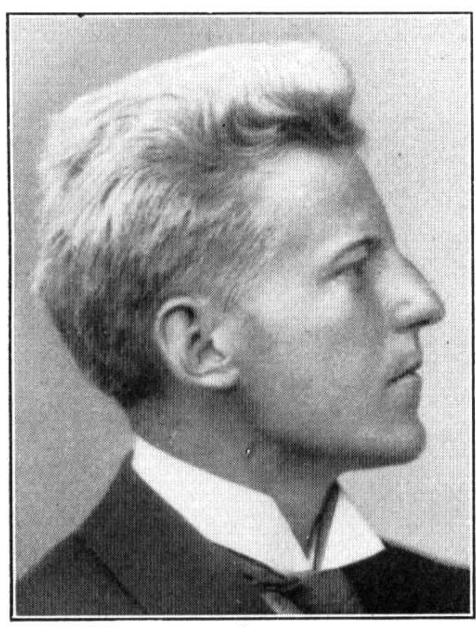


Abb. 56. Heidelberg

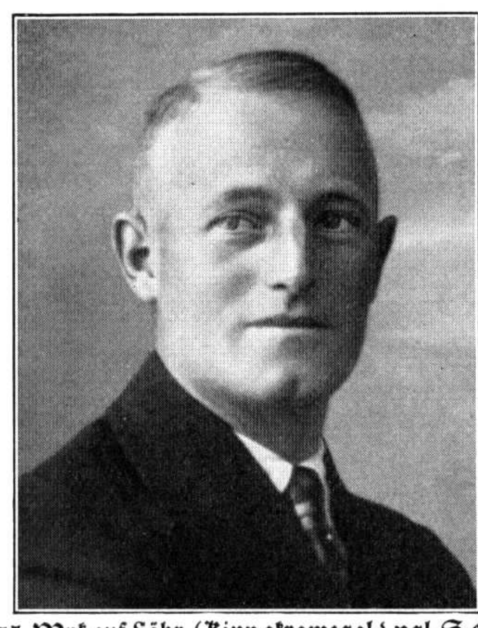


Abb. 57. Wyk auf Föhr. (Kinn akromegal? vgl. S. 89/90)

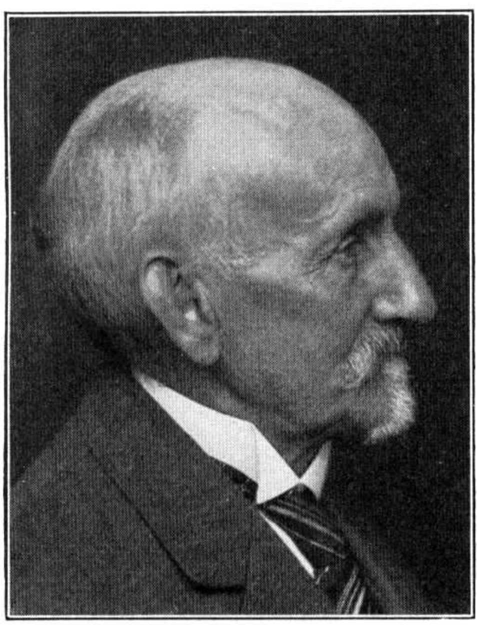


Abb. 58. Schleswig-Holstein, 72jährig. Ohrgröße u. Nasenspitze Alterserscheinungen

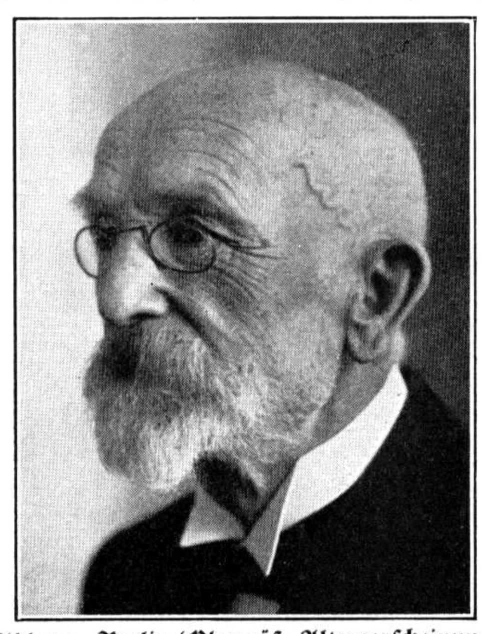


Abb. 59. Berlin (Ohrgröße Alterserscheinung)

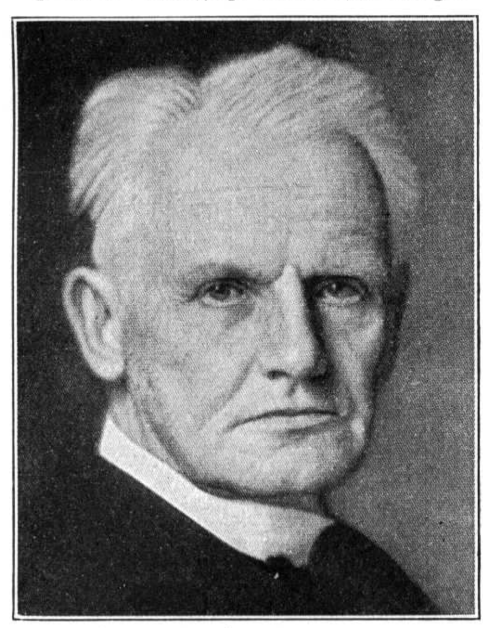
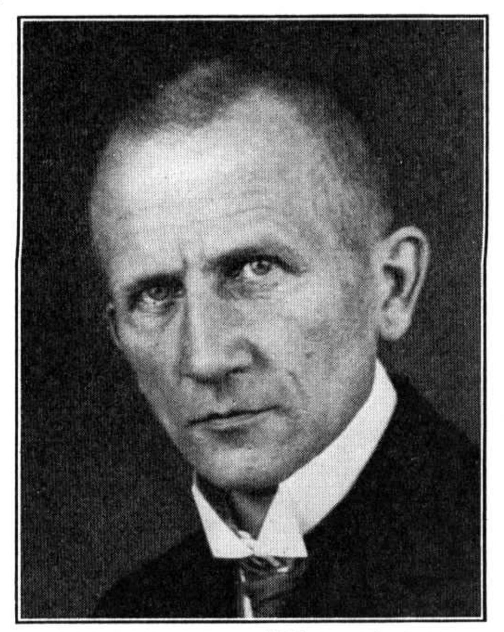


Abb. 60. Dryander, Hofprediger, 1843—1922. Leichter fäl. Einschlag? Untere Wangenbreite durch Unterkieferbreite oder Gewebesenkung der Wange?



Abb. 61. Niedersachsen. H: blond, A: graublau

Nordisch und vorwiegend nordisch



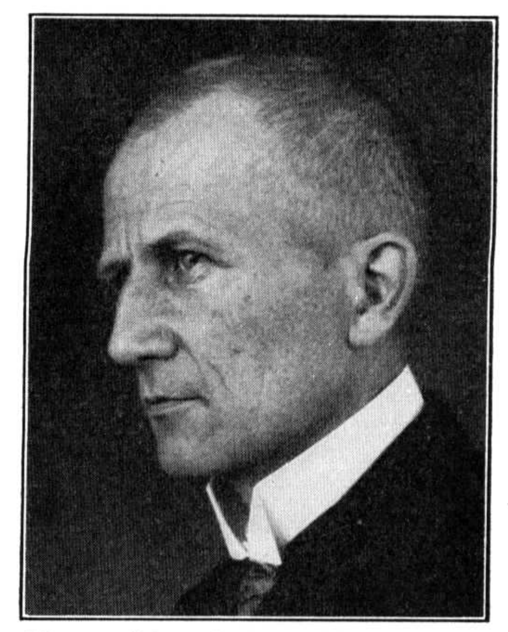


Abb. 62 a, b. Vater: Vorpommern, Mutter: Ostpreußen



Abb. 63. Tirol

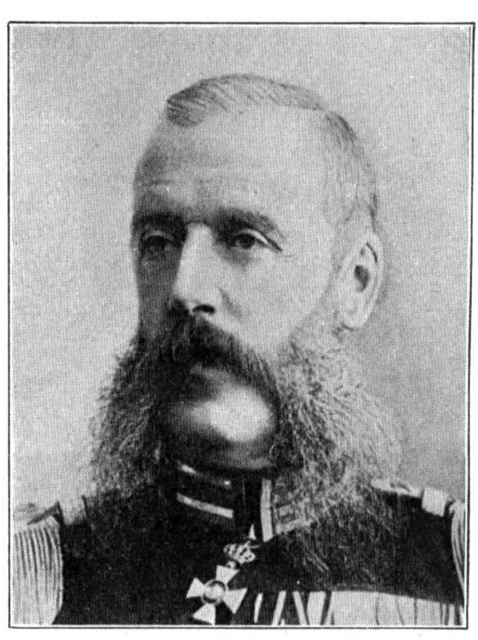


Abb. 64. Aus irländ. Adel (deutsch geworden). A: blau

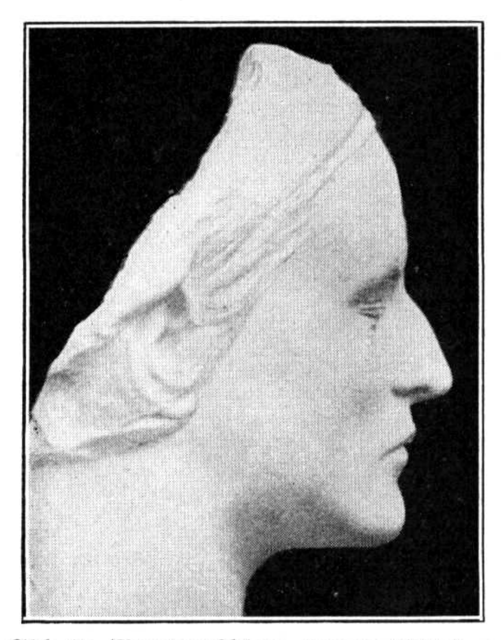


Abb. 65. Norddeutschland. Junges Mädchen
Maske nach der Lebenden

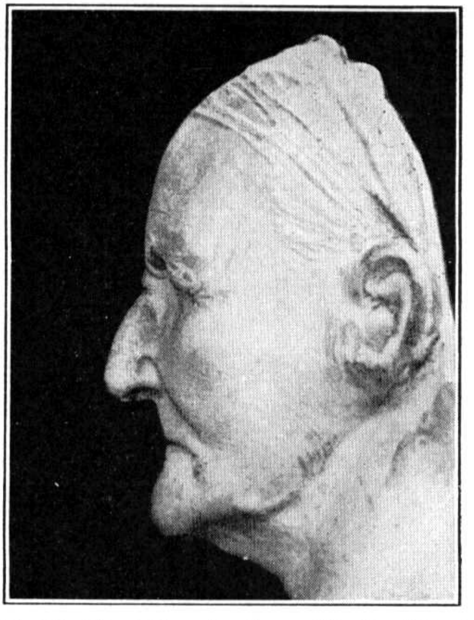


Abb. 66. Mark Brandenburg. Greisin. Maske
nach der Lebenden

(Aus einer Privat-Sammlung)

Nordisch und vorwiegend nordisch

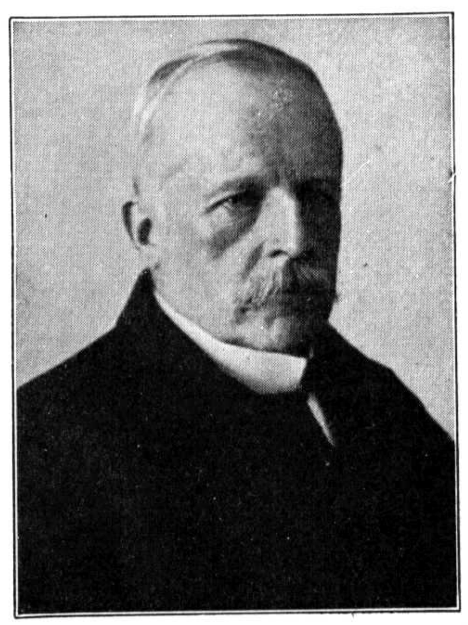




Abb. 67 und 68. Bruder und Schwester aus westfälischem Uradel

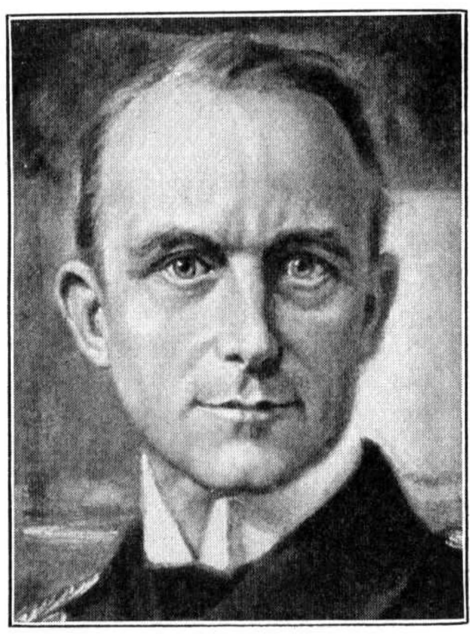
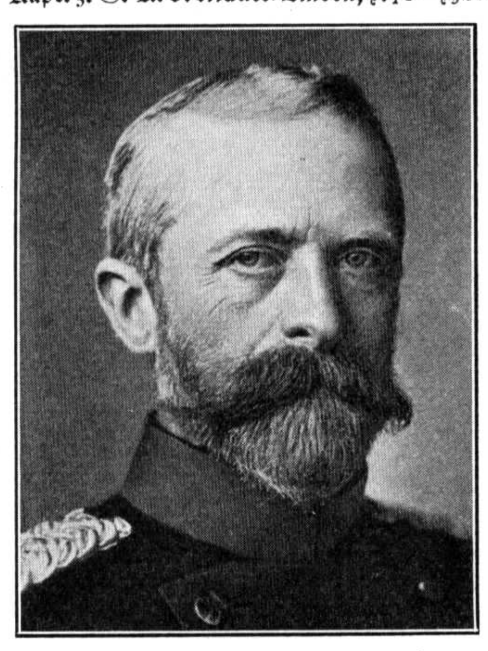


Abb. 69. Braunschweig.
Kapt. z. S. K. v. Müller-Emden, 1873—1923



Abb. 70. Siebenbürgen.
Mit leichtem dinarischem Einschlag



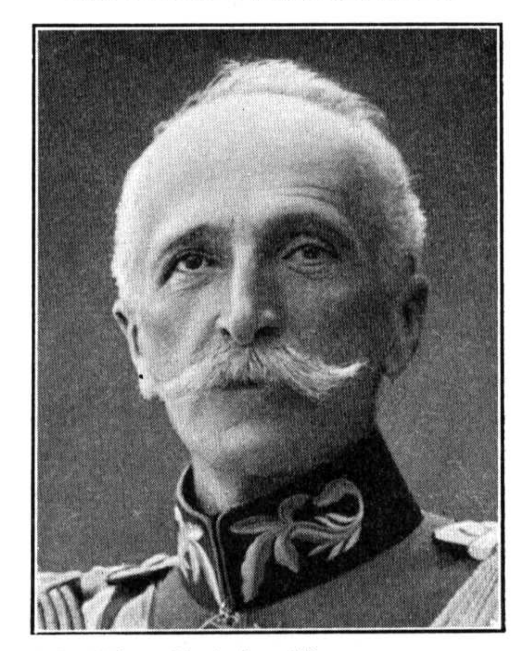


Abb. 71 und 72. v. Gebsattel, Brüder aus fränkischem Adel. Heerführer

Nordisch und vorwiegend nordisch



Abb. 73. Oberfranken
Adolf Fick, Physiologe. 1829—1901. A: blau

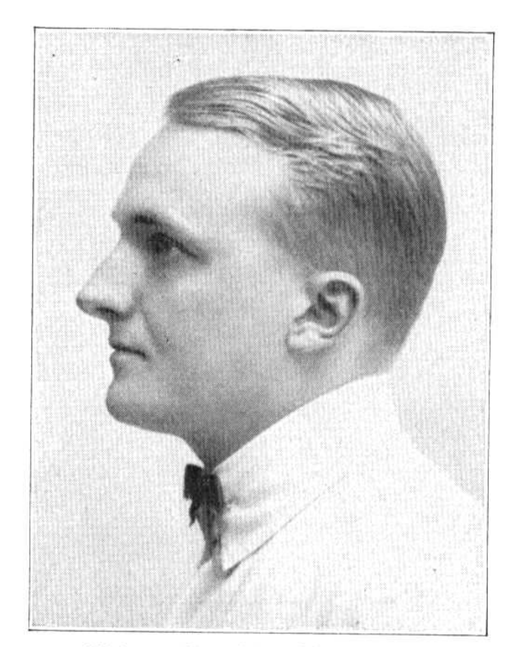


Abb. 74. Aus schlesischem Adel



Abb. 75. Niedersachsen



Abb. 76. Markgräflerin (südl. Baden)





Abb. 77 a, b. Schlesien

Nordisch und vorwiegend nordisch

kommt eigentlich nur der Nordrasse zu, und daß diese blühende Farbe („wie Milch und Blut") neben anderen dazugehörigen Zügen fast jedem Europäer zum Schönheitsbild gehört, weist auf die nordische Herkunft des europäischen Schönheitsbildes hin.[1] — Bei der nordischen Rasse scheint, wie dies bei allen Rassen der Fall ist, die Hautfärbung des Weibes heller zu sein als die des Mannes. Jedenfalls ist die Farbstoffarmut der nordischen Haut so groß, daß selbst der Warzenhof der Brustwarzen bei Mann und Weib durch die Farbe des durchscheinenden Blutes öfters hellrötlich erscheint, während er bei den anderen europäischen Rassen immer bräunlich bis dunkelbräunlich ist.[2] Das gleiche gilt von der Färbung der Lippen: nur nordische Lippen kann man eigentlich rot nennen.

Da im tropischen Gebiet der Hautfarbstoff zugleich ein Schutz des Körpers ist, bringt es die nordische Farbstoffarmut mit sich, daß die Nordrasse zu eigentlicher Ansiedlung in den Tropen nicht fähig ist. Schon der Nordfranzose ist ob seines stärkeren Gehaltes an nordischer Rasse dort minder anpassungsfähig als der Südfranzose. Die Einwirkung außereuropäischer Klimaverhältnisse, besonders der Sonnenbestrahlung, auf die verschiedenen rassischen Bestandteile europäischer Herkunft hat besonders der Amerikaner Woodruff untersucht in seiner „Medical Ethnology", 1915. Er nimmt an, daß dem Nervensystem der hellen Europäer vor allem starke Sonnenbestrahlung, die für ihn ein Übermaß an Licht bedeute, sehr schädlich sei.

Ob das Auftreten von Sommersprossen, die man als einen gewissen Farbstoffüberreichtum einzelner Hautteile erklären will, etwa auf nordisches Blut oder auf Mischungen mit nordischem Blut hinweist, hierüber liegen keine Beobachtungen vor. Allgemein ist die Beobachtung, daß Rothaarige oft sehr sommersprossig sind. Oft ist auch bei solchen Rothaarigen eine gewisse fettig glänzende Haut zu beobachten, während die nordische Haut meistens zwar nicht trocken, aber auch nicht fett ist; sie macht vielmehr, wenigstens bis in ein mittleres Alter, den Eindruck belebter kühler Frische. Sommersprossen habe ich bei nordischen Menschen öfters beobachtet. Bei Menschen mit ausgesprochen unnordischer Haut fand ich Sommersprossen nie. Aufgefallen sind sie offenbar früh-germanischen, also vorwiegend nordrassischen Bevölkerungen schon früher: die Isländergeschichten (Sagas) erwähnen öfters sommersprossige Leute.

An einzelnen Körperstellen und bei einzelnen Menschen der Bevölkerung Europas auftretende dunklere Stellen der Haut, die rassisch bedeutsam sind, brauchen im Zusammenhang mit der nordischen Rasse nicht erwähnt zu werden. Sie treten bei reiner nordischer Rasse nicht auf, und selbst bei

---

[1] Als besonders reizvoll ist beim nordischen Weibe seit alters der Gegensatz der rosigen Gesichtsfarbe zur „weißen" Farbe des Halses empfunden worden. „Auf milchweißem Hals das rosige Gesicht" (rosea facie lactea colla tulit) — so schildert der Dichter Venantius Fortunatus (etwa 530—600 n. Chr.) ein germanisches Mädchen. Die Edda spricht immer wieder von den „schneeweißen" Armen der Frauen.

[2] Nebenbei sei hier bemerkt, daß die Anschauung einer früheren Zeit, die Hautfarbe der einzelnen Rassen sei unmittelbar durch die Sonnenbestrahlung geschaffen, nicht mehr haltbar ist. In diesen Dingen wirken nicht so sehr Umwelteinflüsse, sondern vor allem rassische Anlagen.

Mischlingen mit erkennbar nordischem Blut habe ich sie sehr selten beobachtet. — Über die Zeichnung der Hautleisten auf den Hand- und Fußflächen liegen rassenkundliche Beobachtungen an den europäischen Rassen noch kaum vor.[1] Über den Hautgeruch der europäischen Rassen sind noch keine Untersuchungen gemacht worden.[2]

Das Haar: Im Vergleich mit anderen Rassen der Erde muß man die nordische (wie auch die westische und vor allem die dinarische) Rasse zu den stärker behaarten Rassen zählen. Die nordische Rasse ist gekennzeichnet durch starkes Wachstum des hellen Kopfhaares, das beim Weib eine ansehnliche Länge erreichen kann, durch ziemlich starken Bartwuchs des Mannes und durch schwächere Körperbehaarung beider Geschlechter. Auch die Brust und die Beugeseiten der Gliedmaßen sind bei der nordischen Rasse nicht stark behaart. Stark behaarte Augenbrauen treten seltener und meist erst in höherem Lebensalter auf.

Das Kopfhaar des Menschen läßt in Farbe und Form Rassenunterschiede erkennen. Über seine erbgemäße Färbung indessen läßt sich für deutsche Verhältnisse durch die auffällige, bisher noch nicht befriedigend erklärte Erscheinung des Nachdunkelns eigentlich erst bei Erwachsenen Entscheidendes aussagen, vielleicht erst in einem Alter von etwa 30 Jahren. In sehr geringem Grad kann helleres Haar sogar noch in höherem Alter nachdunkeln. Kinder werden in Europa oft dunkelhaarig geboren, stoßen dann das dunkle Haar ab und erhalten helles. Ob das helle Haar dann aber farbfest ist, wird sich erst im späteren Alter ausweisen. Besonders in Deutschland — mit seiner nordischen und in Ostdeutschland ostbaltischen, in Nordwestdeutschland fälischen Durchmischung — ist die Erscheinung des Nachdunkelns häufig.[3] (In dem vorwiegend nordischen Schweden ist sie sel-

---

[1] Carrière berichtet „Über Erblichkeit und Rasseneigentümlichkeit der Finger- und Handlinienmuster" (Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 15, 1923) nach seinen Untersuchungen an Norwegern und Lappen. Die Lappen (innerasiatischer Rassenherkunft?) stehen hinsichtlich ihrer Fingerleisten den Völkern vorwiegend innerasiatischer Rasse nahe, insofern als bei beiden Menschengruppen die „Wirbelmuster" auffallend stark vertreten sind, während die (vorwiegend nordischen) Norweger mehr „Schleifen" und „Bogen" zeigen und Mischlinge auch in den Fingerleisten die Rassenmischung erkennen lassen.

[2] Über den Geruch der Hautausdünstung bei einigen Rassen und Bevölkerungen vgl. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, München 1930, Abschnitt: „Geruchliche Eigenheit".

[3] Bei Braunäugigen ist jedoch Nachdunkeln häufiger als bei Helläugigen. In Preußen fand Virchow (Archiv für Anthropologie, 1886) unter den Schulkindern 72% Reinblonde, unter den Soldaten nur noch 60%: die Haare haben also bei 12% nachgedunkelt. In England fand man 51% blonde Knaben, hingegen 42% blonde Männer (Roberts, Manual of Anthropometry, 1878), in Dänemark 52% hellblonde Knaben von 6 Jahren, 33% von 14 Jahren; dort auch 45% hellblonde Mädchen von 6 Jahren, 31% von 14 Jahren. Eine neuere Untersuchung von Schülern eines englischen Bezirks ergab ein Nachdunkeln bei 16% der ursprünglich blond gewesenen Knaben (Grey und Tocher im Journal of the Anthrop. Institute, 1900). Wahrscheinlich ist aber das Nachdunkeln viel häufiger, als es bei diesen Untersuchungen erscheint, da ja auch innerhalb der Haarfarben, die man als blond bezeichnet, ein Nachdunkeln von Hellblond zu Dunkelblond häufig ist. Auch bei dunkelhaari-

tener.) Ein unmittelbarer Zusammenhang der Haarfarbe mit Klima, Höhenlage oder Erdgebiet besteht nicht.

Erst die Haarfarbe des Erwachsenen läßt also eine Beurteilung der rassischen Zugehörigkeit zu. In Europa wird das Nachdunkeln meist als ein Anzeichen entweder nordischer oder ostbaltischer oder fälischer Blutbeimischung betrachtet werden müssen, auch bei Menschen, die sonst vorwiegend Merkmale anderer Rassen zeigen.

Über den Ansatz des Kopfhaares an der Stirn sind keine rassenkundlichen Beobachtungen gemacht worden. Bei Juden und Judenmischlingen habe ich oft einen Stirnhaaransatz beobachtet, der in der Stirnmitte eine Spitze nach unten bildet. Dieser Stirnhaaransatz („Schneppe") soll auch innerhalb der dinarischen Rasse nicht selten sein. Er wird oft wegrasiert und scheint somit gegen das europäische Schönheitsbild gerichtet zu sein. (Diese Art des Haaransatzes wird in verstärkter Form und mit Zurückkämmen der Haare von den Stirnseiten oft zu Teufelsmasken verwendet.) Bei der nordischen Rasse habe ich diesen Stirnhaaransatz bisher nicht beobachtet.

Die Haarfarbe der nordischen Rasse ist das helle Blond vom Flachshaar, über das Gelbblond bis zum Goldblond, dem meist ein mehr oder minder deutlich wahrnehmbarer goldrötlicher Ton zugrunde liegt.[1] Die aschblonde Färbung, die im Osten Deutschlands und in Nordosteuropa häufiger zu sein scheint, deutet mehr auf die ostbaltische Rasse hin. Das Haar der Nordrasse hat jene auffallende leuchtende Haarfarbe, die das Schönheitsbild in Europa, mindestens in früherer Zeit, wesentlich beeinflußt hat. Nur das blonde Haar galt als schön, dafür ist die Doppelbedeutung des englischen Wortes fair (= schön und = hellhaarig) bezeichnend. Eine nordische Beimischung verrät sich wohl auch bei dunklerem Haar oft noch in einem gewissen blonden Aufleuchten bei besonders einfallendem Licht; sie verrät sich oft durch einzelne helle Haare, die hin und wieder in der Schläfen- und Nackengegend auftreten. Das blonde Haar kann, wenn es naß oder gefettet ist, ziemlich dunkel aussehen und dadurch täuschen. Die Römer haben berichtet, die germanischen Kinder hätten die Haarfarbe des Greisenalters: sie hatten das weißblonde Haar gesehen, das bei Kindern der nordischen Rasse häufig ist.

Es war früher eine Streitfrage, ob man noch das rote (fuchsrote, brandrote) Haar, das zumeist ziemlich straff ist, als nordische Erscheinung auffassen soll. Mit rotem Haar ist oft eine auffällig weiße und zarte Haut verbunden. Die andere Zusammenstellung des roten Haares mit starken Sommersprossen bei fettiger Haut ist schon erwähnt worden. Man hat in den Rothaarigen schon Reste einer besonderen Rasse sehen wollen, deren einzelne Züge so immer wieder aufträten. Ihre besondere, an Ziegengeruch

gen Rassen zeigt sich ein gewisses Nachdunkeln. Es ist möglich, daß vielen solchen Erscheinungen eine Rassenkreuzung zugrunde liegt.

[1] Bei etwa 75% der Vertreter europäischer Rassen findet sich eine gewisse Steigerung in der Dunkelheit bzw. geringeren Helligkeit der Haare von den Achselhaaren über die Barthaare, Kopfhaare, Brauenhaare zu den Schamhaaren. Die Brauenhaare sind meist in der Farbe den Schamhaaren nahezu gleich.

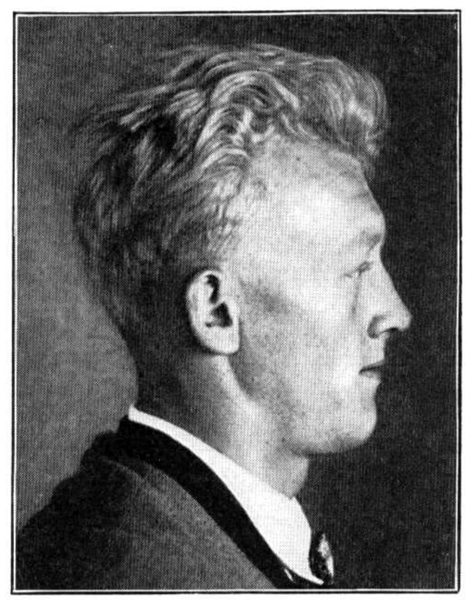


Abb. 78 a, b. München. Nordisch mit leichtem dinarischem Einschlag

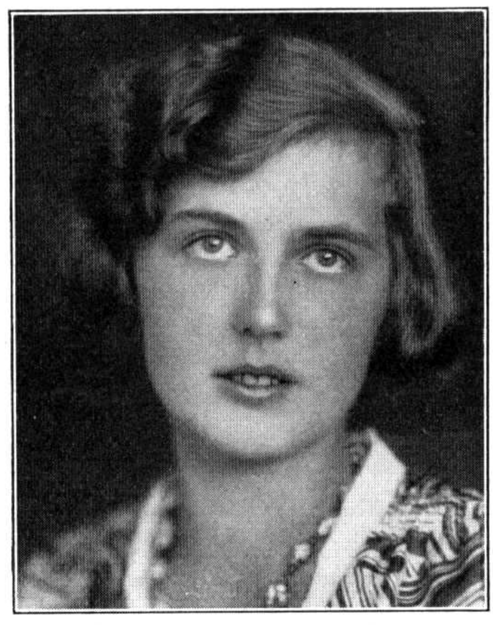
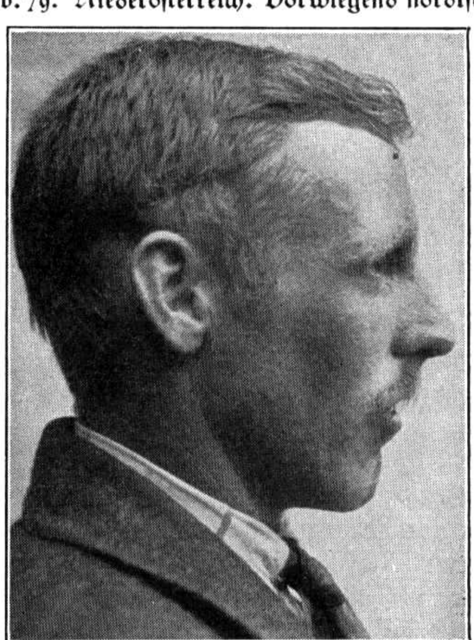


Abb. 79. Niederösterreich. Vorwiegend nordisch

Abb. 80. Salten b. Bozen, Südtirol. Vorw. nord.



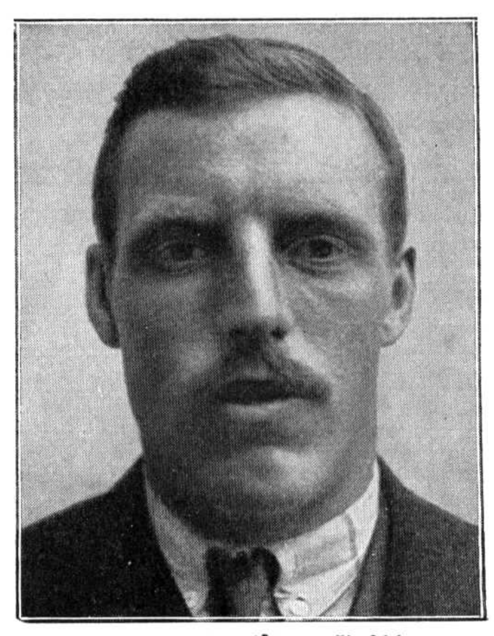


Abb. 81 a, b. Salzburger Alpen, vorwiegend nordisch mit geringerem dinarischem Einschlag
K: 74,8, H: blond, A: grau

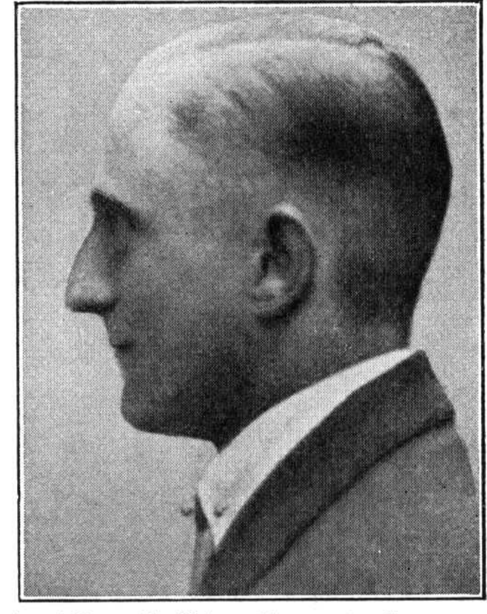



Abb. 82 a, b. Freiburg i. Br. Vorwiegend nordisch mit dinarischem Einschlag. K: 84,86; G: 92,86

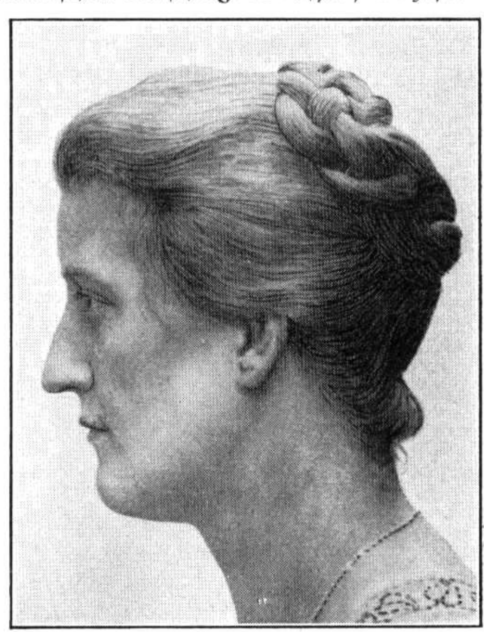



Abb. 83 a, b. Freiburg i. Br. (Schwester von 82). Vorwiegend nordisch mit dinarischem Einschlag
K: 85; G: 94,62



Abb. 84. Aus der Gegend von Magdeburg
Vorwiegend nordisch, vermutl. westischer Einschlag



Abb. 85. Aus westfälischer Familie. Vorwiegend nordisch mit sehr geringem westischem Einschlag

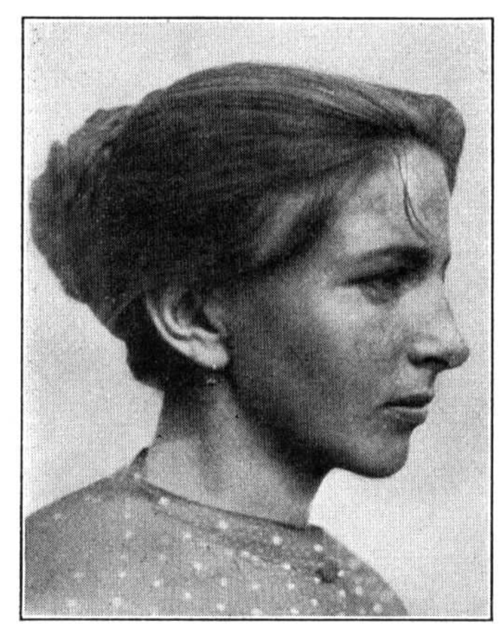


Abb. 86. Lundatal, Hessen. A: blau, H: braun. Vorwiegend nordisch mit geringem westischen Einschlag



Abb. 87. Hessen. H: blond, A: blau. Vorw. nordisch, vermutlich mit fälischem Einschlag. (Augeneinbettung)

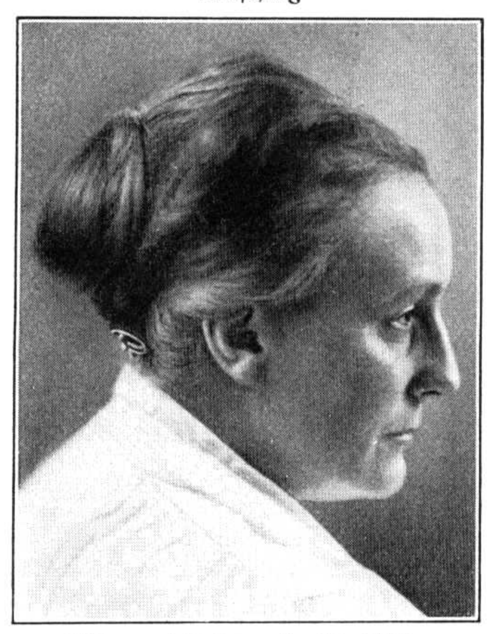


Abb. 88. Westerwald. Nordisch



Abb. 89. Aus alter märkischer Familie. Nord.

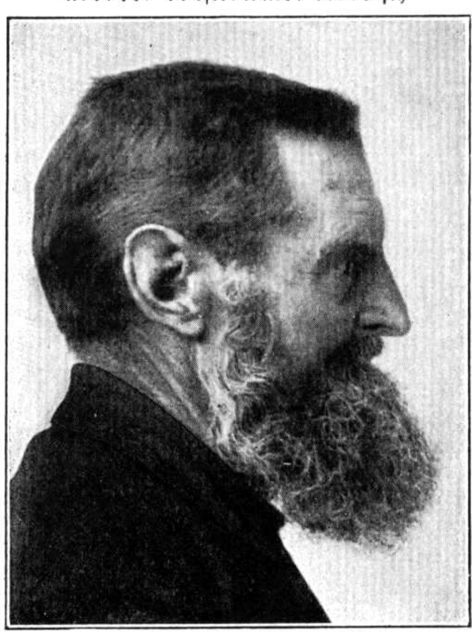


Abb. 90. Thüringen. Nordisch



Abb. 91. Lothringen. Bergwerkdirektor. Vorw. nordisch mit Einschlag einer kurzköpfigen Rasse

erinnernde Ausdünstung ist oft bemerkt worden. Man wird eine besondere Rasse oder einen Rassenrest der Rothaarigen nicht annehmen können. In vielen Fällen und besonders solange ein Goldton beigemischt ist, wird man rotes Haar als eine nordische Erscheinung ansehen dürfen, zumal die Rothaarigkeit in Europa überhaupt am häufigsten vorkommt und innerhalb Europas anscheinend im großen und ganzen desto häufiger ist, je stärker der nordische Einschlag eines Gebietes ist. Da Rothaarigkeit in Ostdeutschland (nach Parsons' Untersuchungen, vgl. S. 266) seltener ist und auch in Osteuropa seltener zu sein scheint als in Nordwesteuropa, wird man vermuten dürfen, daß das helle ostbaltische Haar weniger zum Rötlichen neige als das helle nordische. Vom Goldblond der nordischen Rasse bis zum ausgesprochen roten Haar gibt es ja mannigfache Übergänge, weniger vom Aschblond der ostbaltischen Rasse.

Neuerdings sieht man die Rothaarigkeit als eine Erscheinung von der Art des Albinismus an, da ja Rothaarige wie Albinos in allen Rassen beobachtet werden. Man spricht daher von Erythrismus oder Rutilismus und stellt fest: „Rutilismus (rotgefärbtes Haar) ist eine selbständige Haarfarbenbildung, die unabhängig von blonden und braunen Farben auftritt."[1] Daher wird man sicher einen Teil des roten Haares, vor allem das eigentliche fuchsrote Haar, nicht als rassische Erscheinung ansehen, sondern als eine bei allen Rassen mögliche Sonderbildung. Daß ein Teil des roten Haares nicht als rassisches Merkmal anzusehen ist, mag auch daraus hervorgehen, daß zwischen Haar- und Augenfarbe der Roten nur eine schwache Wechselbeziehung (Korrelation, vgl. S. 10) besteht, nicht die deutliche Wechselbeziehung dieser Merkmale wie bei Blonden.[2] Verhältnismäßig viele Rothaarige finden sich unter den Schotten und in der Rassenmischung des Judentums.[3]

Über die Fettung des Haares von der Kopfhaut aus bei einzelnen Rassen liegen Forschungen nicht vor. Ich habe beobachtet, daß das nordische Haar meistens weniger fettig ist oder wenigstens scheint als das der anderen europäischen Rassen. Man wird sogar von einer gewissen Fettlosigkeit des nordischen Haares reden können. Der Arzt, der Haarkrankheiten behandelt, muß die Rassenunterschiede beobachten können. Heinrich v. Kleist scheint auch das Leichte und Trockene des nordischen Haares beobachtet zu haben. In seiner „Hermannschlacht" antwortet Hermann auf die Frage Thusneldens, ob denn die Römerinnen keine „hübschen" Haare hätten:

> „Nein, sag ich! Schwarze! Schwarz und fett wie Hexen!
> Nicht hübsche, trockne, goldne so wie wie Du!"

[1] Frizzi, Anthropologie, 1921.

[2] „L'accentuation de la pigmentation des cheveux [des roux], ne suit que faiblement celle des yeux" führen Bayle und Mac-Auliffe aus in Bulletins de la Société d'Etudes des Formes humaines, Heft 2/3, 1925, S. 218.

[3] Näheres über Rothaarigkeit daher in meiner „Rassenkunde des jüdischen Volkes" (1930). — Bryn, Der Nordische Mensch, 1929, S. 45/46, berichtet, daß in Norwegen in vielen Fällen rotes Haar der Kinder später zu dem üblichen Blondhaar werde; Bryn möchte das Rothaar einfach zum Blondhaar der nordischen Rasse gerechnet sehen.

Durch die verhältnismäßig geringe Fettung des nordischen Haares scheint auch der Eindruck der Leichtigkeit mitbedingt zu sein (Abb. 92). Dieser Eindruck mag übrigens auch tatsächlich auf leichterem Gewicht beruhen; Forschungen fehlen.

Indessen der Eindruck des Leichten entsteht bei der Nordrasse vor allem durch das Gespinst (die Textur) der Haare. Der Fall des nordischen Haares ist glatt oder wellig. Das Gespinst ist dünn und fein, manchmal „wie Seide" (vgl. Abb. 92). Man muß es also schlichtglatt nennen zum Unterschied vom straffglatten Haar z. B. der Mongoliden. Wenn sich das nordische, feine Haar wellt, so fällt es weitwellig und seine Wellen liegen in einer Ebene; deshalb kann man es meist nicht lockig nennen. Eine Lokkung (in weiten Locken) scheint nicht allzu selten zu sein. Doch ist eigentlich lockiges Haar innerhalb der nordischen Rasse mehr eine Kindheitserscheinung. Die Besonderheit des nordischen, schlichten, glatten oder weitwelligen Haars hat Rubens bei manchen seiner Frauengestalten gut dargestellt. Auch beim kurzen Haar des Mannes läßt sich das feine Gespinst der nordischen Haare wohl erkennen an der Leichtigkeit, mit der der Wind solche Haare aufwirft. Das nichtgefettete nordische Haar kann man oft durch ein Fächeln mit der Hand aufwehen.



Abb. 92. Vater aus ostpreußischem Adel, Mutter aus Süddeutschland

Die Dicke des Haares ist bei den einzelnen Rassen verschieden: das nordische Haar ist dünn, wahrscheinlich mit einem mehr länglichrunden Durchschnitt. Scheffelt fand in den unteren Volksschichten Thüringens, Sachsens und Norddeutschlands (entsprechend deren stärkerem Gehalt an ostbaltischer und ostischer Rasse) mehr Dickhaarige, in den oberen Schichten (entsprechend deren stärkerem Gehalt an nordischer Rasse) mehr Dünnhaarigkeit.[1] Das dünne nordische Haar scheint minder kräftig zu sein, so daß es beim Zug eines Gewichtes eher reißt als das der anderen europäischen Rassen.

Wie man bei Kreuzungen oft straffes, ja manchmal (nicht selten z. B. unter den Juden) krauses Blondhaar findet, so finden sich auch Mischlinge, deren dunkles Haar das nordische Gespinst erhalten hat. Ja, das Gespinst der Haare mag oft über eine rassische Herkunft mehr aussagen als die

[1] Scheffelt, Rassenanatomische Untersuchungen an europäischen Haaren. Arch. f. Anthrop. N. F. 14, Bd. 42, 1915.

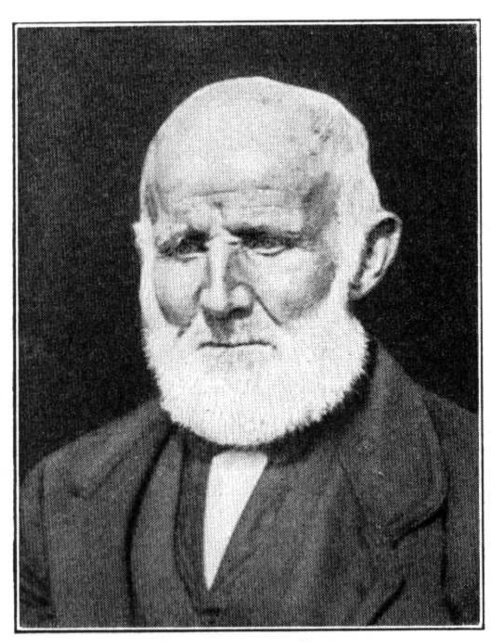


Abb. 93. Ostfriesland, Kriegsveteran, 80jährig. A: blaugrau

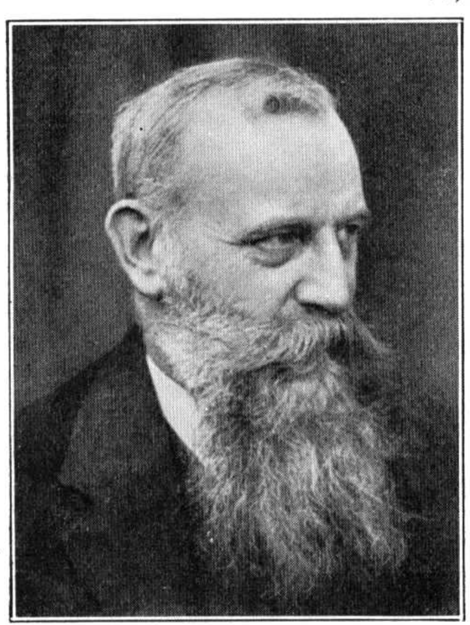


Abb. 94. Holstein. Nordisch



Abb. 95. Mecklenburg-Schwerin. Nordisch



Abb. 96. Österreich. Nord. m. dinar. Einschlag



Abb. 97. Ostpommern. Nordisch



Abb. 98. Otto Gebühr, Schauspieler. Vorwiegend nordisch

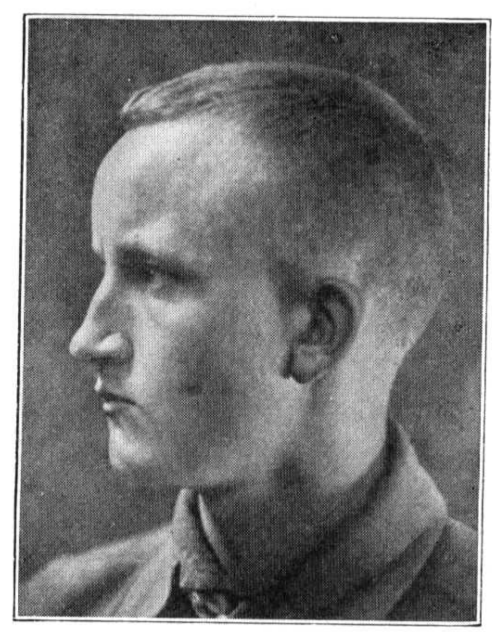


Abb. 99. Königsberg. Nordisch. Stirnform f. erwachs. männl. Geschlecht unbezeichnend, noch jugendl.?

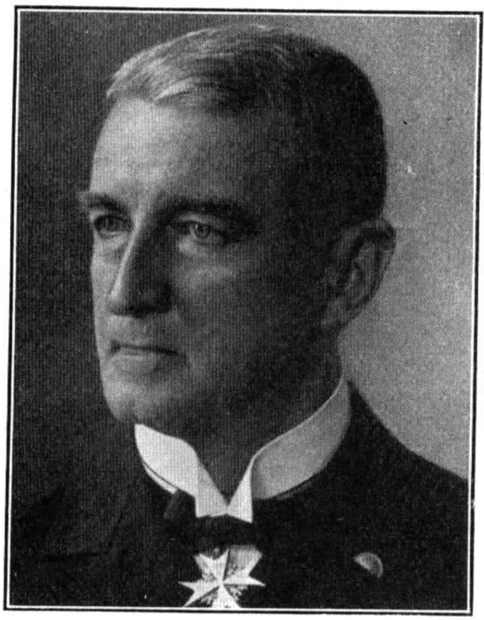
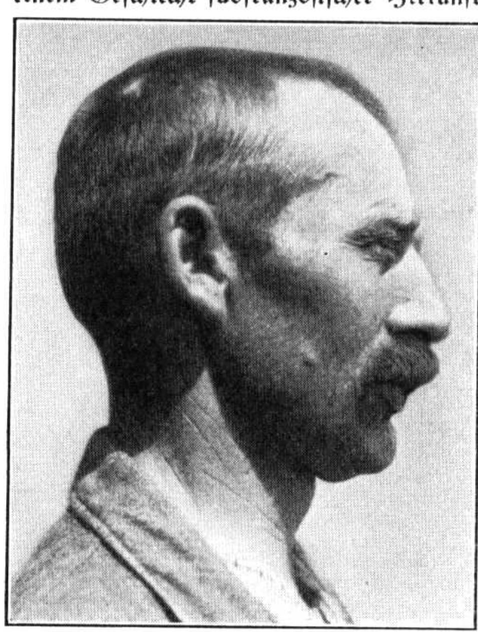


Abb. 100. Souchon, deutscher Flottenführer aus einem Geschlecht südfranzösischer Herkunft



Abb. 101. Altona. Nordisch



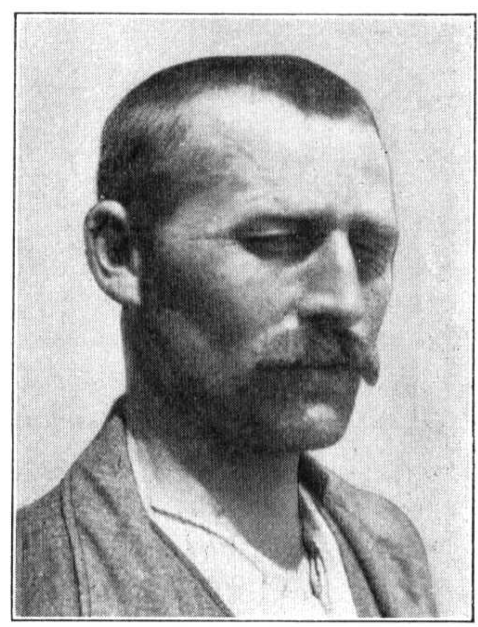


Abb. 102 a, b. Aus dem Horlofftal, Hessen. H: rot, A: blau. Vorw. nordisch mit leichtem dinar. Einschlag





Abb. 103 u. 104. Eltern des Untenstehenden, aus badischen Familien. Mann dinar.-nordisch. Frau vorw. nordisch





Abb. 105 u. 106. Sohn der Obenstehenden mit Frau, Eltern der Untenstehenden. Vorwiegend nordisch





Abb. 107 und 108. Sohn und Tochter der Obenstehenden. Vorwiegend nordisch

Drei Geschlechterfolgen eines badischen Geschlechts

Farbe. Es scheint, daß die Haarfarbe minder „erbfest"[1] ist als das Haargespinst. Ein dunkles, aber feines, schlichtes oder welliges Haar mag oft mehr nordisches Bluterbe anzeigen als ein blondes, aber hartes und straffes Haar. Das helle Haar der ostbaltischen Rasse ist dick und hart, ja straff. Der Haarfarbe wird oft eine zu große, dem Haargespinst eine zu geringe Bedeutung zugemessen.

Hell wie das Haupthaar ist auch der Bart der nordischen Rasse. Sein Haar ist wie bei allen Rassen dicker als das Kopfhaar. Der Durchschnitt des nordischen Barthaares ist ebenfalls langrund. Häufig ist bei blonden Männern der Bart mehr rötlich, und es scheint, als ob ein starker, rötlicher Bart bei nordrassischen Völkern sehr beliebt gewesen sei: der Indra der alten Inder ist rotbärtig wie der Donnergott der alten Germanen, und Kaiser Rotbart im unterirdischen Schloß ist eine Lieblingsvorstellung des deutschen Volkes gewesen. Das Gespinst des nordischen Bartes ist lockig, wie es altgriechische Köpfe oft zeigen, oder leicht gekräuselt. Die Form des nordischen Bartes ist meines Wissens noch kaum untersucht worden. Bei Henke[2] finde ich folgende Bemerkung: „Insbesondere läuft nämlich die obere Grenze des Bartes um den Mund und auf der Backe bei den Langgesichtern häufig von der Nase mehr steil seitwärts zum Unterkiefer herab, bei den Breitgesichtern mehr quer gegen das Ohr hinüber." Ich glaube, diese beiden Bartformen mit dieser Verteilung auf die nordische und ostische Rasse auch häufiger gesehen zu haben. Beobachtungen hierüber in genügender Zahl fehlen. Gehört es zur nordischen Bartform, daß die Barthaare die Lippen ganz umsäumen, so daß also der Schnurrbart mit Backenbart und Kinnbart eine Bartmasse bildet? Oder ist die Bartform Dürers, die sein bekanntes Münchener Selbstbildnis zeigt, die nordische? — eine Form also, bei der die Unterlippe bis gegen das Kinn hinab von den Mundwinkeln her bis gegen die Mitte der Unterlippe hin bartfrei ist, der Bart also deutlich als Schnurrbart, Backen- und Kinnbart und „Fliege" besteht? Diese letztere Form möchte ich für die nordische, jene erstere für die dinarische Bartform halten (Abb. 201). — Solche Fragen sind deshalb schwer zu lösen, weil die Mode oft die volle, einem Menschen gegebene Bartform nicht zuläßt oder gar Bartlosigkeit vorschreibt.

Eigentümlich ist jedenfalls der nordischen Rasse ein ziemlich starker Bartwuchs mit lockigem oder leicht gekräuseltem blondem oder rötlichem Haar. Die Barthaare sind dabei, wie bei anderen Rassen, nicht alle so farbgleich wie die Kopfhaare; neben fast weißen Haaren können rote stehen, immer aber so, daß der Gesamteindruck eines hellen Bartes besteht. Wie das nordische Kopfhaar kann auch der nordische Bart sehr lang werden. Die Sage vom Kaiser Rotbart bewahrt auch diesen Zug. Seltener wird man aber in der nordischen Rasse die auffallend starken, breiten und langen Bärte finden, die bei der dinarischen Rasse vorkommen, seltener auch die für die dinarische Rasse bezeichnenden buschigen Schnurrbärte.

---

[1] „Erbfest" ist bei genauerer Kenntnis der Vererbungsgesetze eine unklare Bezeichnung. Doch soll sie hier (wo Vererbungserscheinungen noch nicht behandelt worden sind) einmal um der Kürze willen stehen bleiben.

[2] Henke, Der Typus des germanischen Menschen, 1893.

Auch in Kreuzungen hält sich, auch bei dunklem Kopfhaar, oft noch der helle, vor allem der rote Bart — Aristoteles hat dies schon vermerkt; oder es finden sich in dunklen Bärten helle und rötliche Haare.

Die Einpflanzung des Haares, d. h. die Richtung, in der es in der Haut steckt, ist bei verschiedenen Rassen verschieden. Auch das Zusammenstehen der Haare zu Zweier- oder Dreiergruppen, ihr mehr oder minder dichtes Zusammenstehen, ist rassenhaft verschieden. Über die europäischen Rassen sind aber in diesen Dingen eingehende Forschungen noch nicht gemacht worden, wiewohl sicherlich daraus wichtige Schlüsse gezogen werden könnten.

Die Augenfarbe: Hierbei kommt es vor allem auf die Farbe der Regenbogenhaut (der Iris) an. Die Sehöffnung (Pupille) wirkt bei allen Rassen schwarz, da ja das Augeninnere im Dunkeln liegt und die Netzhaut dunkel gefärbt ist.[1] Das Weiße des Auges, d. h. seine Bindehaut (Conjunctiva) bietet bei genauerem Zusehen rassische Unterschiede. Bei der nordischen Rasse ist die Bindehaut ganz farbstoffrei und somit fast weiß oder weiß mit einem geringen bläulichen Schimmer. Bei allen dunkleren Rassen, also auch bei den dunklen europäischen Rassen, ist die Bindehaut mehr trübweiß bis gelblich, sie kann bei Negern schmutziggrau bis bräunlich werden.

Am auffälligsten aber sind die Färbungsunterschiede der Regenbogenhaut. Sie ist bei der nordischen Rasse sehr licht von blauer, blaugrauer oder grauer Farbe. Die Kinder kommen meist mit dunkelblauen oder dunkelgrauen Augen zur Welt, der ererbte Grad von Farbstoffeinlagerung setzt sich erst allmählich durch. Auch hier kann ein Nachdunkeln eintreten.[2]

Man hat die graue Augenfarbe auch schon als unnordisch bezeichnet und in ihr ein Kreuzungszeichen oder ein Merkmal der ostbaltischen Rasse sehen wollen. Virchow wollte die graue Augenfarbe auffassen als bedingt durch „den geringsten Gehalt des Irisgewebes an braunem Pigment".[3] Ich glaube jedoch nicht, daß nur die eigentlich blaue Farbe die nordische Augenfarbe ist, wiewohl unter den Augen der nordischen Rasse anscheinend mehr blaue, unter denen der ostbaltischen Rasse mehr graue und blauweiße Augen vertreten sind. Man muß aber wahrscheinlich einen Teil der grauen Augen, vor allem die mit einem gelblichen Ton, als Anzeichen einer Kreuzung der nordischen Rasse mit einer der dunklen europäischen Rassen ansehen, denn die Ergebnisse der später zu betrachtenden Virchowschen Schulkinderuntersuchung zeigen in Mitteleuropa eine Zunahme grauer Augen nicht nur gegen Osten, also gegen die stärker ostbaltisch untermischten Gebiete, sondern noch mehr gegen Süden, gegen die stärker ostisch und dina-

[1] Jedoch mit dem Augenspiegel betrachtet, erscheint der Augenhintergrund bei Blonden rötlich, bei Dunklen mehr rötlichgrau, bei Negern und Javanern dunkelrotbraun. (Martin, Lehrbuch der Anthropologie, 1928.)

[2] Eine Erscheinung des Greisenalters und nicht etwa eine rassische Erscheinung ist der „Greisenbogen" (gerontoxon, arcus senilis corneae), ein sich mit dem Alter bildender und an Breite gegen innen zu allmählich zunehmender trübblauer oder trübblaugrauer Ring um die vorher einheitlich braune Regenbogenhaut des Auges (vgl. Abb. 139, S. 190).

[3] Virchow, Gesamtbericht über . . . die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland, Archiv f. Anthropologie, Bd. 16, 1886.

risch untermischten Gebiete. Graue Augen fanden sich auch häufiger mit braunen Haaren verbunden als mit blonden. Bei Mischlingen kommt es vor, daß die Augenfarbe der dunklen Rasse, die Augenhelligkeit hingegen



Abb. 109. Pommern. General Ludendorff, geb. 1865. Vorwiegend nordisch mit Einschlag einer breitgesichtig-kurzköpfigen Rasse



Abb. 110. Schweiz. Aus vornehmem graubündischem Geschlecht, Mutter aus einem graubündischen Geschlecht ital. Sprache. Th. Sprecher v. Bernegg, Generalstabschef des schweizer. Heeres. 1850—1927. A: blau. Vorw. nordisch mit dinar. Einschlag

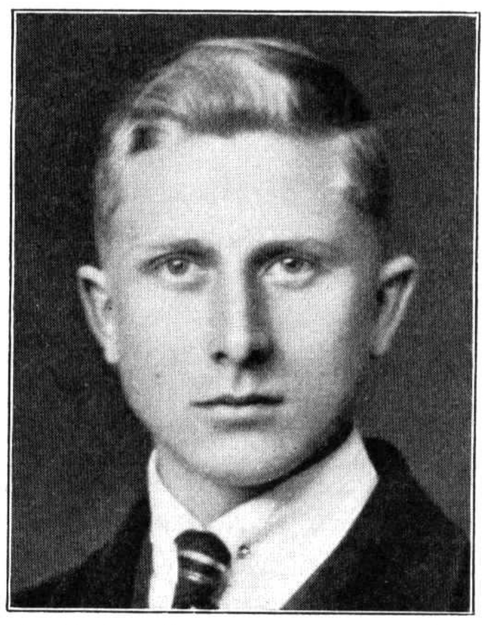


Abb. 111. Vater: Magdeburg, aus mecklenburgischem Geschlecht; Mutter: Bielefeld, aus rheinländischem Geschlecht. Nordisch oder vorw. nordisch

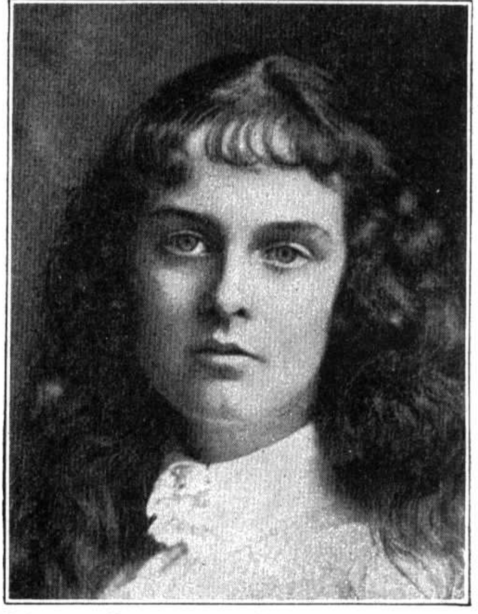


Abb. 112. England. Nachkommin Cromwells. Nordisch oder vorwiegend nordisch

der hellen Rasse angehört. So entstehen die hellbraunen Augen, die man hin und wieder sieht. Auch die grünen Augen, die bei blonden Menschen nicht selten zu sein scheinen, deuten auf Rassenmischung hin und sind als sehr aufgehellte braune Augen anzusehen.[1]

Oft ist bei nordischen Menschen die Augenfarbe je nach Beleuchtung und

[1] In Rassengemischen mit Einschlägen heller Rassen finden sich übrigens helle (blaue, graue, grüne und hellbraune) Augen in der Regel viel häufiger als helle Haare.

nach dem Einfallen des Lichtes und, wie manche annehmen, je nach dem leiblichen und seelischen Befinden des betreffenden Menschen eigenartig verschieden. In der Beschattung und öfters wohl auch bei auftreffendem Licht wirkt das Auge blau, bei seitlich treffendem Licht eher grau. Die lichte

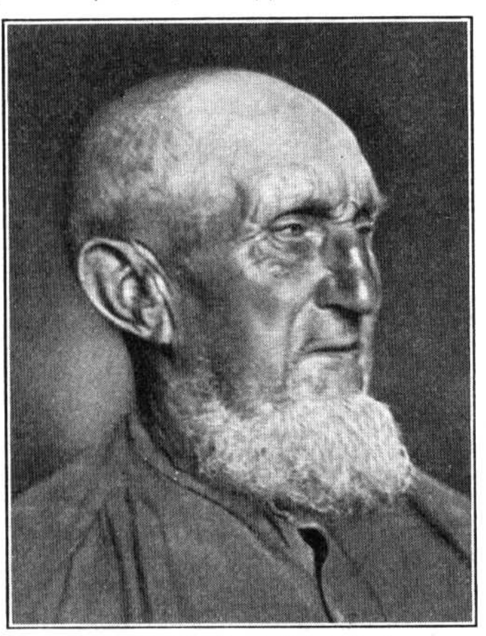


Abb. 113. Spicka-Neufeld bei Cuxhaven, Friesland, Nordisch

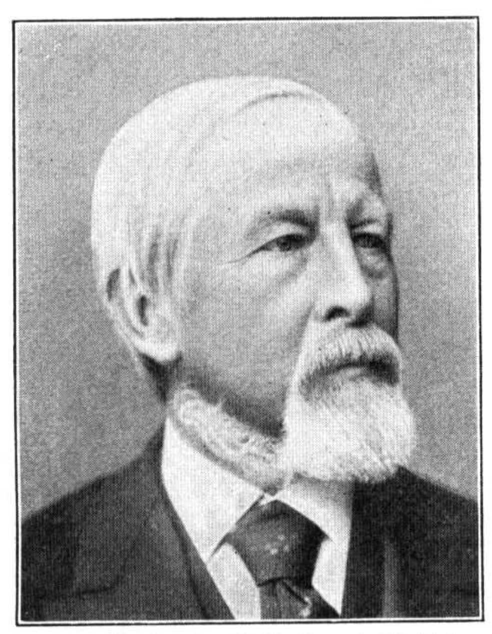


Abb. 114. Karlsruhe. A. Kußmaul, Mediziner. 1822—1902. Nordisch oder vorw. nordisch

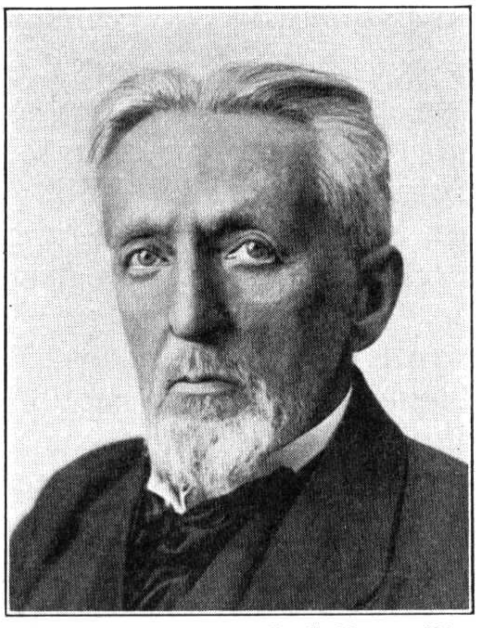


Abb. 115. Ostpreußen. G. G. Meyer, Pharmakologe, geb. 1853. Vorwiegend nordisch

Farbe des nordischen Auges bringt manchmal eine Mittelstellung zwischen blau und grau mit sich. Da sich Grau gegenüber Blau überdeckend (dominant) zu verhalten scheint, könnte man vielleicht das blaue Auge als das „nordischere" ansehen.

Augen von sehr dunklem Blau, die man auch bei Juden und Judenmischlingen hin und wieder antrifft, oder Augen von jenem undurchsichtigen, „milchigen", stofflich wirkenden Dunkelblau sind immer Mischlingsaugen. Sie begegnen einem bei vorwiegend ostischen Mischlingen nicht selten. Dem nordischen Auge ist eigen die leuchtende, geradezu strahlende Farbe. Häufig,

auch auf Bildern oft deutlich sichtbar, tritt als Lichtbrechungserscheinung ein feiner dunkler Ring auf, der die Regenbogenhaut umsäumt. Er wirkt auf Bildern geradezu wie eine feine schwarze Kreislinie, als scharfe, dünngezogene äußere Abgrenzung der Regenbogenhaut gegen die Bindehaut (meistens viel dünner und schärfer als in Abb. 112).

Mit diesen Eigenschaften des nordischen Auges hängt sein besonderer Ausdruck zusammen. Ein dunkles Auge wirkt mehr beobachtend, umherblickend; das nordische Auge mehr betrachtend, schauend. In der Erregung gewinnt das nordische Auge jenen „schrecklichen Blick",[1] den die Schriftsteller des Altertums den Germanen zuschreiben. Der Gegensatz der dunklen Sehöffnung gegen deren lichte Umgebung bedingt es neben einem entsprechenden Minenspiel, daß nordische Augen, wenn sie ihr Gegenüber scharf anblicken, einen „schrecklichen" Ausdruck gewinnen können, jene „Schärfe" (acies), die Caesar von den germanischen Augen berichtet (Abb. 109). Sie entsteht auch dadurch, daß sich die Sehöffnung in der Erregung erweitert und so als vergrößertes Dunkel im hellen Auge das „Schreckliche" noch steigert. Gerade bei den hellen nordischen Augen scheinen außerdem Zustände seelischer Erregung (Freude, Kampflust) auf eine erhöhte „Klarheit", auf einen „Glanz" der Augen hinzuwirken. Die nordischen Augen vermögen zu „strahlen". So entsteht auch der Blick, an den die römischen Söldner im Kampf gegen die Germanen erst gewöhnt werden mußten, um durch die Wildheit des Ausdrucks nicht geschreckt zu werden. Von den Galliern berichtet Caesar, sie hätten dem wilden Blick der Germanen gar nicht standhalten können (ne vultum quidem atque aciem oculorum ferre potuisse). Von Hagen berichtet das Nibelungenlied den gleichen schrecklichen Blick („eislîch sîn gesihene"). Es war eine Eigenschaft, die nordrassische Völker besonders den Helden zuschrieben. „Der gleißende Wurm glänzt auch ihm aus dem Auge",[2] ist eine Vorstellung der Edda. Im altnordländischen Schrifttum entsprechen den lateinischen Ausdrücken trux und acies die Beiwörter otol und hvoss für die Kennzeichnung des erregten nordischen Augenausdrucks. Nur nordische Augen können schrecklich blicken, das Auge der andern Rassen blickt in der Erregung finster oder drohend oder auch giftig. Zornmütig blickt nur das nordische Auge. Der Augenausdruck der nordischen Rasse ist im allgemeinen der offener Bestimmtheit und Entschlossenheit, oft ein „kühner willenskräftiger Ausdruck mit scharfem, oft durchdringendem oder forschendem Blick".[3] Doch besteht bei der nordischen Rasse ein großer Spielraum des Augenausdrucks von feinsinniger Milde bis zu herrischer Härte.

Den Gesamtausdruck der nordischen Gesichtszüge nennt Gobineau einmal treffend „ein wenig trocken" (un peu sec). Besonders im männlichen Geschlecht und in einem mittleren Lebensalter fällt dieses Kühle und Herbe, gleichsam das Sachliche nordischer Gesichtszüge auf.

---

[1] Caesar, de bello gallico I, 39: „acies oculorum"; Tacitus, Germania, IV: „truces oculi".

[2] Wagner, Walküre.

[3] A. M. Hansen, Oldtidens Nordmaend, 1907.

6. Die leiblichen Merkmale der westischen (mediterranen, mittelländischen) Rasse

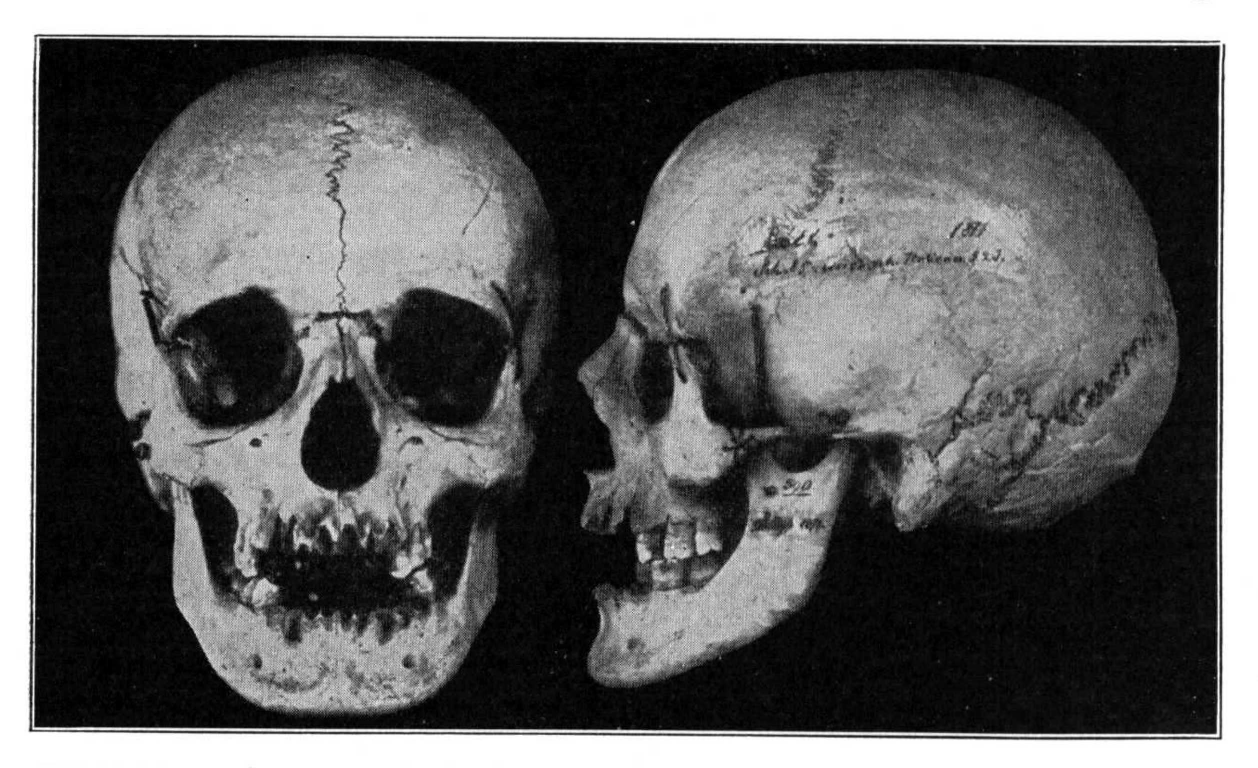
Die Gestalt: Die westische Rasse — nach Sergi der schönste Zweig unter den menschlichen Unterarten — ist kleingewachsen, ihre Körperhöhe ist im Mittel beim Mann etwa 1,61 m.[1] Die westische Gestalt wirkt jedoch trotz ihrer geringen Höhe nicht untersetzt. Die Verhältnisse des Wuchses mögen fast die gleichen sein wie bei der nordischen Rasse. Ein besonders kleiner nordischer Mensch und ein besonders großer westischer Mensch bieten in ihrem Wuchs annähernd das gleiche Bild. Auch der westische Mensch ist schlank; zum Unterschied vom kräftig-schlanken nordischen Menschen könnte man ihn zierlich-schlank nennen. Auch die westische Rasse stellt einen „Longitypus" (Viola) dar, ist „leptosom" (Kretschmer); man kann sie als niedrig-schlank bezeichnen (vgl. S. 38/39). Die Verteilung der Sitzhöhe in Europa macht es sogar wahrscheinlich, daß der westischen Rasse eine geringe „Überhöhe" der Beine zugeschrieben werden muß. Keinesfalls darf man sich also die Westrasse untersetzt vorstellen. Es scheint, daß sie auch in den Maßverhältnissen der Glieder nahezu das gleiche Bild wie die Nordrasse bietet. Ihr Wachstum ist früh abgeschlossen, früh tritt die Geschlechtsreife ein, früher als bei der Nordrasse auch der Alterszerfall. Westische Kinder wirken oft ebenso altklug, wie nordische Erwachsene oft noch kindlich wirken können. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß der männliche und der weibliche Wuchs beide gleichsam etwas weiblicher sind als bei der nordischen Rasse. Der westische Mann ist nicht so ausgesprochen männlich gebaut, Schulterbreite und Hüftenschmalheit sind nicht so betont und der Gesichtsausdruck ist weicher. Die Gestalt der westischen Frau betont das Weibliche anscheinend mehr als die der nordischen, insbesondere scheint ihr eine verhältnismäßig größere Hüftenbreite eigen zu sein: daher, aber auch durch einen Einschlag orientalischer Rasse, der öfters zu findende Hinweis auf das „Wiegen der spanischen Hüften", daher die Eignung der algerischen Frauen zum Bauchtanz. Das Größengewichtsverhältnis mag bei der westischen Rasse das gleiche sein wie bei der nordischen.

Wie der gesamte Körperbau, so sind auch die einzelnen Teile zierlich: der schlanke, im Querschnitt zum Elliptischen neigende Hals, die Hand mit ihren Fingern, die Füße mit ihren Zehen, und so entsteht schließlich der Eindruck eines sehr lebendigen, geschmeidigen, leichten Körpers, ein Eindruck, den die Bewegungen der Rasse noch verstärken und der auch ihr seelisches Wesen kennzeichnet. Der Unterschenkel erhält anscheinend besonders dadurch

[1] Im spanischen Gebiet ist der Durchschnitt bei überwiegend westischen Bevölkerungen höher, im süditalienischen oft ziemlich niedriger, bis zu 1,55 m. Doch mögen dabei außer der Bildung zweier Schläge innerhalb der gleichen Rasse auch verschiedene andersrassige Einschläge eine Rolle spielen — in Spanien ein Einschlag der orientalischen Rasse.

eine schlanke Gestalt, daß die Umrißlinie von der Wade bis zum inneren Fußknöchel sehr deutlich eingebuchtet verläuft (so daß gelegentlich sogar der Eindruck eines nach außen gekrümmten Unterschenkels entsteht).

Der Schädel: Wie die nordische Rasse ist auch die westische lang=



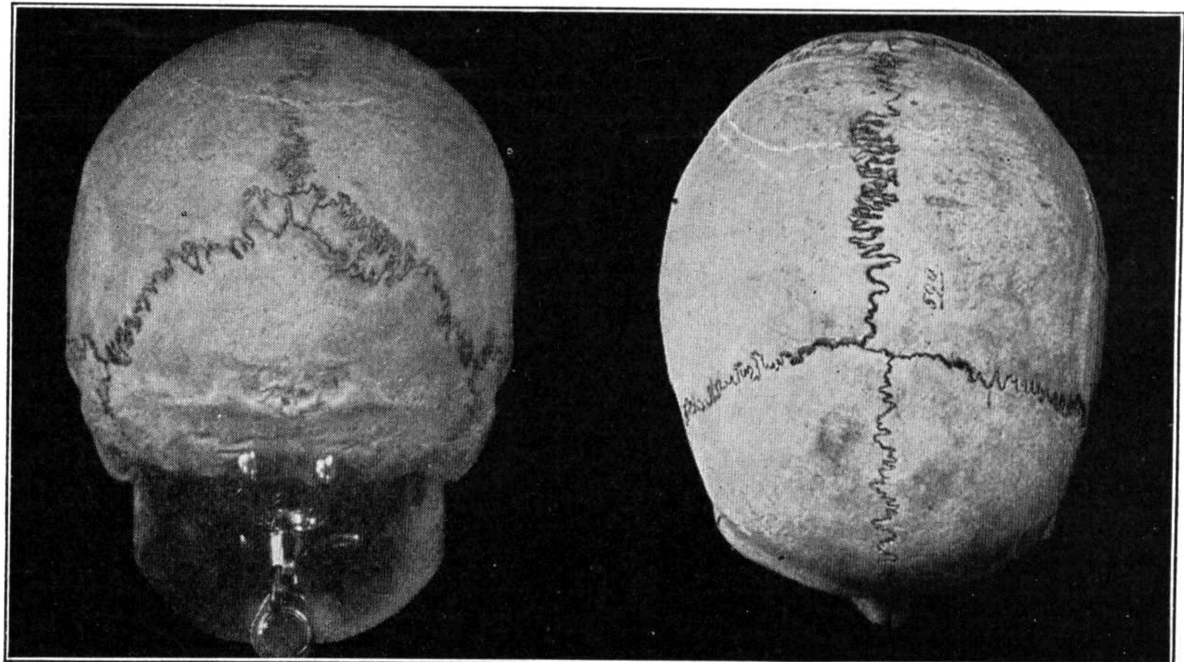
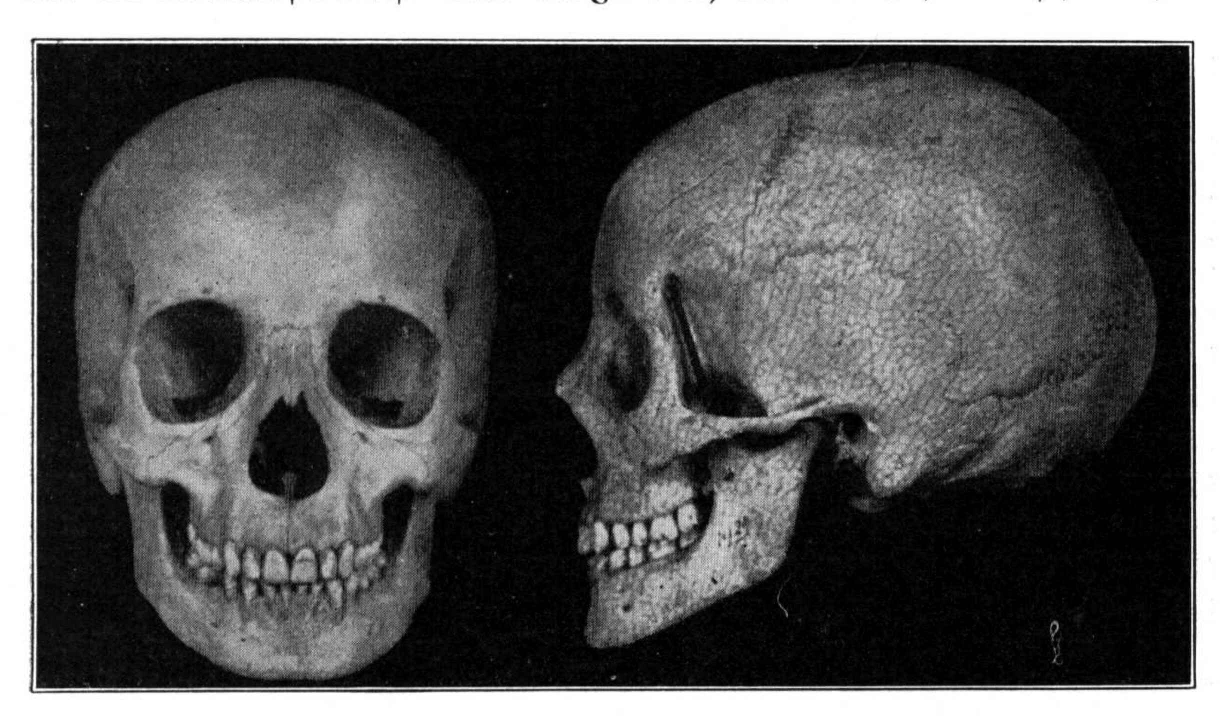


Abb. 116 a, b. Vorwiegend westischer Schädel (geringer dinarischer Einschlag?). Sch: 78,98; G: 94,71. Die Gesichts= und Scheitelansicht zeigen Metopismus (über diesen S. 100)

schädlig und schmalgesichtig. Der westische Schädel ist dem kleineren Kör=per entsprechend begreiflicherweise kleiner als der nordische. Der Kopfindex der westischen Rasse mag etwa 70—75 betragen. Die Langschädligkeit der Westrasse scheint eher noch betonter zu sein als die der Nordrasse. Das Ver=

hältnis der Gesichtslänge zur Gesichtsbreite ist etwa dem gleich, das sich bei der nordischen Rasse ergeben hat: das Gesicht ist ausgesprochen schmal. Der Schädelbau der Westrasse zeigt im ganzen die gleichen Verhältnisse wie der der Nordrasse, nur sind am westischen Schädel die Überaugenbögen und der Stirnnasenwulst kaum ausgebildet, und der Schädelabschnitt hin-



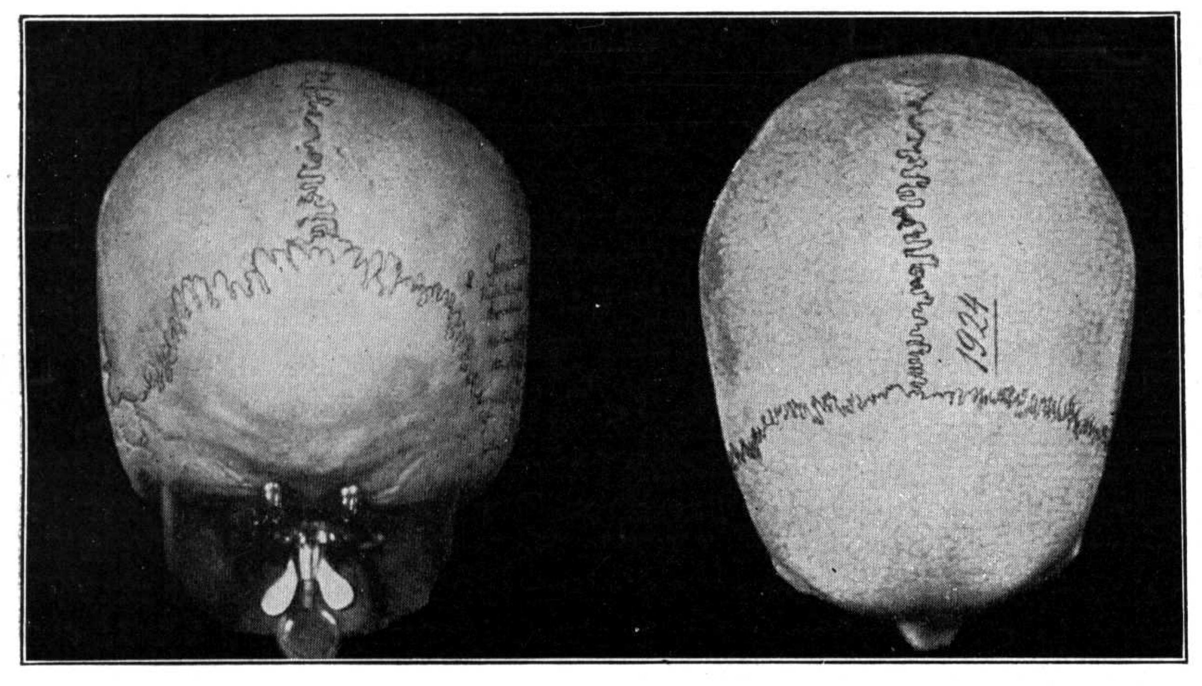


Abb. 117a, b. Weiblicher westischer Schädel. Sch: 75,94; G: 94,21

ter den Ohren scheint etwas höher, minder flach gebildet zu sein als bei der nordischen Rasse. Ob der starke Hinterhauptshöcker und die kleinen Wülste auf der Wangenfläche des Jochbeins bei der Westrasse auch vorkommen, weiß ich nicht. Es scheint nicht wahrscheinlich. Die Stirn des westrassischen Schädels ist etwas steiler und niedriger als die des nordischen; auch ist sie nach hinten und nach den Seiten mehr ausgeglichen

zurück- und seitwärtsgewölbt, mehr zurückgewölbt als zurückgeneigt, und besitzt nicht jene Neigung zum Eckigen, welche besonders für die männliche nordische Stirn bezeichnend ist. Die Gegend stärksten Ausladens des Hinterkopfes liegt bei der westischen Rasse etwas höher als bei der nordischen, der Hinterkopf erscheint auch meistens mehr zugespitzt ausladend.

Der Gesichtsschnitt, den die Seitenansicht bietet, neigt mehr zur Weichheit, ist mindestens nicht gekennzeichnet durch jene Neigung zu hartem oder kühnem Ausdruck, den der nordische Gesichtsschnitt bietet. Dazu trägt schon die steilere, etwas gewölbtere Stirn bei, vor allem aber das minder ausgesprochene Kinn. Auch das westische Auge liegt nach hinten eingebettet. Das häufige Vorkommen schief nach vorn gestellter Kiefer in den vorwiegend westischen Gebieten des Mittelmeers scheint auf eine Beimischung negerischen Blutes zurückzugehen. Die Nase der Westrasse ist gekennzeichnet durch hohe Nasenwurzel, hohen Nasenrücken mit hin und wieder leicht eingebogener, öfters aber gerader oder ausgebogener Form. Die Nasenlänge (Nasenhöhe) im Verhältnis zu den anderen Gesichtsabschnitten ist etwas geringer als bei der Nordrasse. Häufig ist das Gesicht mit seinem minder betonten Kinn in der Seitenansicht leicht mit einer elliptischen Linie zu umschreiben und nähert sich dann einem Gesichtsschnitt, den wir schon fast als „semitisch" empfinden.

In der Vorderansicht bietet das Gesicht gegenüber dem der Nordrasse nur die ein wenig gerundetere (und vielleicht etwas breitere?) Stirn und das unscharf oder weniger scharf abgesetzte, rundere und unausgesprochenere Kinn. Die sonstigen Verhältnisse im Knochenbau sind die gleichen. Die Brauen sind meistens etwas mehr geschwungen als bei der Nordrasse.

In den Weichteilen des Gesichts scheinen sich gegenüber der Nordrasse folgende Abwandlungen zu ergeben: Die Nase ist oft etwas fleischiger oder wenigstens minder straff gebildet, vor allem in ihrem unteren Teil. (?) Die etwas fleischigeren Nasenflügel liegen dann nicht so eng, die Nasenlöcher bilden dann von unten gesehen, in ihren Längsrichtungen wahrscheinlich einen minder spitzen Winkel gegeneinander. Die Mundspalte ist anscheinend etwas breiter. Die Lippen sind oft ein wenig stärker gewulstet, dadurch wird dann vor allem die Schleimhaut der Oberlippe oft ebenso breit sichtbar wie die der Unterlippe. Die harten, schmalen Lippen mit schmaler Nasenmundrinne sind unter den europäischen Rassen jedenfalls nur der Nordrasse und noch mehr der fälischen Rasse eigen. Im ganzen bietet sich so ein Gesichtsausdruck, der nicht die klare Schärfe zeigt, die das nordische Gesicht so oft kennzeichnet; der Ausdruck ist weicher, man könnte auch sagen: ansprechender, gefälliger.

Die Haut: Die Westrasse hat eine bräunliche Haut, die den Eindruck des Geschmeidigen, oft des Samtartigen, macht. Man darf nicht an die fleckig-braune Haut denken, die in Deutschland bei gewissen Rassenmischungen öfters erscheint. Die Haut der Westrasse ist von gleichmäßiger, mehr oder minder dunkler, bräunlicher Tönung. Im Sonnenbrand kann sie leicht eine Farbe annehmen, die man in der Angewöhnung an die blasse Farbe des bekleideten Körpers dann schon nicht mehr „europäisch" nennen möchte. Durch ihren Farbstoffreichtum ist die westische Haut undurchsichtig: „das



Abb. 118. Aus einem vornehmen brasilianischen Geschlecht. Westisch

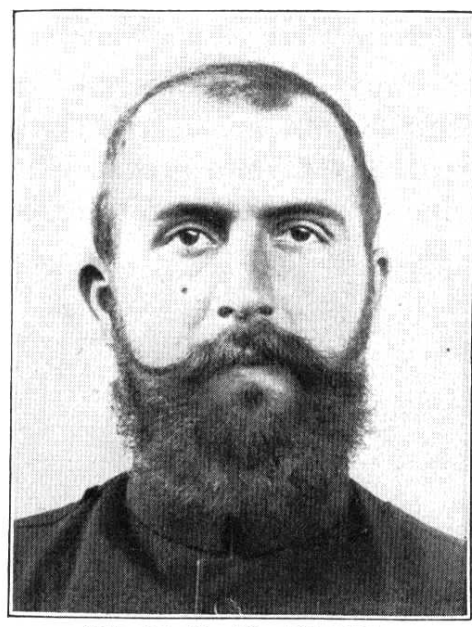


Abb. 119. Korsika. Westisch

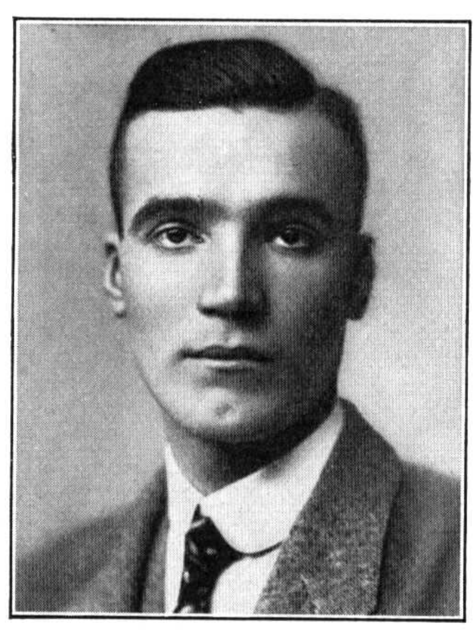


Abb. 120. Rumänien. Vorwiegend westisch mit ostischem Einschlag (flache Nase)

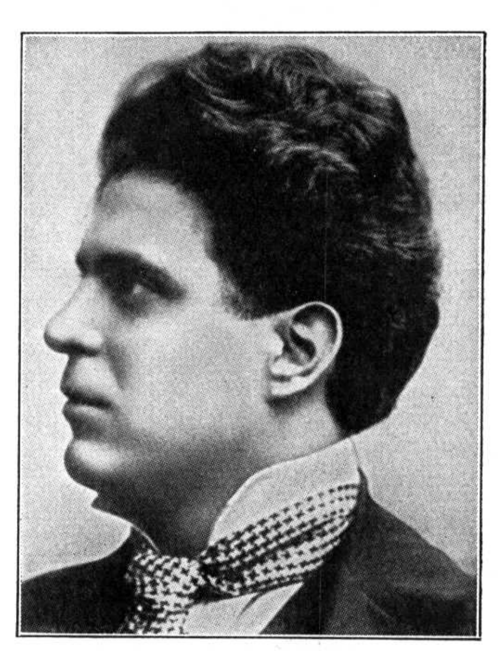


Abb. 121. Süditalien (Neapel). Mascagni, geb. 1863. Vorw. westisch (mit sehr geringem negerischem Einschlag?). Jüdische Abstammung?



Abb. 122. Südfrankreich (Arles). Westisch



Abb. 123. Spanien (Madrid). Schriftstellerin. Westisch

blaue Blut" wird man nicht mehr sehen, und ein Erröten ist nicht mehr so deutlich sichtbar. Rote Wangen wird man bei der Westrasse nicht bemerken: das Wangenrot der nordischen Rasse erscheint bei ihr höchstens als eine gesunde Durchrötung der bräunlichen Gesichtsfarbe. Der Vergleich

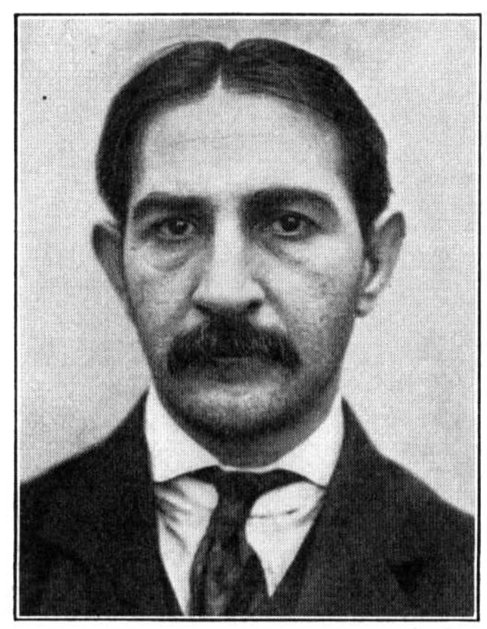




Abb. 124 a, b. Aus Puerto Plata, Haiti, eingewandert. Westisch oder vorwiegend westisch





Abb. 125 a, b. Aus dem östlichen Vogelsberg, Hessen. A: braun, H: braun. Westisch-nordisch mit geringem dinarischem Einschlag?

mit „Milch und Blut" verbietet sich. Die Haut selbst aber als Stoff scheint der nordischen Haut nahe zu stehen. Man kann vielleicht sagen: die nordische Haut macht mehr einen lichten, kühlen, die westische mehr einen wärmeren, aber ebenso lebendigen Eindruck.[1]

[1] Ob das Auftreten dunklerer Haut, die bei Mischlingen in Deutschland hin und wieder die Augenlider und ihre Umgebung merklich verdunkelt, auch für westische Menschen kennzeichnend ist, ob ein solches bei Mischlingen ein Anzeichen westischer Beimischung ist, weiß ich nicht. Auch hierüber liegen keine Forschungen vor. Solche dunkle Haut um die Augen, die oft von eigenartig rötlichgrauer Färbung ist, findet sich nach meiner Beobachtung unter den

Die Lippenhaut der Westrasse erscheint infolge des reichlichen Farbstoffs mehr kirschrot; bläulichrot. Sommersprossen scheinen bei der Westrasse nicht vorzukommen. Infolge ihrer durch Farbstoff geschützten Haut eignet sich die Westrasse besser zum Leben in den Tropen.[1]



Abb. 126. Pommern. Großmutter aus der Westschweiz. Vorw. westisch mit nordischem Einschlag

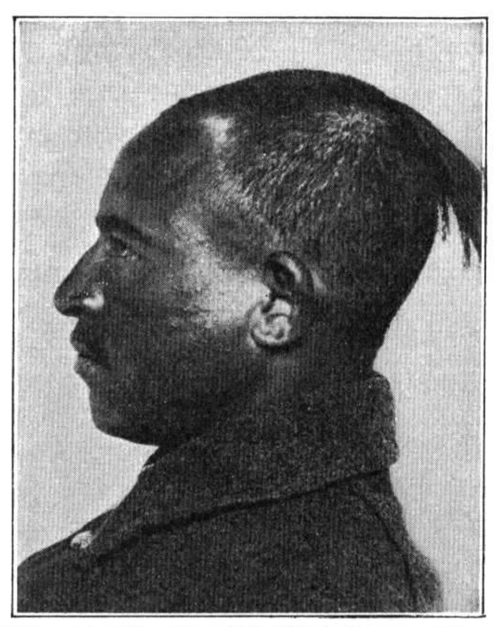


Abb. 127. Algerien. Westisch mit negerischem Einschlag

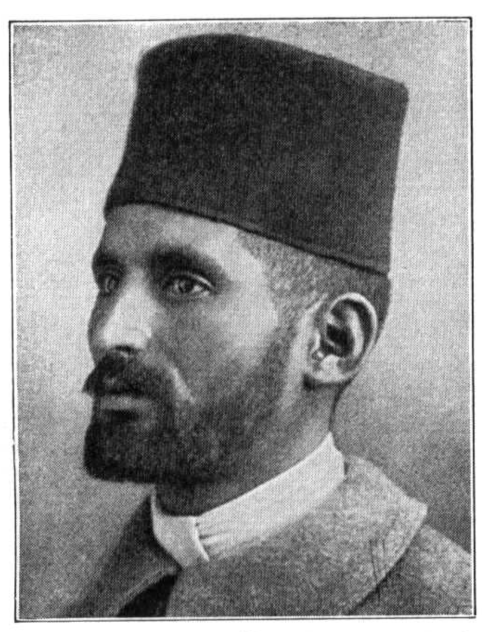


Abb. 128. Algerien. Vorwiegend westisch mit negerischem Einschlag

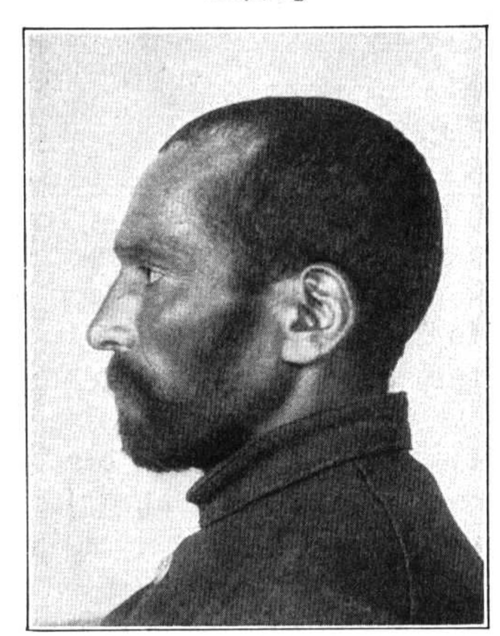


Abb. 129. Algerien. Westisch

Deutschen häufiger in dinarisch untermischten Gebieten; sie ist auch bei Juden nicht selten. Es gibt ferner Hände, deren Fingerhaut hinter den Nagelwurzeln, über dem Nagelbett, in einem schmalen Streifen etwas dunkler ist. Ob dies ein Mischungszeichen ist und was für eine Mischung es andeuten würde, läßt sich noch nicht sagen.

[1] Martin, Lehrbuch der Anthropologie, Bd. I, Jena 1928, S. 521: „Im allgemeinen erreichen Haare und Augen leichter einen höheren Pigmentgrund als die Haut; im individuellen Falle deutet daher eine dunkle Haut bestimmter auf die Abstammung von einer dunklen Rasse hin als braunes Haar und braune Augen."

Das Haar: Das Haupthaar der Westrasse gleicht im Durchschnitt in der Dichte und öfters auch in der Länge dem nordischen. In der Farbe ist es tief dunkelbraun oder schwarz. Im Gespinst ist es dem nordischen ähnlich, ebenso fein, und fällt meist schlicht oder lockig, seltener also wellig wie oft das nordische Haar. Die Wellung des westischen Haars verläuft nicht in einer Ebene; sie bildet lebhafte Windungen: eigentliche Locken. Das westische Haar kann, auch wenn es von hellerem Braun ist, doch von einem dunklen Blond geschieden werden dadurch, daß keine besondere Beleuchtung jenen goldenen oder rötlichen Schein an ihm hervorrufen kann, der selbst bei ziemlich dunklem Haar bei vielen Europäern die Kreuzung mit nordischer

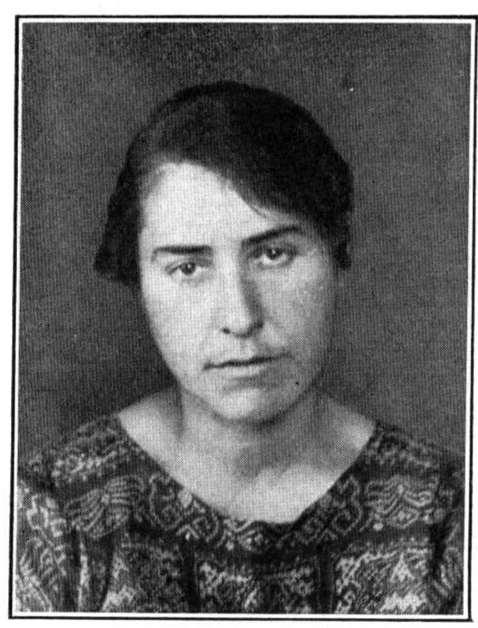




Abb. 130 a, b. Südtirol. Westisch-dinarisch

Rasse noch anzeigt. Man kann sagen, das dunkle Haar der Westrasse ist echtes Braun- oder Schwarzhaar. Es scheint ziemlich fetthaltig zu sein.

Durch die dunkle Färbung scheinen die Augenbrauen dichter zu sein und sind es wohl auch öfters. Die Körperbehaarung scheint etwas stärker zu sein als bei der Nordrasse, der Bartwuchs gleich stark. Die Augenwimpern sind dichter und länger als bei den anderen europäischen Rassen. Die westischen Frauen neigen (wie die dinarischen) zu leichter dunkler Behaarung der Oberlippe.[1]

Die Augenfarbe: Die Bindehaut des Auges hat eine gelbliche Tönung, die Regenbogenhaut ist braun, oft sehr dunkelbraun. Diese braune Farbe hat meist etwas eigenartig Samtartiges und Warmes. Den Augenausdruck der westischen Menschen möchte man als heiter, oft als gütig, oft als vorwitzig musternd und schlauklug bezeichnen. „Lachen, Blick, Gesichtsbewegungen sind bei ihnen Ausdrücke von Anmut, Lebhaftigkeit und

[1] Es scheint sogar, als ob innerhalb der westischen Rasse, in minderem Grad auch innerhalb der dinarischen Rasse, eine Neigung zu „Frauenbart" festzustellen sei. Durch geschlechtliche Auslese wurde die Ausbreitung einer Erbanlage zu Frauenbart wohl immer wieder eingeschränkt, solange er nicht künstlich spurlos entfernt werden konnte (vgl. Unna, Die Entfernung des Frauenbartes, Münchner Medizinische Wochenschrift, Jahrgang 1914, Nr. 44).

wahrhafter Schönheit", urteilt der italienische Rassenforscher Sergi.[1] Doch kann man eigentlich nur bei der Nordrasse von einem besonderen Ausdruck der Augen reden, da sich bei dem offen liegenden nordischen Auge deutlich drei Helligkeitswerte abstufen und die dunkle Sehöffnung sich scharf von ihrer hellen Umgebung abhebt, während bei dunklen Augen Sehöffnung und Regenbogenhaut leicht als eine dunkle und damit auch ausdruckslosere Augenmitte erscheinen. Was bei dunkeläugigen Rassen Augenausdruck genannt werden kann, ist ein Gesamtausdruck, zu dem das Auge selbst und seine ganze Einbettung beitragen.

[1] Sergi, Origine e diffusione della stirpe mediterranea. 1895.

7. Die leiblichen Merkmale der dinarischen Rasse

Die Gestalt: Die dinarische Rasse ist hochgewachsen, so hoch gewachsen, daß ihr Gebiet auf der Karte der Verteilung der Körperhöhe in Europa mit den vorwiegend nordrassischen Gebieten Schottlands und der skandinavischen Halbinsel zusammen die höchsten Zahlen zeigt. Das Mittel der Körperhöhe mag beim Mann etwa 1,74 m sein. Die Verhältnisse des

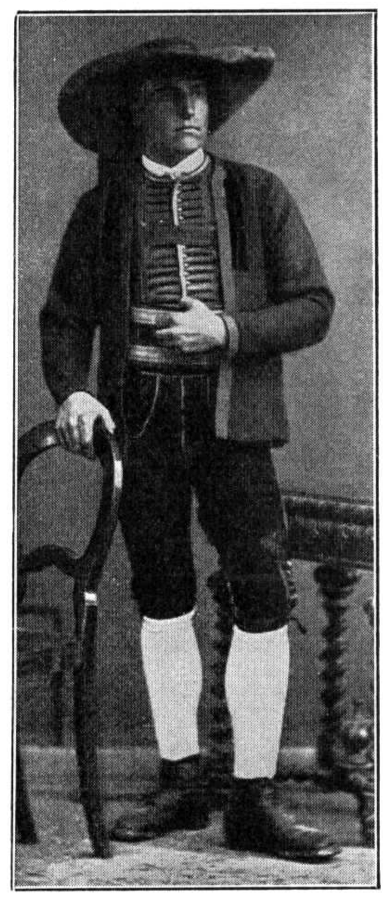




Abb. 131 und 132. Tirol. Dinarisch oder vorwiegend dinarisch

dinarischen Körperwuchses ähneln denen der Nordrasse; der Hals scheint kürzer oder dicker zu sein, die Gelenke nicht so fein. Die Spannweite der Arme ist vielleicht geringer, was aber nicht auf eine schmälere Brust, sondern auf kürzere Arme zurückzuführen ist. Ich habe auf Abbildungen albanischer Krieger vorwiegend dinarischer Rasse hin und wieder auffällig kurzarmige Menschen beobachtet. Die Körperfülle mag der nordischen Rasse gleichstehen. Beide Rassen sind hoch und schlank gewachsen.

So müßte die Konstitutionsforschung auch den dinarischen Menschen als „leptosom" (Kretschmer) bezeichnen, zugleich bei ihm eine Neigung zu dem „athletischen Typus" Kretschmers und wohl auch zu dem typus respiratorius Sigauds feststellen. Etwas „Athletisches" haben auch manche dinarische Frauen, bei denen eine gewisse Grobknochigkeit auftreten kann, die bei anderen Rassen viel seltener im weiblichen Geschlecht vorkommt.

Ich habe bei dinarischen und vorwiegend dinarischen Menschen einen besonders flachen, dabei auffallend schmalen und langen Daumennagel so häufig beobachtet, daß ich diesen Zug als ein Merkmal der dinarischen Rasse ansehen muß.

Der Schädel: Die dinarische Rasse ist kurzköpfig und schmalgesichtig. Der Schädelindex beträgt im Mittel etwa 85—87; der Gesichtsindex etwa 90—93. Diese Zusammenstellung eines kurzen Kopfes mit einem schmalen Gesicht läßt jeden dinarischen Schädel sogleich als solchen erkennen. Die Schädelgestalt der dinarischen Rasse bedingt es, daß der an dinarische Kopfformen nicht gewöhnte Betrachter immer wieder den dinarischen Kopf als



Abb. 133. Südtirol. Dinarisch oder vorwiegend dinarisch

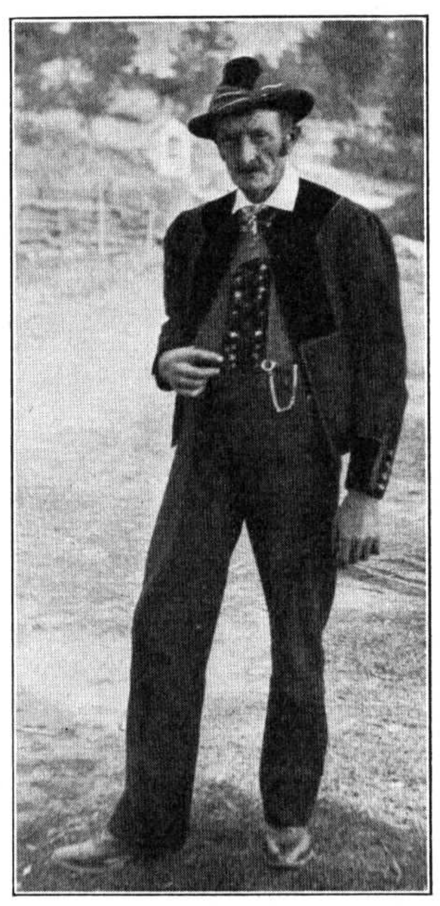


Abb. 134. Südtirol. Vorw. dinarisch mit nord. Einschlag. H: dunkelblond, A: mischfarben

„Hochkopf" bezeichnet. Die Kurzköpfigkeit der dinarischen Rasse ist leicht zu unterscheiden von der Kurzköpfigkeit der ostischen und ostbaltischen Rasse, da der Kopfindex der dinarischen Rasse deshalb hoch ist, weil der Längendurchmesser des Kopfes verhältnismäßig gering ist, während der Kopfindex der ostischen und ostbaltischen Rasse deshalb hoch ist, weil der Breitendurchmesser verhältnismäßig groß ist. Der dinarische Kopf ist ein eigentlicher Kurzkopf, der ostische und der ostbaltische Kopf sind Rund- oder Breitköpfe. Die Indizes der Schädel dieser Rassen stehen einander nahe, aber diese Zahlen sagen ja über die Formverhältnisse eines Schädels verhältnismäßig wenig aus. Im Falle der dinarischen Rasse ist also der hohe Index des Kopfes durch dessen Kürze bedingt: der Hinterkopf wölbt sich gar nicht über den Nacken hinaus, so daß er hinten wie abgehackt aussieht.

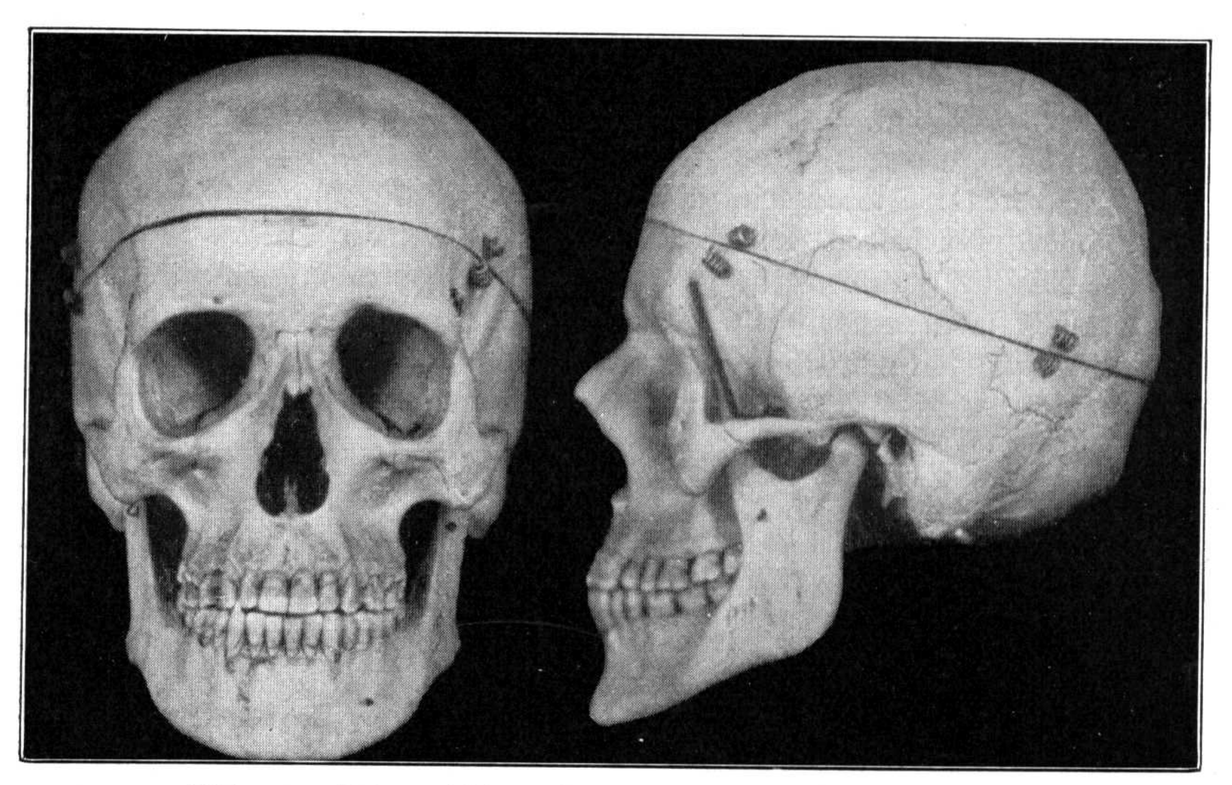


Abb. 135. Dinarischer Schädel. Sch: 86,93, G: 100,81

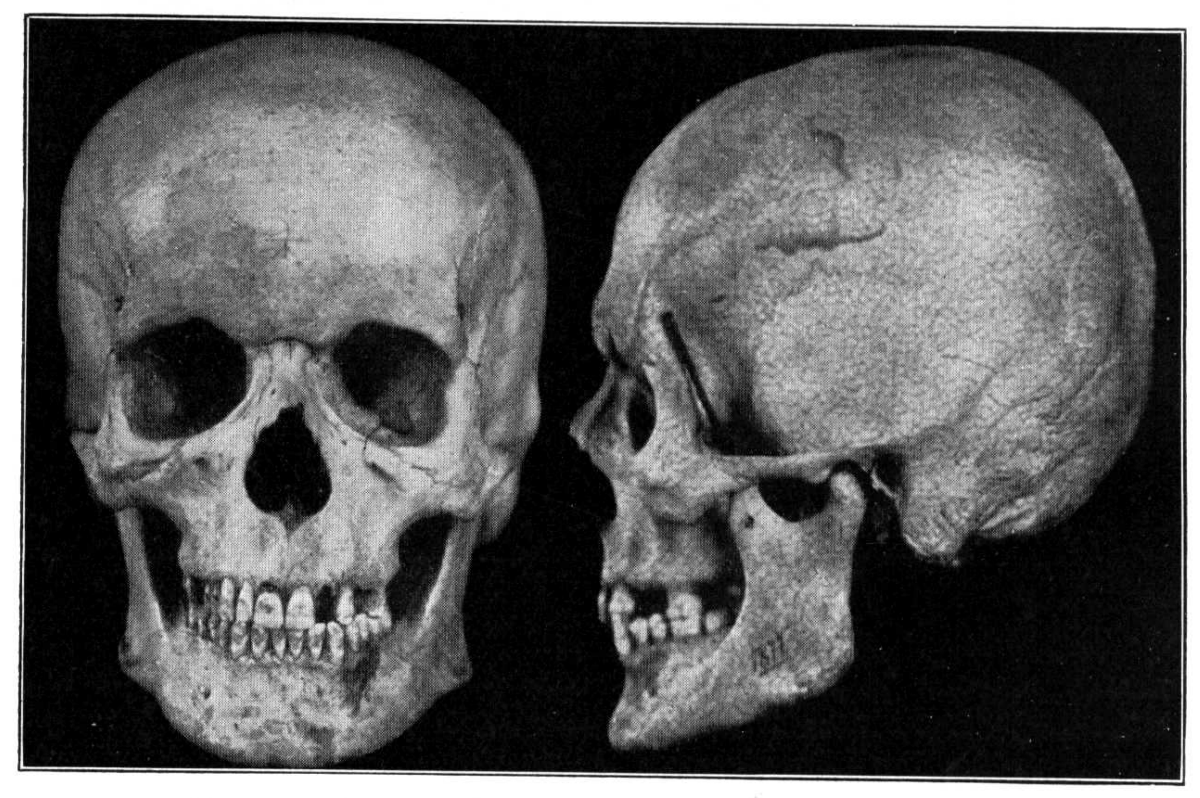


Abb. 136. Dinarischer Schädel. Sch: 86,93, G: 90,51

Die Schmalgesichtigkeit des dinarischen Schädels setzt sich bei diesem selten (wie beim nordischen und westischen Schädel) in eine ebenso schmale Stirn fort. Die dinarische Stirn ist meistens verhältnismäßig etwas breiter als die nordische. Überhaupt ist der Schädelteil über den Augen im Vergleich zum nordischen Schädel breiter gebildet. Über der Augen- und Ohrenhöhe erweitert sich der dinarische Schädel etwas, während sich bei der nor-

dischen und westischen Rasse die Schmalgesichtigkeit in die schmale Stirn und das schmalgebaute Schädeldach hinein fortsetzt.

In der Seitenansicht sieht der dinarische Kopf „hoch" aus. Dieser Zug ist bedingt durch das lange Gesicht einerseits, durch den kurzen Kopf andererseits. Der Kopf sieht oft aus, als ob er von einer Senkrechten, die in der Verlängerung des Nackens aufsteigt, nach vorn hinausgebaut wäre. Das Hinterhaupt fällt steil vom Scheitel zum Nakken ab. Das dinarische Hinterhauptsbein ist also flach, der dinarische Schädel flachhinterhäuptig oder steilhinterhäuptig. Man hat die Schädel mit hohem Index, die man im Alpengebiet vorfand, in zwei Arten eingeteilt: In die flachhinterhäuptigen (planoccipitalen) und die gebogen-hinterhäuptigen (curvoccipitalen); so Toldt in seiner Arbeit „Zur Somatologie der Tiroler".[1] Das erstere sind die dinarischen Kurzschädel, das letztere die ostischen und ostbaltischen Rundschädel, ferner solche Mischformen, die durch nordischen oder, in selteneren Fällen, auch durch westischen Einschlag ein mehr oder minder ausladendes Hinterhaupt zeigen.[2] — Teilt man den dinarischen Schädel in seiner Seitenansicht durch eine Senkrechte, die durch die

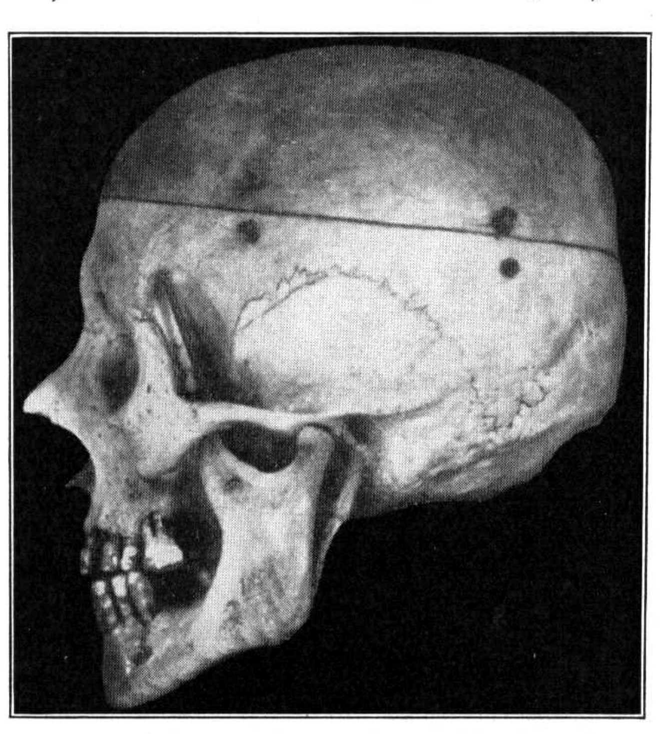


Abb. 137. Dinarischer Schädel mit besonders starker dinarischer Nase und besonders steilem Hinterhaupt. Sch: 84,21, G: 100,81

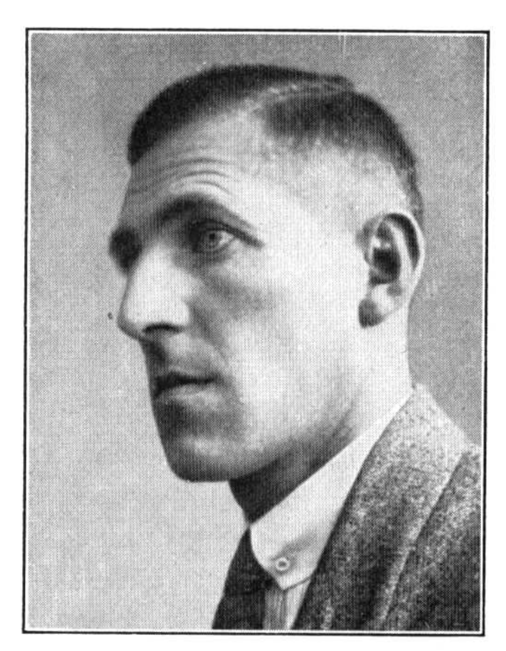


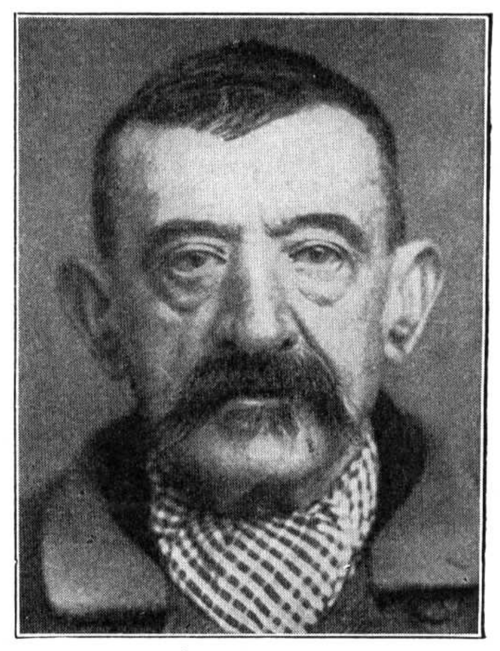
Abb. 138. Hamburg. Vorwiegend nordisch mit akromegalen Zügen

[1] Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. 24, Sitzungsberichte.

[2] Nach meiner Erfahrung werden gelegentlich sog. Turmschädel, also Schädelformen, die man als krankhaft bezeichnen kann, mit dinarischen Schädeln verwechselt, da sie manchmal Aehnlichkeiten der Form zeigen. Bei „Turmschädeln" („Spitzköpfen") handelt es sich um Schädelumbildungen durch zu frühen Verschluß (Obliteration, Synostose) der Naht zwischen Stirnbein und Scheitelbeinen, wonach dann das wachsende Gehirn, sich weitere Ausdehnung verschaffend, andere Schädelnähte sich erst desto später schließen läßt. (Hierüber siehe Mollison, „Allgemeine Anthropologie" im Band „Anthropologie" [Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V].) Auch akromegale Köpfe, bzw. Schädel können etwas Dinarisches erhalten, da mit Akromegalie (bedingt durch die abnorme Tätigkeit einer bestimmten Drüse

Mitte des Gehörgangs läuft, in einen Abschnitt vor den Ohren und einen Abschnitt hinter den Ohren (vgl. S. 44), so zeigt sich eine besondere Kürze des Abschnitts hinter den Ohren. „Die Scheitelbeine biegen etwa in der Mitte plötzlich nach unten ab und finden ihre Fortsetzung in der senkrecht gestellten Oberschuppe des Hinterhauptsbeins.“[1] Das Hinterhauptsbein zeigt am Schädel einen ziemlich starken Hinterhauptshöcker (vgl. S. 45), den man am Kopf des Lebenden durchtasten kann und der sich bei der dinarischen Rasse, wie ich an Schädeln feststellen konnte, anscheinend öfters zu einem kleinen abstehenden Zäpfchen auszubilden scheint.

Der Gesichtsschnitt, den die Seitenansicht zeigt, unterscheidet sich klar vom Gesichtsschnitt der andern Rassen. Die Stirn ist flächig zurück-



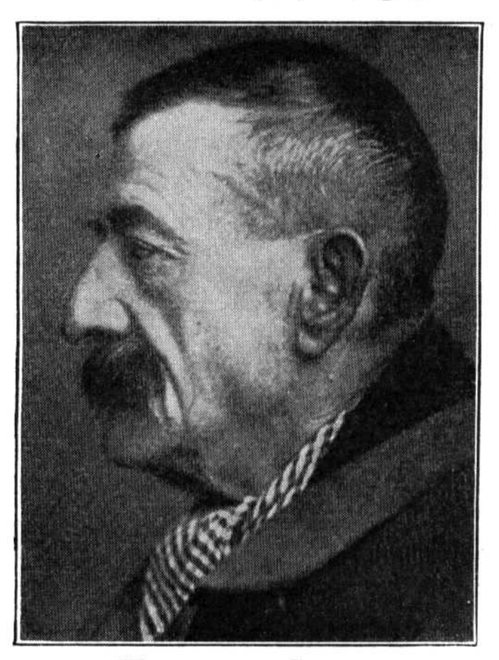


Abb. 139 a, b. Wien; vorwiegend dinarisch; K: 85,60; G: 91,04 (bei Zahnverlust), 75jährig; A: braun mit trübblauem äußerem Ring: arcus senilis corneae; vgl. S. 73

geneigt wie bei der nordischen Rasse, meist jedoch nicht so weit zurückgeneigt wie bei dieser, sondern mehr aufgerichtet, weswegen sie oft eigentümlich hoch wirkt. Sie ist übrigens in vielen Fällen wirklich verhältnismäßig höher als bei den anderen Rassen (Abb. 142—145). Die Überaugenbögen sind mäßig ausgebildet, anscheinend selten so stark, wie dies öfters bei der nordischen Rasse der Fall ist. Die dinarischen Überaugenbögen zeigen aber ihrer Lage und Form nach zwar weniger augenfällige, aber doch merkliche Verschiedenheiten von denen der nordischen Rasse. Bei der nordischen Rasse zeigen sich die Überaugenbögen als wellig verlaufende Vorsprünge, die über den Augenbrauen sitzen. Bei der dinarischen Rasse springen die Überaugenbögen mit einer mehr einwärts gebogenen Linie vor, so daß die höchste Erhebung der Bögen oft gratartig aussieht, und sehr oft sitzen die Bögen so tief auf dem Stirnbein auf, daß die Augenbrauen auf

(Hypophyse) auch ein übermäßiger Wuchs von Nase und Kinn verbunden sein kann.

[1] Kraitschek, Anthropologie der österreichischen Bevölkerung, in dem Sammelwerk „Oesterreich, sein Land und Volk“, 1927, S. 197.

Abb. 140. Tirol. Dinarisch und vorwiegend dinarisch



Abb. 141. Hotzenwald (Südbaden). Dinarisch und ostisch-dinarisch; die Männer mehr dinarisch

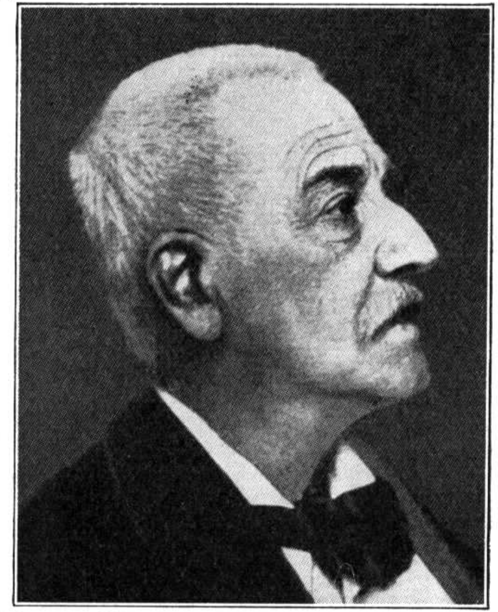


Abb. 142. Basel. J. Burckhardt, Kulturhistoriker. 1818—1897

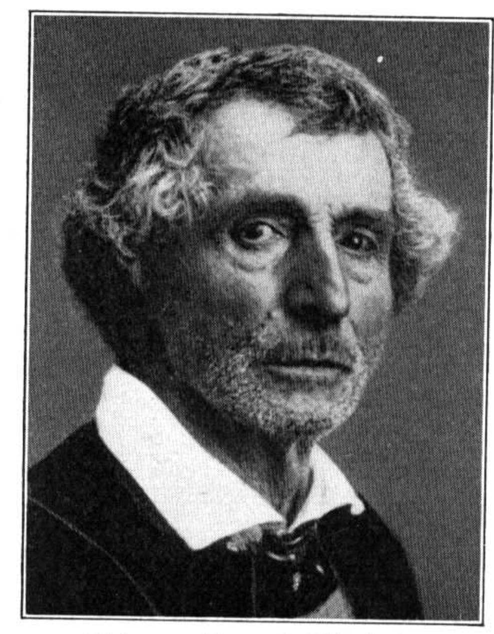


Abb. 143. Sarntal, Südtirol

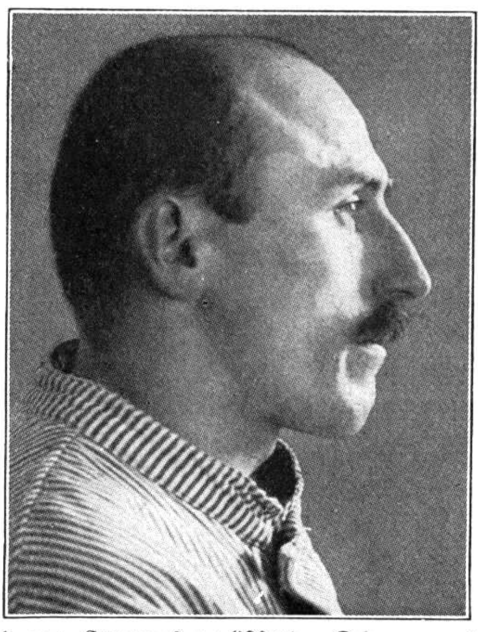


Abb. 144. Freudenstadt (Wttbg. Schwarzwald). Stirnhöcker gut sichtbar



Abb. 145. Kinzigtal (Baden)

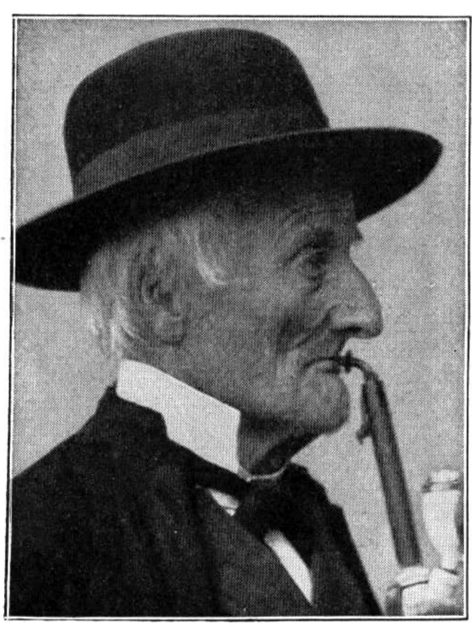


Abb. 146. Amt Offenburg (Baden)

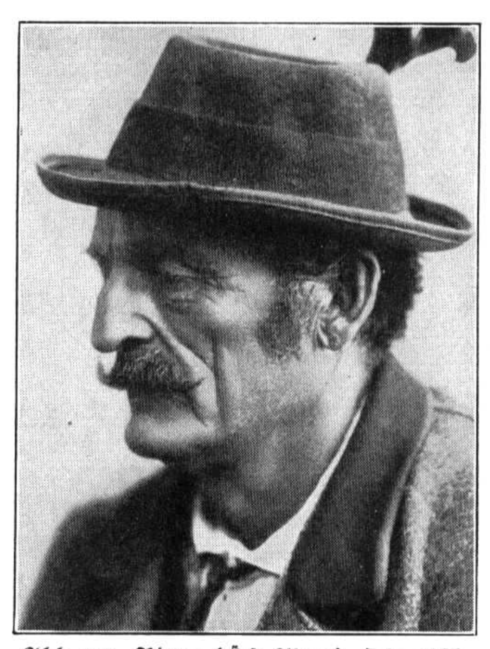


Abb. 147. Ritten (Öst. Alpen). Dinarisch

Dinarisch und vorwiegend dinarisch

dem Grat der Bögen oder nur wenig tiefer verlaufen. Da zudem die Behaarung der Augenbrauen meist dicht und stark ist, so entsteht bei vielen dinarischen Gesichtern ein besonders kennzeichnender Ausdruck.

Das Auge liegt nach hinten eingebettet. Die Nase springt mit hoher Nasenwurzel und starkem Bogen in ihrem Knochenteil kräftig nach vorn und biegt sich vom Knorpelteil an mehr nach unten, oft geradezu mit einem scharfen Winkel (vgl. Abb. 147), wodurch dann die eigentliche „Adlernase" entsteht. Kennzeichnend für die starke dinarische Nase — sie ist, zugleich mit der Nase der vorderasiatischen Rasse, die stärkste Nase, die überhaupt unter den Rassen der Erde vorkommt — ist, daß man in der Seitenansicht die Nasenscheidewand (das septum) sieht oder doch, daß man viel



Abb. 148. Rudolf v. Habsburg. 1273—1291. (Dom zu Speyer.) Nordisch mit dinarischem Einschlag

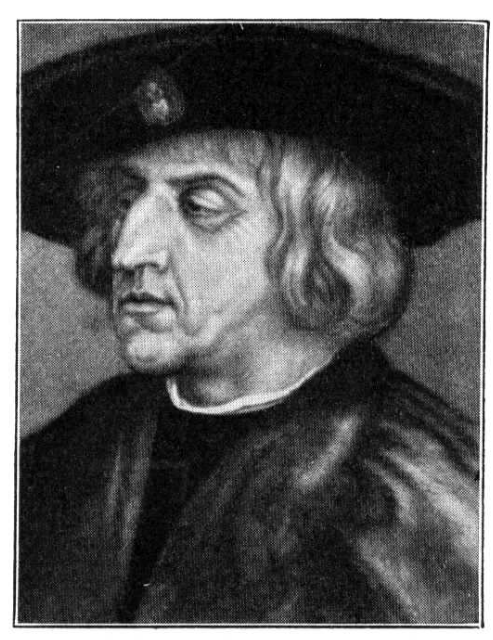


Abb. 149. Kaiser Maximilian I. 1459—1519. (Gemälde von Dürer). Nordisch-dinarisch. (A: blau)

Schon Rudolf v. Habsburg zeigt dinarischen Einschlag, auch die dinarische Adlernase

mehr von der Nasenscheidewand sieht als bei den anderen europäischen Rassen. Diese reicht etwas tiefer hinab als die Nasenflügel und zieht sich von der Nasenspitze zur Oberlippe hin weniger in einer fast geraden Linie wie bei den anderen Rassen als in einem nach unten gebogenen Verlauf. Der Mund ist derb gezeichnet, die Lippen nicht etwa wulstig, aber doch dicker und breiter als bei den anderen europäischen Rassen. Der Unterkiefer mit dem Kinn zeigt, daß das Schmalgesicht der dinarischen Rasse vor allem auch dadurch bedingt ist, daß der Unterkiefer in seiner vorderen Höhenerstreckung vom untersten Punkt des Kinns bis zur Mitte der unteren Zahnreihe (von gnathion bis infradentale) besonders hoch gebaut ist. Dieser Zug des derb gebauten hohen Kinnstücks des Unterkiefers unterscheidet das Schmalgesicht der dinarischen Rasse vom Schmalgesicht der nordischen Rasse ebensosehr, wie die steilere Stirn und die Nasenform der dinarischen Rasse sich von Stirn- und Nasenform der nordischen Rasse unterscheiden. Der dinarischen Rasse eigen ist ferner eine Bildung des Unterkiefers und der Weichteile von Unterlippe und Kinn, die oft den Eindruck macht, als

ob durch die unteren Schneidezähne die Unterlippe schief nach außen vorgeschoben würde. Durch den Knochenbau des Unterkiefers scheint dieser Zug weniger bedingt zu sein (?), vielmehr scheinen die Weichteile der Unterlippe dicker zu sein als bei den andern europäischen Rassen. Bei der dinarischen Rasse entsteht auch nicht über dem Kinn und unter der Unterlippe jene gerundete Einbuchtung, die bei der nordischen Rasse oft so ausgeprägt ist, vielmehr zieht sich die Linie des Gesichtsschnitts bei der dinarischen Rasse in fast geradem Verlauf bis zu dem innersten Punkt, von dem aus dann das Kinn wieder vorspringt. Oft neigen Mund und Kinn bei dinarischen Menschen zu der Form, die im Geschlecht der Habsburger erblich ist. Der „habsburgische Unterkiefer" und die „habsburgische Unterlippe" scheinen

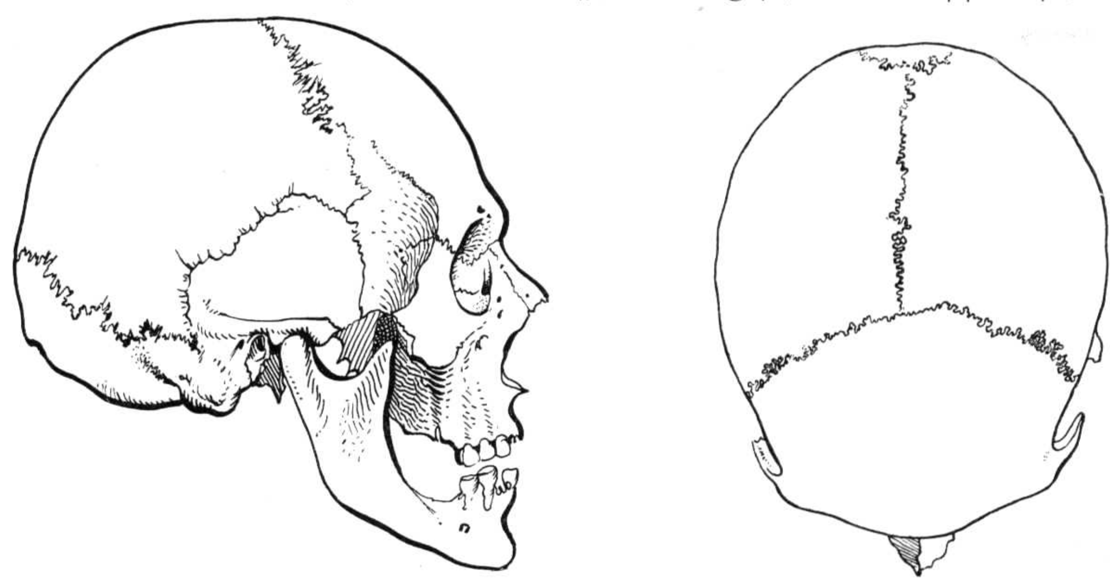


Abb. 150. Schädel aus einem alten Grab in Grenchen (Schweiz), im Museum zu Solothurn befindlich. Sch: 80,5. Vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag, zeigt die starke dinarische Nase und den bei der dinarischen Rasse anscheinend auch in jugendlicherem Alter häufigeren gestreckteren Verlauf des Unterkiefers mit wenig betontem, stumpfem Unterkieferwinkel. (Nach His-Rütimeyer, Crania helvetica.)

mir wenigstens zum Teil durch dinarisches Blut bedingt zu sein (Abb. 148 u. 149). Der dinarische Unterkiefer trägt durch seinen Bau dazu bei, dem ganzen Gesicht einen derben Ausdruck zu geben. Öfters erscheint der Unterkiefer wie vorgeschoben und verleiht dann dem Gesicht fast etwas Rohes. Die untere Umrißlinie des Unterkiefers, die durch die Weichteile der Wange hindurch erkenntlich ist, zeigt einen anderen Verlauf, als z. B. bei der nordischen Rasse. Bei dieser führt die (durch den sog. aufsteigenden Ast des Unterkiefers gebildete) Linie des Unterkiefers erst ziemlich steil vom Ohr her nach abwärts, bildet dann (beim Auftreffen des Unterkieferastes auf den sog. Unterkieferkörper) einen mehr oder minder betonten Winkel (den sog. Unterkieferwinkel) und zieht in weiterem, ziemlich geradem Verlauf nach vorn bis zum Kinn. Bei der dinarischen Rasse führt die Linie des aufsteigenden Astes des Unterkiefers vom Ohr aus nicht so steil hinab, sondern gleich mehr nach vorwärts, so daß der Unterkieferwinkel weniger betont ist, vielmehr oft gerade der Eindruck entsteht, als nähme der Unterkiefer von der Ohrgegend bis zum Kinn einen fast geraden, nur wenig gebogenen Verlauf. Die abwärts führende hintere Linie des Unterkieferastes ist minder



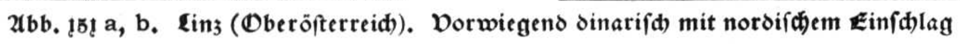


Abb. 151 a, b. Linz (Oberösterreich). Vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag

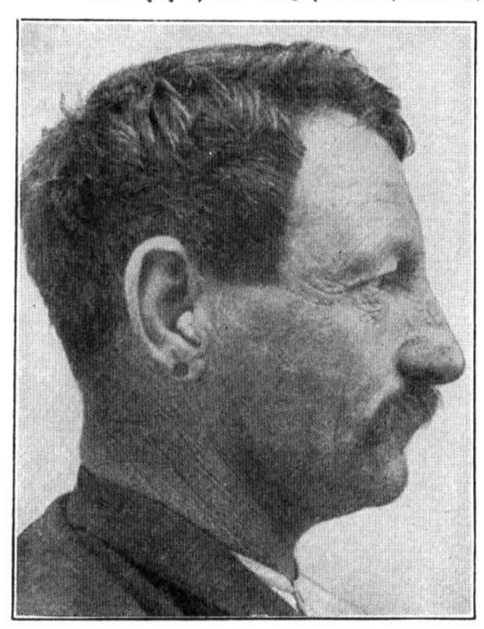


Abb. 152 a, b. Oberpinzgau (Öst. Alpen). Vorw. dinarisch mit nordischem Einschlag. (K: 81,5; A: grau)





Abb. 153 a, b. St. Johann (Tirol). Vorwiegend dinarisch. Ehefrau des obigen

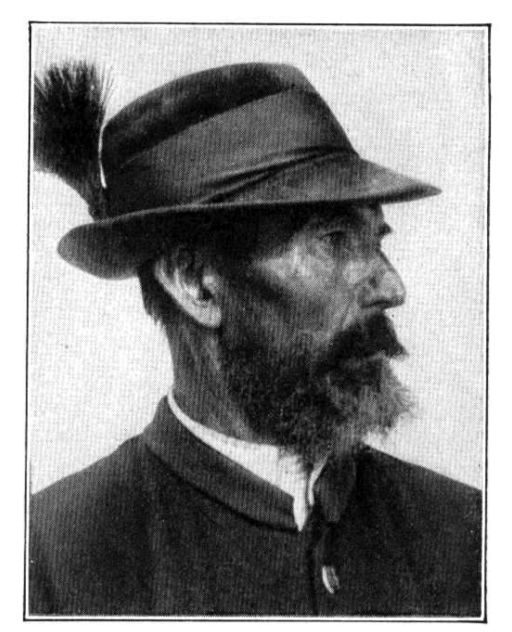


Abb. 154. Hall (Tirol)

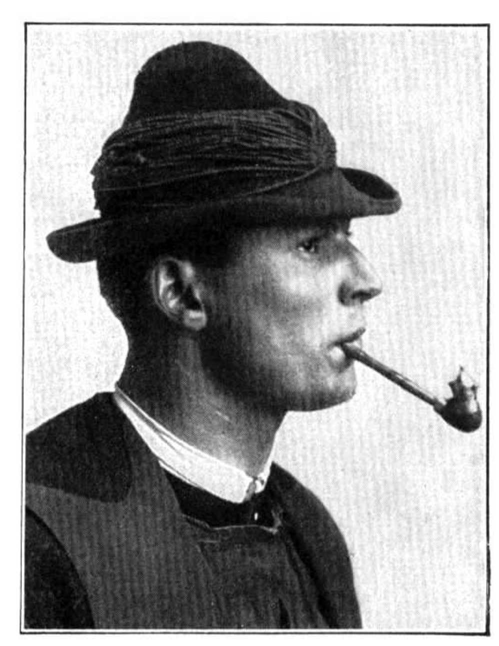


Abb. 155. Meran (Südtirol). Westischer Einschlag?

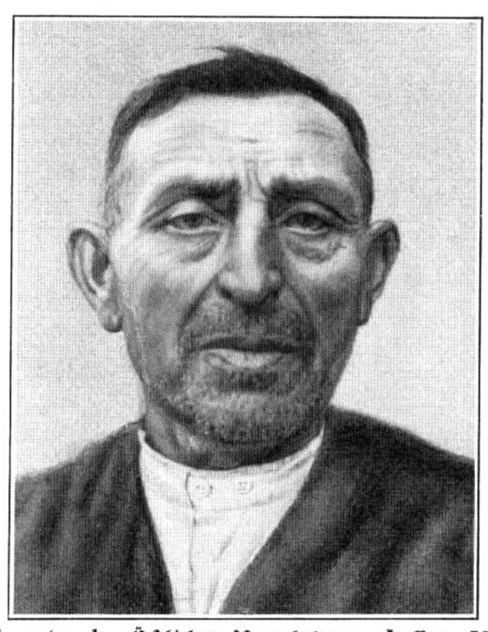


Abb. 156 a, b. Östlicher Vogelsberg, Hessen. H: braun, A: gelbbraun. Nordischer oder fälischer Einschlag

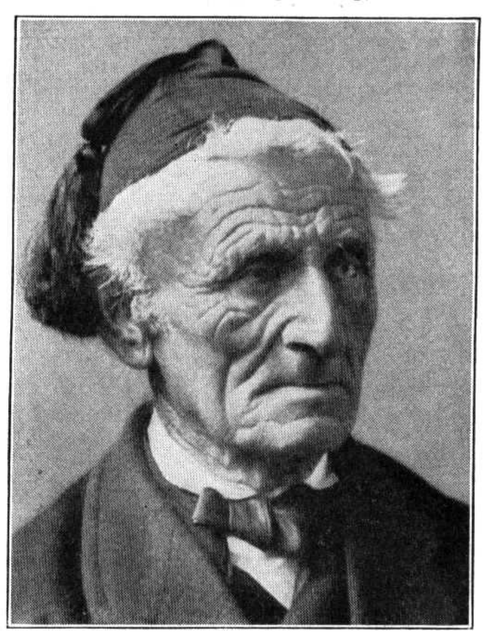


Abb. 157. Mellau (Vorarlberg)



Abb. 158. Ostpreußen. Aus Salzburger Geschlecht

Dinarisch oder vorwiegend dinarisch

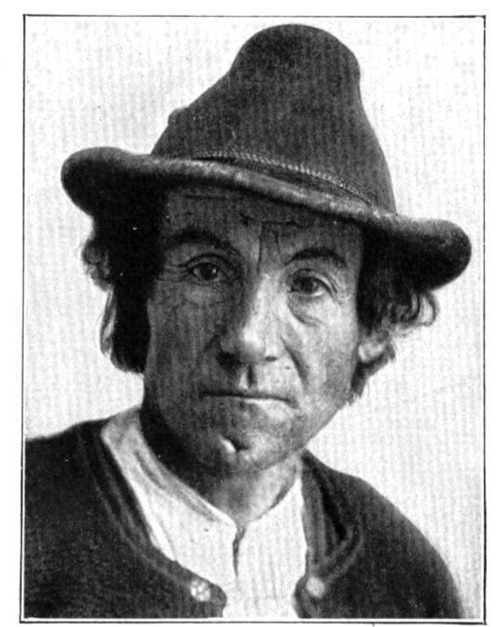


Abb. 159. Sarnthein (Tirol). Vorw. dinarisch

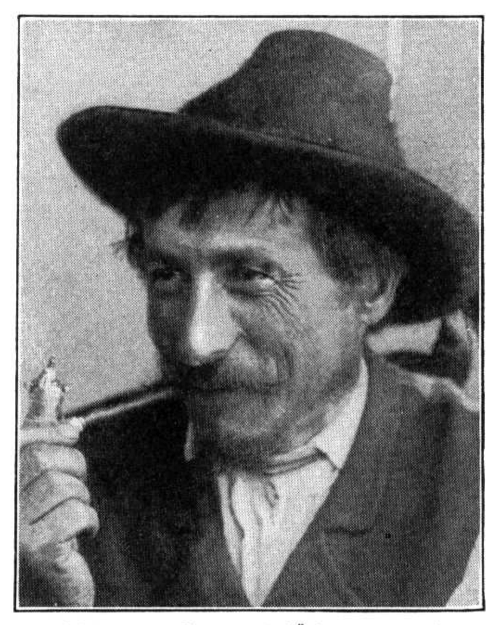


Abb. 160. Eggental (Österr. Alpen)

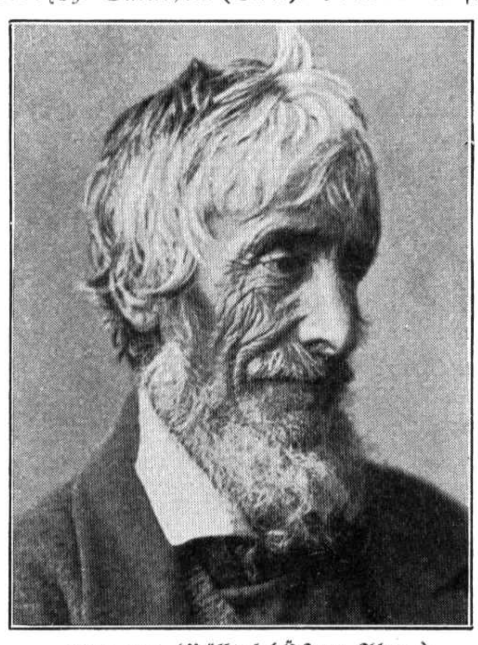


Abb. 161. Mölltal (Österr. Alpen)

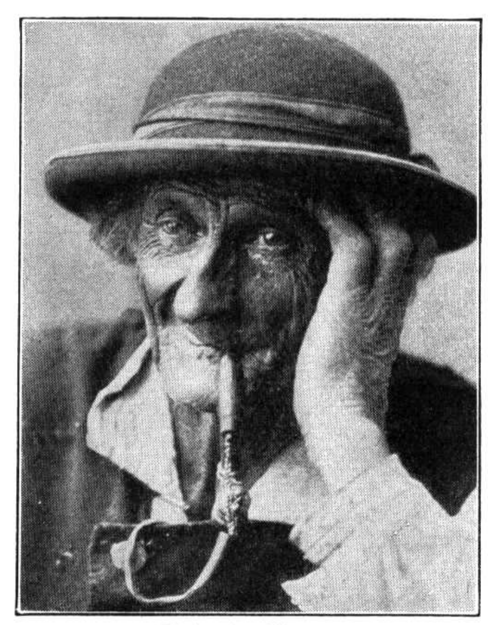


Abb. 162. Bozen

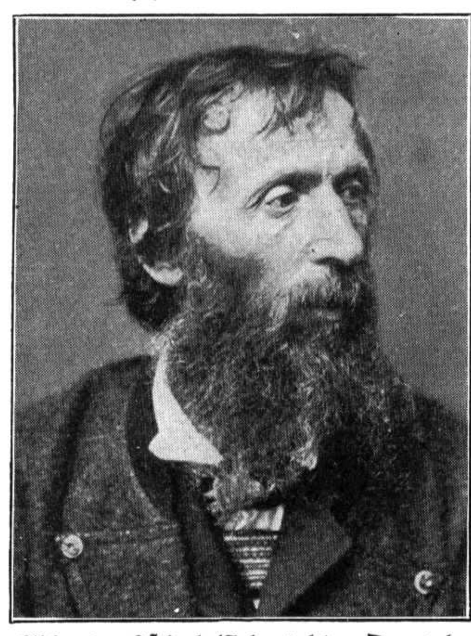


Abb. 163. Iseltal, Nebental des Drautals

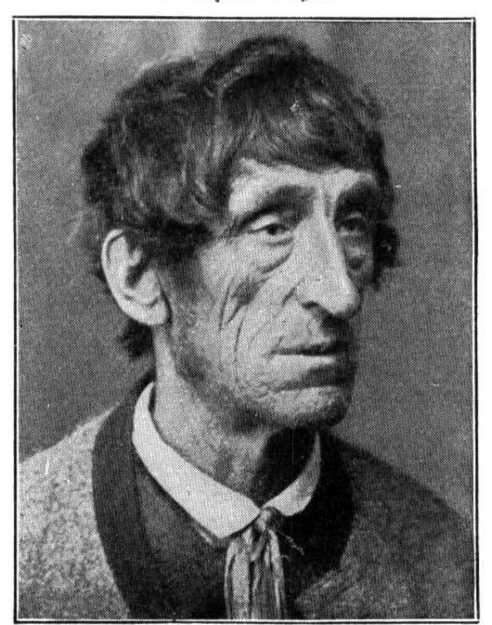


Abb. 164. Iseltal

Dinarisch und vorwiegend dinarisch

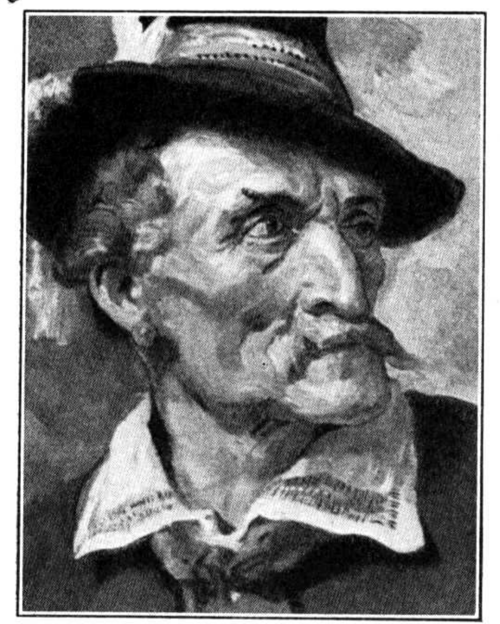


Abb. 165. Ritten (Tirol). Dinarisch mit nordischem Einschlag

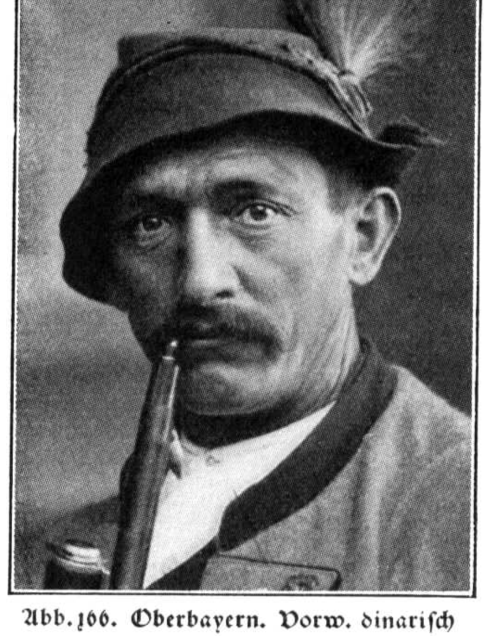


Abb. 166. Oberbayern. Vorw. dinarisch

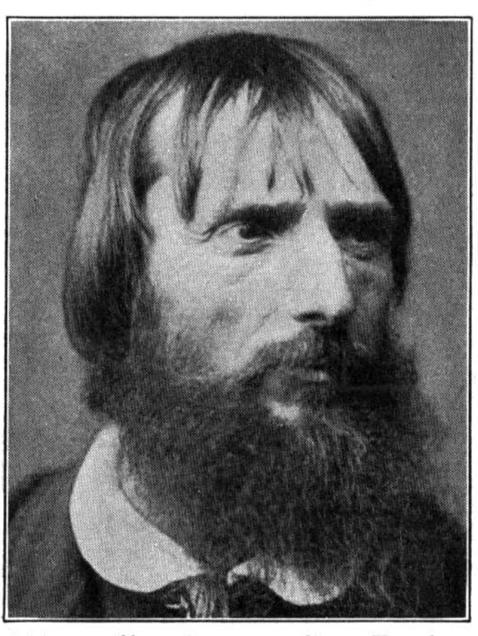


Abb. 167. Umgebung von Lienz (Tirol). Vorwiegend dinarisch

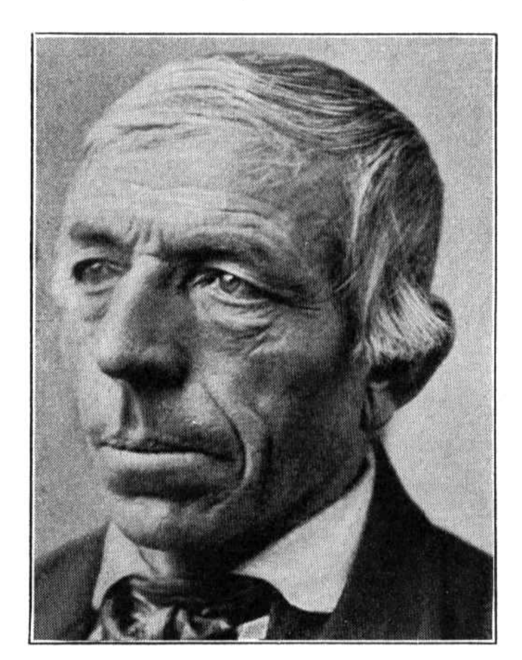


Abb. 168. Umgebung von Bozen. Dinarisch



Abb. 169. Deutsche Sprachinsel Gottschee. Dinarisch

steil als bei der nordischen Rasse, die vorwärtsführende vordere Linie anscheinend steiler nach vorn abwärts geneigt als bei dieser; der Unterkieferwinkel, in dem sich beide Linien treffen, ist daher bei der dinarischen Rasse stumpfer. Gerade dieser gestrecktere Verlauf des unteren Unterkieferumrisses bedingt den derben Ausdruck des dinarischen Gesichts (Abb. 150 u. 144).



Abb. 170. Oberbayern. Dinarisch



Abb. 171. Südtirol. Dinarisch





Abb. 172 a, b. Südtirol. Dinarisch

Eine solche Streckung des Unterkiefers kommt als Alterserscheinung bei allen Rassen vor; bei der dinarischen scheint sie Rassenerscheinung zu sein. Es scheint häufig vorzukommen, daß sich der Unterkieferkörper etwa in der Mitte zwischen dem Unterkieferwinkel und dem vordersten Punkt des Kinns noch einmal besonders nach unten senkt, wodurch dann ein besonders hohes Kinn entsteht.[1]

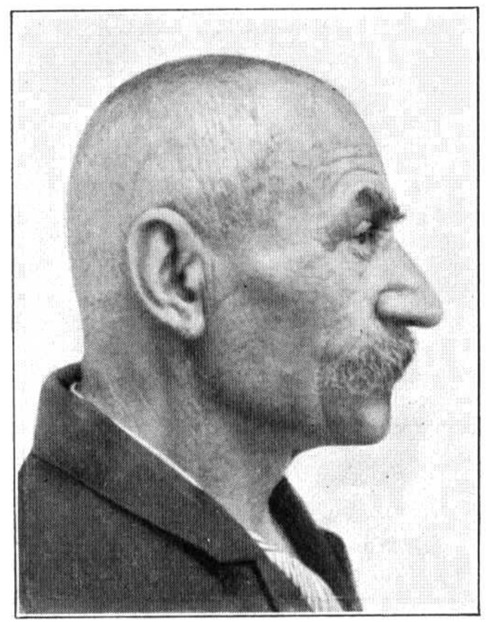
[1] Als arteigene Kopfbedeckung der dinarischen Rasse könnte man den österreichischen Tschako bezeichnen. Bei österreichischen Bahnbeamten ist mir oft aufgefallen, wie in Seitenansicht die Linie des steilen dinarischen Hinterhaup-

Die Vorderansicht vermittelt ebenfalls den Eindruck der Derbheit. Zunächst fällt wieder die Länge des Gesichts auf — man würde vielleicht das nordische Gesicht eher „schmal", das dinarische eher „lang" nennen. Die flächige, gegenüber der Nordrasse verhältnismäßig etwas breitere und weniger nach hinten geneigte Stirn, die oft eigentümlich hoch ist, weist bezeichnende Merkmale auf. Für die dinarische Rasse ist nämlich ein Fortbestehen der Stirnhöcker über das Kindesalter hinaus kennzeichnend. Beim kindlichen Schädel aller Rassen machen sich auf der Stirn zwei Höcker bemerkbar, die etwa gleich weit von der senkrechten Mittelschnittebene entfernt in der oberen Stirnhälfte etwa über der Augenmitte oder etwas mehr nach innen zu liegen. Die Stirnhöcker schwinden bei den anderen europäischen Rassen meist mit dem Kindesalter, bleiben jedoch bei der dinarischen Rasse ziemlich deutlich erhalten und sind bei seitlichem Auftreffen des Lichts sogleich ersichtlich. Eine weitere Eigentümlichkeit, die ich an dinarischen Schädeln und Köpfen öfters beobachtet habe, ist eine kleine Erhebung, die senkrecht in der Stirnmitte herabzieht und beim Lebenden nur noch durchzutasten ist. Beim Kind ist das Stirnbein noch in zwei Hälften geteilt, so daß eine Knochennaht durch die Stirnmitte herabführt. Diese Naht schließt sich meist im ersten oder zweiten Lebensjahr und verwächst dann spurlos; in einzelnen Fällen (in Europa bis zu etwa 12 %) bleibt sie bestehen und kennzeichnet dann die „Kreuzschädel" genannten Schädel, welche die Wissenschaft metopisch nennt (Abb. 116). Bei der dinarischen Rasse scheint die bezeichnete Naht sehr oft unter Verdickung zu verwachsen, so daß diese Nahtverdickung am Schädel gut erkennbar und beim Lebenden oft zu ertasten ist. Auch in nordisch-dinarischer Mischung scheint diese Nahtverdickung ebenso wie das Fortbestehen der Stirnhöcker immer wieder aufzutreten.

Die Augenbrauen zeigen einen wenig gebogenen Verlauf. Die Augen wirken „groß", d. h. sie haben eine weite und hohe Lidspalte und unterscheiden sich dadurch auf den ersten Blick von den „kleinen" Augen der breitgesichtigen europäischen Rassen. Die Jochbeine (Backenknochen) fallen gar nicht auf, ebensowenig die Jochbögen. Die Jochbeine sind mit ihren Wangenflächen wie bei der nordischen und westischen Rasse nach abwärts gerichtet, auch die Jochbögen tragen durch ihren wenig ausgebogenen Verlauf zur Schmalheit des Gesichtes bei. Die Nase tritt mit hoher Nasenwurzel ziemlich schmal hervor, wird aber vom Knorpelteil ab nach unten zu fleischiger und trägt so wieder zu dem derben Ausdruck des Gesichtes bei. Sie endet oft ziemlich dick. In ihrer Länge (Höhe) übertrifft sie meistens die nordische Nase. Wenn die Nase eines vorwiegend dinarischen Menschen auch im unteren Teil schmal verbleibt, darf in Südeuropa wohl meist an westische, in Mitteleuropa wohl meist an nordische Beimischung gedacht werden. Innerhalb vorwiegend dinarischer Bevölkerungen sind unebenmäßige (asymmetrische), schiefe Nasen anscheinend ziemlich häufig (Abb. 162). Die Lippen zeigen sich auch in der Vorderansicht ziemlich dick;

tes sich fortsetzt in den aufsteigenden Tschako, wie dann über den Augen durch den abstehenden Schild des Tschakos die herausspringende dinarische Nase gleichsam künstlerisch vorbereitet wird. Den Tschakoköpfen stehen auch nichteinheimische Kopfbedeckungen nicht.

sie sind, wenn auch nicht wulstig, so doch in ihrem roten Schleimhautteil breit; breit vor allem im Gegensatz zu den schmäleren Lippen der Nordrasse und den gepreßt-schmalen der fälischen Rasse. Der Kinnteil des Unterkiefers zeigt auch in der Vorderansicht seine eigentümliche Höhe (Abb. 172, 193). Das Kinn ist dabei ziemlich breit und rund gebaut; es wirkt, wie



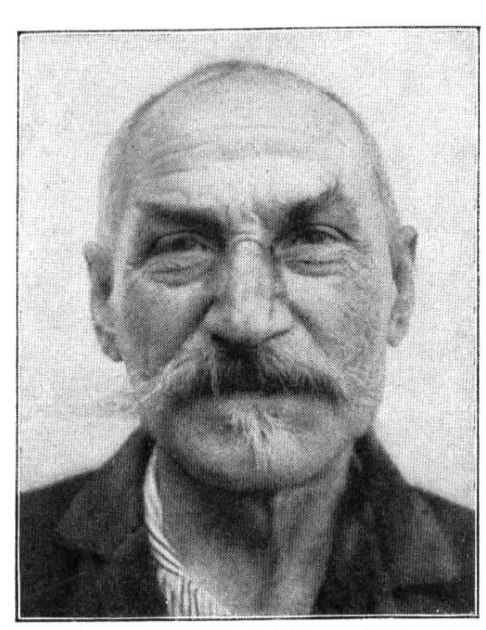


Abb 173a, b. Aus Polen nach Oldenburg eingewandert. Dinarisch





Abb. 174a, b. Südtirol. Vorwiegend dinarisch
(zurückliegendes Kinn nicht dinarisch)

auch in der Seitenansicht, oft auffallend „schwer“ und im Verhältnis zum Kinn der Nordrasse unfein, derb, ja in einigen Fällen schon roh. Die untere Gesichtshälfte erhält ihren schweren, derben Ausdruck aber auch dadurch, daß der Unterkiefer öfters verhältnismäßig breiter gebaut ist, wenigstens breiter als bei der nordischen oder westischen Rasse.

Die Gesichtszüge der dinarischen Rasse wirken, wenn sie stark ausgeprägt sind, beim weiblichen Geschlecht öfters als zu herb, zu männlich und hart, besonders dann, wenn die Wangen nicht voll sind und das Gesicht so



Abb. 175. Ostpreußen, aus Salzburger Geschlecht. Vorwiegend dinarisch

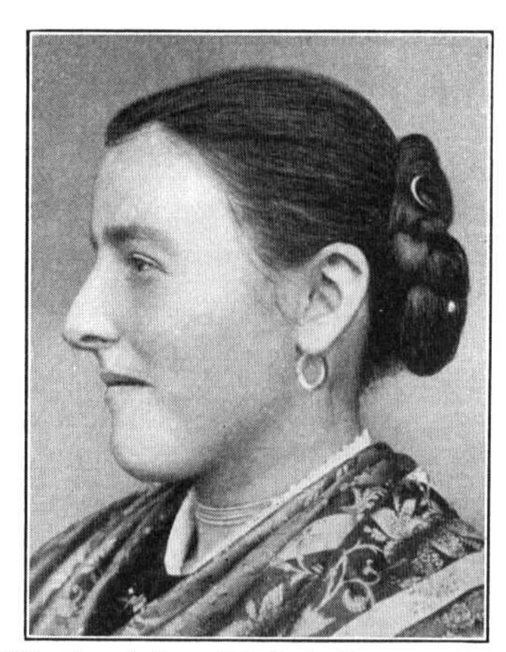


Abb. 176. Gröden, Südtirol. Vorw. dinarisch, vermutlich mit nordischem Einschlag





Abb. 177 a, b. Eltern aus Bayern und Württemberg. H: dunkelbraun, A: braun. Dinarisch

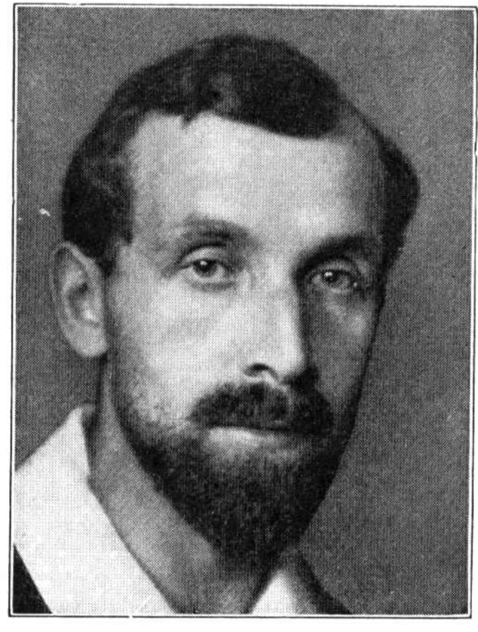


Abb. 178. Freiburg i. Br. Dinarisch-nordisch



Abb. 179. Wien. Vorwiegend dinarisch

etwas Grobknochiges erhält, das für die üblichen abendländischen Schönheitsanschauungen ein weibliches Gesicht anmutlos erscheinen läßt.

Die Weichteile des Gesichts machen den Eindruck, als ob die dinarische Haut etwas dicker wäre, als z. B. die der Nordrasse. Die Nase und die Lippen sind, wie erwähnt, fleischiger. Die Weichteile der unteren Ge-



Abb. 180. Graf Mensdorff-Pouilly, Staatsmann, lothr. Uradel, 1813—1871

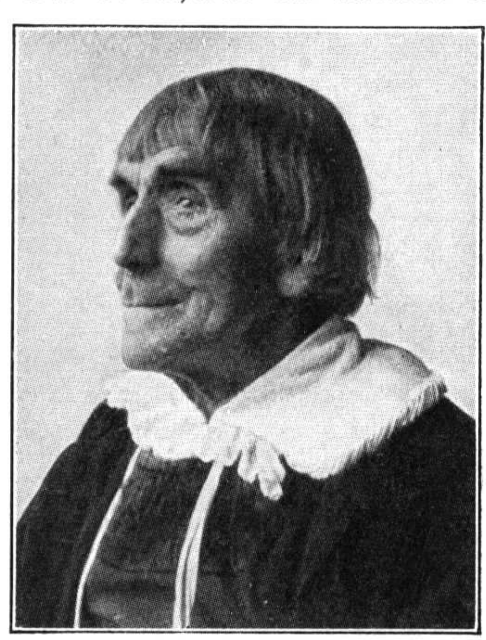


Abb. 181. Hotzenwald (Südbaden)

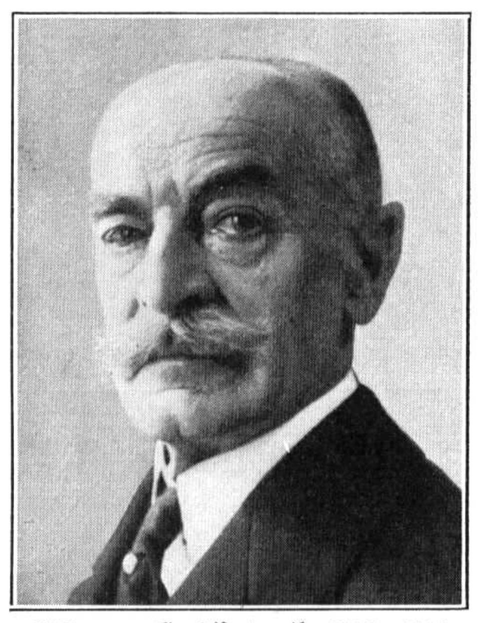


Abb. 182. Graf Podewils, 1850—1922, aus bayrischem, ursprünglich pommerschem Adel

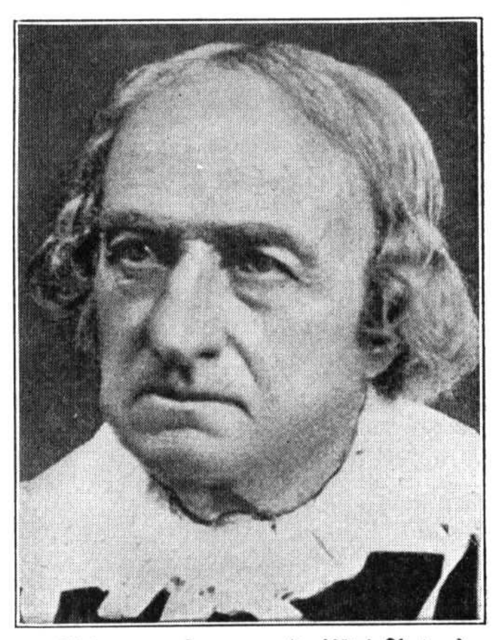


Abb. 183. Hotzenwald (südl. Baden)

Dinarisch und vorwiegend dinarisch

sichtshälfte wirken überhaupt fleischiger als bei den anderen europäischen Rassen. Im weiblichen Geschlecht ist die Derbheit und Fleischigkeit der einzelnen Gesichtsteile gemindert. Beim männlichen Geschlecht ist die sog. Nasenlippenfalte meistens tief eingeschnitten, d. h. jene Falte, die von den Nasenflügeln gegen die Mundwinkel zieht (Abb. 139, 159). Im Alter macht sich bei vielen dinarischen Menschen jene Schlaffheit und gleichzeitige Schwellung der Gewebe unter den Augen bemerkbar, die man als „Säcke

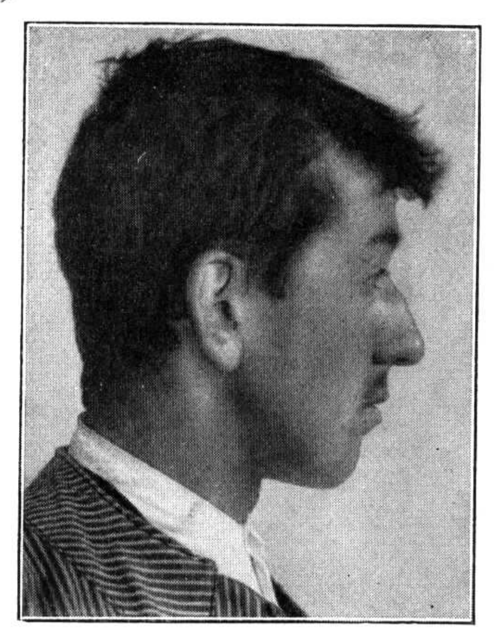
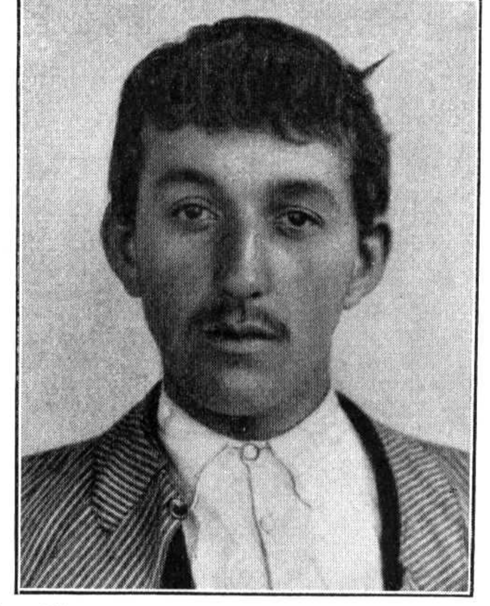



Abb. 184 a, b. Antholz-Mittertal. Vorwiegend dinarisch mit westischem (?) Einschlag

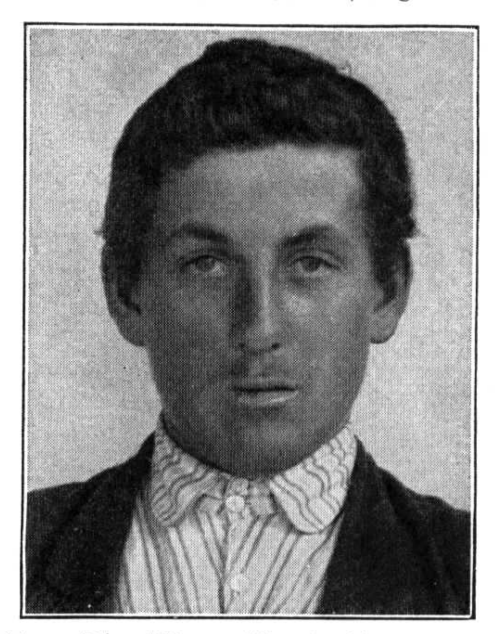



Abb. 185 a, b. Antholz-Mittertal. Bruder des obigen. Dinarisch-nordisch. A: blau

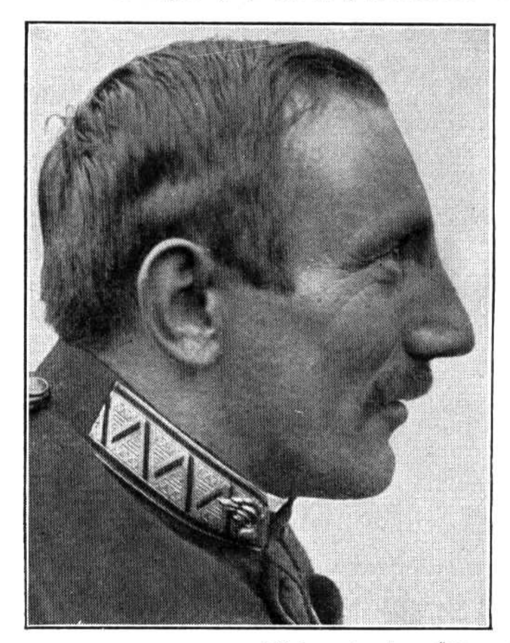



Abb. 186 a, b. Österreichische Alpen. Dinarisch-nordisch



Abb. 187. Vater: Oberpfalz, Mutter: Südtirol, Mutter der Mutter: Ungarn. Vorw. dinarisch mit gering. west. und vielleicht vorderasiat. Einschlag



Abb. 188. Freiamt, Schweiz. Anscheinend dinarisch-westisch-nordisch.

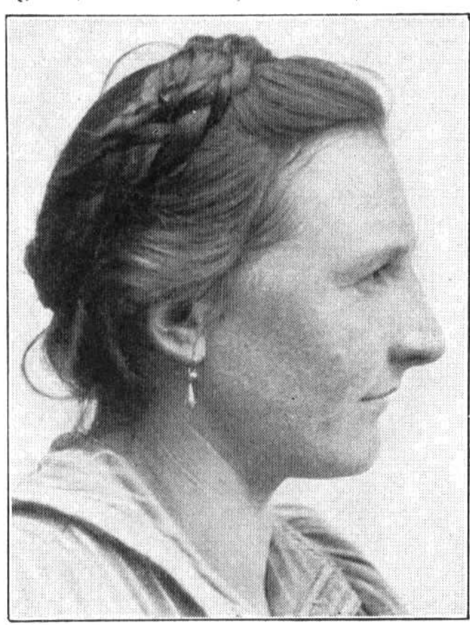


Abb. 189 a, b. Salzburger Alpen. K: 37,06; H und A: hellbraun

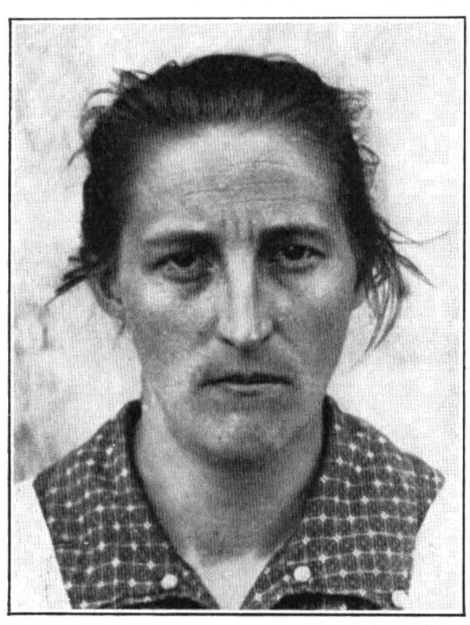


Abb. 190 a, b. Südtirol. Dinarisch

unter den Augen" bezeichnet (Abb. 139) und die sich bei Trinkern auch innerhalb anderer Rassen zeigen.

Eine nicht selten auftretende Eigentümlichkeit innerhalb der dinarischen Rasse ist ferner das faltenlose Oberlid. Bei den anderen europäischen Rassen zieht sich längs über das Oberlid eine leichte Falte. Diese fehlt nicht sel-

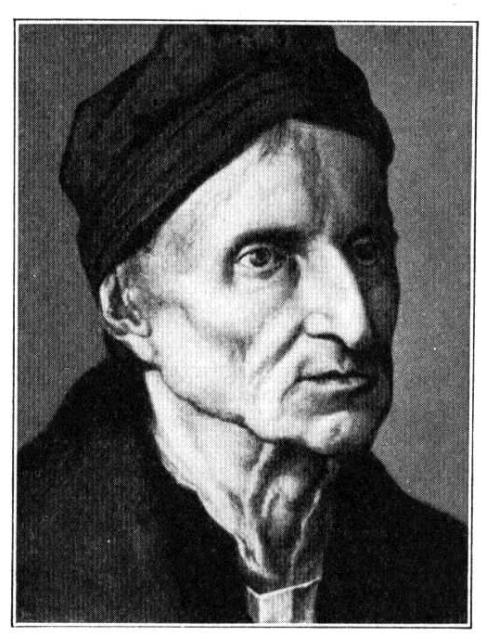


Abb. 191. Nürnberg. Michael Wohlgemuth, Maler. 1434—1519. Vorw. dinarisch. (Gemälde: Dürer)



Abb 192. Schweiz. Lavater, Philosoph. 1741—1801. Vorwiegend dinarisch

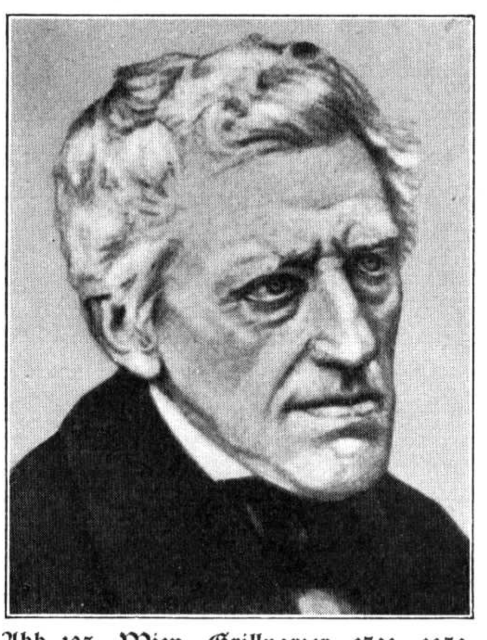


Abb. 193. Wien. Grillparzer. 1791—1872. Nordisch-dinarisch

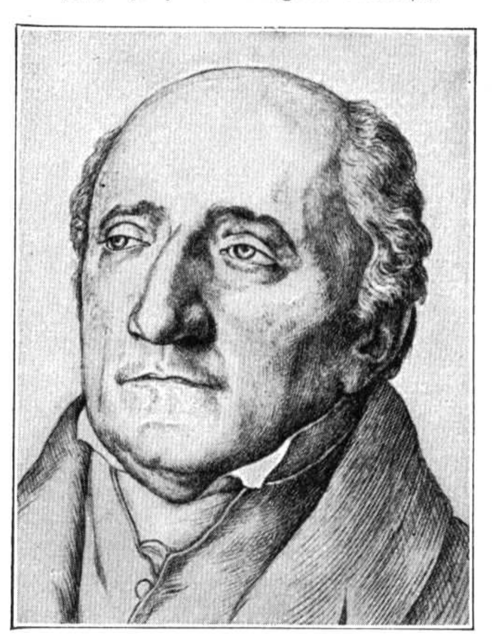


Abb. 194. Aus rhein. Adel: Freiherr vom Stein. 1757—1831. Fälisch-dinarisch? A: braun

ten bei den dinarischen Gesichtern. Dazu kommt in manchen Fällen eine gewisse Fettlosigkeit des Gewebes über dem Oberlid (Abb. 157), so daß der Augapfel sich unter dem Oberlid deutlicher abhebt. Durch beide Züge entsteht dann der Eindruck eines eigentümlich glatten und auch etwas zu tief hereinhängenden Oberlids (Abb. 192, 199). — Das Ohr ist, wenigstens beim Mann und im Verhältnis zum Ohr anderer Rassen, groß, oft auch schon im mittleren Alter auffallend groß und immer ziemlich fleischig.

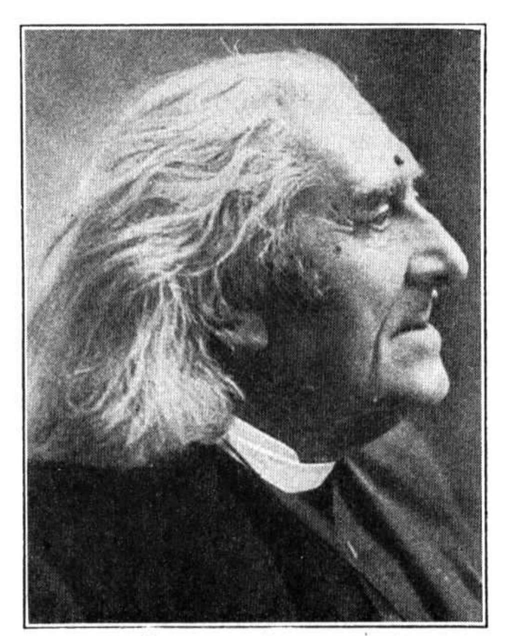


Abb. 195. Ödenburg (Burgenland). Liszt. 1811—1886. Nord.-dinarisch. A: blau, H: blond

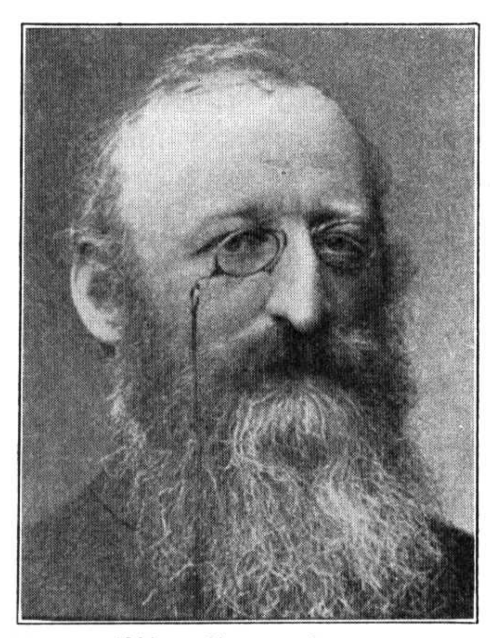


Abb. 196. Wien. Anzengruber. 1839—1889. Dinarisch-nordisch



Abb. 197. Oberbayern. F. Hanfstaengl, Kupferstecher. Dinarisch-nordisch. (Zeichn.: Vogel v. Vogelstein)

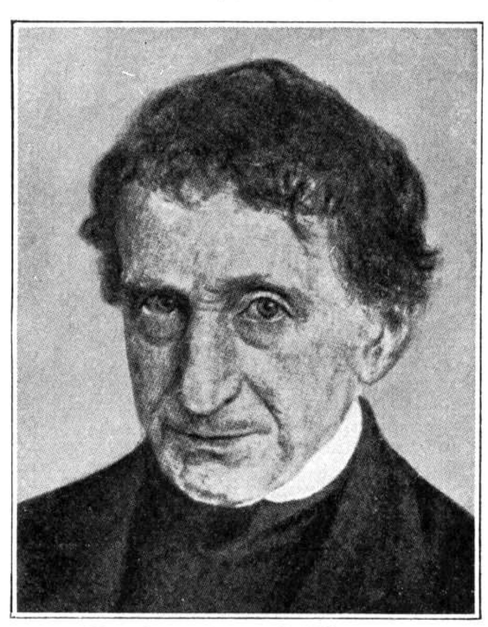


Abb. 198. Bamberg. Ignaz Döllinger. 1799—1890. A: braun. Dinarisch-nordisch (Gem.: Lenbach)

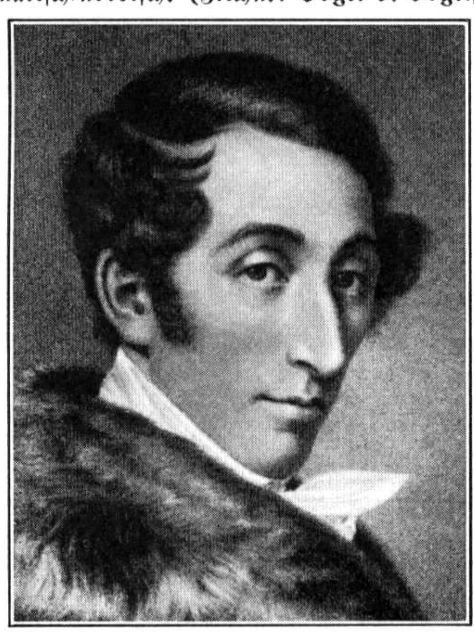


Abb. 199. Eutin (aber aus alemann. Geschlecht). K. M. v. Weber. 1786—1826. Vorw. dinarisch. (Hinterhaupt steil abfallend)

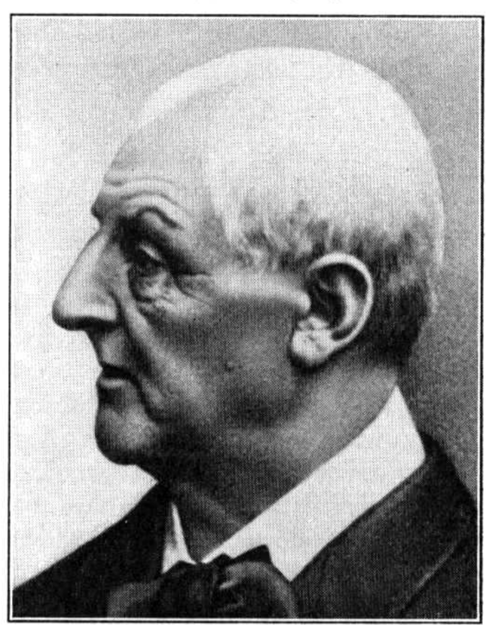


Abb. 200. Ansfelden (Oberösterr.). A. Bruckner, Tonsetzer. 1824—1890. Dinar.-nord. Kleingewachs. A: blau; H: blond; ausladendes Hinterhaupt

Die Haut ist bräunlich und wirkt hin und wieder, auch ohne daß etwa Sonnenbräunung vorläge, schon sehr „südeuropäisch“. Die Haut und die Augenlider habe ich — öfter jedoch beim weiblichen Geschlecht — mehrfach merklich dunkler gefunden.

Das Haar: Die Körperbehaarung der dinarischen Rasse scheint im Verhältnis zu der der anderen europäischen Rassen sehr stark zu sein. Das Kopfhaar ist schwarzbraun oder schwarz, dem Gespinst nach meist lockig, seltener schlicht. Die dinarische Rasse ist dünnhaarig. Scheffelt[1] fand in Bayern und Österreich, also auf vorwiegend dinarischem Gebiet, Dünnhaarigkeit überwiegend. Der Bartwuchs ist stark, oft auffallend stark. Die obere Barthaargrenze verläuft an der Wange meist ziemlich hoch oben.

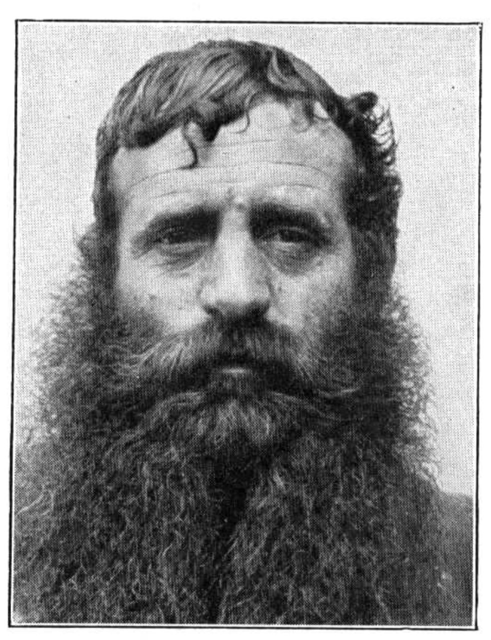


Abb. 201. Rauris (Salzburg). Vorwiegend dinarisch

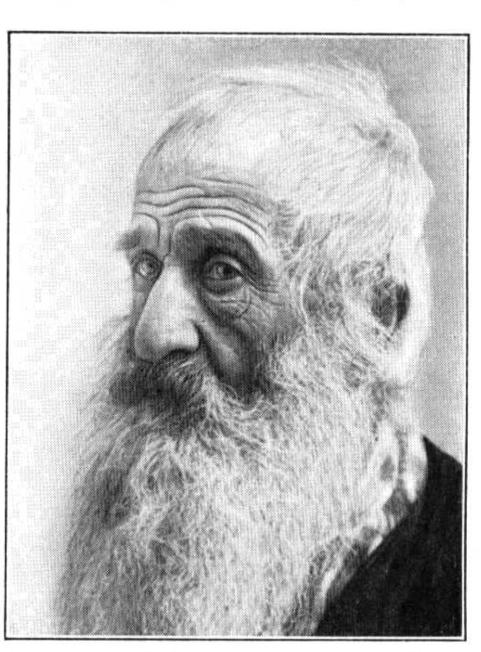


Abb. 202. Südtirol. Dinarisch oder vorwiegend dinarisch

Backenbart und Schnurrbart sind gleich stark. Der Bart umsäumt die Lippen völlig und läßt keine freien Stellen (Abb. 201 u. 202). Der Schnurrbart ist bei ungehemmtem Wachstum meist wie ein dichter Wulst gebildet (z. B. Abb. 139), er ist buschig und seine einzelnen Haare werden ziemlich lang. Die Augenbrauen sind dicht und fallen oft durch ihren breiten Verlauf auf; ihre schwarze Farbe läßt sie um so mehr wirken. Die Frauen neigen zu leichter dunkler Behaarung der Oberlippe.[2]

[1] Scheffelt, Rassenanatomische Untersuchungen an europäischen Haaren, Arch. f. Anthr. N. F. 14, Bd. 42, 1915.

[2] Häufig scheint eine Kreuzungserscheinung zu sein, bei der sich eine vorwiegend dinarische Kopfform mit den hellen nordischen Farben verbindet. Diese Verbindungen zeigen z. B. Dürer, Melanchthon, Schiller (hochgewachsen), Grillparzer, Chopin (mittelgroß), Liszt, Anzengruber, Nietzsche (hochgewachsen), ein bekannter schlesischer Dichter unserer Tage, auch Lenau und Verdi. Goethes Gesichtszüge sind als nordisch-dinarisch zu erklären. Der langköpfige Dante hatte nordisch-dinarische Gesichtszüge bei hellen Farben. Ostisch-dinarische oder ostbaltisch-dinarische Gesichter, die von dinarischer Seite die herausspringende Nase erhalten haben, erinnern hin und wieder an Züge der nordamerikanischen Indianer.

Die Augenfarbe: Das dinarische Auge ist dunkelbraun. Öfters erscheint sein Braun so dunkel, daß man von schwarzen Augen reden möchte. Augenausdruck und Gesichtsausdruck, sowie der Ausdruck des ganzen Körpers, geben oft das Bild einer gewissen trotzigen, rauhen Kraft und einer gewissen Selbstbewußtheit.[1]

Die dinarische Rasse ist als eine Zweigrasse der sog. **vorderasiatischen Rasse** aufzufassen, oder mindestens als eine der vorderasiatischen sehr nahestehende Rasse.[2] Diese war im hettitischen Volk stark vertreten und ist heute im armenischen Volk sehr stark vertreten. Manche Betrachter nehmen gar keine Trennung vor, sondern denken sich eine einheitliche Rasse, die im Kaukasus ebenso gleichgestaltet sei wie in Serbien und in gewissen österreichischen Alpentälern. Andere Betrachter, so z. B. Eugen **Fischer**, trennen die beiden Menschenarten, sehen aber in der dinarischen und der vorderasiatischen (armenoiden) Rasse doch „Schwesterrassen", die nur in ihren ineinander übergehenden Wohngebieten gegenseitig „einstweilen nicht abzugrenzen" (Fischer) seien. Letzterer Auffassung schließt sich dieses Buch an.

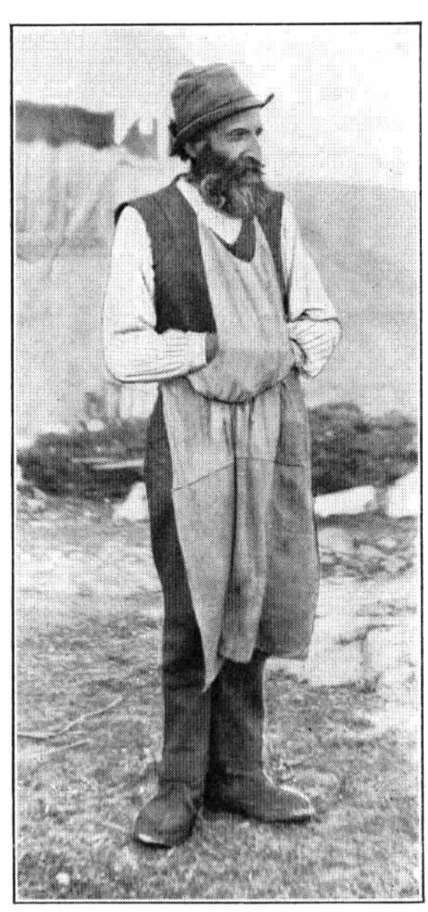


Abb. 203. Südtirol.
H: dunkelbraun. A: grau.
Vorwiegend dinarisch mit geringem nord. Einschlag

Voneinander zu scheiden sind die beiden Menschengruppen zunächst einmal durch die **Körperhöhe:** Die dinarischen Menschen sind schlank, hochgewachsen, die vorderasiatischen (armenoiden) eher mittelgroß, dabei untersetzt. Da es sich bei aller sonstigen Übereinstimmung dennoch um zwei verschiedene Merkmalverbindungen handelt (vgl. S. 14), so kann man beide Menschenschläge als „Rassen" bezeichnen und unterscheiden. Weil sie sich aber — mindestens für die heutige Forschung — nur in bezug auf wenige Merkmale unterscheiden, wird man beide Menschenschläge immer in eine umfassendere Einheit einzuordnen trachten. Für eine solche Einheit wäre aber dann ein brauchbarer Name vorzuschlagen;[3] dann ließe sich leichter von einem dinarischen (westlichen) und einem vorderasiatischen (östlichen) Zweig der betreffenden Rasse sprechen.

---

[1] Wenn man noch die Stimme unter den leiblichen Merkmalen aufzählen will, so ist zu bemerken, daß sich nach meiner Beobachtung in der dinarischen Rasse beim männlichen Geschlecht verhältnismäßig häufig Menschen mit sehr tiefer Stimmlage finden. Dies fällt in vorwiegend dinarisch besiedelten Gebieten auf, während ich bei nordischen und vorwiegend nordischen Männern häufig verhältnismäßig hohe Stimmlagen beobachtet habe. **Bernstein** möchte bei der nordischen Rasse mehr Bässe, bei der westischen mehr Tenöre annehmen. (Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wissensch.; Phys.-mathem. Klasse, 1925.)

[2] Die vorderasiatische Rasse wird auch als „**armenoide**", „**alarodische**", „kappadokische", „protoarmenische", „hettitische" und „taurische Rasse" (Homo tauricus, Reche) bezeichnet. Sie ist wohl der „Typus λ", den Mydlarski (Arch. d. wissensch. Ges. Lemberg 1924) beschrieben hat.

[3] Wofür sich, falls die Urheimat dieser Rasse, wie wahrscheinlich, im Kaukasusgebiet liegt, der Name „Kaukasische Rasse" bieten könnte.

Wenn aber auch die Zusammengehörigkeit der dinarischen und der vorderasiatischen Rasse als „Schwesterrassen" unverkennbar ist, so läßt sich doch der dinarische (westliche) Zweig von dem vorderasiatischen (östlichen) Zweig noch in mehreren Zügen unterscheiden.

Der vorderasiatische (östliche) Zweig[1] ist gegenüber dem dinarischen (westlichen) nicht nur kleiner (mittelgroß), dabei untersetzt und zum „Brachytypus" Violas, zum „pyknischen Typus" Kretschmers neigend; er scheint mir auch gewisse Eigenheiten des Schädelbaues zu zeigen. Das Schädeldach scheint mir zu einer gewissen Wölbung zu neigen derart, daß der Scheitel deutlich die höchste Erhebung bildet und daß das Schädeldach zur Stirn hin deutlich abfällt. Bei dinarischen Menschen habe ich diesen Zug seltener beobachtet. Das Gesicht der vorderasiatischen Menschen ist eher breiter (niedriger) als das dinarische. Hella

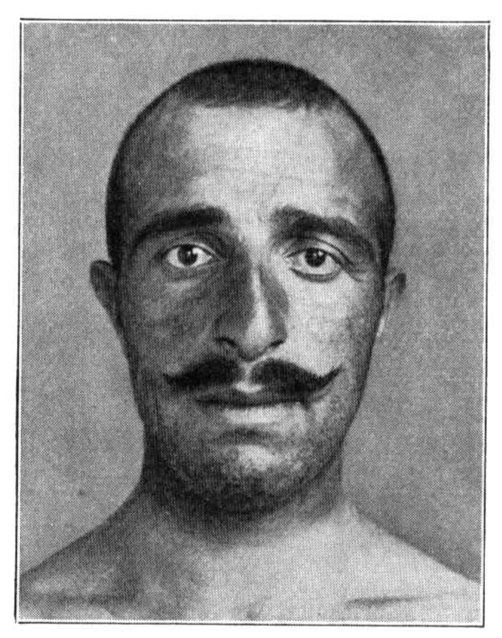


Abb. 204. Imeretiner aus Kutais

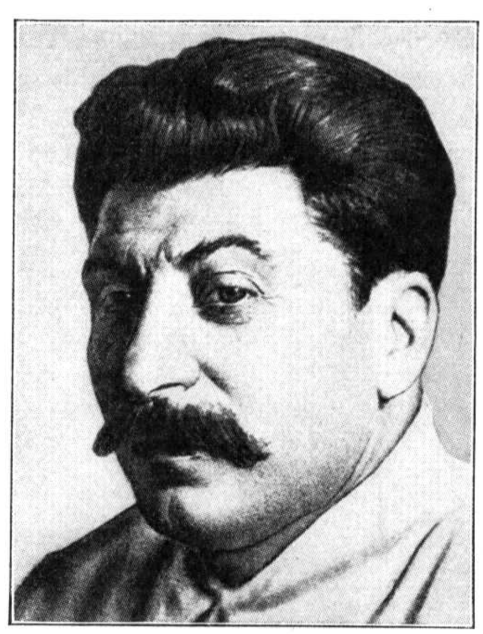


Abb. 205. Kaukasus. Grusiner Stalin, Oberhaupt der kommun. Partei in Sowjetrußland

Pöch nimmt für die vorderasiatische Rasse sogar Breitgesichtigkeit an. Die Augen scheinen ein wenig mehr nach vorn zu liegen als bei den schmalgesichtigen europäischen Rassen. Die Jochbögen scheinen mit ihrer oberen Kante nicht (wie bei anderen Rassen) etwa wagrecht zu liegen (Ohraugenebene), sondern nach vorn leicht abwärts zu führen, so daß die Wangenfläche der Jochbeine also verhältnismäßig etwas tiefer liegt als bei anderen Rassen. Die Lippen sind ziemlich fleischig. Sehr häufig, geradezu kennzeichnend für die vorderasiatische Rasse mag der Zug sein, daß der Gesichtsschnitt (Seitenansicht) in der unteren Gesichtshälfte ein gewisses Zurücktreten des Kinns anzeigt. Oft möchte man den Punkt, in dem die Nasenscheidewand auf die Oberlippe auftritt, und den vordersten Punkt des Kinns durch eine schief nach hinten geneigte Gerade verbinden. Die Oberlippe steht weiter nach vorn als die Unterlippe, die Unterlippe weiter nach vorn als das Kinn und zwar jeweils in so beträchtlichem Grad, daß besonders bei dieser stark vortretenden Nase der Eindruck eines zurückfliehenden Untergesichtes entsteht. In seltenen Fällen habe ich diese Gesichtsbildung auch bei dinarischen Menschen gesehen; aber für die dinarischen Menschen war eher das starke, derbe und hohe Kinn kennzeichnend. Das vorder-

[1] Eine eingehendere Schilderung der leiblichen und seelischen Züge der vorderasiatischen Rasse findet sich bei Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, München 1930.

asiatische Kinn ist demnach verhältnismäßig kürzer und niedriger. Auch fehlt bei den vorderasiatischen Menschen anscheinend die für die dinarischen bezeichnende Weichteilbildung der Lippen (vgl. S. 93/94). Ist der dinarische Gesichtsausdruck mehr als derb zu bezeichnen, so der vorderasiatische mehr als schlau,





Abb. 206 a, b. Aus Polen nach Oldenburg eingewandert. Eher vorwiegend vorderasiatisch als vorwiegend dinarisch



Abb. 207. Südtirol. Vorwiegend dinarisch

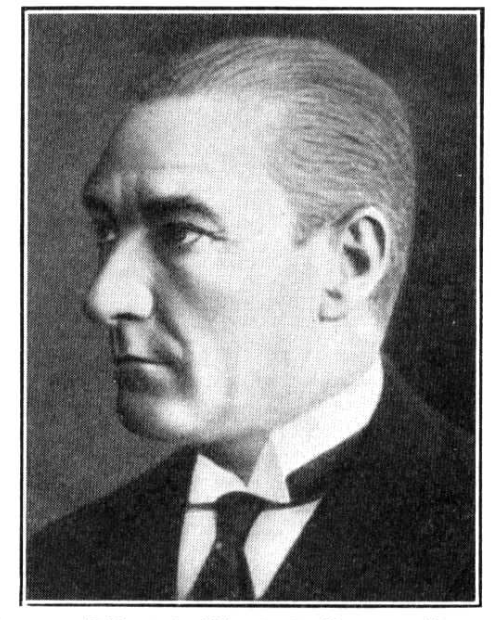


Abb. 208. Türkei. Mustafa Kemal Pascha. Eher nordisch-dinarisch als nordisch-vorderasiatisch A: hell, H: blond (nach Clara Sheridan)

wozu wohl die nach vorn abwärts führenden Jochbögen und Jochbeine beitragen.

Die vorderasiatische Nase scheint eher noch stärker zu sein als die dinarische; dabei wirkt sie mehr heraushängend, die dinarische mehr herausspringend. Oft liegen bei vorderasiatischen Gesichtern die Nase und die Stirn in einer Flucht. Dieser Zug ist bei dinarischen Gesichtern seltener; bei ihnen ist auch das Zusammenwachsen der Augenbrauen über der Nasenwurzel selten, das für die vorderasiatischen Gesichter kennzeichnend ist. Die vorderasiatische Rasse neigt im weiblichen Geschlecht zu Doppelkinnbildung, im männlichen Geschlecht

zu besonders starker Körperbehaarung und besonders starkem Bartwuchs, in beiden Geschlechtern zur Fettauflagerung auf dem Nacken.

Vorderasiatisches Blut haben vor allem auch die Juden aufgenommen, wie die „Rassenkunde des jüdischen Volkes" zeigen soll. Daher kommt es, daß Europäer die Menschen der vorderasiatischen Rasse meist für Juden halten und daß auch gelegentlich dinarische Gesichter für jüdisch angesehen werden. Die Abbildungen 178 und 199 wurden von einem Betrachter zunächst für Bilder jüdischer Menschen gehalten. Wahrscheinlich gibt es auch einzelne Übergänge zwischen den beiden Rassen. Dahin gehören gewisse Gesichter, die man mit Bestimmtheit weder der einen noch der anderen der beiden Rassen zuschreiben kann, bei denen aber doch auch eine vorderasiatisch-dinarische Mischung nicht unbedingt anzunehmen ist; so hat der dinarische Kopf Abb. 207 durch Haltung, Lächeln, Augenstellung etwas vorderasiatisches erhalten; so könnte Abb. 206 einen Übergang darstellen, falls nicht eher Mischung (in diesem Falle wohl durch eine jüdisch-polnische Verbindung) anzunehmen ist.[1]

[1] Die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der dinarischen mit der vorderasiatischen Rasse empfindet der Laie, wenn er stark vorwiegend dinarische Bevölkerungen gelegentlich „jüdisch" findet, so etwa, wenn die Bozener die Passeiertaler, die Innsbrucker die Zillertaler scherzweise „jüdisch" nennen. Die umgekehrte Verwechslung liegt vor, wenn in Jugoslawien jüdische Sommergäste (in diesem Falle also stark vorwiegend vorderasiatische Juden) als „Montenegriner" bezeichnet werden. Die Betrachter sehen dabei von Körperhöhe und Wuchsverhältnissen ab und betrachten nur die auffälligeren Züge des Gesichts.

8. Die leiblichen Merkmale der ostischen (alpinen, dunkel-ostischen) Rasse

Die Gestalt: Hier zeigt sich nun bis in Einzelheiten ein Körperbau, der sich von dem der nordischen wie der westischen Rasse gänzlich unterscheidet. Die Körperhöhe der ostischen Rasse ist beim Mann im Mittel etwa 1,63 m oder wohl auch etwas niedriger, also immerhin wohl etwas größer als die der Westrasse. Das Wachstum ist früh beendet, früh setzt der Alterszerfall ein. — Vielfach werden Menschen der ostischen Rasse die gleiche Körperhöhe haben wie Menschen der westischen Rasse. Aber gerade neben einem gleichgroßen westischen Menschen würde ein ostischer Mensch auffallende Unterschiede zeigen. Die Westrasse ist klein gewachsen, die Ostrasse kurz gewachsen, untersetzt. Sie hat gedrungene Gliedmaßen. Ihr Körperbau wirkt breit und, besonders verglichen mit dem der Westrasse, sehr viel schwerfälliger. War bei der Westrasse eine geringe „Überlänge" der Beine wahrscheinlich, so gehört zum Rassenbild der Ostrasse eine gewisse „Unterlänge" der Beine. Die ostische Rasse stellt also den „Brachytypus" Violas, den „pyknischen Typus" Kretschmers dar, einen Körperbau, welchen französische Forscher gerne breviligne nennen. Ein auf allen Vieren gehender ostischer (oder ostbaltischer) Mensch würde eine nahezu wagrechte Rückenlinie zeigen, ein auf allen Vieren gehender nordischer, westischer oder dinarischer Mensch eine gegen den Kopf zu fallende Rückenlinie. Man könnte die ostische Rasse als niedrig-breit bezeichnen (vgl. S. 39 u. 77).



Abb. 209. Englischer Soldat.
Vorwiegend ostisch

Das Gedrungene ist dem ganzen Rassebild eigen. Der breite, kurze Kopf sitzt auf einem kürzeren, unfrei wirkenden Hals, dessen Querschnitt zur Kreisform neigt, dessen Nackenteil öfters zum „Stiernacken" wird. Beim ostischen Manne sind weder Schulternbreite noch Hüftenschmalheit betont, ebensowenig wie beim ostischen Weibe die Besonderheit des weiblichen Körperbaues; vor allem scheint bei beiden Geschlechtern die Ausarbeitung der Schulterlinie und der Hüftlinie der Klarheit zu ermangeln, besonders beim ostischen Weib erscheint die Schulterlinie oft wie verwischt. Der

Rumpfteil des Körpers wirkt träger, wohl auch massiger. Brustkorb und Bauch neigen zu faßförmiger Bildung.

Getragen wird der gedrungene Rumpf von gedrungenen, kurzen Beinen; der Oberschenkel ist oft sehr breit und schwer, ebenso der Unterschenkel mit seinen kurzen, dicken Waden. Aber nicht nur die Beine der ostischen Rasse, ihre Gliedmaßen überhaupt sind kurz und gedrungen. Die Spannweite der Arme ist im Verhältnis zur Körperhöhe bei der ostischen Rasse größer, da die ostische Rasse kurze Beine hat. Sie beträgt etwa 101—104% der Körperhöhe.[1] Die Finger sind kürzer, wohl auch die Zehen. Auf dem Hand-





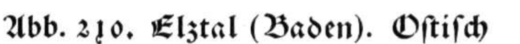


Abb. 210. Elztal (Baden). Ostisch

Abb. 211. Vorarlberg. Vorwiegend ostisch

rücken ist oft Fett aufgelagert, daß dieser wie gepolstert aussieht. Umrißlinien über die Finger- und Zehenspitzen hinweg geben ein stumpferes, breiteres Bild. Das Breite scheint sich bis ins einzelne zu wiederholen: Die Fingernägel scheinen minder gewölbt, die Kniescheibe breiter (und verhältnismäßig größer?), die Gelenke dicker, die Ferse breiter, die Fußwölbung geringer zu sein. Während bei den bisher betrachteten Rassen über den Fußknöcheln eine deutliche Einschnürung zu sehen ist (ein „gut modelliertes trockenes Gelenk", wie dies in der Tierzucht heißt), ist bei der ostischen (und ostbaltischen) Rasse auf der Innenseite des Knöchels meist nur eine geringe, auf der Außenseite gar keine Einschnürung zu sehen. Es führt vielmehr eine Umrißlinie der Vorderansicht des Unterschenkels vom äußeren Rand der

[1] Nach Feststellungen bei Knoop, Zum Index aus Körperhöhe und Armspannung, Korrespondenzblatt f. Anthr., Ethnol. und Urgeschichte, 1918.

Wade in leicht nach außen geschwungenem Bogen gleich auf die Mitte des äußeren Fußknöchels hinab. Der Eindruck des Kurzen, Breiten, Gedrungenen wird innerhalb der ostischen Rasse noch verstärkt durch eine besonders dem weiblichen Geschlecht der Rasse eigene Neigung zu Fettansatz am Hals, besonders am Nacken, und um den Rumpf.

So entbehrt der ostische Körper jenes Ausdrucks edlen Wuchses, der die Nordrasse kennzeichnet;[1] er entbehrt aber ebenso des Ausdrucks schlanker, zierlicher Gewandtheit, der die Westrasse kennzeichnet. Er wirkt breit, gedrungen und schwer, und seine Körperfülle, angezeigt durch das Verhält-

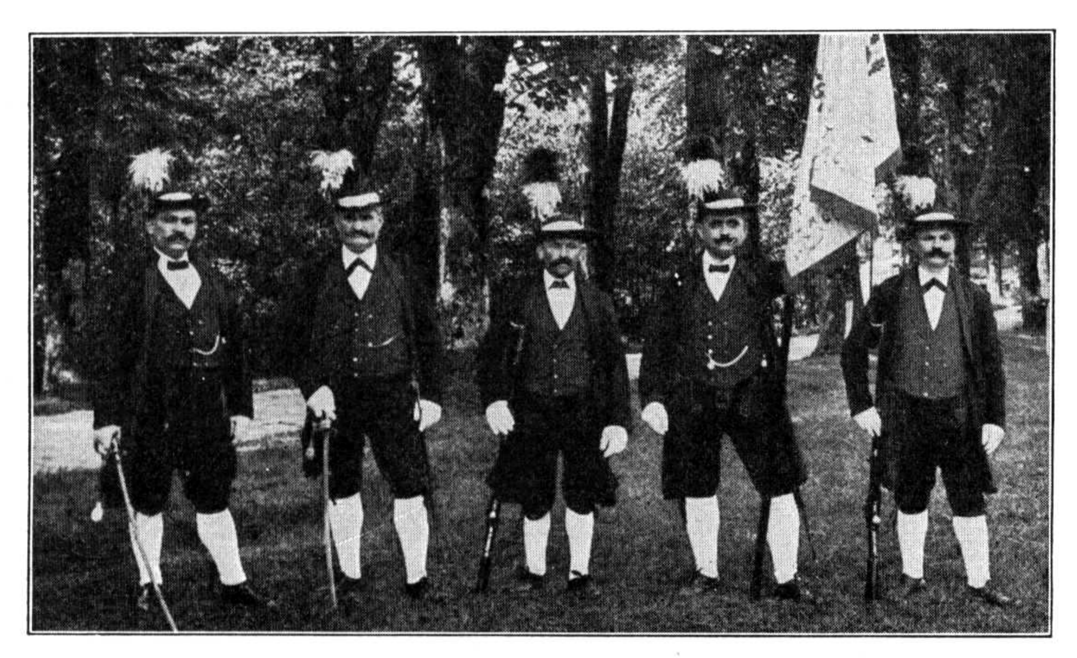


Abb. 212. Peterstal (Baden). Vorwiegend ostisch

nis des Körpergewichts zur Körperhöhe, ist größer als die der nordischen oder westischen Rasse. Ripley urteilt über den ostischen Körper, sein Gesamtanblick sei mehr der der schweren Festigkeit (solidity) als der der Beweglichkeit (agility). Beim weiblichen Geschlecht fällt innerhalb der Ostrasse häufig ein enges Becken auf, welches dann Gebärschwierigkeiten verursacht.[2]

Der Schädel: Der Ausdruck des Breiten wiederholt sich am Schädel. Die Ostrasse ist kurzschädlig und breitgesichtig. Der Schädelindex mag im

[1] Wenigstens nach den in Europa geltenden nordisch-bedingten Anschauungen. Gäbe es eine arteigene Gesittung der ostischen Rasse, so hätten in ihr die ostischen Menschen das geltende Schönheitsbild nach ihrer Leiblichkeit gerichtet. Dann müßte eben der nordische Wuchs als unedel gelten. Gäbe es abgeschlossen lebende reine Rassen, so müßte sich von Rasse zu Rasse das Schönheitsbild ändern.

[2] So waren z. B. im Jahre 1904 in dem stärker ostisch untermischten Baden bei 6,4 % aller Geburten Operationen nötig, in Norwegen nur bei 2,8 %, und in Baden (Freiburg i. B.) selbst hat man beobachtet, daß die engen Becken verhältnismäßig viel häufiger aus dem am stärksten ostisch besiedelten Hochschwarzwald stammen als aus der nordisch durchmischten Rheinebene. (Vgl. Bluhm, Zur Frage nach der generativen Tüchtigkeit der deutschen Frauen. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1912, und Gauß, Sitzungsbericht der Mittelrhein. Ges. für Geburtshilfe u. Gynäkologie, 1912.)

Mittel etwa 88 sein. Im Durchschnitt wird sich das Verhältnis der Schädelbreite zur Schädellänge etwas unterhalb des Verhältnisses 9 : 10 halten. Wollte man mehr die Form des ostischen Schädels bezeichnen, so würde man ihn rundschädlig oder breitschädlig nennen. Der Index bei der ostischen (und ostbaltischen) Rasse ist hoch, weil der Schädel in die Breite gebildet ist, während der Index beim dinarischen Schädel hoch ist, weil dieser in seinem Längendurchmesser besonders kurz ist (vgl. S. 87).

Das ostische Gesicht ist breit. Das Verhältnis der Gesichtsbreite zur Gesichtslänge wird etwa wie 10:7, höchstens 10:8 sein. So ergibt sich ein Gesichtsindex, der kaum über 80 steigt. Bei diesem breiten Gesicht, verbunden mit diesem kurzen (der Form nach runden oder breiten) Kopf entsteht dann leicht der Eindruck eines kugligen Kopfes oder wenigstens eines Kopfes, der sich in einen Würfel mit abgerundeten Ecken einschließen ließe. Nirgends bieten sich ebenere Flächen; etwa als ein Quadrat mit stumpf abgerundeten Ecken bietet sich in der Vorderansicht das Gesicht, wenn es nicht in ziemlich gleichmäßiger Rundung erscheint. Vom Volksmunde wird das ostische Gesicht, besonders bei vorhandenem Doppelkinn, gerne „Vollmondgesicht" genannt.[1]

Rund, oft fast kreisrund, bietet sich von oben der Kopf, bietet sich der Kopf von hinten gesehen. Teilt man den Kopf in seiner Seitenansicht senkrecht in zwei Abschnitte (vgl. S. 44): in einen Abschnitt vor den Ohren und in einen hinter den Ohren, so fällt gegenüber den Langköpfen der Nord- und Westrasse bei der Ostrasse (jedoch wohl noch mehr bei der dinarischen Rasse) die Kürze des hinteren Abschnitts auf: die größere Länge liegt beim ostischen Kopf im Abschnitt vor den Ohren. Ein anderes noch fällt in dieser Seitenansicht auf: die besondere Höhe des ostischen Kopfes in seinem Abschnitt hinter den Ohren. Hier ist der nordische und der westische Kopf verhältnismäßig nieder, der ostische (und dinarische) dagegen ausgesprochen hoch. Das fällt bei der Seitenansicht auf und ebenso bei der Ansicht von hinten. Die Scheitelbeine sind bei den kurzköpfigen Rassen Europas verhältnismäßig kürzer als bei den langköpfigen Rassen. Das ostische Hinterhaupt lädt nicht weit nach hinten aus, sondern steigt breit und hoch und wenig nach hinten hinausgewölbt zum Scheitel auf. Oft sieht man, wie über dem Rockkragen eines ostischen Menschen unmittelbar das breite hohe Hinterhaupt der Ostrasse in flacher Auswölbung aufsteigt, während bei der Nordrasse über dem Rockkragen immer noch ein ziemlich hohes Stück des Halses sichtbar ist und darüber der niedere, aber weit nach hinten ausladende Hinterkopf. Die Rundform des ostischen Kopfes ist so gerade in ihrer Hinterhauptsansicht wesentlich vom nordischen Kopfe verschieden.

Der am nordischen Schädel stark ausgebildete Hinterhauptshöcker fehlt bei der Ostrasse oder ist nur schwach angedeutet. Betrachtet man einen ostischen Schädel von oben in seiner Scheitelansicht (vgl. Abb. 213), so zeigt sich, daß die Jochbogen links und rechts der Seitenwände des Schä-

[1] Wilhelm v. Humboldt gebraucht in seinem Tagebuch über die Reise nach Spanien 1799/1800 bei Schilderung vorwiegend ostischer Bevölkerungen Frankreichs auch mehrfach die Bezeichnung „Vollmondsgesicht".

dels eben ein wenig sichtbar sind. Dies ist in Europa bei der ostischen (und noch mehr bei der ostbaltischen) Rasse zu beobachten. Die anderen europäischen Rassen zeigen Schädel, bei denen die Jochbögen nur wenig ausgebogen sind und daher in der Scheitelansicht nicht sichtbar werden. Das Hin-



Abb. 213a—d. Ostischer Schädel. Sch: 84,61, G: 83,33.
(Aus Frizzi, Homo alpinus tirolensis)

terhaupt der Ostrasse zeigt betonte Scheitelbeinhöcker.[1] Bei der ostischen Rasse ist der männliche Schädel vom weiblichen kaum und öfters gar nicht verschieden.

---

[1] Scheitelbeinhöcker zeigen sich deutlicher beim kindlichen Schädel aller Rassen und verlieren sich mit dem Kindesalter mehr oder weniger. Sie heben sich ab etwa an der Stelle des Scheitelbeins (vgl. Abb. 3, S. 28), wo dieses sich nach hinten und unten umwendet.

Der Gesichtsschnitt, den man in der Seitenansicht gewinnt, ist stumpf. Die Stirn ist auch beim männlichen Geschlecht eigenartig steil, dabei rund hinaufgewölbt, und schon mehr glatter Aufstieg über den Augen läßt das Fehlen oder die sehr geringe Ausbildung der Überaugenbögen und des Stirnnasenwulstes vermuten. Das Auge liegt nach vorn, oft eigenartig flach eingebettet. Die Nasenwurzel ist ziemlich tief angesetzt, ziemlich flach. Die Nase springt wenig vor, ist meist leicht eingebogen, hin und wieder gerade, immer aber stumpf und über der Oberlippe unscharf aufgesetzt. Die Nase ist verhältnismäßig kurz; die ostische (und ostbaltische) Rasse hat unter den

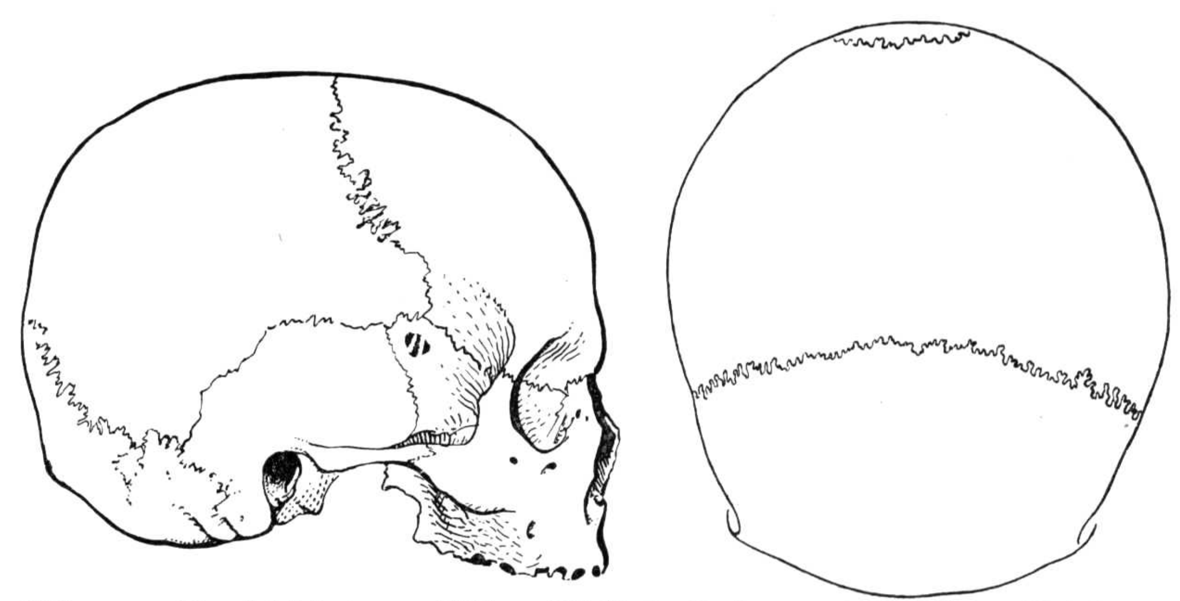


Abb. 214. Bruchstück eines ostischen Schädels (Index 89,9) aus einem Beinhaus in Disentis (Schweiz)
(Nach His-Rütimeyer, Crania helvetica)

europäischen Rassen die geringste Nasenlänge (Nasenhöhe). Die ostische Nase zeigt jedoch selten die Breite der ostbaltischen Nase und selten die ostbaltische Aufstülpung der Nasenlöcher. Die ostische Nase ist vielmehr zumeist eine wenig aus dem Gesicht erhobene, nicht eigentlich breitere Kurz- und Stumpfnase. Die Nase schließt (Seitenansicht) unten nicht wie die nordische Nase ungefähr wagrecht oder nur wenig nach oben führend ab, ihre untere Abschlußlinie führt vielmehr mehr oder weniger nach vorn aufwärts (Abb. 222). Die Kiefer stehen meist fast senkrecht, oft auffällig gerade gegeneinander. Das Kinn ist unausgesprochen, stumpf gerundet. So entsteht ein Gesichtsschnitt, den man unentschieden nennen möchte. Sowohl hier in der Seitenansicht wie von vorn erhält man den Eindruck, als ob die Gesichtsformen in den runden Schädel hineingearbeitet worden wären, während bei den vorher besprochenen Rassen die Gesichtsformen eher wie aus dem Schädel herausspringend, wie hinausgetrieben aussehen. Sehr häufig sind innerhalb der Ostrasse Gesichter, die in der Seitenansicht von der sehr steilen Stirn bis zu dem unausgesprochenen Kinn, da die Nase sich so wenig abhebt, gleichsam eine gerade Linie bieten, die nur durch die Nasenspitze — von einer Spitze möchte man allerdings bei der stumpfen Form nicht reden — einmal unterbrochen oder ausgebogen wird.

In der Vorderansicht fällt die Breite der Stirn vor allem auf und die

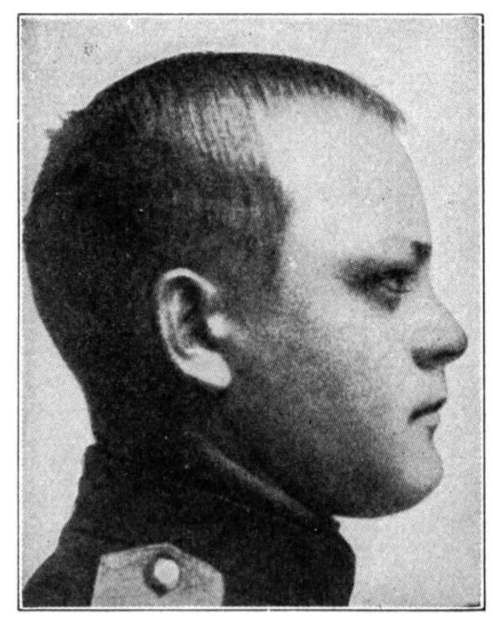
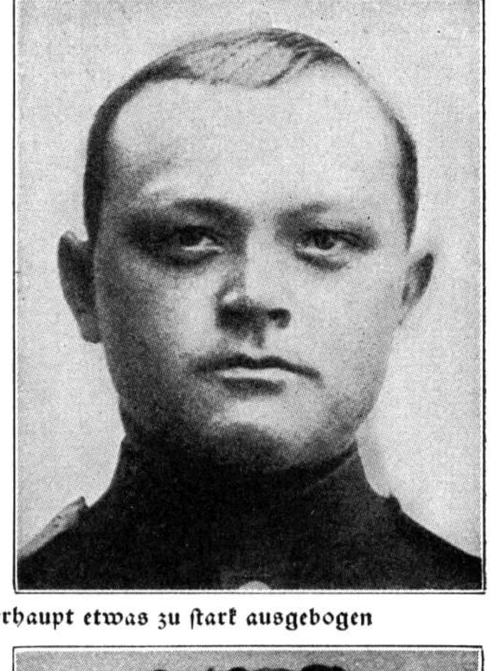



Abb. 215 a, b. Wolfach (Baden). K: 86. Hinterhaupt etwas zu stark ausgebogen



Abb. 216. Amt Bonndorf (Bad. Schwarzwald)



Abb. 217. Amt Neustadt (Bad. Schwarzwald)



Abb. 218. Marienburg (Westpreußen)

Abb. 219. Schweiz. Karl Stauffer-Bern. 1857—1891. Geringer nord. u. dinar. Einschlag. (Selbstbildnis)

Ostisch und vorwiegend ostisch



Abb. 220. Dresden. J. G. Klingner, Maler. Ostisch. (Zeichn.: Vogel v. Vogelstein)



Abb. 221. Ludwigsburg (Württ.). J. Kerner. 1786—1862. Ostisch

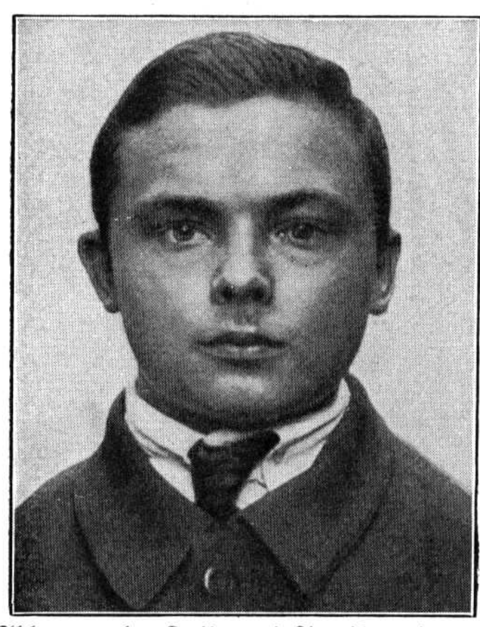


Abb. 222 a, b. Freiburg i. Br. Vorwiegend ostisch, mit nordischem Einschlag. A: hell, Stirnneigung: nordisch. K: 86,56; G: 79,59. 18 jährig



Abb. 223. Neustadt (Bad. Schwarzwald). Ostisch mit leichtem dinarischem Einschlag



Abb. 224. Tirol. Ostisch

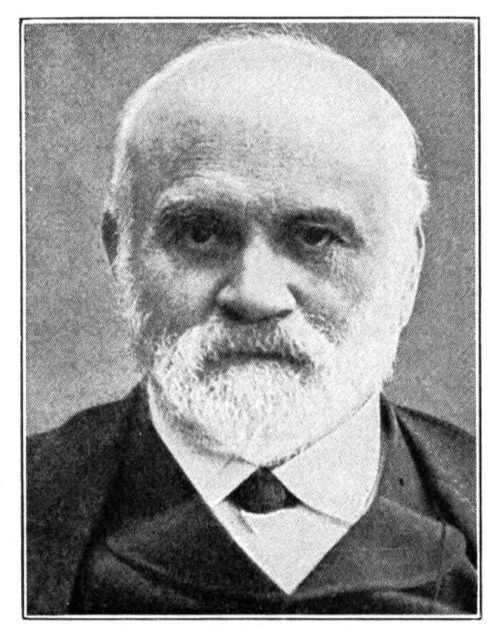


Abb. 225. Berlin. H. Kiepert, Geograph. 1818—1899. Vorw. ostisch — m. fälisch. Einschlag?



Abb. 226. Renchtal (Baden). Ostisch



Abb. 227. Vorarlberg. Ostisch — mit innerasiatischem Einschlag?

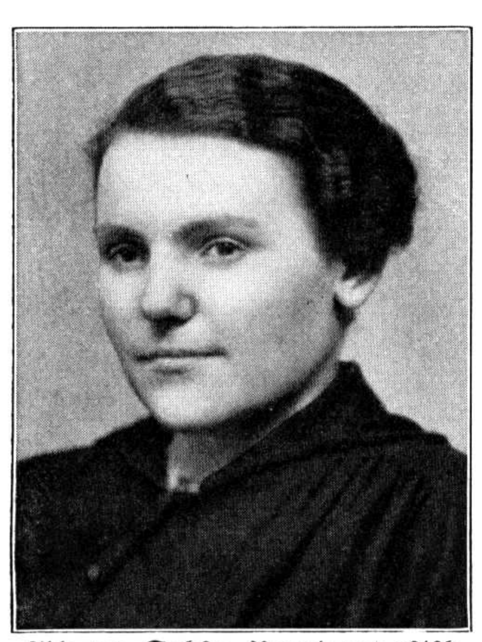


Abb. 228. Sachsen. Vorwiegend ostisch



Abb. 229. Südtirol. Ostisch-dinarisch

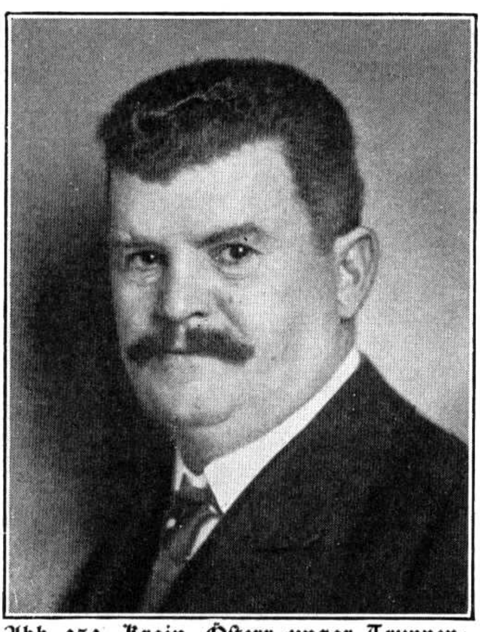


Abb. 230. Krain. Österr.-ungar. Truppenführer im Weltkrieg. Ostisch-dinarisch



Abb. 231. Ritten (Tirol). Ostisch



Abb. 232. Renchtal (Schwarzwald). Ostisch



Abb. 233. Düsseldorf. Eugen Richter, freis. Abgeordneter. 1838—1906. Ostisch-nordisch

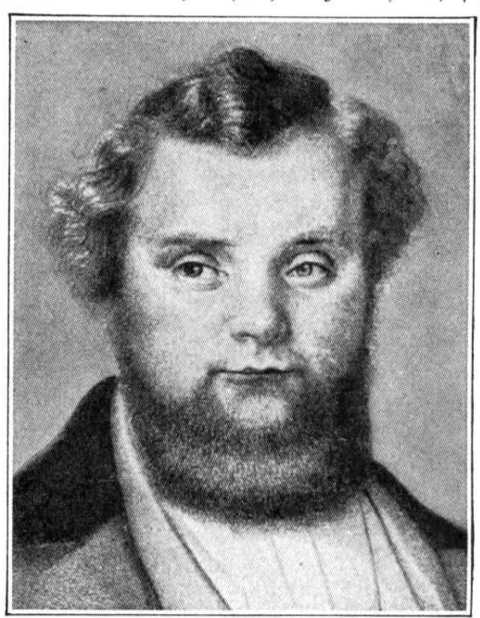


Abb. 234. Köln. Blum. 1807—1848. Demokr. Führer. Ostisch mit nord. od. fälisch. Einschlag



Abb. 235. Mühlenbachthal (Schwarzwald). Ostisch



Abb. 236. Amt Neustadt (Bad. Schwarzwald). Vorw. ostisch mit geringem nordischem Einschlag

eigentümlich kuglige Bildung der Stirnseiten. Kuglig wölben sich die Stirnseiten zum Schädeldach hinauf, und kuglig wenden sie sich links und rechts zu den Seiten des Kopfes. Man spricht von der eigentümlichen Rundstirnigkeit der ostischen Rasse. Die Stirnwülste fehlen oder sind nur schwach ausgebildet, die Augenbrauen sind runder hinaufgewölbt. Die Ostrasse hat eine viel rundere, vielleicht auch verhältnismäßig weitere Augenhöhle; bei ihr ist der Abstand der Sehöffnungen voneinander anscheinend größer; die Hornhautkrümmung des Auges scheint geringer zu sein. Die Jochbogenbreite der Ostrasse ist beträchtlich; vor allem aber sind die Wangenflächen der Jochbeine ein wenig schief nach unten und außen gestellt. Durch die Jochbeinbildung der Ostrasse setzt sich also die Breite des Ober-

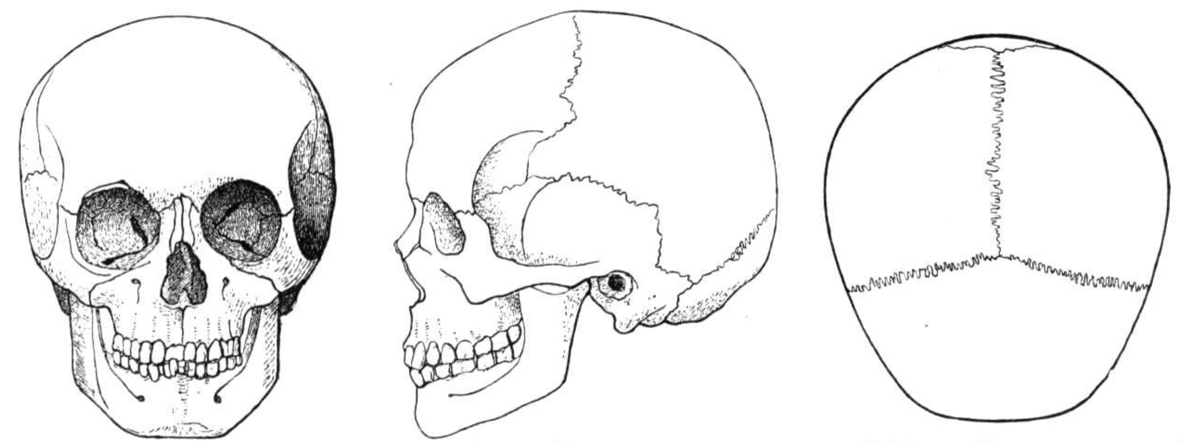


Abb. 237. Weiblicher Schädel ostischer Rasse aus Altensteig (Württ. Schwarzwald). Index etwa 87.
(Nach v. Hölder, Beitrag z. Ethnogr. v. Württemberg, 1868)

gesichts unvermindert fort in die Breite des Mittelgesichts. Dem breiten Gesicht entsprechen in breiter Rundung gebaute Kiefer, in denen die Zähne mit größeren Zwischenräumen stehen können. Tatsächlich sind nach Röse[1] die Zahnerkrankungen, die vielfach durch enges Zusammenstehen der Zähne hervorgerufen werden, bei den breitesten Gesichtern nur halb so zahlreich wie bei den schmälsten. Eine Karte der Zahnerkrankungen auf französischem Gebiet zeigt Häufigkeit solcher Erkrankungen in den Landesteilen, die am stärksten nordrassisch besiedelt sind.[2] Das breite Gesicht der Ostrasse rundet sich nach unten zu ab in den ziemlich breiten und im Verhältnis zu seiner Breite kurzen Unterkiefer. Bei der Ostrasse scheint Aufbiß der Zähne häufiger zu sein als bei den anderen europäischen Rassen, bei denen fast immer Überbiß auftritt. Die ostische Nase ist immer niedrig gebaut. Selbst wenn sie verhältnismäßig schmal ist, ist sie nicht eigentlich klar vom Gesicht abgesetzt. Das breite unausgesprochene Kinn hebt sich kaum oder gar nicht als ein besonderer Bestandteil der Gesichtsbildung ab.

Eigenartig flächig bieten sich auch in der Vorderansicht die Wangenteile unterhalb der Augen links und rechts der Nase. Die Gesichter der

[1] Röse, Beiträge zur europäischen Rassenforschung, Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie Bd. 2 u. 3, 1905/06.
[2] Vgl. auch Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. I, 1867, S. 392.

beschriebenen schmalgesichtigen Rassen sind gegen die senkrechte Gesichtsmitte hin von den Wangenseiten her abgeschrägt; dies ist bei der ostischen (und ostbaltischen) Rasse nicht der Fall, was wieder den starren Eindruck des Gesichtes verstärkt. Die breite Kinnrundung trägt dazu bei, daß ostische Gesichter oft geradezu quadratisch zu umschreiben sind.

Die Weichteile: Sie dienen bei der Ostrasse vielfach zur Behauptung oder gar Verstärkung einer stumpfen und breiten Gesichtsform. Wie S. 55 erwähnt wurde, ist dem Anatomen Henke am ostischen Schädel die Bedeckung minder straff und minder mager erschienen, mehr zu „Fülle und Weichheit" neigend. Dickere Hautbedeckung erscheint am Kopf des ostischen Menschen vor allem auf Nasenwurzel und Nasenrücken; oft ist auch auf dem Wangenbein Fett aufgelagert, so daß in äußersten Fällen in der Seitenansicht die Haut unterhalb des Unterlids wie gepolstert aussieht oder so, daß, nur wenig schief von hinten betrachtet, dieses Fettpolster auf dem Backenknochen die Nase überschneidet. Auch in der Haut über den Augen, in und über dem Oberlid, ist öfters Fett eingelagert, so daß die Haut heruntersackt. Nach meiner Beobachtung treten diese Fetteinlagerungen jedoch bei Kindern häufiger und stärker auf als bei Erwachsenen. Sie scheinen also mit dem Alter mehr oder weniger zu schwinden. Bei ostischen Kindern sind sie um das Auge herum bisweilen so stark, daß man auf den ersten Blick an eine Geschwulst denken möchte. Häufig wirken ostische Augen wie verquollen. Sie wirken kleiner, weil die Lidspalte kürzer ist und die Lidöffnung nicht so hoch wie bei den anderen europäischen Rassen. Nach außen zu zieht sich die Lidöffnung ein wenig aufwärts, wodurch dann manchmal der Ausdruck leicht schiefstehender Augen entsteht. Das untere Augenlid bildet eine gestrecktere, minder nach unten geschweifte Linie. Man erhält manchmal den Eindruck, als ob das Unterlid im Verhältnis zur Lidbildung der schmalgesichtigen europäischen Rassen etwas zu straff gezogen wäre.

Die Weichteile der Nase sind so aufgelagert, daß sie einen minder scharfen, manchmal einen verwischten Übergang der Nase in ihre Umgebung bilden. Die Nasenspitze ist stumpf abgerundet. Die Nasenflügel liegen flacher auf der Oberlippe als bei den vorher geschilderten Rassen, die Längsrichtungen der Nasenlöcher, bei zurückgelegtem Kopf betrachtet, bilden einen stumpferen Winkel gegeneinander.

Kennzeichnend für die Ostrasse gegenüber den anderen europäischen Rassen — ausgenommen der ostbaltischen und der später zu erwähnenden sudetischen Rasse — ist die breitere Nasenmundrinne, die meistens auch verwischter gezeichnet ist. Über Besonderheiten der Lippenwulstung liegen für die Ostrasse kaum Beobachtungen vor. H. Pöch schreibt der ostischen und der ostbaltischen Rasse breite Ohren mit angewachsenen, bis in die Wangenhaut hineingezogenen Läppchen zu, ferner eine lange gerade Oberlippe.[1]

Ostische Gesichter, die vollwangig sind, neigen zu einer Art hängender Wangenfülle. Die Wangen sind dann in ihrem unteren Teil, dem Unterkiefer entlang, am vollsten, so daß sie oft wie nach unten hängend und so-

[1] H. Pöch, Beiträge zur Anthropologie der ukrainischen Wolhynier, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch. Wien, 1926.

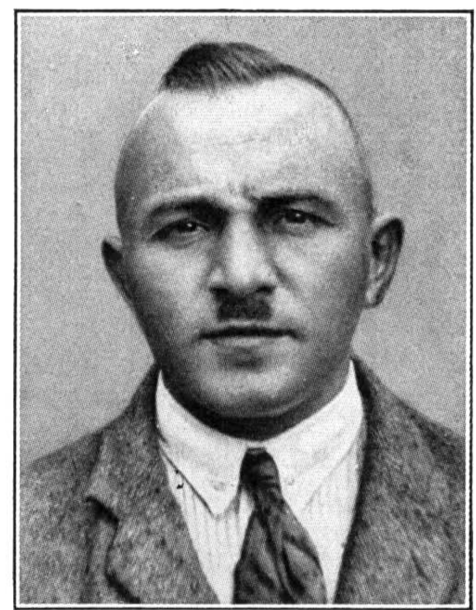


Abb. 238. Kreis Namslau (Schlesien). Vorw. ostisch — mit fälischem Einschlag?

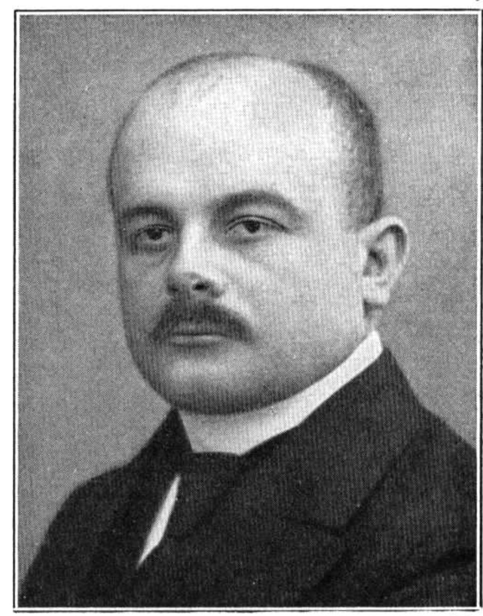


Abb. 239. Ostpreußen. (Vorfahren zum Teil aus Salzburg.) Vorwiegend ostisch

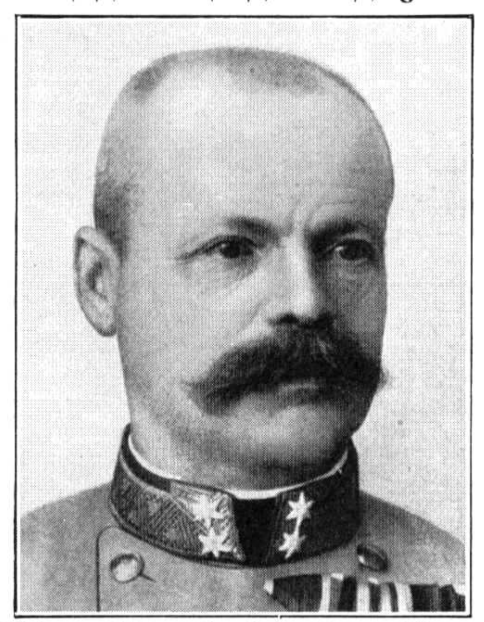


Abb. 240. Wien. Horsetzky, Truppenführer. Vorw. ostisch mit dinarischem Einschlag



Abb. 241. Berlin. O. Goritz, Opernsänger. 1872—1929. Vorwiegend ostisch



Abb. 242. Schappachtal (Schwarzwald). Ostisch

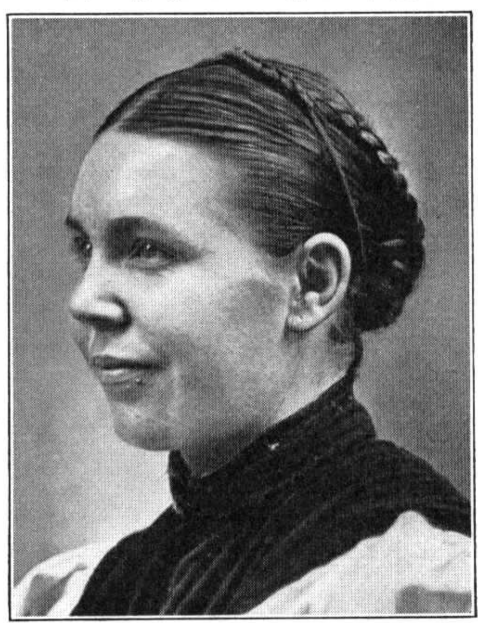
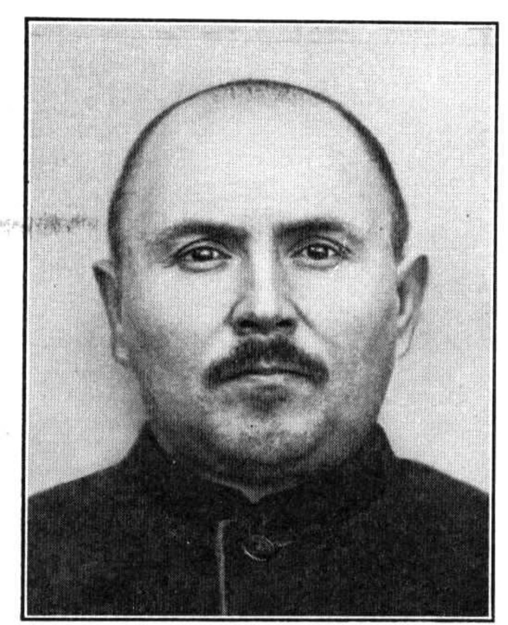


Abb. 243. Obersimonswald (Schwarzwald) Ostisch

gar überhängend aussehen, das Breite des Gesichts noch verstärkend und im Alter bei Nachlassen der Gewebestraffheit das Gesicht (nach allgemeineren abendländischen Anschauungen) verhäßlichend. Die ostische Rasse neigt zu Doppelkinn.

Die Haut: Die ostische Haut scheint dicker, schwerer zu sein, als die der



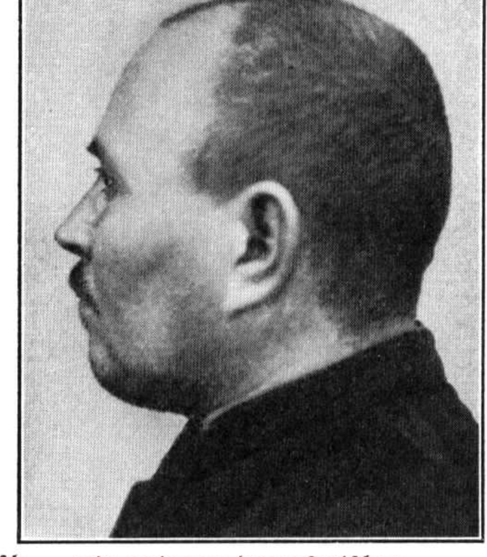


Abb. 244. Chemnitz, Sachsen. Vorwiegend ostisch — mit geringem innerasiatischem Einschlag? K: 87,56

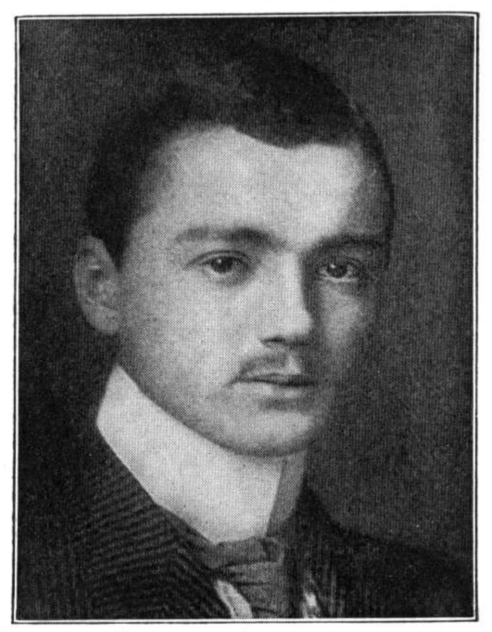


Abb. 245. Dresden. Ostisch — mit innerasiatischem und nordischem Einschlag?

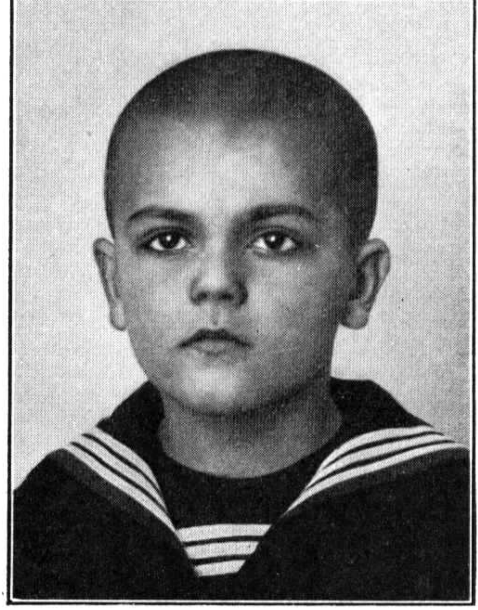


Abb. 246. Vater: Neumark. Mutter: Schlesien, doch böhmisch. Abstammung. A: braun, H: schwarzbraun. Vorwiegend ostisch

anderen europäischen Rassen — sie scheint dicker zu sein; ob sie es ist, muß erst festgestellt werden. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck einer minder belebten und minder durchbluteten Haut. Zum Unterschied von der Haut der anderen Rassen sieht ostische Haut oft wie abgestorben aus, auch in der Jugend. Sie ist wie die der Westrasse dunkler als die der Nordrasse, der Farbe nach aber mehr ins Gelbbräunliche, wenn nicht ins Gelbliche spielend. Selbst wenn sie ziemlich hell ist, fehlt ihr doch ganz das rötliche Durchscheinen des Blutes. Man hat immer das Gefühl — und selbst gegenüber

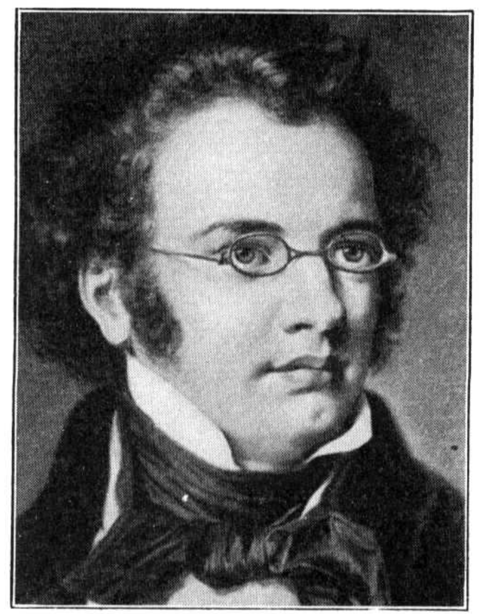


Abb. 247. Lichtental b. Wien. F. Schubert, Tonsetzer. 1797—1828. Ostisch-nordisch



Abb. 248. Fürst Karl Phil. Schwarzenberg, 1771—1829, Heerführer. Vorwiegend ostisch mit dinarischem und nordischem Einschlag

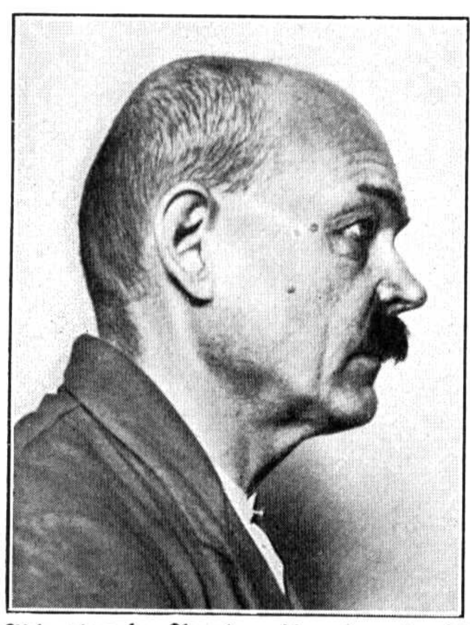




Abb. 249 a, b. Breslau. Vorwiegend ostisch — mit ostbaltischem Einschlag? (A: trübblaugrau)



Abb. 250 a, b. Kreis Liegnitz (Schlesien). Vorwiegend ostisch mit nordischem Einschlag

der dunklen Haut der Westrasse —, das Blut könne in der ostischen Haut nicht so weit nach außen dringen; daher der Eindruck des Abgestorbenen. Sommersprossen scheinen bei dieser Haut nicht vorzukommen, wohl aber kann sie bei Sonnenbestrahlung ziemlich dunkeln, jedoch anscheinend nicht so stark wie bei der dinarischen und westischen Rasse. Im Alter neigt die Haut im Gesicht sehr zu Runzelbildung, so sehr, daß die Runzeln und Falten oft fast ebenso stark sprechen wie die einzelnen, durch den Knochenbau bedingten Züge des Gesichts.

Das Haar: Die Körperbehaarung, vor allem auf Brust und Gliedmaßen, scheint bei der Ostrasse etwas stärker zu sein als bei der nordischen



Abb. 251. Renchtal (Baden). Vorwiegend ostisch

Rasse (??). Das Haupthaar scheint ebenso reichlich zu sein, aber nicht so lang werden zu können. Der Bartwuchs ist geringer als bei der nordischen Rasse, oft sogar sehr dünn. Das Haar ist im Durchschnitt wahrscheinlich mehr kreisrund, jedenfalls dicker. Im Schwarzwald und in Graubünden fand Scheffelt[1] Dickhaarigkeit vorwiegend und von diesen Gebieten ist jenes schon vorwiegend ostisch besiedelt, dieses läßt einen stärkeren ostischen Einschlag erkennen. Dem Gespinst nach ist das ostische Haar hart oder straff, wenn auch nicht so straff wie etwa bei innerasiatischen Völkern. Es legt sich nicht so leicht der Kopfform an, läßt sich nicht so anliegend zum Scheitel legen und glattlegen. Seine Farbe ist braun oder schwarz. Ob das hin und wieder zu beobachtende eigenartig blauschwarze Haar auch noch der Ostrasse zugewiesen werden darf, scheint mir fraglich. Ich ver=

[1] Scheffelt, Rassenanatomische Untersuchungen von europäischen Haaren, Arch. f. Anthr. Neue Folge 14, Bd. 42, 1915.



Abb. 252. Augsburg. Simon Grimm, Beamter, 1611—1669. Vorwiegend ostisch

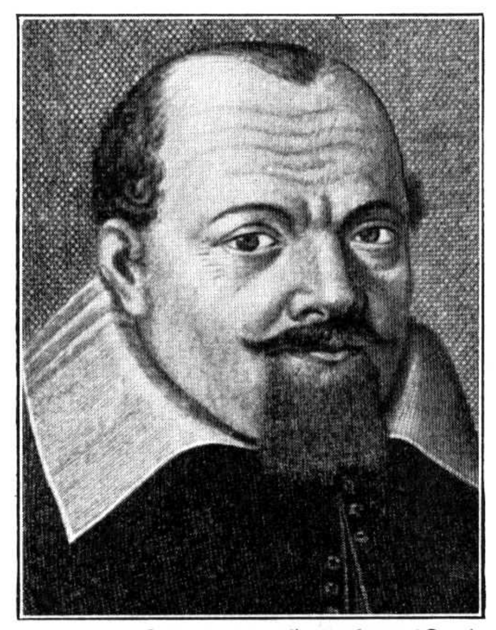


Abb. 253. Schwaben. Geistlicher. (Stich: Kilian.) Vorwiegend ostisch



Abb. 254. Breslau. Hofmann v. Hofmannswaldau, Dichter. 1617—1679. Vorwiegend ostisch. (Stich: Kilian)

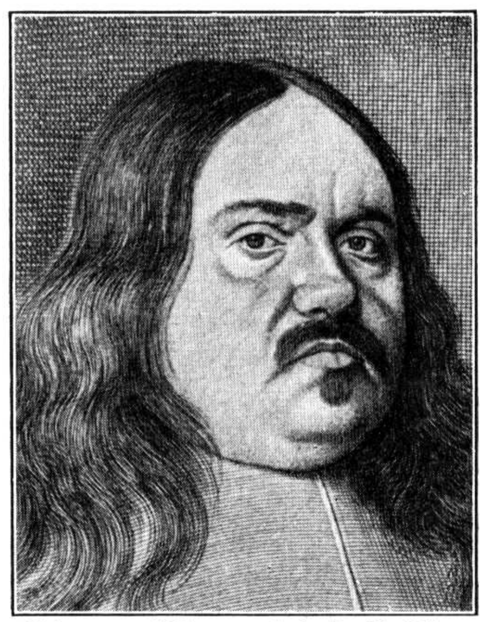


Abb. 255. Eßlingen. Joh. Fr. Bechtius, Bürgermeister, † 1669. (Stich: Kilian.) Vorw. ostisch mit dinarischem Einschlag



Abb. 256. Kurfürst August von Sachsen, 1526—1586. Vorw. ostisch mit nordischem Einschlag. (Gem.: Lukas Cranach)



Abb. 257. Glogau. Andreas Gryphius (Greif), Dichter. 1616—1664. Vorwiegend ostisch

mute, daß blauschwarzes Haar auf einen Einschlag innerasiatischer (oder auch sudetischer?) Rasse hinweist. Durch sein Gespinst (hart und dick) ist das Haar der ostischen Rasse trotz der gleichen dunklen Farbe von dem Haar der Westrasse genau zu scheiden.

Die Augenfarbe: Die Bindehaut ist gelblich getönt, die Regenbogenhaut ist braun. Doch ist das Braun in vielen Fällen kälter als das Braun westischer Augen; das Sammtige, Warme westischer Augen fehlt meistens. Der Augenausdruck der Ostrasse ist durch die flachere, vielfach un-





Abb. 258 a, b. Ukraine. Ostisch. K: 83,71, G: 80,29

klare Einbettung sowie durch die engere und niedrigere Lidöffnung trotz gleicher Augenfarbe von dem der Westrasse sehr verschieden. Dort ist er heiter; hier eher mürrisch; dort ist er munter beobachtend, hier eher abgeschlossen dumpf und selbst bei klügerem Ausdruck nie eigentlich frisch.

Innerhalb der ostischen Rasse scheint auf deutschem Sprachgebiet in Schlesien und Deutschböhmen, außerhalb Deutschlands in Polen, im tschechischen Böhmen und in der Ukraine, ein gegenüber der vorstehenden Schilderung etwas abgewandelter Schlag aufzutreten, der gekennzeichnet scheint durch eine etwas weiter und höher gebildete Lidöffnung der Augen, vielleicht eine etwas stärker hervortretende Nase und einen etwas bestimmteren Gesichtsausdruck (Abb. 258). Der schlesische Dichter Opitz mag eine Beimischung dieses Schlages gehabt haben, deutlicher erscheint er bei den schlesischen Dichtern Gryphius (Abb. 257) und Hofmann von Hofmannswaldau (Abb. 254).

9. Die leiblichen Merkmale der ostbaltischen (hell-ostischen) Rasse

Die Gestalt: In den Wuchsverhältnissen stimmt die ostbaltische Rasse mit der ostischen ungefähr überein. Doch macht der Körperbau der ostbaltischen Rasse einen kräftigeren Eindruck. Es handelt sich um derbknochige, kräftig-kurzgewachsene Menschen. Beim Mann fällt die große Schulterbreite auf. Eine gewisse Grobheit des Gliederbaus kennzeichnet beide Geschlechter der ostbaltischen Rasse. Meist handelt es sich auch um muskelstarke Menschen. Untersetzt, breit, stark, grob — solche Wörter stellen sich ein zur Kennzeichnung der ostbaltischen Gestalt. Die Körperhöhe ist wahrscheinlich etwas größer als bei der ostischen Rasse. Doch wird sie beim Manne kaum mehr als 1,64 m betragen. So gehört die ostbaltische Rasse zu dem gleichen „Brachytypus" Violas oder „pyknischen Typus" Kretschmers und hat Beziehungen zum Typus digestivus des Franzosen Sigaud. Man könnte auch sie als niedrig-breit bezeichnen (vgl. S. 113). In der Körperfülle wird sie der ostischen Rasse am nächsten stehen (vgl. S. 115).

Das Grobe und Gedrungene eignet allen Einzelheiten des Körpers: dem breiten kurzen Hals, den kurzen Händen und Fingern, den kurzen dicken Waden, von denen aus wie bei der ostischen Rasse eine Umrißlinie mit nur geringer Einschnürung auf den inneren Fußknöchel und ohne Einschnürung auf den äußeren Fußknöchel hinabläuft (vgl. S. 114). Besonders trägt zum Eindruck des Gedrungenen der verhältnismäßig schwere und große Kopf bei. — Die ostbaltische Rasse scheint spätreif zu sein. Bei Schädeln von 18—20jährigen fand Retzius die Geschlechtsmerkmale noch kaum oder nur gering ausgebildet. Jedoch scheint für die ostbaltische Rasse ein frühes Altern bezeichnend zu sein.[1]

Der Schädel: Der im Vergleich zur Körperhöhe besonders groß und schwer wirkende Schädel bietet nicht die abgerundeten Formen wie der ostische Schädel.[2] Zwar muß auch er als kurzschädlig-breitgesichtig bezeichnet werden, aber im einzelnen ist er jeweils gröber, knochiger, schwerer und vor allem kantiger gebaut als der ostische und zeigt mehr Wülste und Höcker. Kennzeichnend ist für die ostbaltische Rasse aber vor allem der gegenüber dem Gehirnteil so massige, große Gesichtsteil des Schädels. Der Schädelindex ist wohl etwas niedriger als der des ostischen Schädels, der ostbaltische Schädel ist also (wie anscheinend der innerasiatische) minder kurz. Trotz großer Breite (von euryon zu euryon) wird der Index dadurch niedriger, daß der ostbaltische Schädel etwas mehr über den Nacken

[1] Darauf mag auch hinweisen, daß die vorwiegend ostbaltischen oder doch stark ostbaltisch untermischten Großrussen öfters schon 40jährige Männer als alt bezeichnen.

[2] Ich folge in der Hauptsache der Schilderung von G. Retzius, Finska Kranier, 1878.

hinaus gewölbt ist als der ostische. Der ostbaltische Schädel zeigt eine breite Stirn, die deutlichere Stirnhöcker hat. Die Breite scheint vor allem im oberen Stirnteil ausgeprägt zu sein, in dem Teil des Stirnbeins, das vor der Kranznaht (der Naht zwischen Stirnbein und Scheitelbeinen) liegt. Der Stirnnasenwulst (glabella) ist deutlich ausgebildet. Längs der

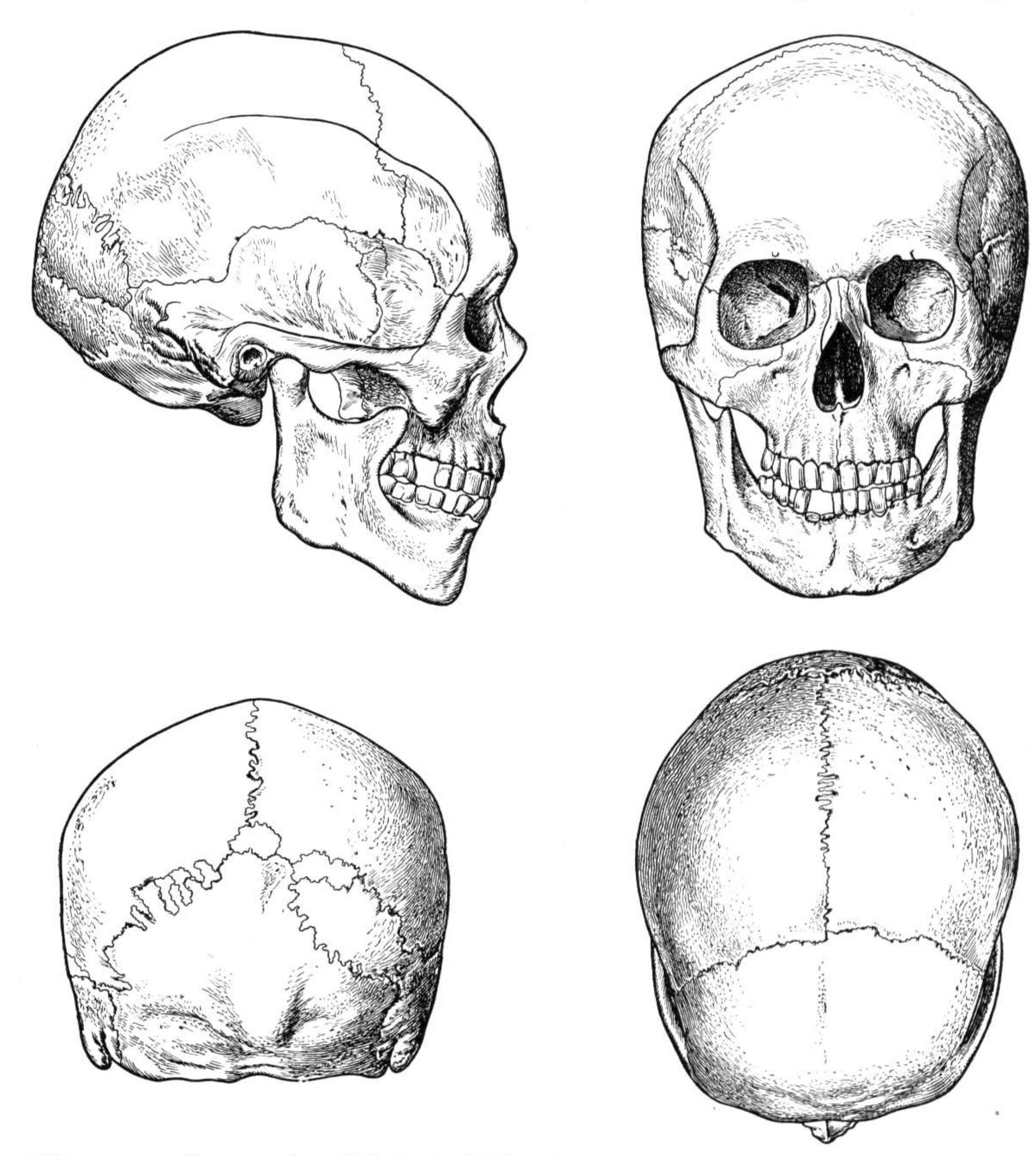


Abb. 259 a, b, c u. d. Ostbaltisch oder vorwiegend ostbaltisch.
(Nach Retzius, Finska Kranier)

Pfeilnaht (der Naht zwischen den Scheitelbeinen) läuft anscheinend beim männlichen Geschlecht öfters ein kleiner Wulst, beim weiblichen eine schmale Rinne. In der Schädelansicht zeigen sich die Jochbögen mehr als bei der ostischen Rasse (jedoch kaum so stark wie bei der innerasiatischen Rasse).

Die Seitenansicht eines ostbaltischen Kopfes zeigt die Massigkeit des Gesichtsteils, besonders des Unterkiefers, die auch beim weiblichen Geschlecht kaum gemildert erscheint. Das Gesicht ist höher gebaut als das ostische, vielleicht besonders deshalb, weil die Kiefer im Gebiet der Zahnfächer besonders hoch sind, trotzdem ist der Gesichtsindex niedrig, da ja auch die Jochbogenbreite beträchtlich ist. Der Unterkieferwinkel ist an=

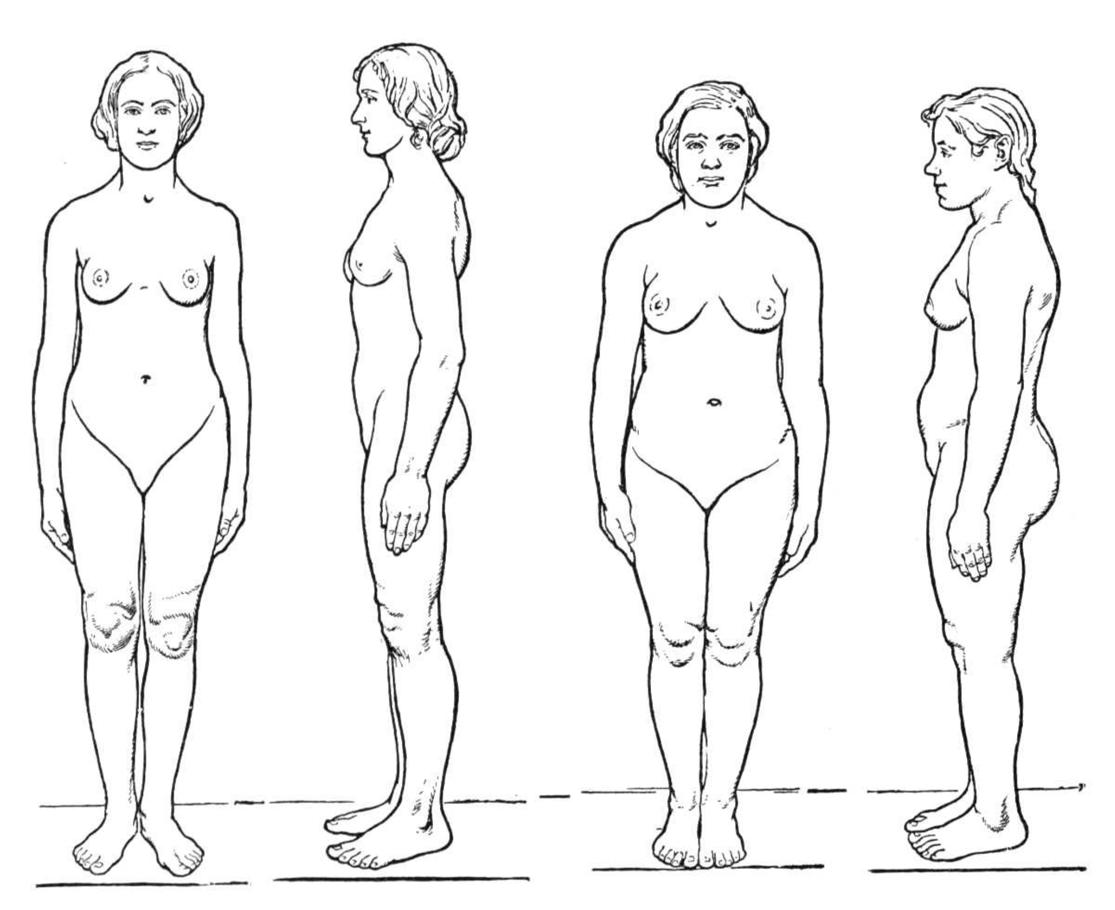


Abb. 260. Nordisches Mädchen

Abb. 261. Ostbaltisches Mädchen

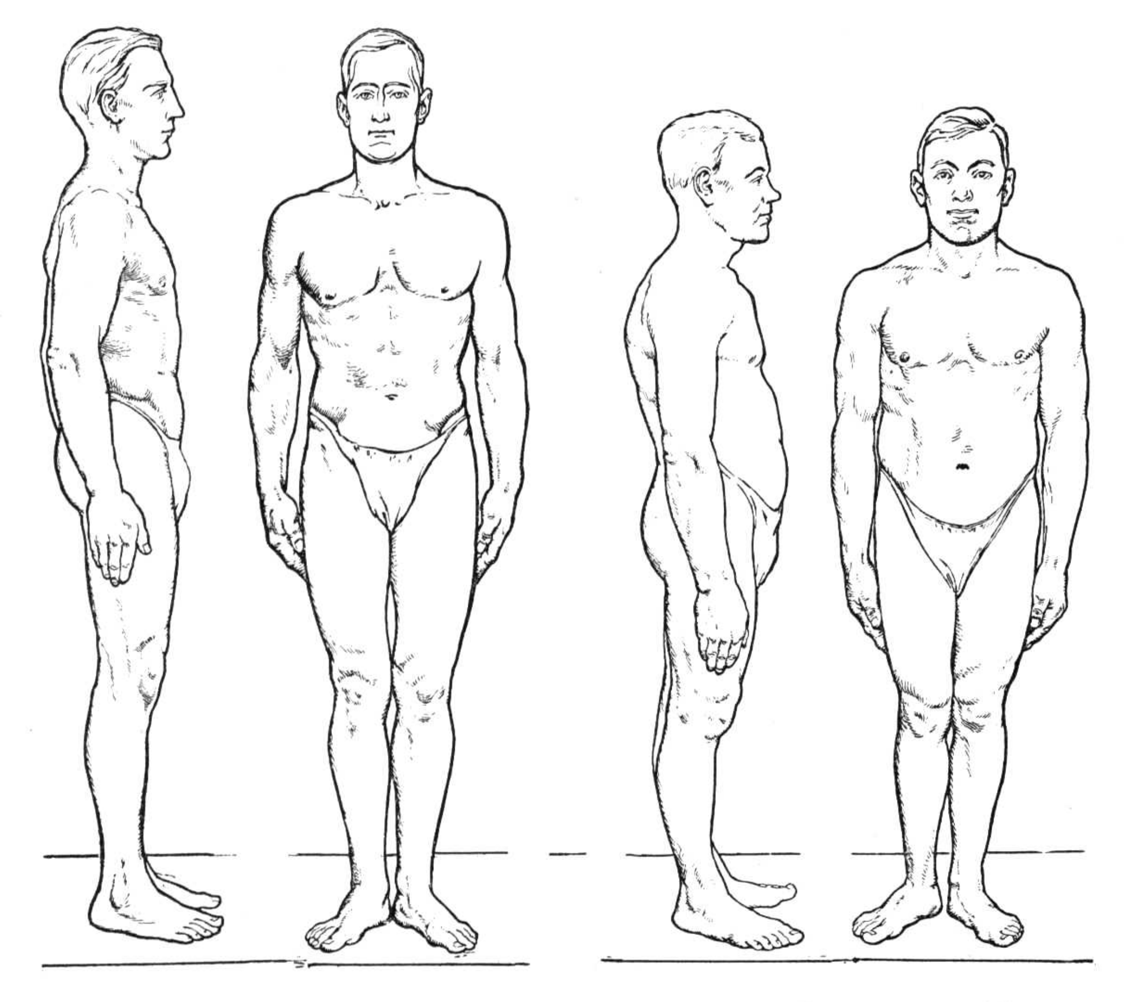


Abb. 262. Nordischer Mann

Abb. 263. Ostbaltischer Mann

(Nach Lundborg-Linders, The Racial Characters of the Swedish Nation, 1926)

scheinend mehr als bei anderen Rassen dem rechten Winkel genähert. Die Stirn ist nicht so glatt und rund zurückgewölbt wie bei der ostischen Rasse, sondern mehr zurückgeneigt, doch im allgemeinen nicht so weit wie bei der nordischen Rasse. Stirnnasenwulst und Stirnhöcker erscheinen bei näherem Zusehen. Die Nasenwurzel liegt flach, anscheinend flacher als bei der ostischen Rasse. Doch hebt sich die ostbaltische Nase im mittleren und unteren Teil gelegentlich höher vom Gesicht ab. Der Nasenrücken ist eingebogen, besonders dadurch, daß sich die Nase im unteren Drittel aufstülpt und mit einer nach vorn oben führenden Nasenscheidewand unten endet. (Sowohl in dieser Seiten- wie in der Vorderansicht zeigt sich die ostbaltische Nase als die „häßlichste" unter den Nasenformen der europäischen Rassen.) Das Auge liegt ziemlich flach und nach vorn eingebettet. Die Kieferstellung zeigt, deutlicher beim weiblichen Geschlecht, eine Neigung zu Mittelkiefrigkeit: die Kiefer sind nicht gegeneinander gerichtet wie bei den anderen europäischen Rassen, sondern leicht nach vorn (ein Merkmal, welches die ostbaltische Rasse an die innerasiatische Rasse enger anschließt als an die ostische). Das Kinn ist zurückliegend und meist noch weniger ausgesprochen als bei der ostischen Rasse. Der grobe Bau des massigen Unterkiefers fällt besonders auf. Man kann oft von der Stirn bis zum Kinn (wie bei der ostischen Rasse) eine Linie ziehen, von der aus dann nur die Nasenspitze weiter nach vorn steht. Das Hinterhaupt ist wenig über den Nacken hinaus gewölbt.

Die Vorderansicht zeigt wieder die Grobheit der Züge. Gegenüber den andern europäischen Rassen fällt in der Vorderansicht wohl zunächst der massige, breite Unterkiefer auf und die „häßliche" Nase. Die Stirn, sich flächiger darbietend als bei der ostischen Rasse, zeigt eine beträchtliche Breite. Die Augenbrauen sind wenig hochgewölbt, die Augen liegen flach im Gesicht. Auffallend — aber anscheinend mehr beim weiblichen Geschlecht — ist der verhältnismäßig große Abstand zwischen den inneren Augenwinkeln. Öfters liegt das ostbaltische Auge mit seinen Weichteilen so eingebettet, daß die inneren Augenwinkel nicht (wie bei den anderen Rassen Europas) zugleich annähernd an der Stelle liegen, wo die Hautbekleidung der Nasenwurzel sich gegen den Nasenrücken hinauf wendet, sondern in einer Ebene liegen, die sich vom inneren Augenwinkel noch um 2—3 mm bis zu dem Punkt neben der Nasenwurzel erstreckt, wo sich die Haut zum Nasenrücken hebt (Abb. 264). Zwischen diesem tiefsten Punkt neben der Nasenwurzel und dem inneren Augenwinkel ist also bei näherem Hinsehen eine ebene Fläche wahrnehmbar. Die Nase zeigt im allgemeinen eine ziemlich breite, in selteneren Fällen eine schmälere, doch immer flach liegende Nasenwurzel, führt dann ziemlich breit nach unten und wird im unteren Drittel so breit, daß wir nach abendländischen Schönheitsbegriffen die ostbaltische Nase als besonders „häßlich" empfinden. Mit ziemlich breiter Lochfläche sitzt die Nase über der Oberlippe so auf, daß die Nasenlöcher in ihren Längsrichtungen einen stumpfen Winkel gegeneinander bilden. Im Gebiet der Nasenflügel wird die ostbaltische Nase auch fleischiger als die (nicht eigentlich breite, sondern mehr stumpfe) ostische Nase. Die ostbaltische Nase hebt sich einerseits gelegentlich höher ab als die ostische,

legt sich aber andererseits im Gebiet der Nasenflügel breiter über die Oberlippe, sich zugleich gegen vorn oben stülpend. So zeigt die ostbaltische Nase in Vorderansicht mehr von den Nasenlöchern als die Nasen der anderen europäischen Rassen mit Ausnahme der sudetischen.

Die Jochbeine sind massiger als bei den anderen Rassen und zeigen leicht nach außen unten geneigte Wangenflächen. Sie wirken daher vielmehr betont als bei den anderen Rassen Europas. Durch die beträchtliche Jochbogenbreite wird das ostbaltische Gesicht zu einem Breitgesicht wie das ostische, obwohl es höher als dieses gebaut ist. Der Gesichtsindex mag etwas höher sein als der ostische, durchschnittlich etwa 85. Auch in der Vorderansicht zeigt sich oft ein leichtes Vorstehen der Kiefer (G. Retzius: „eine Andeutung von Prognathie"). Die Breite des ostbaltischen Gesichtes setzt sich fort in den massigen und breiten Unterkiefer. Der Unterkiefer ist verhältnismäßig kurz und dabei hoch gebaut, unterscheidet sich also deutlich vom Unterkiefer der bisher beschriebenen Rassen Europas. Eigentümlich ist die Vorderansicht des ostbaltischen Gesichts, daß man etwa in Höhe der Mundspalte eine wagrechte Linie ziehen könnte, die gerade auf die Unterkieferwinkel trifft. Die Unterkieferwinkel heben sich in Vorderansicht deutlich ab, und der Gesichtsteil unter dieser Wagrechten würde ein Dreieck bilden, dessen nach unten führende Seiten sich in sehr stumpfem Winkel im tiefsten Punkte des Kinns (gnathion) schneiden.

Die Weichteile des ostbaltischen Gesichts geben diesem nicht die Rundung der Formen, die beim ostischen Gesicht auffällt. Sie erscheinen straffer, verhüllen mindestens die grobe Knochigkeit des ostbaltischen Schädels nicht. Die Breite des Gesichts im Gebiete der Wangen beruht nicht auf stärkeren Fetteinlagerungen, sondern auf der Breite des Unterkiefers, dessen aufsteigenden Ast man als besonders grob vermuten möchte, so daß er die seitlichen Wangenteile nach außen drängt. Die Nasenlippenfalten scheinen öfters ziemlich ausgeprägt zu sein, und besonders beim weiblichen Geschlecht zeigt sich in Vorderansicht häufig eine Linie, welche ungefähr in Form eines an der Spitze mehr abgerundeten gotischen Bogens vom einen Mundwinkel aufsteigend über den breiten Nasenrücken zum anderen Mundwinkel abwärts führt. Dieser mehr oder minder deutliche Bogen teilt auf der Nase den fleischigeren Teil im Gebiet der Nasenflügel ab. Die Mundspalte scheint eher breiter zu sein als bei den anderen Rassen Europas mit Ausnahme der fälischen. Ihre Eigenheiten, sowie Eigenheiten des Ohres der ostbaltischen Rasse, sind schon S. 124 (nach H. Pöch) angeführt worden.

Die Augen wirken klein, weil sie in verhältnismäßig kurzen und niedrigen Lidspalten liegen. Die Lidspalte verläuft nach außen zu ein wenig aufwärts, und zwar mehr als das gelegentlich bei der ostischen Rasse zu beobachten ist. Es entsteht der Eindruck schiefstehender Augen und manchmal wirken die Lidspalten schon ziemlich „mongolisch".

Die Haut: Die ostbaltische Rasse ist hellhäutig, aber nicht rosig-hell (durch Durchschimmern des Blutes), sondern ohne den rötlichen Schimmer der nordischen Haut, eher mit einem grauen Unterton. Das Frische, Leuchtende fehlt der ostbaltischen hellen Haut. Der graue Unterton kann sich so steigern, daß die Haut manchmal schon dunkler erscheint als eine

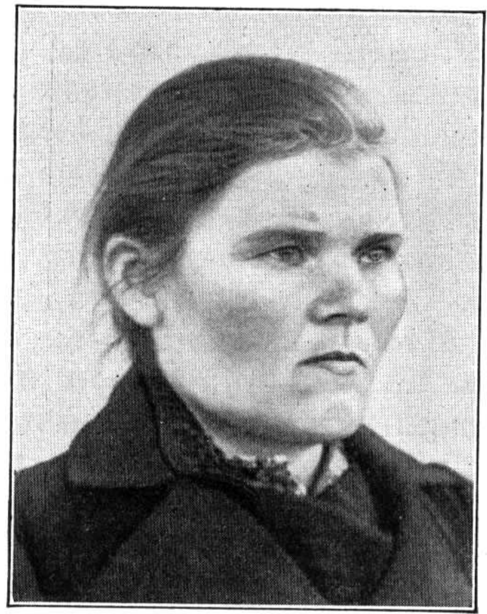


Abb. 264 a, b. Schweden. Ostbaltisch

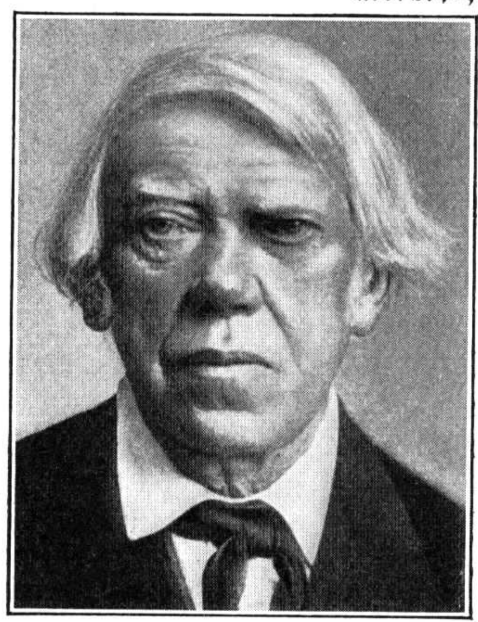
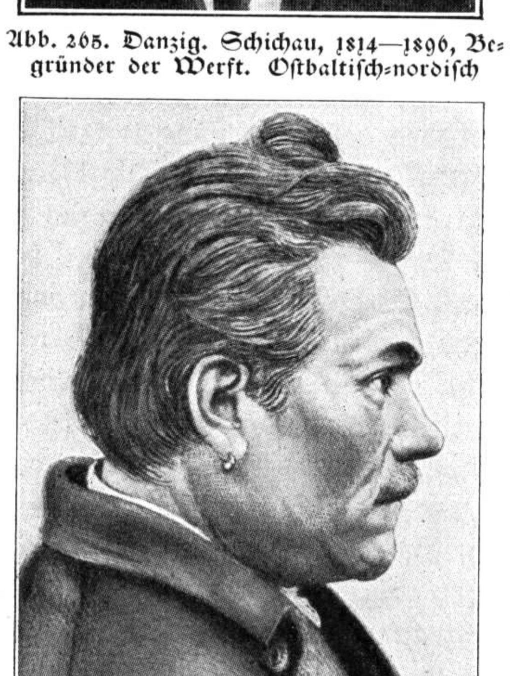


Abb. 265. Danzig. Schichau, 1814—1896, Begründer der Werft. Ostbaltisch-nordisch

Abb. 266. Pommern. Ostbaltisch mit nordischem Einschlag



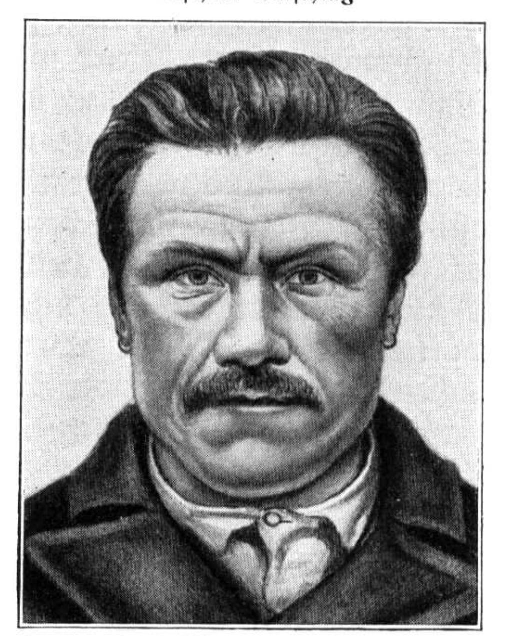


Abb. 267 a, b. Finnland. Vorwiegend ostbaltisch

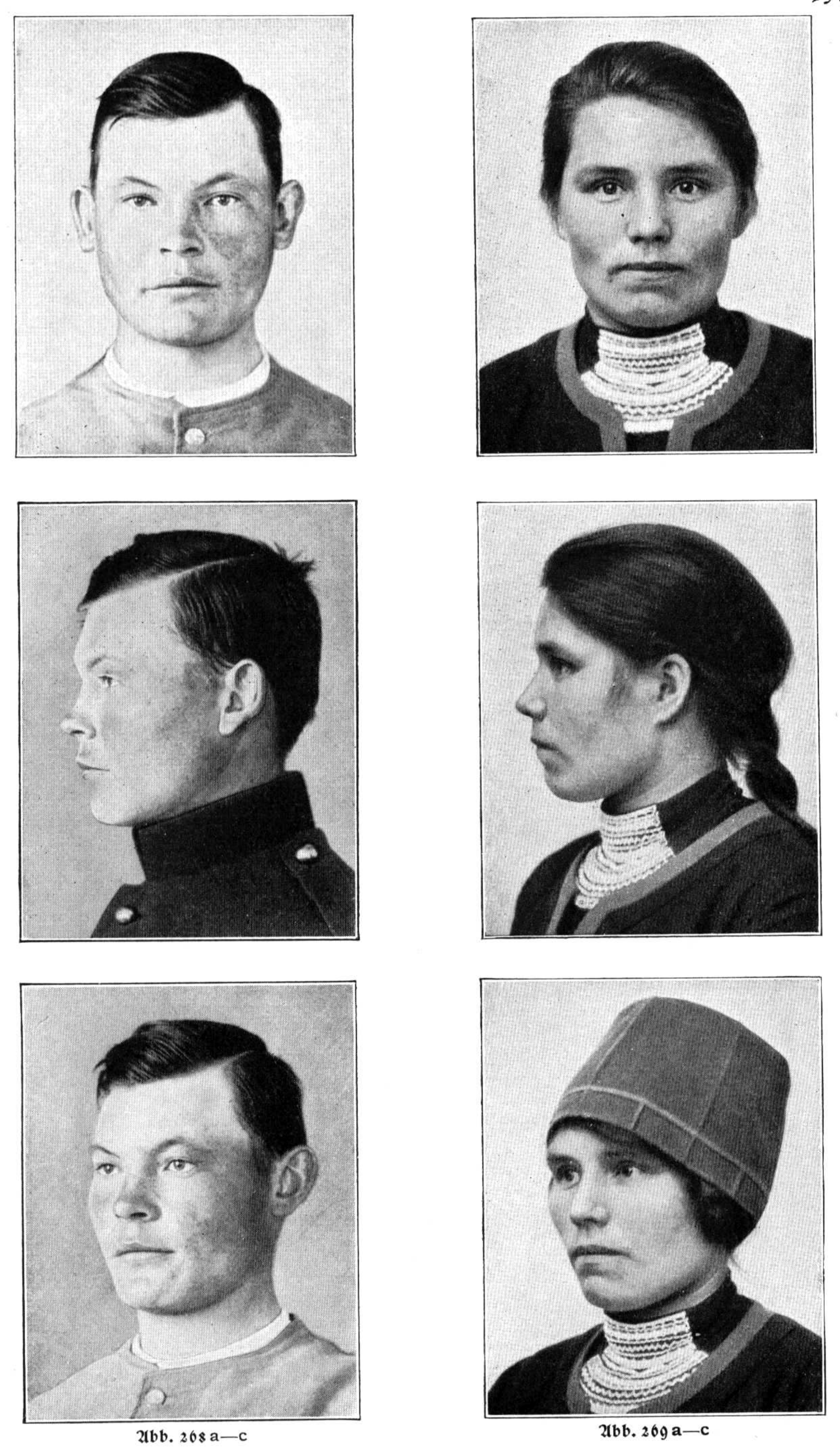


Abb. 268 a—c

Abb. 269 a—c

Schweden. Vorwiegend ostbaltisch


Abb. 270. Tschechin. H: aschblond, A: grau. Ostbaltisch

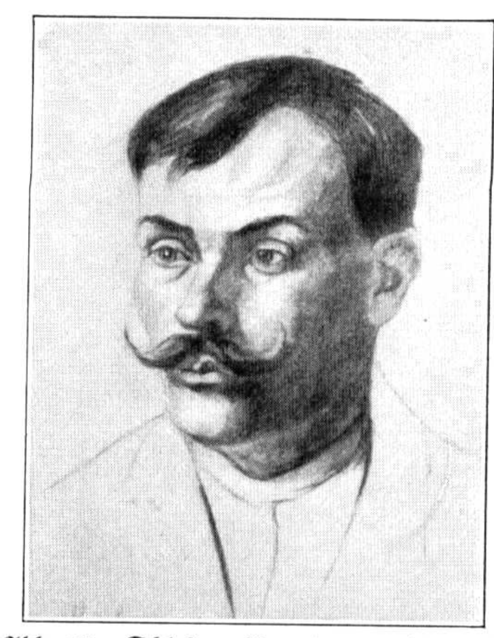
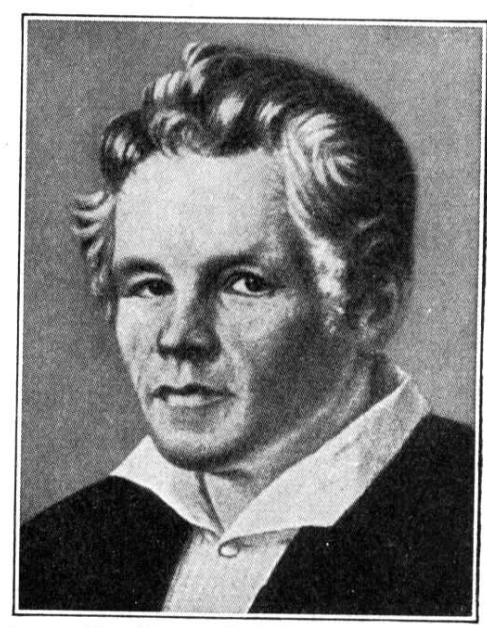

Abb. 271. Schlesien. Vorwiegend ostbaltisch


Abb. 272. Mähren. Marie von Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky. 1830—1916. Ostbaltisch


Abb. 273. Neu-Ruppin. K.F. Schinkel, Baumeister, 1781—1841. Ostbaltisch mit nordischem Einschlag

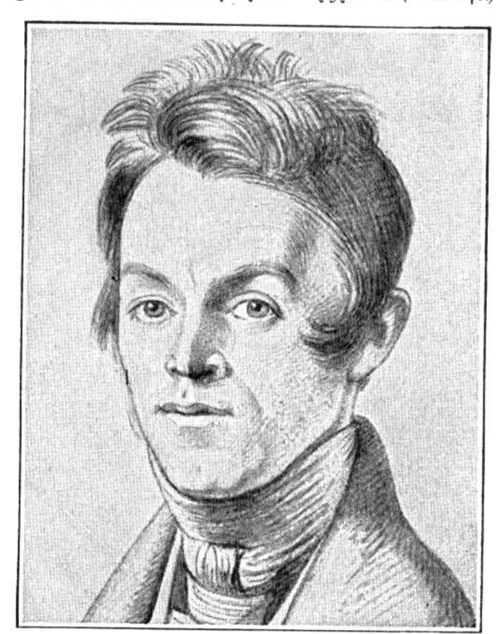

Abb. 274. Neuwald. Bimann, Glasgraveur, geb. 1800. Nordisch-ostbaltisch


Abb. 275. Dresden. v. Leyser, Maler, geb. 1793. Ostbaltisch-nordisch

Haut, die man noch als „hell“ bezeichnen kann. Öfters mag die Haut „olivengrau“ (G. Retzius) erscheinen. In Sonnenbestrahlung scheint die Haut der ostbaltischen Rasse nur wenig zu dunkeln.

Das Haar: Über Schwäche oder Stärke der Körperbehaarung liegen keine Untersuchungen vor. Das Haupthaar ist hart, ja straff. Der Farbe nach ist es hell und kann als „blond“ bezeichnet werden. Doch ist (auch abgesehen vom Haargespinst) das ostbaltische Blondhaar — wenn auch Übergänge vorkommen — im allgemeinen vom nordischen Blondhaar zu scheiden: dem nordischen Haar ist meistens ein goldener bis rötlicher Unterton eigen. Ob es licht-, ob dunkelblond ist, es läßt sich meist denken als hellerer



Abb. 276. Berlin. G. Stresemann, Reichsminister, 1878—1929. Vorwiegend ostbaltisch mit leichtem ostischem und nordischem Einschlag

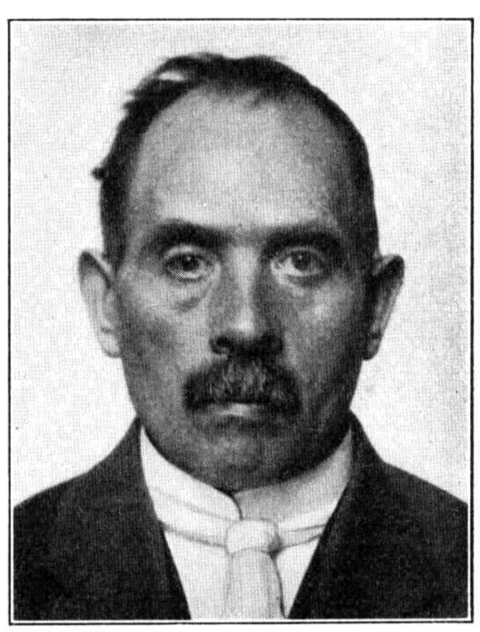


Abb. 277. Tapiau, Ostpreußen. Lovis Corinth, 1858—1925; Kunstmaler. Ostbaltisch-nordisch

oder dunklerer Grad eines Goldtons mit rötlichem Schimmer. So läßt es sich einordnen von einem Silbergoldton bis zu einem satten Goldrot und noch bis zu einigen tieferen Tönen, die dann als dunkelblond zu bezeichnen sind. Das ostbaltische Haar hingegen hat einen grauen Unterton, der mehr oder minder ausgesprochen sein kann. Es läßt sich einordnen von einem Fahlblond mit grauem Schimmer bis zu einem mehr oder minder dunklen Aschblond,[1] je nachdem der graue Unterton schwächer oder stärker durchdringt. Will man kurze und verallgemeinernde Bezeichnungen wählen, so könnte man die nordische Rasse goldblond, die ostbaltische aschblond nennen.[2] Am nächsten stehen einander die beiden hellen Haarfarben im Kindesalter, wo sie einander in einem weißgelben Flachston begegnen können.

[1] Die Fischersche Haarfarbentafel trennt auch die graue und die rötliche Reihe der hellen Haare voneinander.

[2] Untersuchungen von H. Pöch, Bunak und Sobolewa lassen die Annahme zu, daß es sich beim ostbaltisch-hellen Haar um ein chemisch anders zusammengesetztes, sich spektrophotometrisch anders verhaltendes Blond handelt als beim nordischblonden Haar (vgl. H. Pöch, Beiträge zur Anthrop. der ukrainischen Wolhynier, Mitteilungen d. Anthrop. Gesellschaft Wien, 1926).



Abb. 278. Lüneburger Heide. Vorw. ostbaltisch



Abb. 279. Siebenbürgen. Ostbaltisch-fälisch?



Abb. 280. Königsberg. Paul Wegener, Schauspieler. Vorw. ostbalt. — mit fäl. Einschlag?



Abb. 281. Sachsen. Vorwiegend ostbaltisch mit ostischem Einschlag



Abb. 282. Schlesien. H: aschblond, A: grau. Ostbaltisch



Abb. 283. Schlesien. A: braun. Vorwiegend ostbaltisch

Der Bartwuchs des Mannes ist dünn, wenn auch die einzelnen Barthaare ziemlich lang werden können. Die Barthaare sind straff. Der Bart erscheint meist hellgraugelb bis rötlich. Sehr oft zeigt sich auch (wie beim Kopfhaar) ein Farbton, den ich gelegentlich als „sauerkrautfarben" bezeichnen hörte. Die Augenbrauen sind dünn und hell.

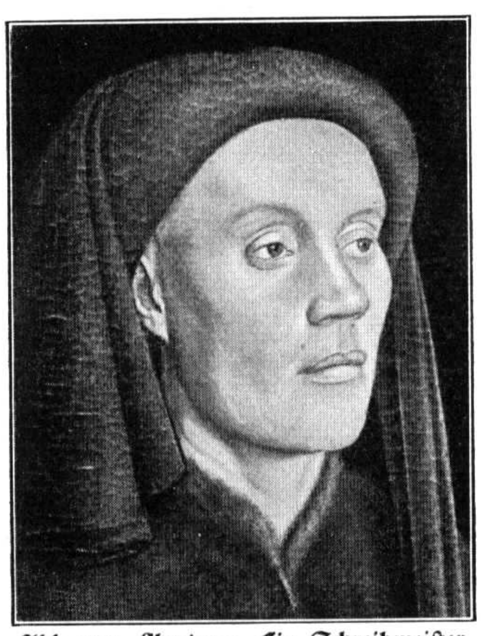


Abb. 284. Flandern. Ein Schreibmeister. 1. Hälfte des 15. Jahrh. Vorwiegend ostbaltisch. (Gem.: Jan van Eyck)



Abb. 285. Niederlande. Bernhard v. Orley. (Gem.: Dürer.) Ostbaltisch mit nordischem Einschlag (Unterkiefer, Nase)



Abb. 286. Sachsen. Ostbaltisch mit sudetischem oder ostischem Einschlag

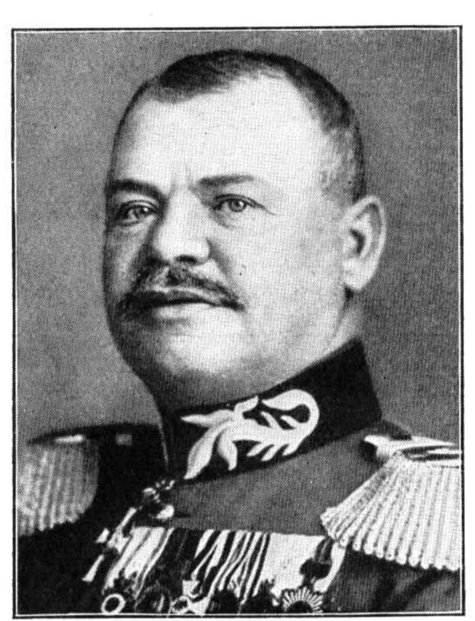


Abb. 287. Altbayern. Vorwiegend ostbaltisch — mit dinarischem Einschlag?

Die Augenfarbe: Die ostbaltische Rasse ist helläugig. Eigentlich blaue Augen sind seltener, das blaue ostbaltische Auge ist meistens mehr wasserblau, ja blauweiß. (Man spricht in Rußland von den „weißäugigen Finnen".) Es finden sich bei der ostbaltischen Rasse viel graublaue und graue Augen. Das helle Auge der ostbaltischen Rasse wirkt aber nicht so durchscheinend, durchsichtig wie das nordische, seine helle Farbe, ob blau oder



Abb. 288 a, b. Eltern aus der Gegend um Lüben (Schlesien). Großvater 1814 aus Rußland eingewandert. Ostbaltisch-nordisch (-ostisch)

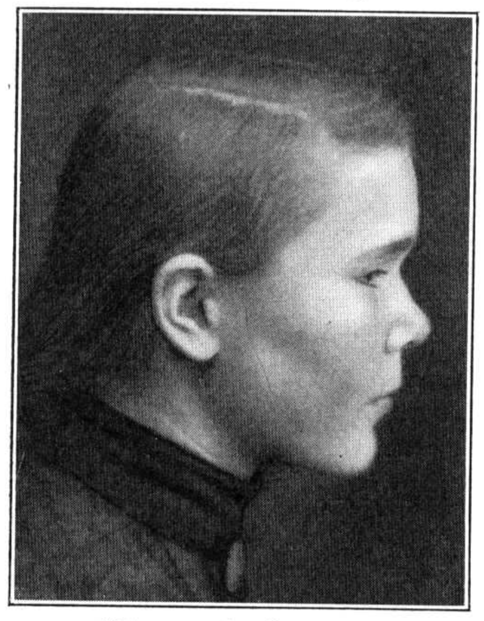
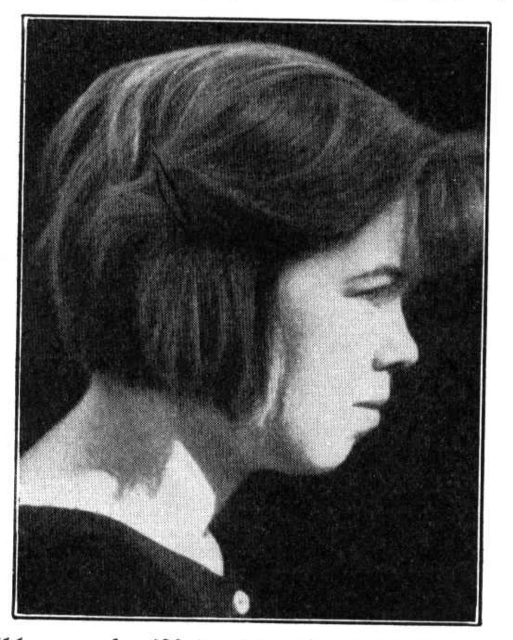


Abb. 289 a, b. Kreis Liegnitz (Schlesien). Vorwiegend ostbaltisch. (A: hellblau)



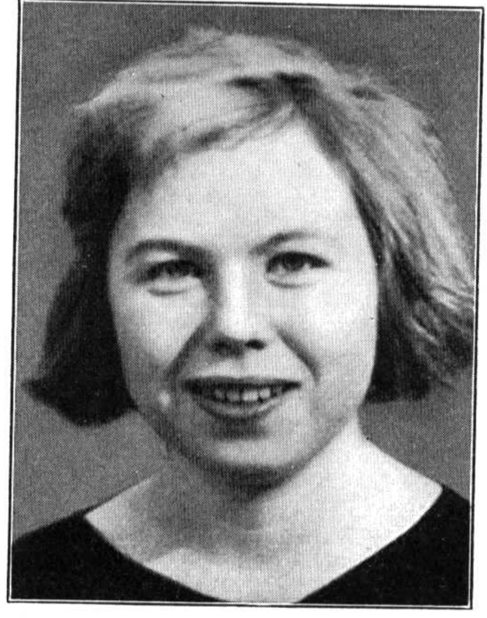


Abb. 290 a, b. Weißenfels, Prov. Sachsen. Vorwiegend ostbaltisch, vermutl. mit ostischem Einschlag

grau, wirkt meistens mehr stofflich.[1] Das Leuchtende, ja Strahlende der nordischen Augen ist den ostbaltischen nicht eigen, auch das „Schreckliche" (vgl. S. 75) nicht. Doch können die ostbaltischen Augen im Ausdruck etwas Unheimliches bekommen (vgl. etwa Abb. 264). Durch seine engere Lidspalte gewinnt das ostbaltische Auge nie den offenen Ausdruck des nordischen. Der ostbaltische Augenausdruck, soweit man von einem solchen sprechen kann bei einer Rasse, für die rasche Stimmungswechsel bezeichnend sind, ist mürrisch, ja gelegentlich düster und unheimlich, doch zugleich kräftiger oder rauher als bei der ostischen Rasse. Die Zeichnungen der Käthe Kollwitz zeigen öfters ostbaltische Menschen.[2]

[1] Vgl. hierzu auch die Angaben über graue Augen S. 73.

[2] Herzenstein hat (nach Deniker, Les Races et les Peuples de la Terre, 2. Aufl. 1926, S. 133) bei Untersuchung von 39805 russischen Soldaten bei den blonden eine geringere durchschnittliche Sehschärfe gefunden als bei Dunklen. Das Blond dieser russischen Soldaten ist wohl in der Hauptsache ostbaltisches Blond.

10. Die leiblichen Merkmale der fälischen (dalischen) Rasse

Man wird die fälische (dalische) Rasse kaum zu den Hauptrassen des heutigen Europas rechnen, obschon sie da und dort in Nordwesteuropa — aber auch auf den Kanarischen Inseln[1] — mit genügender Deutlichkeit hervortritt. Es handelt sich eher um einen Rassenrest aus dem altsteinzeitlichen Europa, nach einigen Forschern (vgl. S. 24) um eine Abart der nordischen Rasse. Die folgende Schilderung entnimmt das meiste den Schilderungen der fälischen (dalischen) Rasse bei **Paudler**[2] und **Kern**.[3]



Abb. 291. Blankenburg (Thüringen). Wahrscheinlich fälisch, soweit das Alter eine Aussage zuläßt

Die fälische Rasse ist hochgewachsen, im Mittel beim männlichen Geschlecht einige Zentimeter höher als die nordische Rasse, beim weiblichen Geschlecht kaum höher. Doch handelt es sich bei der fälischen Rasse nicht um schlankhohen Wuchs, sondern um breithohen, um „kastenartige Gestalten", wie ein Betrachter mir gegenüber sich einmal geäußert hat. Die fälische Rasse macht im Wuchs wie in den Einzelheiten ihres Baues den Eindruck der Wucht: so sitzt der wuchtige Kopf auf gedrungenem Hals über breiten, fast wagrecht verlaufenden Schultern, so ist die Hüftenschmalheit gegenüber der Schulternbreite beim Manne nicht betont, es kommen im Gegenteil breite, wuchtige Hüften auch im männlichen Geschlechte vor. Die Oberschenkel scheinen bei der fälischen Rasse verhältnismäßig länger, die Unterschenkel kürzer zu sein als bei den anderen hochwüchsigen Rassen Europas. Gelenke, wie Hände und Füße sind verhältnismäßig breiter und schwerer als bei der nordischen oder gar der westischen Rasse. Der ganze Leibesbau wirkt schwerer, doch nicht eigentlich schwerfälliger.

Die fälische Rasse ist breit(niedrig-)gesichtig und lang- bis mittelköpfig. Neigt der nordische Kopf in Oberansicht zu elliptischer Form, so der fälische zu einer Keilform, indem sich bei ihm die Gegend der größten Kopfbreite im Abschnitt hinter den Ohren deutlicher abhebt. Der Gesichtsteil wirkt massig und breit.[4] Man könnte das fälische Gesicht mit einem von oben und unten her

---

[1] Vgl. **Günther**, Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929, S. 142.

[2] **Paudler**, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten, 1924.

[3] **Kern**, Stammbaum und Artbild der Deutschen, München 1927.

[4] Die beiden Punkte größter Kopfbreite scheinen auch bei der fälischen Rasse,

Abb. 292 a—d. Schädel aus Sitten (Sion), Kanton Wallis, Schweiz, aus einem alten vorrömischen, vielleicht bronzezeitlichen Grab. Sch: 74,2. Fälisch-nordisch

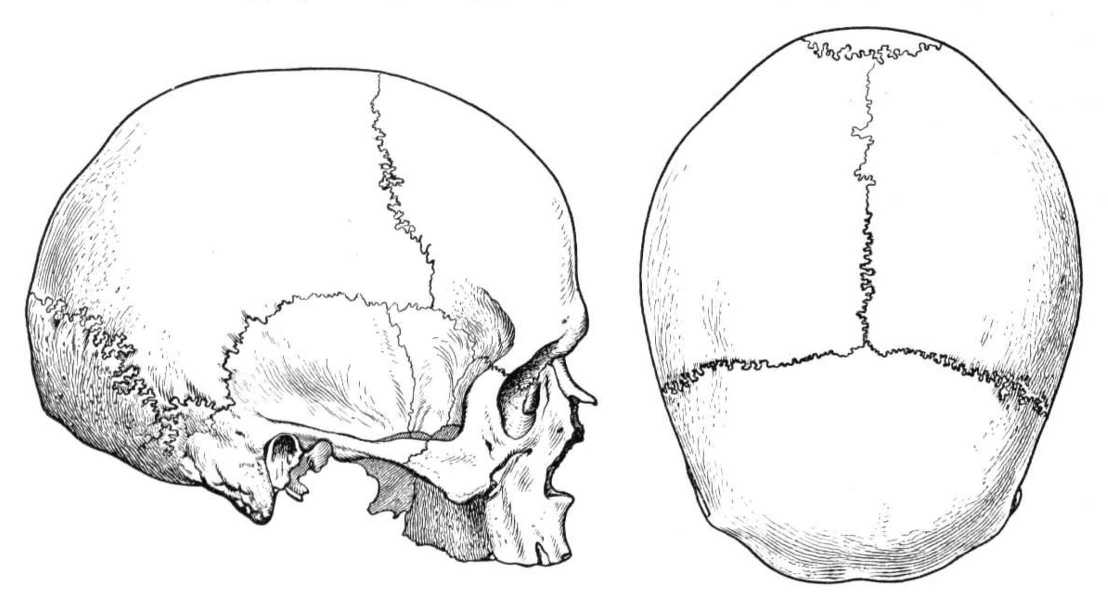


Abb. 293 a, b. Schädelbruchstück aus einem Beinhaus in Wolfwyl, Kanton Solothurn, Schweiz, neuzeitlich. Sch: 77,5. Vorwiegend fälisch
(Nach His-Rütimeyer, Crania Helvetica)

niedrig-breitgedrückten nordischen Gesicht vergleichen.[1] Die Jochbogenbreite ist verhältnismäßig groß, die Unterkieferwinkelbreite (vgl. S. 36) ebenso, hingegen die Gesichtshöhe (vgl. S. 35) verhältnismäßig niedrig. Zu der niedrigen Gesichtshöhe trägt vor allem der niedrige Bau des Mittelgesichts zwischen den oberen Augenhöhlenrändern und der Höhe des unteren Nasenansatzes bei, im einzelnen die niedrig gebauten Augenhöhlen und die verhältnismäßig kurze Nase.

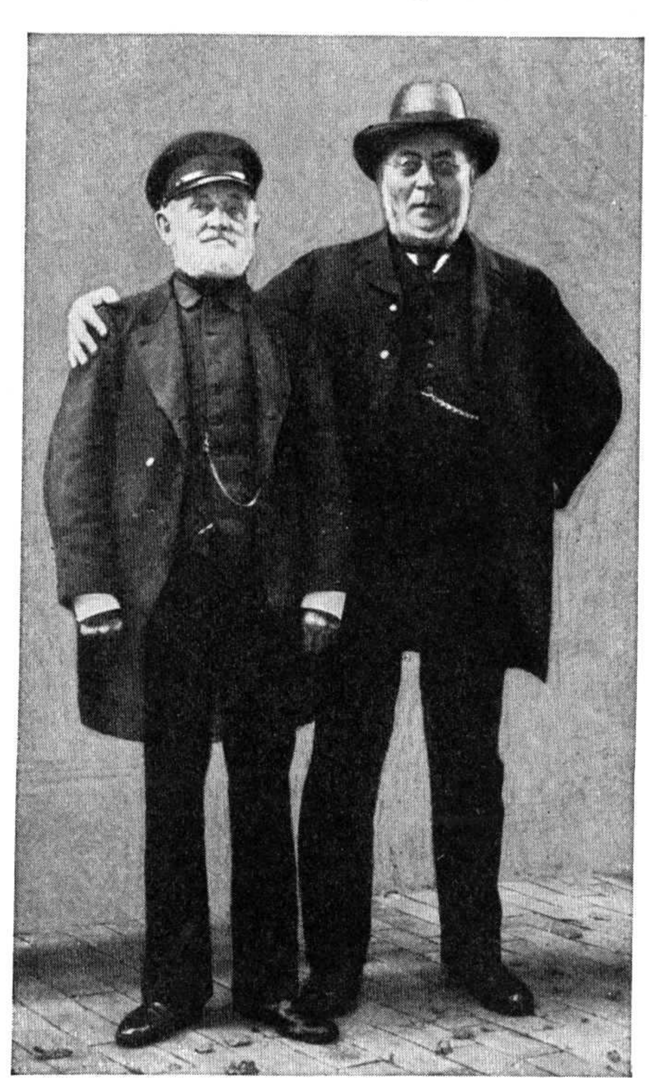


Abb. 294. Nordfriesland. Vorwiegend nordisch und vorwiegend fälisch

In Seitenansicht zeigt der fälische Kopf eine (gegenüber der nordischen) minder hohe Stirn, die etwas steiler ansteigt als die nordische mehr zurückgeneigte Stirn. Deutlicher als bei der nordischen Rasse, oft mit einem ausgesprochenen Knick, vollzieht sich der Übergang von Stirn in Schädeldach. Es scheint, als ob sich auch bei der fälischen Rasse Stirnhöcker (vgl. S. 100) über das jugendliche Alter hinaus erhalten. Einen sehr kennzeichnenden Zug erhält die fälische Stirn durch die schirmartige Verdickung des Stirnbeins über den Augenhöhlen. Man kann bei der fälischen Rasse kaum noch von Überaugenbögen reden, mindestens müßte man die Überaugengegend der fälischen Rasse als sehr tief sitzende Überaugenbögen beschreiben. Man spricht aber, wenn man noch nicht von einem Überaugenwulst (torus supraorbitalis) reden will, besser von einem Knochenschirm über den Augenhöhlen, da nämlich der Oberaugenhöhlenrand der fälischen Rasse weiter nach vorn über den unteren Augenhöhlenrand absteht als bei der nordischen oder dinarischen Rasse. Gelegentlich mögen ja innerhalb der fälischen Rasse auch

wie bei ihrer Stammform, der Cro-magnon-Rasse, tiefer als bei anderen Rassen nämlich wenig höher als der äußere Gehörgang zu liegen.

[1] Man kann auch gelegentlich nordische oder vorwiegend nordische Köpfe so im Lichtbild aufnehmen, daß der Eindruck eines vorwiegend fälischen Menschen entsteht, dann nämlich, wenn man den Kopf des in Vorderansicht Aufzunehmenden nicht in die Ohraugenebene, sondern mit dem Hinterkopf mehr nach unten, mit dem Kinn mehr nach oben einstellt (etwa in die heute nicht mehr gebräuchliche Alveolen-Kondylen-Ebene). Tatsächlich finden sich gelegentlich so eingestellte vorwiegend nordische Köpfe als fälische (dalische) oder vorwiegend fälische (dalische) abgebildet.

Stirnformen auftreten, die einen zusammenhängenden Wulst quer über beide Augenhöhlen und die Nasenwurzel hinweg zeigen, so daß man schon fast (wie bei der Neandertalrasse oder den heutigen Australiern) von einem Überaugenwulst (torus supraorbitalis) sprechen möchte. Jedenfalls zeigt die Überaugengegend der fälischen Rasse sehr „altertümliche" Züge.

Die Augen liegen, dieser Bildung der Überaugengegend entsprechend, tief nach hinten eingebettet. Sie erscheinen klein, weil sie in niedriger Höhle liegen und die Weichteile wie die knöcherne Umgebung auf sie zu drücken scheinen. Die Nasenwurzel liegt eingezogen unter dem Stirnnasenwulst (glabella). Doch erhebt sich die Nase von ihrer Wurzel aus kräftiger als etwa die ostische Nase, vielleicht nicht so kräftig wie die nordische. Die Nasenhöhe (-länge) ist geringer als bei der nordischen Rasse. Die fälische Nase ist meist annähernd gerade oder leicht eingebogen mit stumpfer Spitze, sie kann im weiblichen Geschlecht einer (männlichen) ostischen Nase in der Form nahekommen. Im männlichen Geschlecht sind anscheinend ziemlich kurze, ziemlich breitrückige, dabei aber herausspringende Nasen nicht selten. Auch in Seitenansicht zeigt sich deutlich die breite, zusammengepreßt erscheinende Mundspalte.



Abb. 295. Markgraf Eckart und seine Gemahlin Uta, Stiftergestalten aus dem Dom zu Naumburg. Vorwiegend fälisch und vorwiegend nordisch

Der Unterkiefer wirkt massig, die Unterkieferwinkelgegend hebt sich deutlich ab. Unterkieferkörper und -Ast (vgl. Abb. 5 b) bilden öfters nahezu einen rechten Winkel. Das Kinn wirkt gröber als bei der nordischen oder westischen Rasse, ist zwar ebenso betont wie bei der nordischen Rasse, bildet aber nicht so deutlich wie bei der nordischen Rasse eine Kinnunterlippenfurche, jene Einbuchtung im Gebiet der Zahnfächer (Alveolen) der unteren Schneidezähne. Der untere vordere Kinnteil wirkt daher nicht so abgesetzt, das ganze Kinn somit massiger, wuchtiger.

Das Schädeldach ist eher noch weniger gewölbt als bei der nordischen Rasse. Der Kopf der fälischen Rasse lädt über den Nacken weit nach hinten aus wie der nordische oder westische Kopf. Doch verläuft die Auswölbung meist minder gleichmäßig als bei diesen beiden Langkopfrassen; das fälische Hinterhaupt wirkt wie der ganze Kopf eckiger, indem der Übergang des Schädeldachs zum ausladenden Hinterhaupt mehr eckig abgesetzt erscheint,

ebenso das Einbiegen des hinausgewölbten Hinterhaupts gegen den Nacken hin. Stärker ausgebildet und häufiger als bei der nordischen Rasse erscheint bei der fälischen eine wulstig sich abhebende Naht des Hinterhauptbeins gegen die Scheitelbeine (vgl. S. 45).

Die Vorderansicht des fälischen Gesichts vermittelt aber erst die beson-

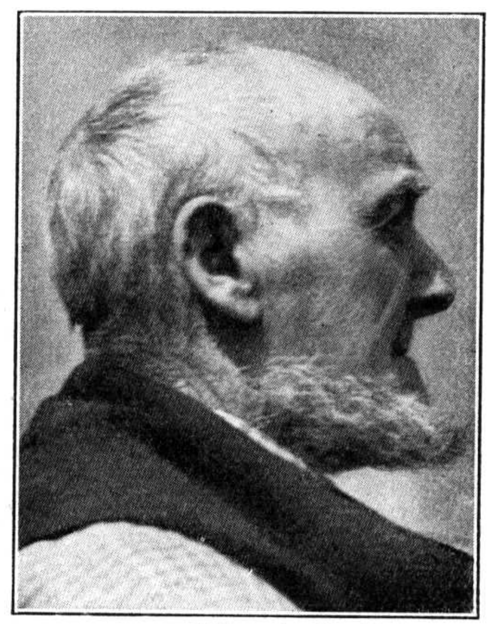
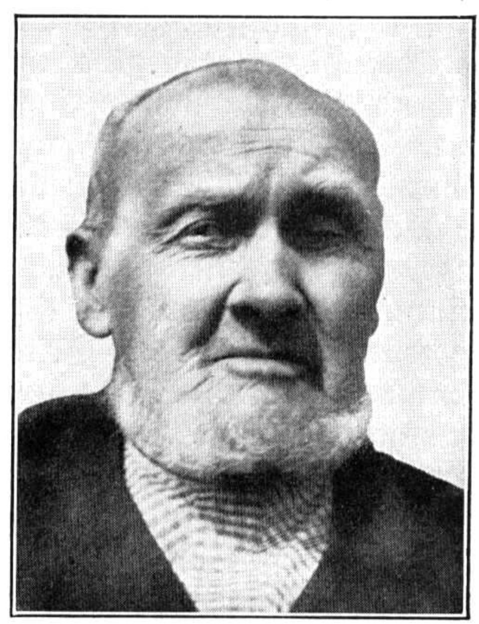



Abb. 296 a, b. Finkenwärder (Elbemündung). Vorwiegend fälisch

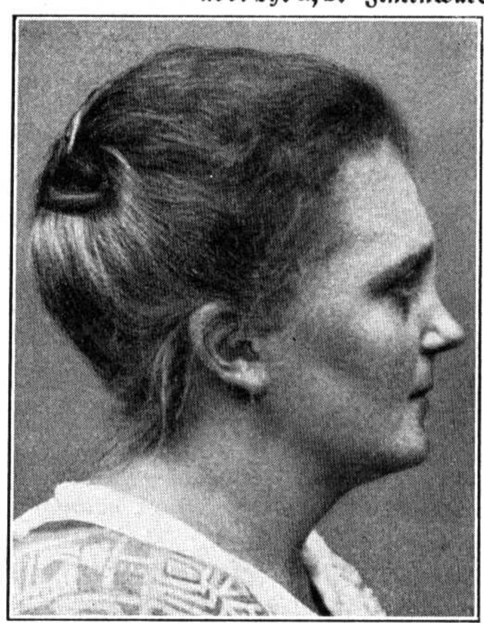



Abb. 297 a, b. Finkenwärder (Elbemündung). Vorwiegend fälisch

ders kennzeichnenden Züge der Rasse. Hier erscheint die Niedrigkeit des Gesichts erst deutlich, vor allem die erwähnte Niedrigkeit des Mittelgesichts. Bei kurz geschnittenem Haar oder Kahlköpfigkeit fälischer Männer läßt sich beobachten, daß die Scheitelbeine deutlicher als bei anderen Rassen ein Schädel„dach" bilden; sie stoßen anscheinend öfters in einem minder stumpfen Winkel zusammen und ergeben dann einen Längsgrat des Schädeldaches, während dieses bei den anderen langköpfigen Rassen keine deutlichere mittlere Erhebung zeigt. Die fälische Stirn erscheint oft gegenüber der Breite des Mittelgesichtes eingezogen, besonders in der Schläfengegend. Die Vorderansicht vermittelt vor allem die kennzeichnende Ausbildung der

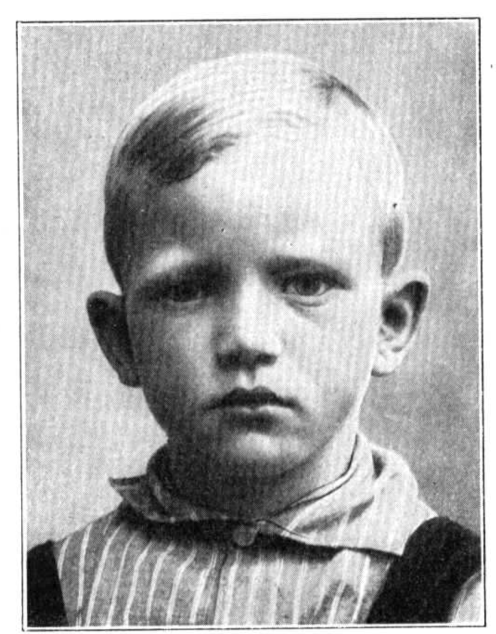
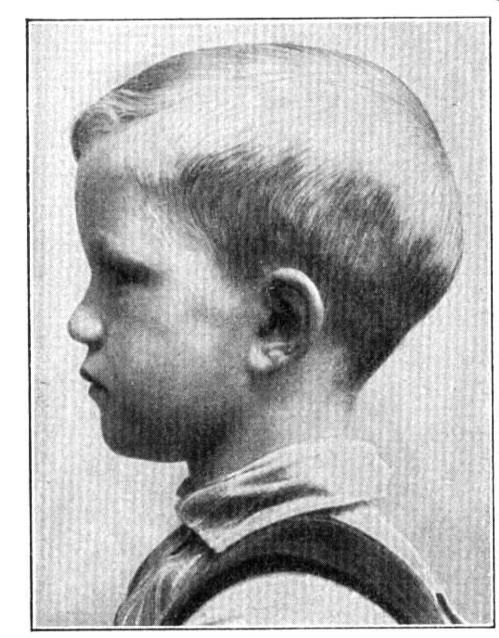



Abb. 298 a, b. Niedersachsen. Eher fälisch als nordisch (soweit kindliches Gesicht solche Aussage zuläßt)

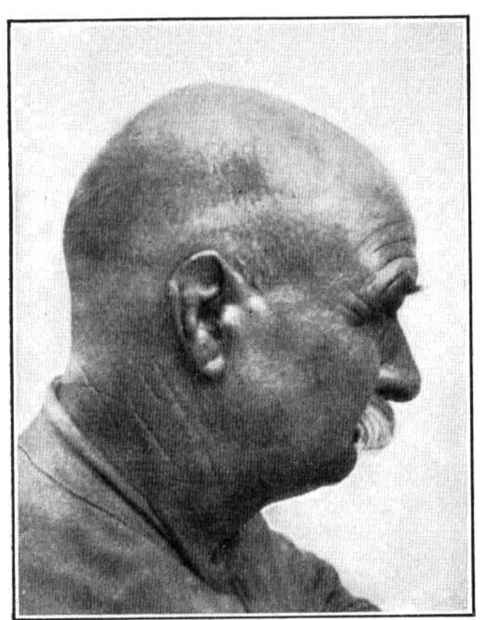




Abb. 299 a, b. Oldenburg. Vorwiegend fälisch

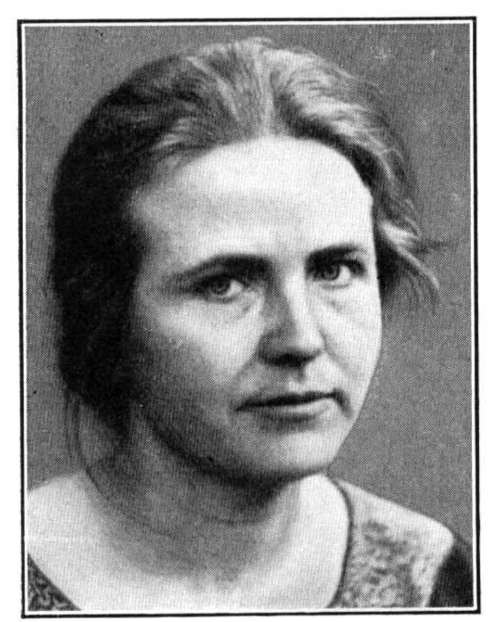
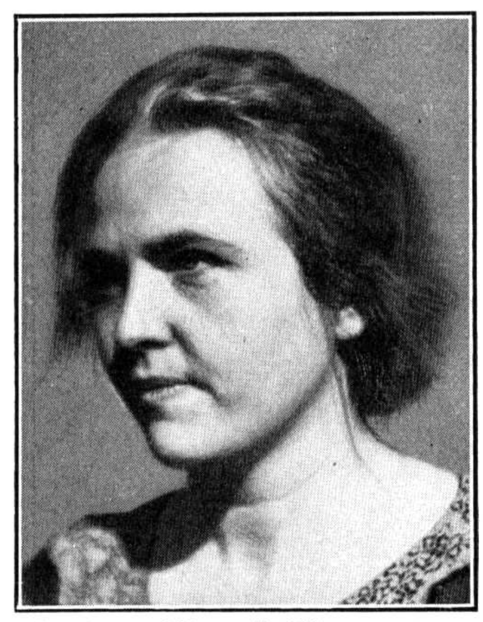



Abb. 300 a, b. Westfalen. Vorwiegend fälisch mit nordischem Einschlag



Abb. 301. Blankenese. Kapitän Dreyer, untergegangen mit der „Monte Cervantes“ 1930. Fälisch

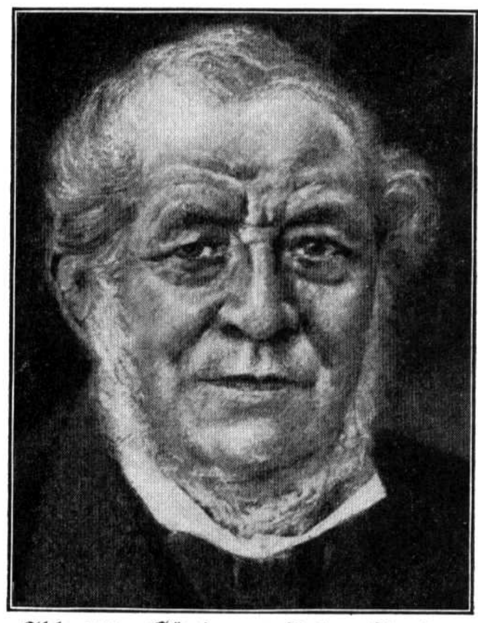


Abb. 302. Göttingen. Robert Bunsen, Chemiker, 1811—1899. Vorwiegend fälisch



Abb. 303. Hannover. Fälisch-nordisch

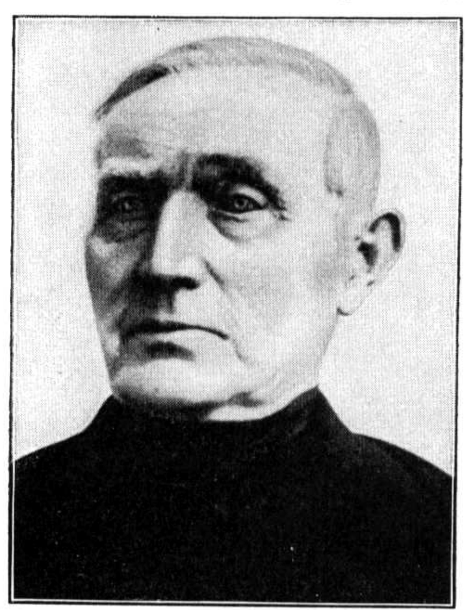


Abb. 304. Nordfriesland. Vorwiegend fälisch



Abb. 305. Berlin. W. v. Scholz, Dichter, geb. 1874. Fälisch oder vorwiegend fälisch

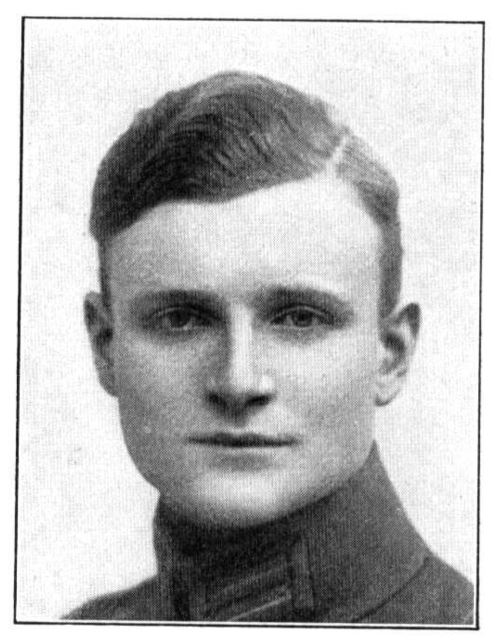


Abb. 306. Briesen (Kulmerland). Fälisch-nordisch



Abb. 307. Guttland (Westpr.). Max Halbe, 1865, Schriftsteller. Anscheinend fälisch mit ostbalt. Einschlag

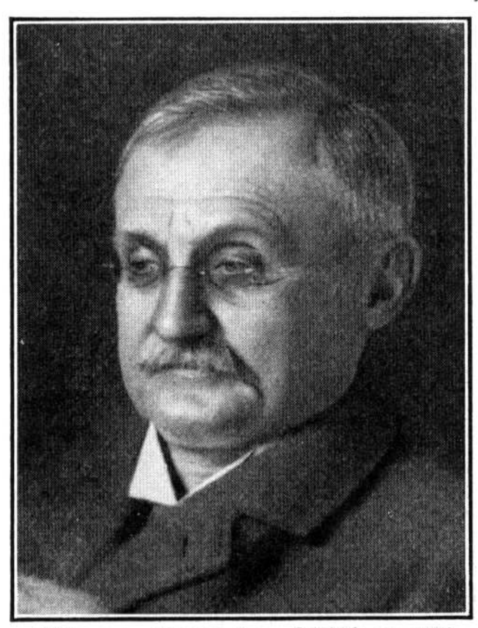


Abb. 308. Westfalen. Fälisch-nordisch



Abb. 309. Helgoland. Nordisch-fälisch

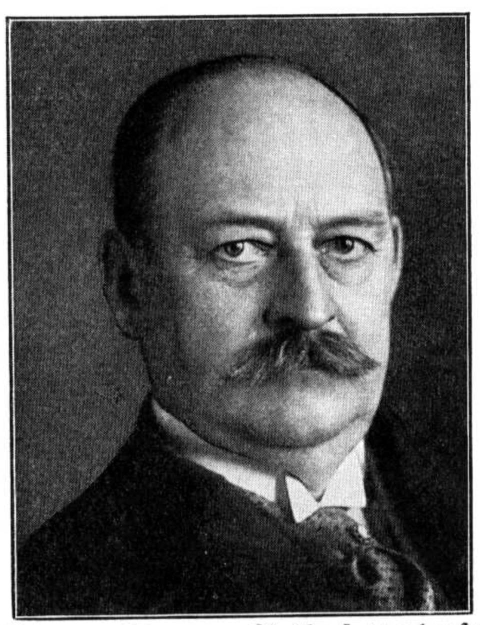


Abb. 310. Frh. v. dem Busche-Haddenhausen, geb. 1867. Nordisch-fälisch



Abb. 311. Sonneberg (Thür.). Zetzmann, Schiffsbauingenieur d. Hamburg-Amerika-Linie, 1873—1928. Vorwiegend fälisch

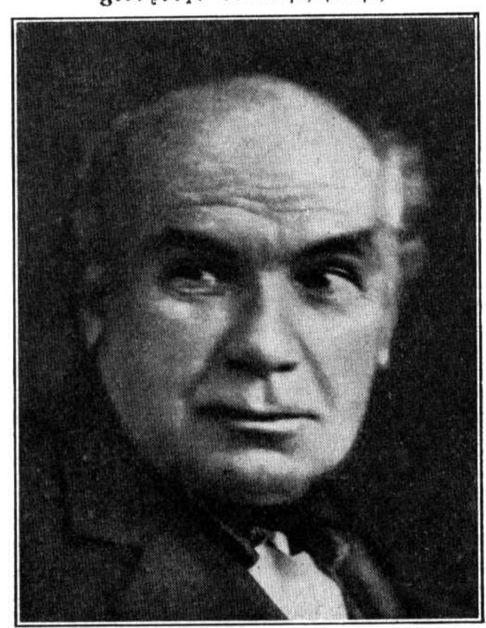


Abb. 312. Eugen d'Albert, deutscher Tonsetzer, geb. 1864 in Glasgow aus franz. Geschlecht. Fälisch-ostisch

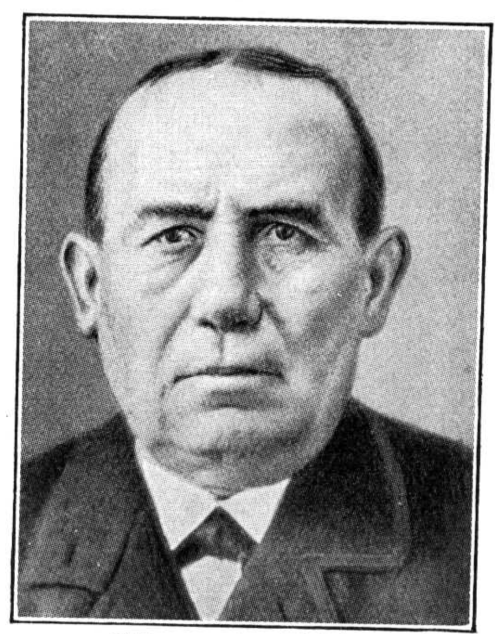


Abb. 313 a, b. Thüringen. Vorwiegend fälisch mit leichtem ostischem Einschlag

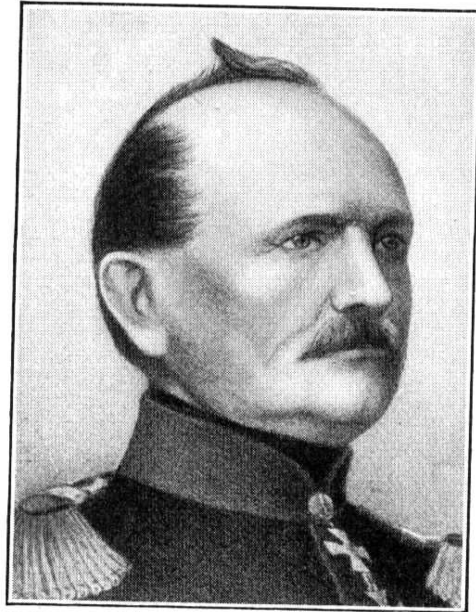


Abb. 314. Hessen. Fransecky, Heerführer. 1807—1890. Fälisch-nordisch

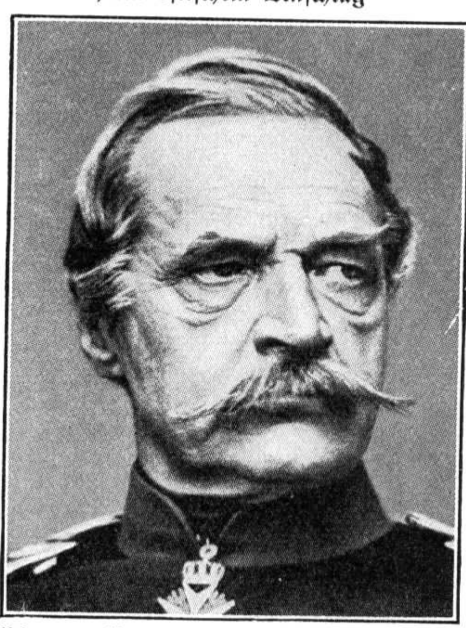


Abb. 315. Pommern. Graf Roon, Kriegsminister. 1803—1879. Fälisch-nordisch

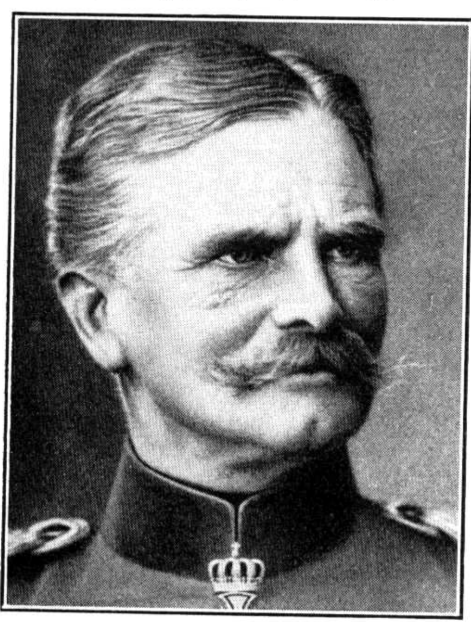


Abb. 316. Aus niedersächsischem Geschlecht. v. Mackensen, geb. 1849. Fälisch-nordisch



Abb. 317. Posen. v. Hindenburg u. Beneckendorf, geb. 1847. Vorw. fälisch (doch nicht Hinterkopfform)





Abb. 318 a, b. Aus baltischem ritterbürtigen Patriziergeschlecht thüringischen Ursprungs. Vorwiegend fälisch

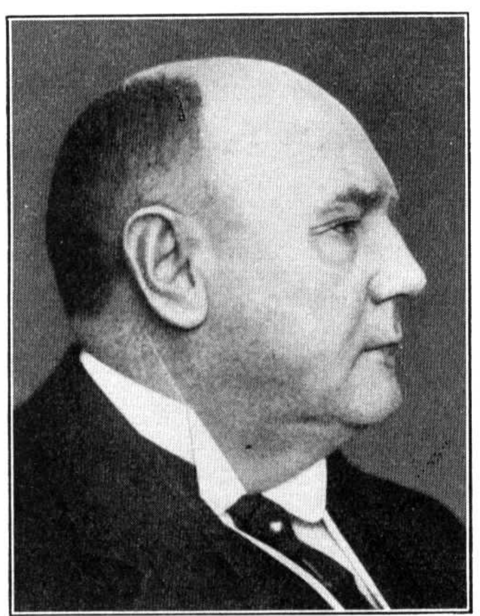


Abb. 319. Berlin. Solf, Diplomat, geb. 1862. Vorw. fälisch

Abb. 320. Aus schles. Geschlecht. Borsig, Gründer der Maschinenfabrik. 1804—1854. Vorw. fälisch

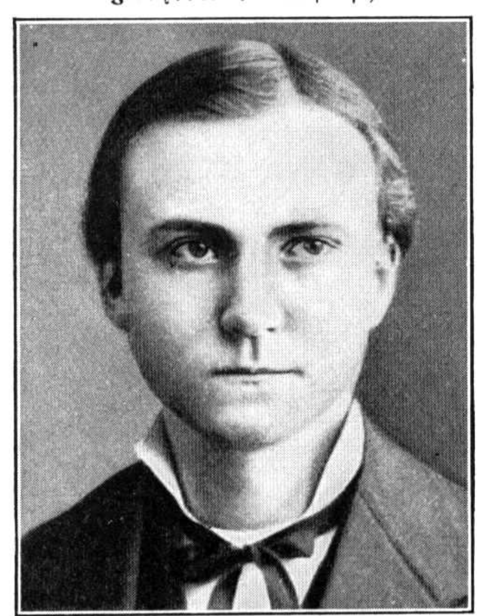


Abb. 321. Thüringen. Vorwiegend fälisch

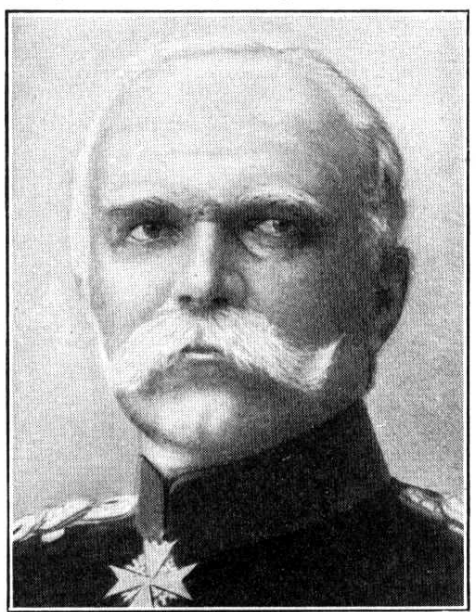


Abb. 322. Preuß. Adel aus ital. Geschlecht. Reichskanzler v. Caprivi, 1831—1899. Fäl. m. ost. Einschlag



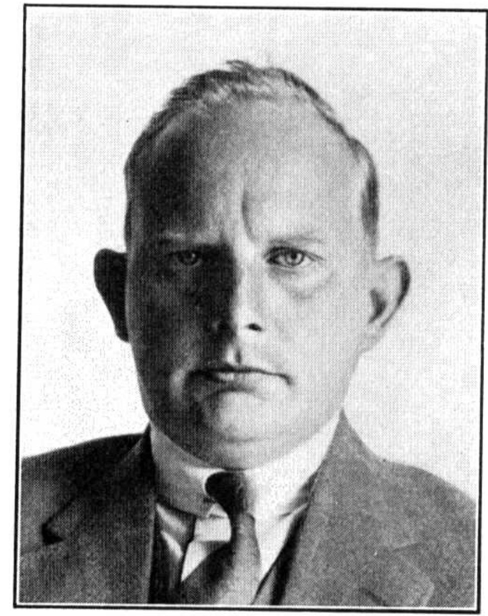


Abb. 323 a, b. Aus westfälischem Geschlecht. Fälisch-nordisch

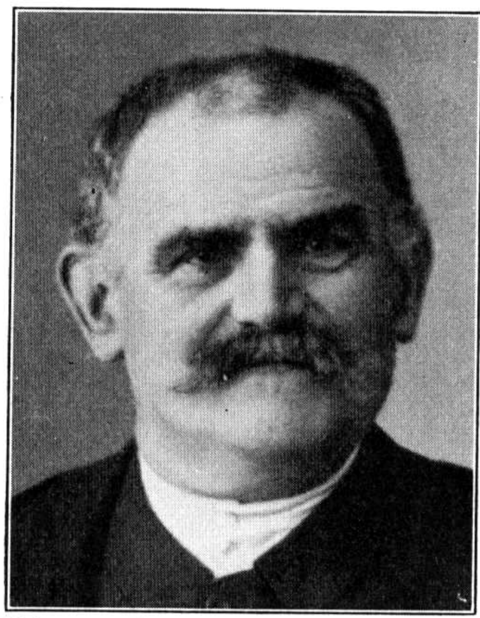


Abb. 324. Gegend von Hersfeld, Hessen-N. Vorw. fälisch mit ostischem Einschlag

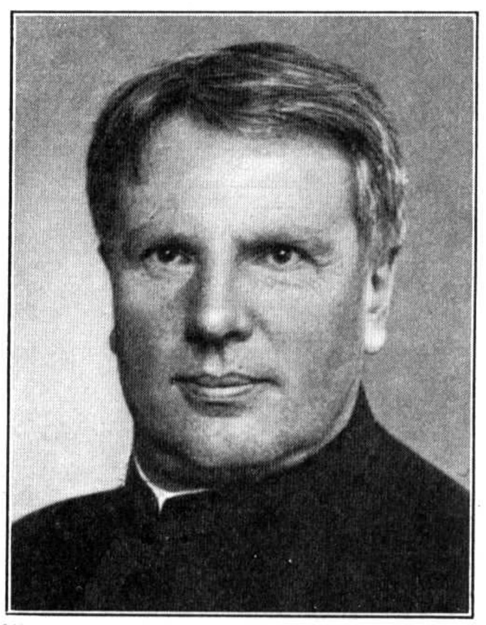


Abb. 325. Bühlertal, Baden. Vorwiegend nordisch mit fälischem Einschlag





Abb. 326 a, b. Golowka (Polen). Von deutschen Eltern. Fälisch mit ostbaltischem Einschlag

fälischen Augengegend. Die Brauen sind zumeist auch schon in mittleren Jahren stark behaart, mit weniger anliegenden als gegen vorn und unten abstehenden Haaren. Der Verlauf der Brauen ist fast geradlinig wie die vorspringende Überaugengegend. Unter dem vorspringenden Knochenschirm der auch im weiblichen Geschlecht nicht leicht wirkenden Überaugengegend

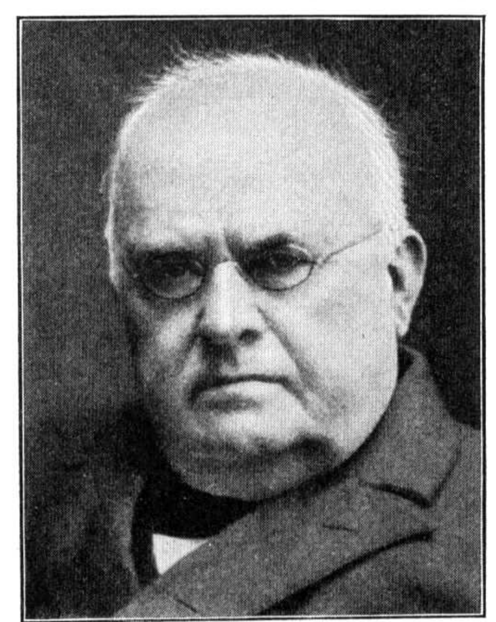


Abb. 327. Bonn. Hittorf, Physiker 1824—1914



Abb. 328. Westfalen. A: blau

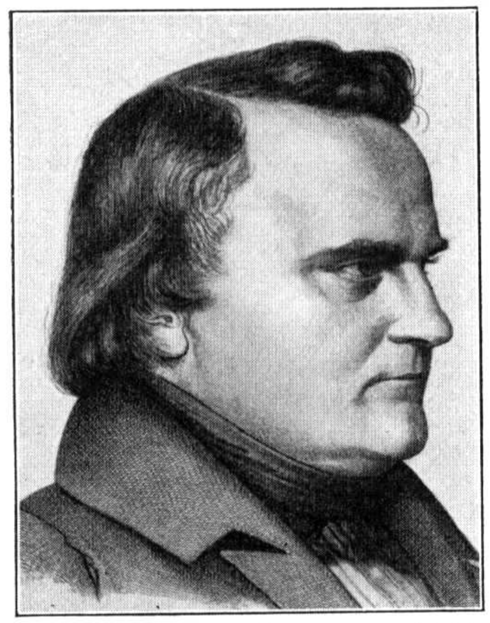


Abb. 329. Magdeburg. Immermann, Dichter, 1796—1840. Vorwiegend fälisch

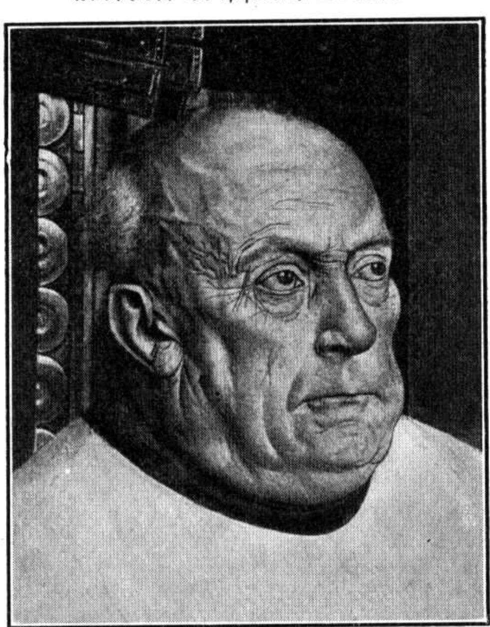


Abb. 330. Niederlande. Kanonikus van der Paele. Fälisch. (Ausschnitt aus Gemälde: Jan van Eyck). Um 1436

liegen „kleine", d. h. kleinwirkende Augen, tief nach hinten eingebettet, in niedrigen Höhlen. Der Abstand der inneren Augenwinkel voneinander ist größer als bei den anderen europäischen Rassen mit Ausnahme der ostbaltischen. Eigentümlich wirkt bei manchen fälischen Gesichtern der Zug, daß bei besonderem Blicken die eine Augenbraue herabgezogen, die andere hochgehoben erscheint (vgl. Abb. 296, 299, 312, 324).

Die Weichteile des Auges werden durch den niedrigen Bau der Höhlen zusammengedrückt, so daß der Abstand des Oberlidrandes von der über-

hängenden fälischen Braue besonders gering ist. Von der oberen Hälfte des Augapfels ist wenig sichtbar, aber auch die untere Hälfte ist so vom Unterlid überdeckt, daß die Regenbogenhaut (Iris) in ihrer unteren Hälfte nicht ganz sichtbar ist. Das Oberlid senkt sich, vor allem wenn ihm Fett eingelagert ist, meist schon in jugendlicherem Alter in der S. 160 zu beschrei-



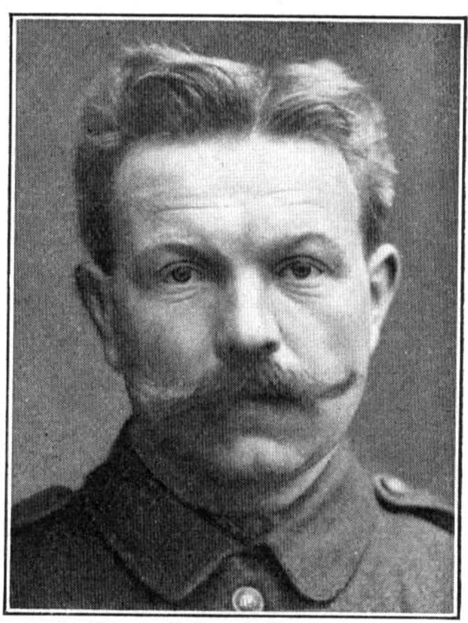


Abb. 331 a, b. Hagen (Westfalen). Fälisch mit wahrscheinlich ostischem Einschlag



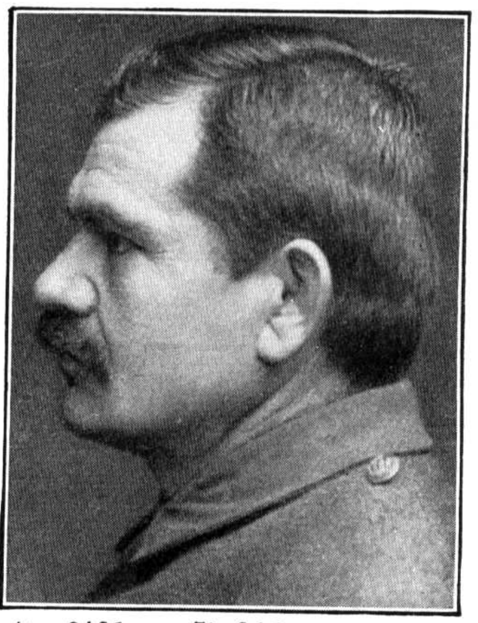


Abb. 332 a, b. Schlesien. Fälisch mit ostischem Einschlag

benden Weise von oben innen nach außen unten. Öfters scheint vom rechten Auge mehr sichtbar zu sein als vom linken, es erscheint dann „größer". Massig heben sich die Jochbögen ab. Doch bilden sie nur im Falle magerer eingefallener Wangen eine Stelle betonter größter Breite des Gesichts, wie sie sich auch sonst von ostbaltischen oder gar innerasiatischen Jochbögen durch ihre viel mehr „europäische" Bildung unterscheiden. Die weiteste nach außen stehende Gegend der fälischen Jochbögen liegt höher oben und weiter nach hinten als bei der innerasiatischen und auch noch der ostbaltischen Rasse.

Die fälische Nase ist breiter als die nordische, schmäler als die ostbaltische,

länger als diese, doch kürzer als die nordische. Sie hat, auch wenn sie in selteneren Fällen ziemlich stark ausgebogen herausspringt, einen breiteren Rücken, der mehr oder weniger kantig nach den Seiten umbiegt, „wie aus Holz geschnitzt" (Kern), die Nasenspitze hebt sich öfters für sich ab, indem sie sich etwas ausbiegt (Seitenansicht) und verbreitert (Vorderansicht). Die Nasenflügel sind gewöhnlich dick, liegen aber flach an. Von den Nasenlöchern zeigt weder Vorder- noch Seitenansicht viel. Die Nasenflügel reichen meistens so weit nach unten, daß von der Nasenscheidewand (septum) in Seitenansicht nichts oder fast nichts zu sehen ist. Die Mundspalte ist lang, auffällig gerade, mit dünnen, gepreßt wirkenden Lippen — ein „Sparbüchsenmund" (Paudler). Der Unterkiefer ist breit und massig mit breitem, sich wenig absetzendem Kinn. Der Hals ist verhältnismäßig kurz, stämmig und wirkt sehnig, ja kantig.

Die Weichteile verstärken den Eindruck der schweren Wucht dieses Kopfes. Eine stärkere Nasenlippenfalte (vgl. S. 103) tritt schon bei jüngeren Männern auf, ebenso eine Falte oder Runzeln über der Nasenwurzel, wie überhaupt eine Neigung zu Runzelbildung nicht selten schon in mittlerem Alter aufzutreten scheint. Die Nasenlippenfalte erfährt oft eine deutliche Verlängerung von den Mundwinkeln aus gegen das Kinn zu, eine weitere Falte hinter der Nasenlippenfalte legt sich gerne an. Die männliche Stirn erhält früher als bei anderen Rassen schon Runzeln, welche bei der fälischen Rasse durch einen gestreckten Verlauf das Breite der Gesichtsform, die Betonung der Wagrechten (Brauendach, Mundspalte) verstärken.

Die Haut ist rosig-hell, im Gesicht anscheinend bei Jugendlichen gleichmäßiger rosig, ja rötlicher als bei der nordischen Rasse, welche häufiger ein abgegrenztes Wangenrot zeigen mag. Die Haut des ganzen Leibes macht bei der fälischen Rasse einen dickeren, minder feinen und öfters zugleich röteren Eindruck als bei der nordischen.

Das Haar: Eigenheiten der Körperbehaarung sind noch nicht beschrieben worden. Das Kopfhaar ist wohl dichter, jedenfalls härter als bei der nordischen Rasse, vielleicht seltener schlicht, häufiger wellig oder lockig, ja engwellig. Es scheint sich bis ins hohe Alter widerstandsfähiger zu erhalten als bei den anderen europäischen Rassen. Seine Farbe scheint mit der der nordischen Rasse übereinzustimmen, vielleicht daß die Neigung zu rötlichen Tönen des Blondhaares stärker ist.[1]

Der Augenfarbe nach scheint die fälische Rasse eher zum Grau als zum Blau zu neigen. Jedenfalls kommen ihr helle Augen zu. (Zur fälischen Rasse vgl. auch Abb. 377, S. 273.)

[1] Für Westfalen, wo er auch breitere Gesichter feststellt, vermerkt Beddoe, Report of the British Association for the Advancement of Science, 1857/58, S. 119, die Bevölkerung neige zu rötlichem Haar. Beide Züge könnten dem dortigen fälischen Einschlag zugeschrieben werden.

11. Einige sonstige leibliche Merkmale
Die sudetische Rasse

Es ist selbstverständlich, daß auch der Bau der Muskeln rassisch verschieden ist, ja schließlich selbst der Bau der einzelnen Teile des Leibesinnern. Mir scheint z. B., daß bei ostischen und ostbaltischen Menschen die Muskelanlage des Mittelgesichts anders gebildet ist als bei den schmalgesichtigen europäischen Rassen. Die betreffenden Muskeln, der Jochbeinmuskel, der viereckige Oberlippenmuskel und der Eckzahnmuskel (m. zygomaticus, m. quadratus labii superioris, m. caninus) scheinen mir breiter und so angelegt zu sein, daß sie die Gesichtszüge stärker beeinflussen, daß sie z. B. beim Lachen oder beim Verzerren oder Breitziehen des Mundes stärker an den Nasenflügeln ziehen oder sich breiter am Jochbein und an der Nasenwurzel hinaufschieben. Die Nasenform der anderen Rassen wird vom Muskelzug der umliegenden Muskeln viel weniger beeinflußt. Bei der dinarischen Rasse vermute ich eine eigentümliche Anlage des Lippenmuskels (m. orbicularis oris) und des sog. viereckigen Unterlippenmuskels (m. quadratus labii inferioris), da gewisse Bewegungen der Unterlippe bei dieser Rasse mir oft als verschieden von denen der anderen Rassen aufgefallen sind. In der Erforschung solcher Einzelheiten ist noch alles zu tun.

Im Zusammenhang mit diesen noch aufzusuchenden Verschiedenheiten muß auch aufmerksam gemacht werden auf Einzelerscheinungen der Körperbildung, die zwar beobachtet, aber bis jetzt keiner bestimmten Rasse zugeordnet worden sind. Hierher gehört die als „Mißbildung“ des Augenlids beschriebene, bisweilen auch „krankhaft“ („pathologisch“) genannte Erscheinung des sog. Epikanthus. Sie ist besonders bei der Münchner Jugend beobachtet worden und ist dadurch gekennzeichnet, daß sie sich mit den Jahren rückbildet und beim Erwachsenen meist verliert. Martin[1] schildert den Epikanthus, diese Überfaltung des inneren Augenwinkels, als eine „die medialen Partien des oberen und unteren Augenlids verbindende Hautfalte“; es ist eine häutige Verbindung von Ober- und Unterlid, die als bogenförmige Falte über dem von ihr verdeckten inneren Augenwinkel liegt. In stärksten Graden verliert sich die Falte nach oben hin erst im äußeren Teil des Oberlids, in schwächeren Graden reicht sie schief nach oben zu etwa bis über die Augenmitte. Über dem, durch Überfaltung verdeckten inneren Augenwinkel ist die Falte jedenfalls so beträchtlich, daß der Wimpernrand des Oberlids unter ihr verschwindet und selbst die Wimpernhaare oft bis an ihre Spitzen von der Falte überdeckt werden, welche dann auch die im inneren Augenwinkel liegende Tränenwarze (caruncula) verdeckt. Nicht in allen Fällen verliert sich diese Lidfaltung mit den Jahren gänzlich, sie kann an einem oder an beiden Augen erhalten bleiben. Hin und wieder trifft

[1] Martin, Lehrbuch der Anthropologie, 1928.

man kleine Falten oder Stellen straff gespannter Haut zwischen Nasenwurzel und Augenwinkel, wahrscheinlich Andeutungen oder rückgebildete Reste einer solchen Lidbildung.

Es handelt sich, so scheint mir, um eine der „Mongolenfalte“ verwandte Erscheinung. Das innerasiatische (mongolische) Auge („Schlitzauge“) fällt ja durch seine eigenartige Oberlidbildung auf (Abb. 335). Das innerasiatische Oberlid ist vom inneren Augenwinkel her so gefaltet, daß der Rand des Oberlids erst dann zum Vorschein kommt, wenn sich das Auge schließt oder wenn man die über den Wimpernrand hinausliegende Falte mit dem Finger zurückstreicht. (Doch ist die Bezeichnung „Mongolenfalte“ nicht treffend, denn die gleiche Oberlidfaltung findet sich auch bei den Hottentotten Afrikas, innerhalb der ersten 18 Lebensmonate auch bei 25 % der Kinder Mitteleuropas.) Ließe sich der Epikanthus nicht als eine Umbildung der Mongolenfalte (auch epicanthus tarsalis oder plica marginalis genannt) begreifen? Man hat jedenfalls die beiden Erscheinungen immer schon in eine Beziehung gebracht. Dem Rassenbild nach würde es am wenigsten verwundern, wenn sich Lidfaltungen bei der ostischen, ostbaltischen und sudetischen Rasse am häufigsten fänden. Untersuchungen hierüber liegen nicht vor. Wenn es richtig ist, daß sich diese Überfaltung des inneren Augenwinkels in Rußland häufiger findet, so spricht dies für die Möglichkeit einer Zuteilung der meisten Fälle dieser Lidbildung zu einer dieser drei Rassen — womit nicht gesagt ist, daß die Lidfaltung als einzelnes Merkmal nicht auch bei Mischlingen vorkommen könne, bei denen die Hinweise auf ostbaltisches, ostisches oder sudetisches Blut sonst geringer sind. Drews[1] hat bei Beobachtungen von Lidfaltungen an bayerischen Kindern zugleich „fast stets eine breite, eingedrückte Na-



Abb. 333. Münchner Knabe mit Epikanthus

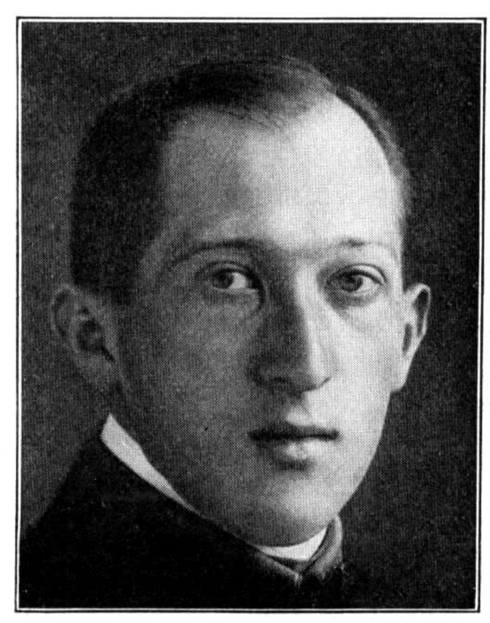


Abb. 334. Anhalt. Epikanthus

[1] Drews, Über das Mongolenauge als provisorische Bildung bei deutschen Kindern und über den Epikanthus. Archiv f. Anthrop. Bd. 18, 1889.

senwurzel“ festgestellt. In der Ukraine fand sich eine „Mongolenfalte“ (die oft vom Epikanthus nicht geschieden wird) bei 50 % der Kinder und 2 % der Erwachsenen. Dort fand sich auch eine gewisse Wechselbeziehung (Korrelation) zwischen „Mongolenfalte“ und Kurzköpfigkeit.[1] Es ist aber durchaus möglich, daß sowohl Erscheinungen, ähnlich der Mongolenfalte, wie auch der Epikanthus im ersten Lebensjahr gelegentlich auch bei Kindern ohne ostbaltischen, ostischen, sudetischen oder innerasiatischen Einschlag auftreten, dann nämlich, wenn in Einzelfällen die Aufrichtung des Wurzelteils des Nasenrückens eine Zeitlang zurückgeblieben ist.



Abb. 335. Lidspalte der innerasiatischen Rasse, die „Mongolenfalte“ zeigend. (Dungane aus Semirjeschtschensk)

Eine andere Art der Faltung des Oberlids, die im Gegensatz zum Epikanthus meist erst als Alterserscheinung auftritt, darf mit dem Epikanthus nicht verwechselt werden. Sie entsteht aus einer gewissen Schlaffheit des Gewebes, die sich im Gegensatz zum Epikanthus zuerst über dem äußeren Augenwinkel anzeigt und schließlich eine Falte bildet, die von oben über der Augenmitte nach außen und unten zum äußeren Augenwinkel zieht oder auch so tief nach unten reicht, daß der äußere Augenwinkel verdeckt wird (Abb. 68, 74, 98, 313). Schließlich kann sich durch weitere Senkung die Falte über das ganze Oberlid nach innen zu ausdehnen und dann eine Form bilden, die der des Epikanthus nahekommt. Man sieht diese Faltung nicht selten bei vorwiegend nordischen, oft bei vorwiegend fälischen Gesichtern und bei diesen auch schon in jüngeren Jahren. Meistens, außer bei der fälischen Rasse, handelt es sich um eine Alterserscheinung (die deshalb manchmal als epicanthus acquisitus bezeichnet wird). Auch des älteren Bismarcks Oberlid z. B. ist durch sie gekennzeichnet; Bilder seiner jüngeren Jahre zeigen diese Faltung oder besser: Gewebesenkung noch nicht. Während also der Epikanthus vom inneren Augenwinkel nach außen oben zieht, so diese Gewebesenkung vom äußeren Augenwinkel nach innen oben.[2]

Im Zusammenhang mit der Erscheinung des Epikanthus muß auch eine andere, auf innerasiatische Rasseneinschläge hindeutende Erscheinung erwähnt werden. Im eigentlich mongolischen Gebiet, in China, aber auch in Japan und schließlich auch bei den Indianern Amerikas und den Eskimos hat man beobachtet, daß Kinder oft mit einem meist dunkelblauen, bisweilen auch schieferfarbigen oder bläulichen Fleck in der Kreuz-Steißgegend zur Welt kommen, einem Fleck, der während der ersten fünf bis zehn Lebensjahre langsam schwindet. Es handelt sich, entwicklungsgeschichtlich

[1] Nedrigailowa, Die Mongolenfalte bei ukrainischen Kindern; Materialien zur Anthropologie d. Ukraine, Bd. I, 1926.

[2] Eingehender werden die „Merkmale der Augenlider“ betrachtet in R. Pöchs „II. Bericht über die von der Wiener Anthropol. Gesellsch. in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien“ (Mitt. d. Gesellsch. Bd. 46, 1916).

betrachtet, wahrscheinlich um den „Rest einer bei vielen Affenarten vorkommenden Koriumzeichnung“.[1] Man nannte den bläulichen Fleck **Mongolenfleck**. Die Bezeichnung ist aber nicht treffend, denn man entdeckte schließlich, daß der Fleck, der bei 100 % der japanischen Kinder festgestellt wurde, auch in Europa vorkomme, zwar in geringer Häufigkeit (z. B. Bulgarien 0,6 %), vielleicht aber bis heute nur zu wenig beobachtet. Man entdeckte aber vor allem, daß der Fleck sich auch bei 80 % der Negerkinder findet, nur eben beim Negerkind vom dritten Tage an unter der rasch sich verdunkelnden Haut nicht mehr sichtbar ist. In bezug auf seine rassische Zuteilung steht

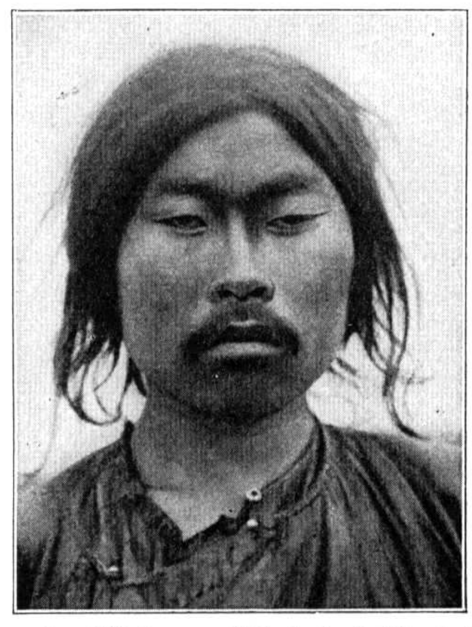






Abb. 336. Giljake vom Tschaiwinsky-Meerbusen

Abb. 337. Jakutin

Innerasiatische (mongolische) Rasse

nur soviel fest, daß er bei hellhäutigen Kindern äußerst selten ist und sich in Europa meist bei solchen Kindern, bzw. in solchen Gegenden häufiger findet, wo ein stärkerer Einschlag innerasiatischen Blutes angenommen werden kann (Osteuropa, auch Ungarn, Mähren, Bulgarien).[2] Man würde dieses Merkmal in Europa rassenkundlich am ehesten in Beziehung bringen zur ostischen, ostbaltischen und sudetischen Rasse oder zu einem innerasiatischen Einschlag. Wenn **Ali Ahmed el Bahrawy**[3] zwischen dem Vorkommen des Mongolenflecks in Ostasien und dem in Europa „nur einen Unterschied quantitativer Art“, keinen durch rassische Erbanlagen bedingten Unterschied sehen möchte, so übersieht er wohl, daß ja seit vorgeschichtlichen Zeiten immer wieder asiatisches Blut in Europa eingesickert ist, und daß das Vorkommen von Mongolenflecken durch diese Einsickerung schon zu erklären wäre, so daß man noch gar nicht an einen Zusammenhang der

[1] **Toldt jun.**, Über die flächenhafte Verbreitung der Pigmente in der Haut bei Menschen und Affen. Mitt. der Anthr. Gesellsch. in Wien, 51. Bd. 1921.

[2] **Mayerhofer**, Abermals gegen die Mongolentheorie der sog. Mongolenflecke der Europäer, Ztschr. f. Kinderheilkunde, Bd. 47, Heft 6, 1929, S. 734 ff., möchte die „Mongolenflecke“ zu den Merkmalen der dinarischen Rasse rechnen.

[3] **Ali Ahmed el Bahrawy**, Über den Mongolenfleck bei Europäern. Ein Beitrag zur Pigmentlehre. Archiv f. Dermatologie und Syphilis, 1922.

ostischen, ostbaltischen und sudetischen Rasse mit der innerasiatischen Rasse denken müßte.

Ein gewisser Einschlag innerasiatischen Blutes ist in Deutschland, vor allem im Osten des deutschen Sprachgebiets, sicherlich vorhan-



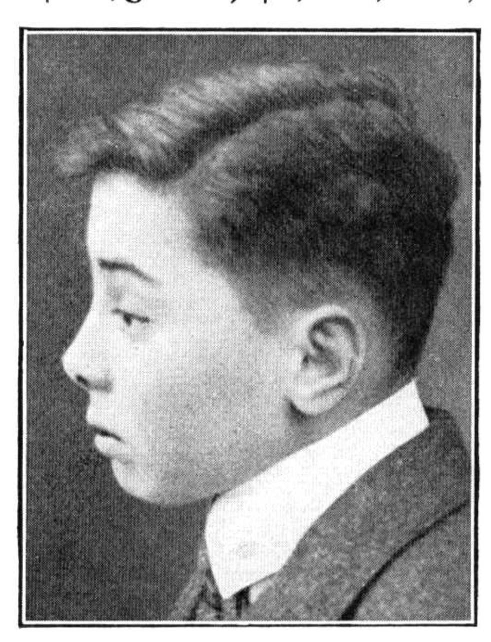


Abb. 338 a, b. Aus einer deutsch-polnischen Einwandererfamilie.
Innerasiatischer und (durch eine jüdische Verbindung?) orientalischer Einschlag?



Abb. 339. Madjarin (Szeklerin).
Ostisch-innerasiatisch?



Abb. 340. Siebenbürgen.
Innerasiatisch-dinarisch?

den. Man begegnet immer wieder einmal Menschen, die nach ihren körperlichen Merkmalen etwa zwischen der europäischen Ostrasse und der innerasiatischen Rasse stehen, welch letztere Rasse bei den Bevölkerungen altaischen und chinesischen Sprachstamms vorwiegt. Bei Schilderung der Körpermerkmale ostischer und ostbaltischer Rasse muß ja schon aufgefallen sein, daß diese in vieler Hinsicht dem Körperbild innerasiatischer Menschengruppen näherstehen als den anderen europäischen Rassen. Man hat sogar (dabei allerdings die Unterschiede allein schon des Schädelbaus über-

sehend) gelegentlich überhaupt keinen bedeutenderen Unterschied zwischen der innerasiatischen Rasse einerseits und der ostischen Rasse andererseits machen wollen; daher auch die Bezeichnung „mongolid" und „turanisch", die man der ostischen Rasse gegeben hat. Der 21. Abschnitt wird dartun, daß die ostische Rasse auch als eine Umzüchtung eines Teils der innerasiatischen Rasse aufgefaßt werden könnte. Neben den ostischen und ostbaltischen



Abb. 341. Bayern. Vorwiegend dinarisch



Abb. 342. China. Innerasiatisch



Abb. 343. Die Kinder oben abgebildeter Eltern: Dinarisch-innerasiatisch und innerasiatisch-dinarisch

Menschen zeigen sich aber in Europa gelegentlich auch Menschen, bei denen man eigentlich innerasiatische Beimischung annehmen möchte. Innerasiatisches Blut ist in selteneren Fällen der deutschen Bevölkerung durch ostasiatisch-deutsche Mischverbindungen übermittelt worden, vgl. Abb. 341—343.

In der Beimischung zum Blut anderer europäischer Rassen wird oft schwer oder gar nicht zu entscheiden sein, ob ostischer Einschlag vorliegt oder ostbaltischer oder eigentlich innerasiatischer. Die erwähnte Kreuzungserscheinung europäischen Blutes mit innerasiatischem ist aber doch noch gerade so häufig, daß man ungefähr ihre Merkmale angeben kann. Sie stellt sich im Vergleich zur ostischen Rasse etwa so dar:

Der Körperbau ist etwas schlanker und leichter, die Schultern vor allem sind schmäler und beim weiblichen Geschlecht dieses Mischlingsschlags meist

auffällig abfallend. Die Gliedmaßen sind oft etwas feiner, oft erscheint der ganze Körperbau kindlicher. Der Kopf erscheint nie so „quadratisch", wie es oft bei der ostischen Rasse der Fall ist, die Stirn nicht so steil und nicht so breit, das Untergesicht im ganzen etwas schmäler, da vor allem der Unterkiefer etwas schmäler zu sein scheint. Die Backenknochen, die Jochbeine, treten aber um so stärker hervor und bewirken so eine deutliche



Abb. 344. Indischer Sprachwissenschafter mit deutscher Frau und Kinder aus dieser Ehe

größte Breite des Gesichts. Die Jochbögen liegen anscheinend etwas höher und verringern nach vorn zu ihren Abstand voneinander nicht so sehr wie die Jochbögen der ostischen Rasse, so daß sich die Jochbogenbreite (vgl. S. 35) nicht so deutlich beim Messen abhebt. Die Jochbeine sind mehr als bei der ostischen Rasse nach vorn gestellt und vielleicht auch mehr nach unten außen. Das Schädeldach ist höher gewölbt, der Scheitel bildet oft deutlich die höchste Stelle des Kopfes. Die Augen liegen sehr flach eingebettet, quellen aber oft verhältnismäßig stark hervor. Der untere Augenhöhlenrand liegt weiter nach vorn, was zusammen mit der Jochbeinbildung der Gesichtsgegend neben und unterhalb der Augen eine eigentümlich flache Breite gibt (Abb. 336, 337). Die Nase ist fleischiger und breiter. Die Mundspalte führt oft (man möchte sagen: fischmaulähnlich) von den Mundwin-

keln nach der Mitte der Mundspalte zu im Bogen aufwärts, die Oberlippe in Seitenansicht im Bogen leicht nach vorn (vgl. etwa Abb. 345). Die Bartbildung beim Mann ist sehr schwach, der Backenbart nahezu fehlend, der Schnurrbart sehr dünn. Es besteht eine gewisse Neigung zu vorstehenden Kiefern.

Es versteht sich, daß diese Schilderung den betr. Menschenschlag nur ungenau von der Ostrasse abhebt; es handelt sich eben um eine häufiger auftretende Kreuzungserscheinung, nicht um eine rassenhafte Bildung.[1]

Unter dieser Kreuzungserscheinung könnte sich aber der Einschlag einer in Osteuropa nicht stark, in Ostdeutschland schwach vertretenen Rasse verbergen, der sudetischen Rasse, wie Reche diesen Schlag genannt hat.



Abb. 345. Mary Wigmann, Tänzerin. Ostbaltischer, sudetischer oder innerasiatischer neben nordischem Einschlag?

Es ist im großen ganzen anscheinend der gleiche Schlag, den der polnische Rassenforscher Czekanowski als „präslawische Rasse" bezeichnet hat, da dieser Schlag nach Schädelfunden gewisse heute slawisch besiedelte Gebiete Osteuropas schon Jahrtausende vor den (vorwiegend nordischen) Urslawen besiedelt hatte. Reche hatte seine sudetische Rasse, als er sie nach ihren jungsteinzeitlichen Resten geschildert hatte, als „Typus I" bezeichnet.[2] Schiff hat zwei Schläge innerhalb des breitgesichtig-kurzköpfigen Menschenschlags Böhmens beschrieben. Gegen Osten werden Köpfe häufiger, die minder kurz sind und bei niedrigerem Obergesicht breitere Nasen zeigen, gegen Westen werden häufiger die kürzeren Köpfe mit schmälerer Nase und höherem Obergesicht; gegen Osten zeigt sich anscheinend außer dem zunehmenden ostbaltischen auch der sudetische Einschlag, gegen Westen der ostische und in geringerem Maße der dinarische.[3] Somit scheint die Bezeichnung „Sudetische Rasse" von Reche gut gewählt zu sein. Scheidt hat den jungsteinzeitlichen Formen dieser Rasse die Bezeichnung „Ostdeutsche Kurzschädelform" gegeben.[4] Wegen ihrer angenommenen heutigen Verbreitung in Polen, Schlesien und Böhmen — und von da aus bis nach Estland, Ruß-

[1] Dieser etwa zwischen Ostrasse und der innerasiatischen Rasse stehende Menschenschlag ist z. B. von der Künstlerin Käthe Kollwitz häufig dargestellt worden. Die Zeichnungen dieser Künstlerin, die neben diesem Menschenschlag öfters auch ostische, ostbaltische und sudetische Menschen darstellen, könnten jedoch zu der falschen Annahme führen, die niederen Volksschichten Deutschlands seien teils ostisch, teils ostbaltisch, teils sudetisch, teils innerasiatisch.

[2] Reche, Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen, Arch. f. Anthr., Bd. VII, 1908.

[3] Schiff, Beiträge zur Kraniologie der Czechen, Arch. f. Anthr. N. F. XI, 1921.

[4] Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, München 1924.





Abb. 346 a, b. Aus Polen nach Oldenburg eingewandert. Vorwiegend sudetisch



Abb. 347. Ostpreußen. Nordisch-sudetisch

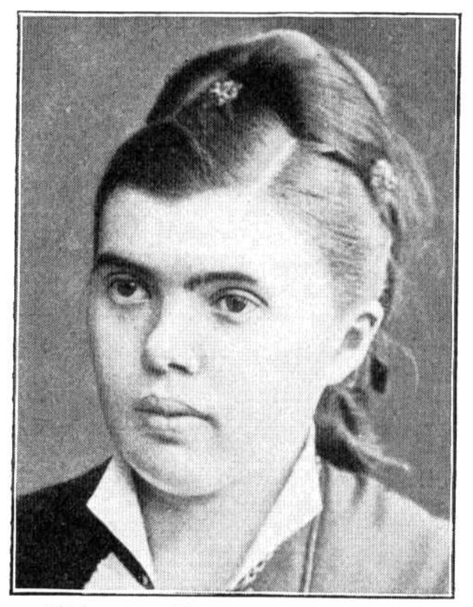


Abb. 348. Stettin. Vorwiegend sudetisch mit nordischem Einschlag



Abb. 349. Sachsen

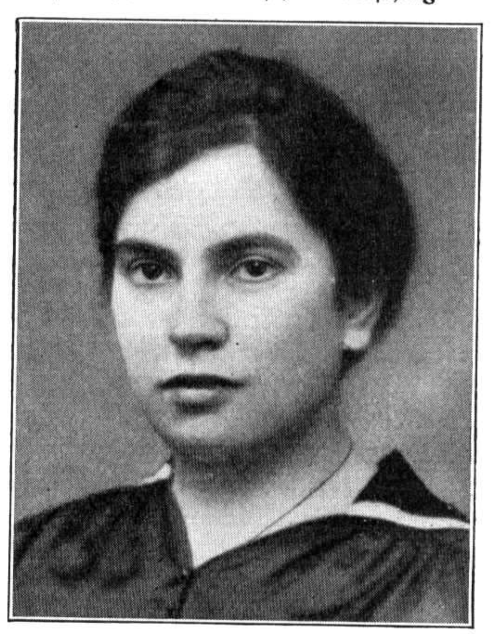


Abb. 350. Sachsen

Wahrscheinlich sudetischer Einschlag



Abb. 351. Vorw. sudetisch. (Nach Handzeichnung von Käthe Kollwitz im Kupferstichkabinett Dresden mit gütiger Erlaubnis der Künstlerin)



Abb. 352. Schlesien. Vorwiegend sudetisch mit nordischem Einschlag





Abb. 353a,b. Kreis Lüben (Schlesien). Ostbaltisch-sudetisch? (A: hellgrau bis hellbraun, H: dunkelblond)

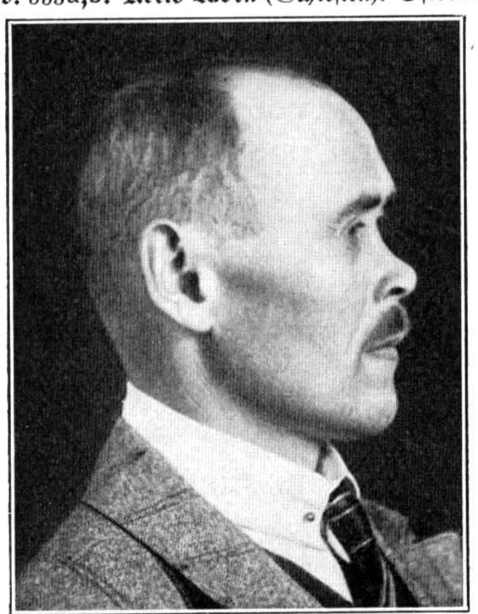


Abb. 354a, b. Deutschböhmen. Sudetisch-fälisch(-dinarisch)? (A: grau, H: aschblond)

land und in die Lausitz, mit polnischen Arbeitern ins rheinisch-westfälische Industriegebiet — wird man diesen Menschenschlag am besten als sudetische Rasse bezeichnen — falls man den Schlag überhaupt als eine Rasse (erbgleiche Menschengruppe, vgl. S. 14) ansehen muß und nicht eher an verschiedene Kreuzungsformen mit innerasiatischer Rasse denken darf.

Seiner sudetischen Rasse hat Reche folgende Züge zugeschrieben: Geringe Körperhöhe beim männlichen Geschlecht etwa 1,60 m, verhältnismäßig geringe Kopfgröße, Mittel- bis Kurzköpfigkeit, jedoch nicht kugel-, sondern eiförmige Kopfform mit betonten Scheitelbeinhöckern (vgl. S. 117)

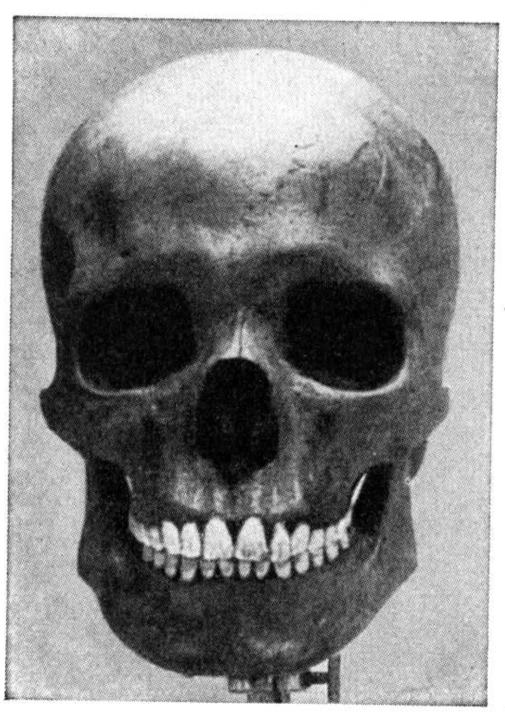
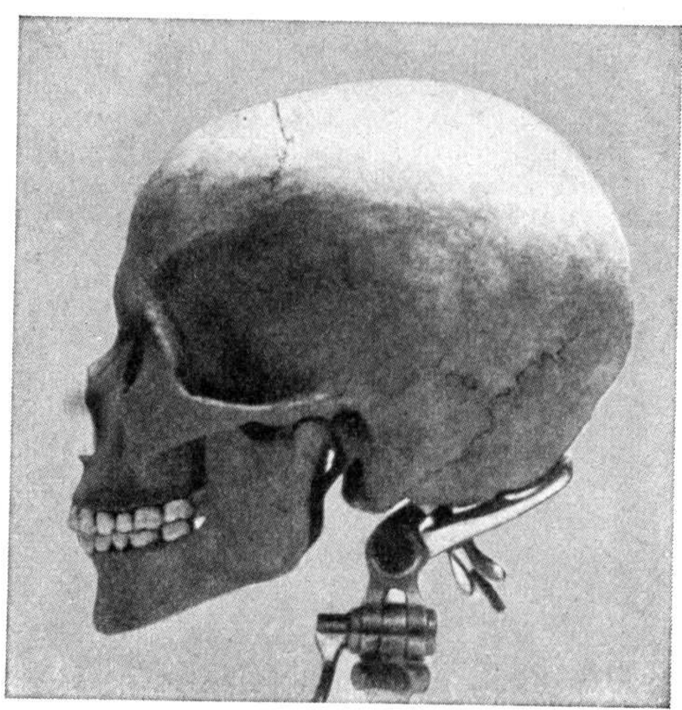



Abb. 355. Vorgeschichtlicher Schädel der sudetischen Rasse aus Böhmen

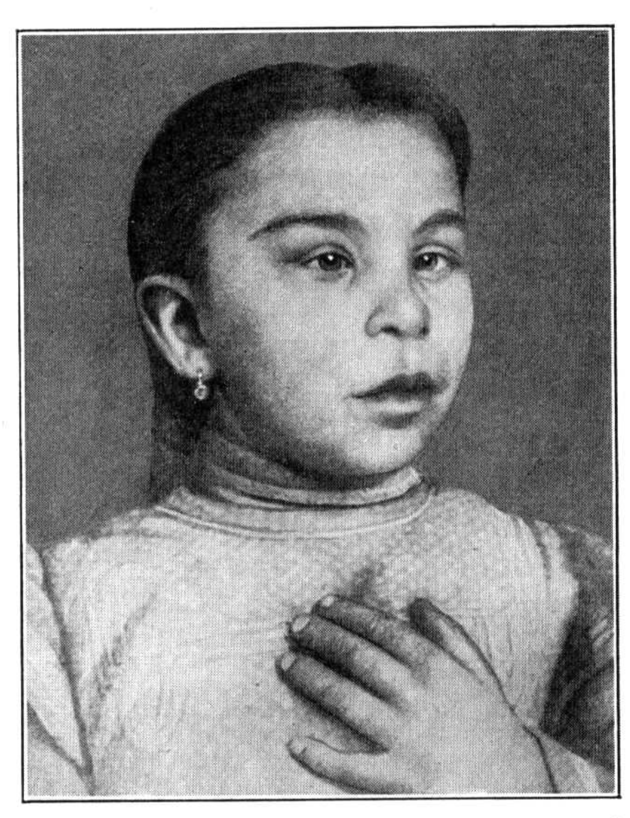
und leicht ausgewölbtem Hinterhaupt; mittelbreites Gesicht mit stark betonten Jochbeinen, welche weiter nach vorn liegen als der obere Augenhöhlenrand; steile niedrige Stirn, breite flache Nase mit nicht gerade, sondern gewölbt gegeneinander aufsteigenden Seitenwänden, so daß das Nasenskelett etwas Geblähtes erhält; vortretende, fast schnauzenförmige Kiefer, dunkle Haar-, Haut- und Augenfarbe.[1] Bei der vorgeschichtlichen Form der sudetischen Rasse fand Reche häufig ein durch eine Naht zweigeteiltes Jochbein (malare bipartitum sive japonicum), wie es bei Ostasiaten vorkommt.

Über die seelischen Eigenschaften der sudetischen Rasse finden sich keine Beobachtungen. Wenn K. V. Müller und M. Springer[2] nach ihren rassenkundlichen Kinderuntersuchungen die Kreuzung „nordisch × mongolisch" als ein „unglückliches Naturspiel" bezeichnen und mit dieser Kreuzung ein „disharmonisches" seelisches Verhalten verbunden fanden, so kann man unter dieser Kreuzungsgruppe Kinder mit sudetischem Einschlag oder auch

[1] Reche im Reallexikon der Vorgeschichte unter „Homo sudeticus".
[2] K. V. Müller und M. Springer, Sozialanthropologische Beobachtungen, Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, Bd. 18 Heft 1, 1926.

mit ostbaltischem Einschlag vermuten, denn beide Einschläge können den Eindruck „mongolischer" Beimischung machen. — —

Es gibt eine „Konstitutionsanomalie, deren Ursachen dunkel sind" (Lenz),[1] die nicht mit rassenhaften Erscheinungen eines innerasiatischen Einschlags verwechselt werden darf. Das ist der sog. Mongolismus, auch mongoloide Idiotie genannt, am besten wohl mit van der Scheer[2] als mongoloide Mißbildung bezeichnet. Es handelt sich dabei um hochgradig geistesschwache Kinder, welche „in ihrer körperlichen Erscheinung gewissermaßen eine Karikatur des Mongolentypus darstellen. Ich habe den Eindruck, daß das krankhafte Mongoloid meist nicht klar von dem mongoloiden Typus, der ja in Europa weit verbreitet vorkommt, unterschieden worden ist. Wenn dieser mit einer aus irgendwelchen Gründen entstandenen Idiotie zusammentraf, so war man oft wohl mit dem Namen ‚Mongolismus' bei der Hand. Der erste Beschreiber des Zustandes, Langdon Down, nahm einen Zusammenhang beider Erscheinungen an."[3]


Abb. 356. Mongolismus (mit Epikanthus)

Daß innerasiatisches Blut nach Europa, dieser „Halbinsel Asiens", eingesickert ist, versteht man gleich, wenn man auf einer Erdkarte das weite Gebiet asiatischer Menschenarten betrachtet und im Gegensatz dazu das kleine Gebiet europäischer Menschenarten. Die sudetische Rasse wird man ziemlich unmittelbar an die innerasiatische Rasse anschließen dürfen. Der 21. Abschnitt soll dartun, daß die ostische und ostbaltische Rasse in einem Zusammenhang mit der innerasiatischen Rasse gedacht werden können. So wie die ostische Rasse von Osteuropa aus nach Westen, die sudetische und ostbaltische nach Nordwesten in vorgeschichtlicher Zeit vorgedrungen sind, so scheint auch immer wieder innerasiatisches Blut nach Mittel- und Westeuropa einzusickern.[4]

---

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I.

[2] van der Scheer, Beiträge zur Kenntnis der mongolischen Mißbildung (Mongolismus), Abhandlungen aus der Neurologie, Psychiatrie, Psychologie und deren Grenzgebieten, Heft 41, 1927, hat die Krankheitserscheinung eingehend behandelt, ohne jedoch rassenkundliche Schlüsse ziehen zu wollen.

[3] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I.

[4] Der Bolschewismus, der innerasiatische Menschen in großer Zahl in sein Heer einstellt, bedeutet ein weiteres Hereinführen asiatischen Blutes nach Europa und setzt somit rassisch die hunnischen und mongolischen Vorstöße Asiens gegen Europa fort.

Innerasiatisches Blut ist aber nicht das einzige europafremde Blut, das nach Europa eingesickert ist. In der Rassenmischung des Judentums findet sich viel europafremdes Blut. Die Rassenzusammensetzung und -geschichte des jüdischen Volkes habe ich in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ (1930) behandelt. Auch abgesehen von Beimischungen jüdischer Herkunft, die den europäischen Völkern europafremdes Blut vermittelt haben, lassen sich in der Bevölkerung Deutschlands Körpermerkmale finden, die nicht zum Rassenbild irgendeiner der europäischen Rassen gehören.

So finden sich nicht sehr selten in der Bevölkerung gekräuselte Haare. Woher sind diese abzuleiten? In vielen Fällen wird es sich beim Auftreten gekräuselten Haares um Erscheinungen handeln, welche die Erblichkeitslehre als Idiovariationen (oder Mutationen) bezeichnet, um Erscheinungen, die darauf beruhen, daß aus bisher unbekannten Ursachen bei einzelnen Menschen ein neues Merkmal entsteht. Die fortwährenden Kreuzungen innerhalb einer Bevölkerung machen die Erforschung solcher Erscheinungen fast unmöglich. In manchen Fällen handelt es sich beim Auftreten gekräuselten oder gar krausen Haares aber sicherlich um Einschläge negerischen Blutes, gelegentlich vielleicht auch um Einschläge, die von vorgeschichtlichen europäischen Rassen herzuleiten sind, von denen einzelne Erbanlagen sicherlich durch vorgeschichtliche Kreuzungen bis auf uns gekommen sind.

Negerisches Blut findet sich in Beimischung in den Mittelmeerländern Europas seit früher Zeit (Neger im römischen Heer, Negersklaven) nicht selten; von dort mag es durch deutsch-südeuropäische Verbindungen hin und wieder nach Deutschland gekommen sein. In Hafenstädten — in denen Italiens besonders seit den Kreuzzügen — und Großstädten kommen Verbindungen mit europafremden Menschen vor. Im 18. Jahrhundert hat man hin und wieder Neger unter die Spielleute europäischer Truppenteile eingestellt, und auch für Deutschland ist ein Fall bezeugt, wo ein solcher Neger eine Deutsche heiratete und zahlreiche Nachkommen hinterließ. Auch als Diener waren eine Zeitlang Neger Mode und mögen Kreuzungen verursacht haben. Dem jüdischen Volke eignet ein leichter negerischer Einschlag, der durch deutsch-jüdische Mischehen auf deutsche Familien übertragen werden kann. Ich habe in Deutschland in einigen Fällen Menschen beobachtet, bei denen ich negerisches Blut vermutete.

Sie hatten meistens eine bräunliche Haut, die im Gesicht fleckige Stellen von besonders dunkler Färbung zeigte. Die Haut sah dann schmutzig gelbbraun aus und zugleich wirkte sie auffällig trocken und zur Faltenbildung geneigt. Leicht negerisch aussehende Menschen, die ich übrigens unter dem weiblichen Geschlecht häufiger beobachtet habe, waren immer sehr hochbeinig, geradezu stelzbeinig, die Arme waren sehr hager, die Köpfe auffällig klein mit krausschwarzem Haar, die Brustkörbe waren sehr schmal und schienen im wagrechten Querschnitt weniger langrund als rund gebaut zu sein. An einem Mann, der negerische Merkmale besaß, dazu aber blaue Augen, beobachtete ich sehr starke Überaugenbögen, ein Merkmal also, das nicht negerisch genannt werden kann. Eigentümlich war, soweit ich es feststellen konnte, bei all diesen Menschen die Bildung der Finger: diese waren sehr lang und hatten Gelenke, die sich bei der Schlankheit besonders kuglig

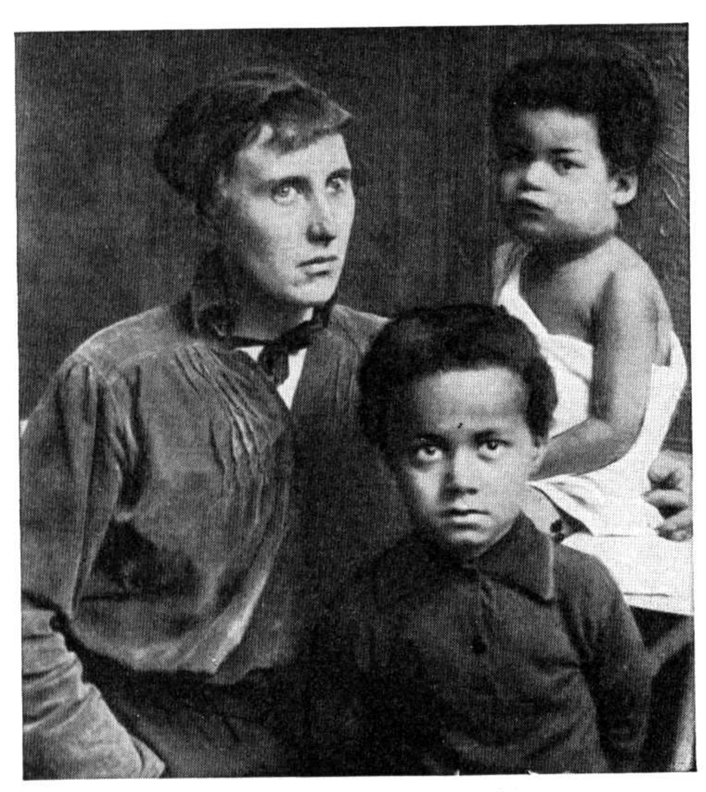


Abb. 357. Deutsche aus dem Rheinland mit Kindern von negerischem Einschlag

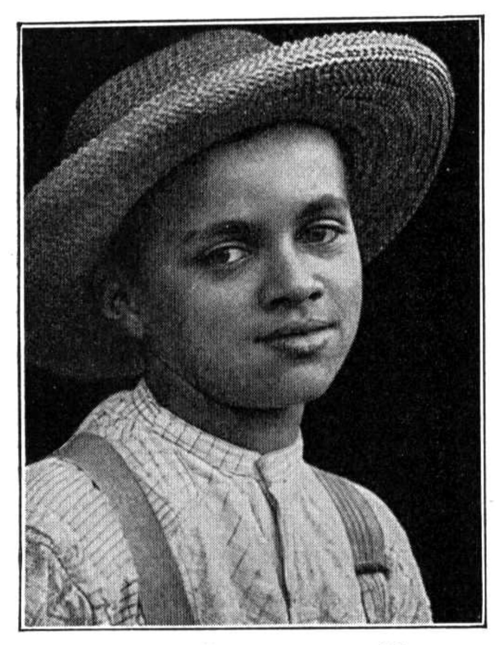


Abb. 358. Knabe aus Baden. Negerischer Einschlag. (Kraushaar)



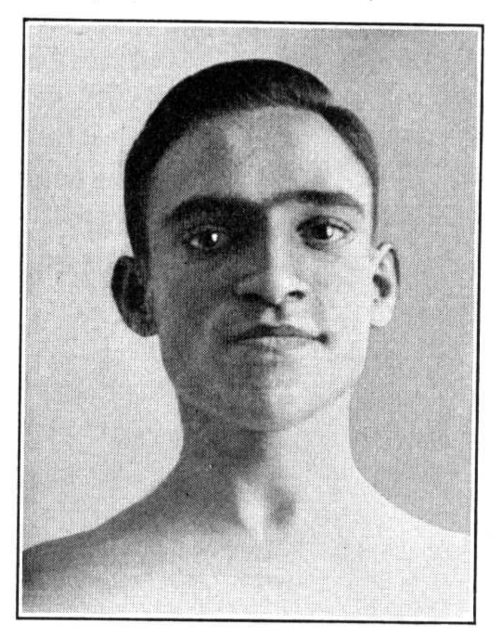
Abb. 359. Baden. Hermine Villinger, Schriftstellerin. Außereuropäischer Rasseeinschlag?

abhoben, doch aber in ganz anderer Weise, als dies bei sehr schlanken nordischen Händen vorkommt.

In Amerika dient der Nagelmond des Daumens, jener halbmondförmige helle Fleck, den die Nägel gegen ihre Wurzel zu zeigen und der bei allen europäischen Rassen hell zu sein scheint, dazu, eine etwaige Beimischung von Negerblut zu erkennen. Im Falle einer solchen, sonst nicht oder kaum noch erkennbaren Beimischung soll sich der Nagelmond noch viele Ge=

schlechter lang mit gelblicher Färbung vererben.[1] Auch soll bei weiter zurückliegendem negerischem Einschlag die Nasenlippenfalte (vgl. S. 103) noch gelblich gefärbt sein.

Europafremdes Blut ist der europäischen Bevölkerung durch Verbindun-



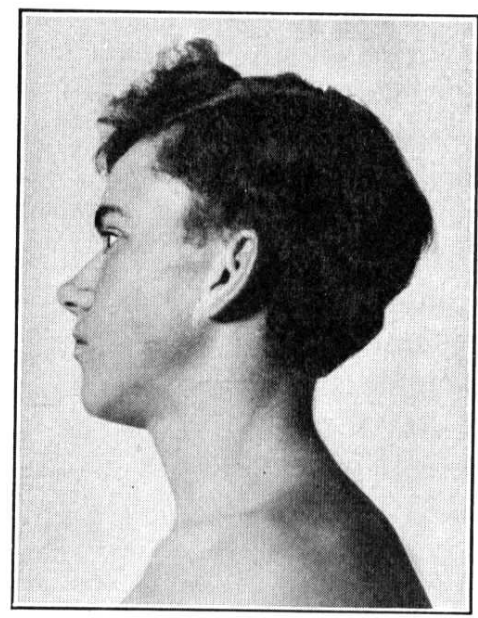


Abb. 360 u. 361. Norddeutsche mit außereuropäischem Rasseneinschlag. A: blaugrau. H: dunkelblond

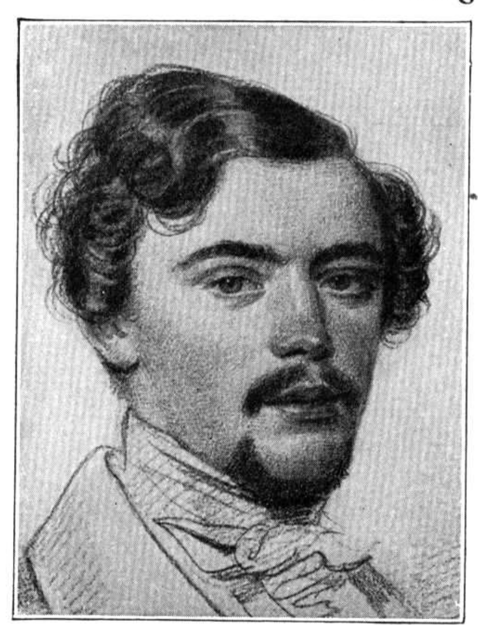


Abb. 362. Holland. van Haanen (Maler). Nordisch m. malayischem Einschlag? (Zeichn.: Vogel v. Vogelstein)

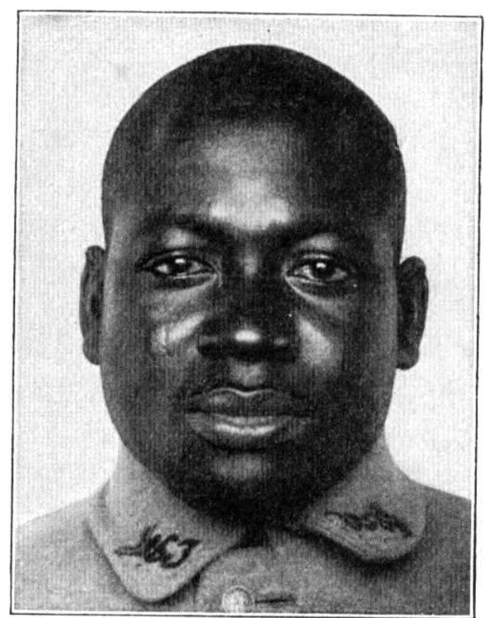


Abb. 363. Neger aus Dahomey, französischer Soldat

gen mit **Zigeunern** zugekommen. Die Zigeuner brachten die Rassenbestandteile ihrer nordindischen Heimat mit, aus der sie ungefähr um 300 v. Chr. auswanderten. Um 900 n. Chr. hatten sie in ihrer Hauptmasse Persien erreicht, um 1000 Südosteuropa, um 1400 Mitteleuropa, um 1500 England, im 19. Jahrhundert Amerika. Auf ihren Wanderungen haben sie

[1] Vgl. auch Koloniale Rundschau, 1915, S. 520; ferner Eugen **Fischer**, Versuch einer Genanalyse des Menschen, Ztschr. f. induktive Abstammungs- und Vererbungslehre, Bd. 54, 1930, S. 139.

Blut der durchwanderten Bevölkerungen spärlich aufgenommen. Sie stellen zumeist eine Mischung verschiedener noch aus Indien kommender Rassenbestandteile auf der Grundlage einer orientalisch-vorderasiatischen Rassenmischung dar, zugleich aber wahrscheinlich eine gewisse zu zigeunerischem Leben neigende Auslese aus diesen verschiedenen Rassen.[1]

Wahrscheinlich ist aber in den anderen europäischen Ländern ein gewisser Einschlag europafremden Blutes häufiger als in Deutschland (vor 1918) zu finden. Besonders stark scheint dieser Einschlag heute in Frankreich zu sein, das Truppenteile aus allen Erdteilen während des Weltkriegs auf sein Gebiet übergeführt hat. Holland zeigt in seinen größeren Städten unverkennbar den malayischen Einschlag, der aus seinen Kolonien stammt. Früher auf Java und den Nachbarinseln ansässige holländische Familien bringen öfters ihre malayischen Dienstboten nach Holland mit. (Die Ansicht, nur noch wenige städtische Familien Hollands seien von diesem Einschlag ganz frei, möchte ich als starke Übertreibung ansehen.[2]

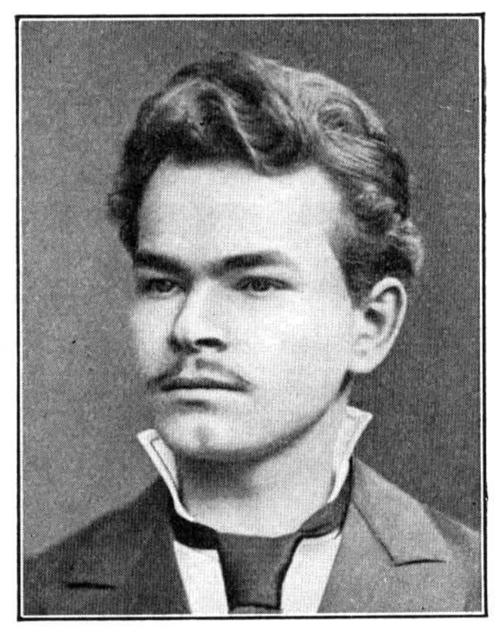


Abb. 364. Pommern. Einschlag einer außereuropäischen Rasse

Hier wäre auch die „Schwarze Schmach" zu nennen, die Notzuchtfälle, die heute im besetzten Gebiet des deutschen Westens von afrikanischen Soldaten Frankreichs (vgl. Abb. 363) ausgeübt werden, die „Schwarze Schmach", die von den Franzosen als eine Verseuchung des deutschen Blutes mit Geschlechtskrankheiten und mit dem Blut der dunklen Rassenmischungen Afrikas und Asiens gerne gesehen wird — aber diese Dinge kann heute ein deutsches Buch kaum wissenschaftlich betrachten. Die Wirkungen der „Schwarzen Schmach" werden zudem verstärkt durch eine im besetzten Gebiet nicht fehlende deutsche Rassenschande. Eine Aufgabe der deutschen Staatsleitung wäre es, den überfallenen Frauen gegenüber nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zur Beseitigung solcher Schwangerschaften auszusprechen. Im übrigen sei in diesem Zusammenhang auf das Buch von Distler hingewiesen „Das deutsche Leid am Rhein. Eine Anklage gegen die Schandherrschaft des französischen Militarismus" (1921), ferner auf die „Denkschrift über die Ausschreitungen der Besatzungstruppen im besetzten Gebiet". (Zusammengestellt im Reichsministerium für die besetzten Gebiete, 1925.) Distler urteilt: „Tatsache ist, daß die Geburtenzahl der Mischlinge ständig zunimmt."

[1] Über die vorderasiatische vgl. S. 109 ff., über die orientalische Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930.

[2] Vgl. jedoch Die Sonne, Jahrg. VI, Heft 6, 1930, S. 284 f.: „Rassenverfall der Holländer".

12. Wachstum, Altern, Krankheiten, Blutgruppenforschung, Konstitution, Bewegungseigenheiten

Das Heranwachsen, die Zeit der Reife und schließlich die Zeit des Alterns, bieten bei den einzelnen Rassen Verschiedenheiten. Es ist schon erwähnt worden, daß die nordische Rasse spät reif wird, infolgedessen länger im Wachstum beharrt und länger jugendlich aussieht. Eine gewisse Frühreife scheint außer der westischen auch der ostischen Rasse eigen zu sein, ein späteres Reifen der ostbaltischen Rasse. Der nordische Mensch bleibt länger kindlich und in seiner Gesichtshaut auch als Jüngling öfters geradezu mädchenhaft weich und blühend.[1] Nordische Mädchen, aber auch Jünglinge, erscheinen oft überaus hochbeinig, dabei überschlank und wie zerbrechlich langbeinig. Meistens wird bei der nordischen Rasse erst zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr der Brustkorb so weit und die Schenkel so schlank-voll, daß sie dem hohen Wuchs für abendländische Schönheitsanschauungen entsprechen.

Das nordische Weib wird spät reif und bleibt am längsten jugendlich. Es kann zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr in Haltung und Gesichtszügen noch immer jugendliche Frische aufweisen. Selbst nordische Greisinnen haben oft noch eine überraschende Frische der Haut und eine gewisse Jugendlichkeit des Augenausdrucks. Die anderen Rassen mit Ausnahme der fälischen Rasse verblühen rascher, und besonders das Weib der ostischen und ostbaltischen, anscheinend auch das der sudetischen Rasse, zerfällt oft schon nach dem 30. Lebensjahre so, daß man einen etwaigen früheren Reiz kaum glauben möchte. Der Alterszerfall des Gesichts ist besonders bei den breitgesichtig-kurzköpfigen Rassen auffällig, wo es zu Bildungen kommt, welche abendländischem Empfinden als häßlich erscheinen.[2] Das ostische Gesicht ist dem Zerfall in die Häßlichkeit deshalb so ausgesetzt, weil seine Fetteinlagerungen bei Erschlaffung der Gewebe eine Faltung und Runzelbildung und Schwammigkeit verursachen, die alle „Form" zerstören. Der bestimmtere Gesichtsschnitt und der schlankere, feinere Körperbau der Nord- und der Westrasse und ebenso der Körperbau und Gesichtsschnitt der dinarischen Rasse machen solche Erscheinungen in diesen Rassen unmöglich. Auch starke Runzeln können dort den Gesichtsschnitt nicht verwischen.

[1] Der „Berliner Lokalanzeiger" vom 7. Juni 1927 berichtet z. B. von dem Flieger über den Atlantischen Ozean, dem Amerikaner Chamberlin, er habe ein „jugendliches, man möchte fast sagen, zartes Aussehen", zugleich schildert er ihn als „denselben Typ wie Lindbergh, jung, blond, blauäugig und überaus schlank und durchtrainiert", stellt also bei den beiden ersten, welche den Atlantischen Ozean überflogen, nordische Merkmale fest. Der Gegensatz zwischen dem „zarten", ja mädchenhaften Aussehen mancher nordischer Männer und ihren überaus männlichen Leistungen, begegnet einem beim Lesen von Lebensbeschreibungen vorwiegend nordischer Menschen nicht selten.

[2] Man vergleiche z. B. Jugend- mit Altersbildern der Schriftstellerin v. Ebner-Eschenbach.

Über die Beziehung einzelner Krankheiten zu den verschiedenen Rassen sind innerhalb Europas noch kaum Forschungen vorhanden. Aus anderen Erdteilen liegen Untersuchungen vor, die bestätigen, daß zwischen Rasse und Krankheit bestimmte Beziehungen walten. Die Lehre von diesen Beziehungen nennt man gewöhnlich Rassenpathologie. Eine Krankheit, die den Menschen der einen Rasse sehr gefährlich wird, greift Menschen einer anderen Rasse, die im gleichen Gebiet wohnen, viel geringer an. Bestimmte Krankheiten, die innerhalb einer Rasse häufig sind, kommen trotz gleicher Umwelt innerhalb einer anderen kaum vor. Die eine Rasse neigt zu dieser, die andere zu einer anderen Krankheit.[1] Kraepelin[2] hat schon vermutet, daß Entstehung und Verlauf von Geisteskrankheiten wesentlich durch rassische Anlagen bedingt seien. All diese Beobachtungen und Vermutungen lassen auf grundlegende Unterschiede auch der inneren leiblichen Anlagen schließen: sei es, daß die einzelnen Rassen wirklich sichtliche Verschiedenheiten des Leibesinnern aufweisen, sei es, daß ihre Körper in der Bereitung des Blutes und der Stoffe innerer Absonderung (Sekretion), oder etwa auch der bakterientötenden Stoffe, sich ganz verschieden verhalten. Die Tatsachen jedenfalls bestehen; ihre Deutung gehört zum größten Teil noch künftiger Forschung an.

Forschungen über europäische Verhältnisse liegen zwar vor, sind aber insofern in ihrem Wert stark gemindert, als sie Völker statt Rassen betrachten und daher wenig oder gar keine Schlüsse zulassen. Nur die Krankheitsverhältnisse der Juden sind in Europa etwas besser erforscht; sie sind in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ (1930) behandelt worden.

Einzelne Beobachtungen führt Beddoe[3] an. Danach zeigen in England im Stadtleben Kinder mit dunklen Farben eine größere Lebenszähigkeit als helle Kinder. Beddoe schließt daraus, daß sich bei dem Anwachsen der Städte die Zahlenverteilung der Rassen schnell zuungunsten der Nordrasse ändern werde. Die Blonden und Hellhäutigen führe das Stadtleben schneller dem Rassentod entgegen. Die nordische Rasse scheint der Malaria viel weniger zu widerstehen als die dunklen europäischen Rassen. Die geringe Tropenfähigkeit der Nordrasse ist schon erwähnt worden (vgl. S. 61), ebenso die verhältnismäßig größere Häufigkeit von Gebärschwierigkeiten innerhalb der ostischen Rasse.[4]

Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Schleimhäute bei Blonden empfindlicher sind, daß die Milch blonder Frauen anders zusammengesetzt ist als die der dunklen, daß die dunklen stärker riechende Absonderungen

[1] Das darf man sich jedoch weniger so vorstellen, als ob jeder Rasse gewisse Krankheitsanlagen „angeboren“ seien; vielmehr so, daß auf dem Wege der Vererbung sich innerhalb der einen Rasse diese, innerhalb der andern Rasse jene (an sich innerhalb jeder Rasse mögliche) Krankheitsanlage, bzw. Anlage der Widerstandsfähigkeit, mehr ausgebreitet haben.

[2] Kraepelin, Vergleichende Psychiatrie, Zentralbl. f. Nervenheilkunde u. Psychiatrie, 1904.

[3] Beddoe, The Races of Britain. 1885.

[4] Nach der mir übermittelten Beobachtung eines Arztes sollen blonde, helläugige Kinder an der Halsbräune (Krupp, Croup) verhältnismäßig viel häufiger sterben als dunkelhaarige und dunkeläugige Kinder.

haben (Schweiß, Talg, Menstruationsblut), daß dunkle mehr Neigung zu Leber- und Gallenerkrankungen haben, ebenso zu Nierensteinen, Nierensand und schwerer Gicht, daß überstarke Behaarung (Hypertrichosis) überwiegend bei dunklen vorkommt.[1] Mac Donald fand in Glasgow bei Blonden geringeren Widerstand gegen Scharlach, Diphtherie, Masern und Keuchhusten.[2] Umgekehrt fand Dykes in London bei Braunen größeren Widerstand gegen Diphtherie und Scharlach.[3] Rosinski[4] fand in Polen, daß die ostbaltische Rasse am wenigsten Zahnerkrankungen ausgesetzt ist, was sich wahrscheinlich aus dem geräumigen Kieferbogen dieser Rasse erklären ließe (vgl. S. 123). Beispiele, welche so bei den verschiedenen Rassen verschiedene Krankheitsneigungen vermuten lassen, ließen sich mehren. Da jede Rasse das Ergebnis eines besonderen jahrtausendelangen Auslesevorgangs ist, sind solche Beziehungen zwischen Rasse und Krankheit auch zu erwarten. Untersuchungen hierüber, bei denen bisher nordische, ostbaltische und fälische Blondheit noch nicht getrennt worden ist, ebensowenig wie ostische, dinarische und westische Dunkelheit — lassen vermuten, daß die einzelnen Rassen sich auch physiologisch (d. h. in den Lebensvorgängen ihrer Körper) wesentlich voneinander unterscheiden. In den vorwiegend westischen Teilen Italiens ist Bronchitis häufiger, in den vorwiegend dinarischen Teilen des deutschen Sprachgebiets Krebs; doch fehlen über diese Beziehungen zwischen Rasse und Krankheit noch fast alle zuverlässigen Untersuchungen. Die sehr eingehenden Untersuchungen von Niceforo und Pittard über Beziehungen zwischen Rasse und Krebs haben — mit nicht genügend befriedigender Deutlichkeit — ergeben, daß die Bevölkerungen mit stärkerem nordischem und ostischem und wohl auch die mit stärkerem dinarischem Einschlag mehr als die vorwiegend westischen Bevölkerungen Europas zu Krebs neigen.[5] Dennoch scheint mir, daß selbst in dem stark gemischten Europa eine genaue rassenkundliche Untersuchung verschiedener Krankheitsstatistiken überraschende Ergebnisse zutage fördern müßte. Sicherlich sind wie im Körperbau, so auch in der Körpertätigkeit grundlegende Rassenunterschiede vorhanden. — All diese Vermutungen weisen auf die Möglichkeit rassischer Verschiedenheiten hin, die durch eine Rassenphysiologie noch zu erforschen wären.

Wenn man die Tuberkulosesterblichkeit der verschiedenen Länder Europas vergleicht, so zeigt sich, daß die Länder mit stärkerem ostischem und ostbaltischem Einschlag im allgemeinen auch eine höhere Tuberkulosesterblichkeit

---

[1] Vgl. Aschner, Die Komplexion als ein Hauptkriterium der Konstitution, Arch. f. Frauenheilkunde, Heft 4/5, 1925.

[2] Mac Donald, Pigmentation of the Hair and Eyes of Children suffering from the Acute Fever, Biometrica, Bd. 8, 1911/12, S. 13 ff.

[3] Dykes, Lancet, November 1913.

[4] Nach Czekanowski, La détermination anthropologique et le Problème des Races préhistoriques, Institut Internat. d'Anthrop. II. Session, 1926, S. 12.

[5] Niceforo und Pittard, Considération sur les rapports présumés entre le cancer et la race d'après l'étude de statistiques anthropologiques et médicales de quelques pays d'Europe; herausgegeben von der Krebskommission der hygienischen Abteilung des Völkerbundes, Genf 1926, S. 322.

zeigen als die Länder vorwiegend nordischer und westischer Rasse. Polen, Rumänien, Ungarn, Galizien, die Balkanländer, Rußland, Finnland und Österreich zeigen eine hohe Tuberkulosesterblichkeit, eine viel geringere dagegen England, Dänemark, Island, Holland, Norddeutschland, Spanien, Süditalien. Lundborg[1] fand in Schweden unter den Schwindsüchtigen etwa doppelt so viel Braunäugigkeit wie unter der Gesamtbevölkerung. Daraus sowie aus anderen Auslesevorgängen mag es sich erklären, daß sich in manchen Gegenden, wo kein stärkerer ostbaltischer Einschlag anzunehmen ist, wo also die Blondheit zum größten Teil die der nordischen Rasse oder höchstens noch eines leichten fälischen Einschlags ist, verhältnismäßig mehr Blondheit findet, als man nach dem Vorkommen von Langschädligkeit erwarten sollte. So sind in dem Großen Walsertal (Vorarlberg) sogar ein Viertel der Bevölkerung blond und blauäugig, dabei aber 98 % kurzköpfig. Obgleich die einzelnen Merkmale zweier oder mehrerer Rassen sich nach deren Kreuzung unabhängig voneinander vererben, obgleich man also gar nicht erwarten darf, eine der Häufigkeit heller Farben annähernd entsprechende Häufigkeit längerer Köpfe in einem so entstandenen Rassengemische vorzufinden, muß man in einem Falle, wie ihn die Bevölkerung des Großen Walsertales darstellt, doch auch an besondere Ausleseverhältnisse denken. Es scheint also, als ob bestimmte Auslesevorgänge gerade die hellen Farben der nordischen Rasse in bestimmten Kreuzungsformen erhalten hätten, während reinrassig nordische Menschen und langköpfige Kreuzungsformen in dieser Umwelt der Ausmerze verfielen. Man darf aus den Beziehungen zwischen Tuberkulose und rassischen Erbanlagen vielleicht schließen, daß mit der Erbanlage zur nordischen (und fälischen?) Blondheit eine solche zu größerer Widerstandsfähigkeit gegen Lungenschwindsucht verbunden sei, oder daß sich gewisse Erbanlagen zugleich als Blondheit und als Widerstandsfähigkeit gegen Lungenschwindsucht äußern. Daß bei dieser Blondheit anscheinend nicht an die ostbaltische Rasse gedacht werden darf, mag aus der hohen Tuberkulosesterblichkeit in Rußland hervorgehen. — Die Gicht ist in den Küstenländern der Nord- und Ostsee, also im Gebiet des stärksten Vorwiegens nordischer Rasse besonders häufig. Ob es sich aber hier nicht um eine Umwelterscheinung, in diesem Fall um die Küstenlage, handelt? Neigung zu schweren gichtischen Erkrankungen war ja häufiger bei Dunklen gefunden worden.

In den Gebieten vorwiegend ostischer Rasse könnte man fast überall ein verstärktes Auftreten von Kropf und von damit verbundenem Kretinismus feststellen. Das Auftreten von Kropf und Kretinismus ist bis in neuere Zeit häufig mit dem besonderen Trinkwasser einzelner Gebirgsgegenden zusammengebracht worden: der Gehalt des betreffenden Trinkwassers an Kalk, Magnesia, an Schwefel- und Kupferverbindungen sollte Kropf hervorbringen. Heute neigt man mehr zu der Annahme, daß Jodmangel eine Hauptursache des Kropfes sei. Ich vermute, man würde den Ursachen zur Kropfbildung besser auf den Grund kommen, wenn man ererbten

[1] Lundborg, Rassen- und Gesellschaftsprobleme in genetischer und medizinischer Beleuchtung, Hereditas, I, 1920.

und (etwa durch Jodmangel) erworbenen Kropf unterschiede. Gärtner hat sich gegenüber allen Annahmen einer Mitwirkung des Trinkwassers sehr mißtrauisch ausgesprochen.[1] Auffällig ist doch, daß Krankheitserscheinungen der beschriebenen Art besonders häufig vorkommen in vorwiegend ostischen oder doch mehr oder minder stark ostisch untermischten Gebieten, nämlich „in Wallis, Graubünden, Uri, Savoyen, in den Pyrenäen, in der Auvergne, in Salzburg, Böhmen, Kärnten, Steiermark, Tirol und in geringerer Ausdehnung in Franken, Thüringen sowie Teilen Belgiens, Württembergs, Badens usw.".[1] Handelt es sich um eine Krankheitsanlage, die sich innerhalb der ostischen Rasse besonders stark ausgebreitet hat? Für eine Rassenanlage und gegen Umwelteinflüsse hat sich Finkbeiner[2] ausgesprochen. Gerade in den vorwiegend ostischen Gebieten der Alpen ist Kropf in Verbindung mit Kretinismus besonders verbreitet. Im Kanton Wallis kommt nach Francé[3] auf je 25 Einwohner einer, der kretinistisch entartet ist. Im Tal von Aosta, dem Hauptverbreitungsgebiet des Kretinismus, zähle man 2000 Kretinen. Francé möchte auch an rassische Erscheinungen denken: „Überall in der Schweiz stößt man auf kleine, armselige Leutchen mit krummbeinigem Gang, spärlichem Haar- und Bartwuchs, ledergelbem runzeligem Gesicht, gebeugtem Rücken und übertrieben greisenhaftem Aussehen — versprengte Überreste einer fast ausgestorbenen zwerghaften Urbevölkerung." Finkbeiner wollte bei Kretinen Neandertalmerkmale feststellen, also Merkmale einer im 21. Abschnitt zu beschreibenden vorgeschichtlichen Rasse der mittleren Diluvialzeit, von der sich somit einzelne Erbanlagen bis heute erhalten haben sollten. Finkbeiner trennt die Erscheinungen des Kropfes von denen des Kretinismus und führt nicht, wie andere Forscher, Kropf und Kretinismus auf eine gemeinsame Ursache zurück. — Eine verhältnismäßig so wirksame Erhaltung von Neandertalmerkmalen bis auf den heutigen Tag möchte ich aber nicht vermuten; ich vermute vielmehr, daß es sich bei Kropf- und Kretinismusfällen um Krankheitsanlagen handelt, die sich besonders innerhalb der vorwiegend ostischen Gebiete verbreitet haben.

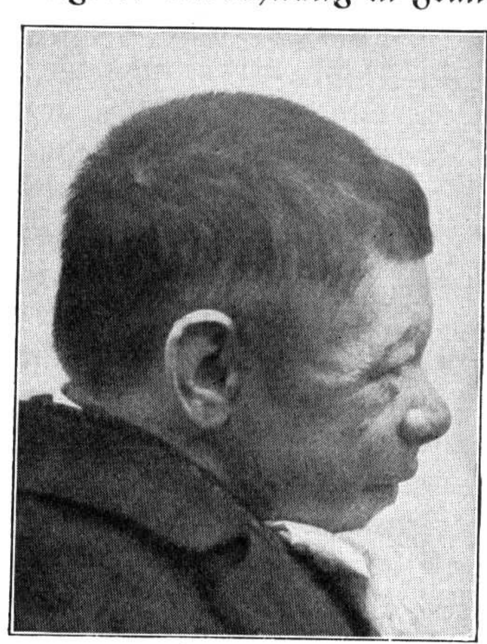


Abb. 365. Österreichische Alpen. Kretinismus

Im Zusammenhang dieses Abschnitts ist die sogenannte Konstitutionsforschung zu erwähnen, die bestimmte leibliche mit bestimmten seelischen Zügen verbunden sieht, die ferner bei bestimmten leiblichen Zügen bestimmte

[1] Vgl. Gärtner, Hygiene des Wassers. 1915, S. 30.
[2] Finkbeiner, Neandertalmerkmale bei Kretinen (Zeitschrift für Kinderheilkunde, 1912) und Kretinismus im Nollengebiet, Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte, 1918.
[3] Francé, Die Alpen. 1913.

Krankheitsneigungen auftreten sieht, ein Forschungszweig, dessen Verhältnis zur Rassenforschung in neuster Zeit lebhaft erörtert wird.

Anfänge zu einer Konstitutionsforschung könnte man schon innerhalb der „Naturphilosophie" der Romantik, bei den medizinischen Denkern der romantischen Zeit erkennen. Erst Martius (1850—1924) hat aber die Bedeutung der „Konstitution" für die Heilkunde klar erkannt. Die Wendung zur Konstitutionsforschung unserer Tage vollzog sich vor allem dadurch, daß der Blick des Mediziners von der Krankheit als einer Erscheinung an diesem oder jenem Leibesorgan (von den sedes morbi Virchows) weitergelenkt wurde auf das Gesamtbild des kranken Menschen, also mit der Erweiterung des ärztlichen Gesichtskreises über die einzelne Krankheit hinaus auf die jedem Lebewesen eigene und vererbte Krankheitsanlage, Krankheitsbereitschaft, „Disposition". Hieraus folgte bald die Erkenntnis, daß bestimmte Krankheiten oder Krankheitsneigungen bei Menschen eines bestimmten „Habitus" gehäuft auftreten. Besonders italienische, französische und deutsche Forscher begannen nun mit der Aufstellung einzelner „Konstitutionstypen" oder „Körperbautypen" und deren entsprechenden Krankheitsneigungen. Die aufgestellten „Typen" wurden miteinander verglichen, stimmten zum Teil miteinander überein, widersprachen einander zum anderen Teil. Es werden heute mehr als ein Dutzend solcher „Typen" unterschieden, ohne daß man sagen könnte, der größte Teil von ihnen sei allgemein anerkannt oder es habe sich ihre Zahl auf eine kleinere Anzahl eindeutig zurückführen lassen.

Weit über den Kreis der Fachleute hinaus ist durch seine glänzende Darstellung Kretschmers Buch „Körperbau und Charakter" (4. Aufl. 1925) bekannt geworden, und dieses Buch hat hauptsächlich die Untersuchungen angeregt, ob und wie weit man die Konstitutionstypen mit den Bildern der europäischen Rassen vergleichen oder zum Teil übereinstimmend finden dürfe. Schon vor Erscheinen des Kretschmerschen Buches hatten französische, deutsche und englische Forscher (so Chaillou, Mac-Auliffe, Bauer, Zweig, Bean, Sofer, Paulsen) Konstitutionstypen als Rassenbilder aufgefaßt.[1] Am bekanntesten aber sind die Vergleiche zwischen Kretschmers „Körperbautypen" und den leiblich-seelischen Rassenbildern Europas geworden. Kretschmer hatte als Professor der Psychiatrie und Neurologie nach seinen Erfahrungen an Kranken drei verschiedene „Körperbautypen" aufgestellt, für die er jeweils auch ein bestimmtes seelisches Verhalten bezeichnend gefunden hatte. Bald nach Erscheinen seines Buches wurde aber (von Stern-Piper) behauptet, Kretschmer habe mit seinem „leptosomen Typus" nichts anderes als die nordische Rasse, mit seinem „muskulären" nichts anderes als die dinarische, mit seinem „pyknischen Typus" nichts anderes als die ostische (alpine) Rasse gezeichnet. Nach Erscheinen des von Mathes (nach dessen Innsbrucker Krankenbeobachtungen) verfaßten Abschnittes über die Konstitutionstypen des Weibes in der Halban-Seitzschen „Biologie und Pathologie des Weibes" (Bd. II, 1923) wurde (von Kolde) behauptet, Mathes habe in seiner „Pyknika" oder „Jugendform" nichts anderes als das ostische (alpine), in seiner „Intersexuellen" oder „Zukunftsform" nichts anderes als das dinarische Weib gezeichnet. Diesen Gleichsetzungen wurde von anderer Seite widersprochen, und seither gehen die Meinungsäußerungen über die Beziehungen zwischen Rassenbildern und Konstitutionstypen hin und her. v. Verschuer konnte indessen nachweisen, daß Norddeutschland, wie nach rassenkundlichen Befunden zu erwarten ist, mehr Leptosome, Süddeutschland mehr Pyknische habe und daß auch gleichsinnige Beziehungen

[1] Einzelne dieser Konstitutionstypen sind ja schon bei den betr. Rassen genannt worden, vgl. S. 38/39, S. 86, S. 113 und S. 131.

hier mehr zu einem zyklothymen, dort mehr zu einem schizothymen seelischen Verhalten beständen.[1] Deutlicher haben sich die zu erwartenden Beziehungen zwischen leiblichen Zügen und Bildern seelischer Erkrankungen ergeben durch Rittershaus, Beitrag zur Frage Rasse und Psychose.[2]

Man wird heute nur soviel sagen dürfen, daß sich sämtliche Körperbautypen anscheinend innerhalb aller der Rassengemische finden lassen, welche die heutigen Bevölkerungen Europas darstellen. Wäre z. B. ursprünglich der leptosom-schizothyme Typus Kretschmers ganz oder hauptsächlich mit den leiblich-seelischen Zügen der nordischen Rasse, sein pyknisch-zyklothymer Typus ganz oder hauptsächlich mit den leiblich-seelischen Zügen der ostischen (alpinen) Rasse verbunden gewesen, so könnten nach einer Vermischung der beiden Rassen sehr wohl leptosome, das heißt schlankgebaute Menschen mit den seelischen Zügen der „Zyklothymen" oder pyknisch, d. h. untersetzt gebaute Menschen mit den seelischen Zügen der „Schizothymen" auftreten. Auch würden sich heute, nach der fortgeschrittenen Vermischung der europäischen Rassen, wohl eine mehr ostische Ausprägung „schizothymen" seelischen Verhaltens von einer mehr nordischen unterscheiden lassen, ebenso eine mehr ostische Ausprägung „zyklothymen" seelischen Wesens von einer mehr nordischen — um nur solche vereinfachten Beispiele zu nehmen, denen gegenüber die Wirklichkeit mit ihrer Kreuzung der Rassen und der Konstitutionstypen viel verwirrender liegt.

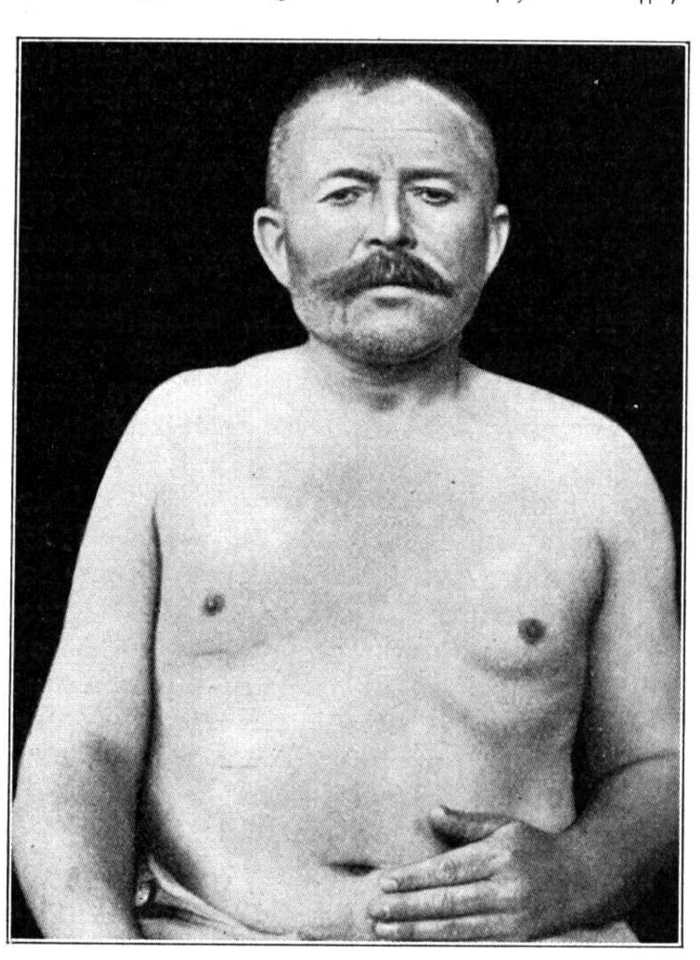


Abb. 366. „Pyknischer Typus", vorw. ostisch. (Nach Kretschmer)[3]

Vielleicht läßt sich die Frage nach den Beziehungen zwischen Konstitutionstypen und Rassen heute statistisch überhaupt nicht mehr lösen, denn je weiter die Vermischung der Rassen und auch der (einmal von diesen unabhängig gedachten) Konstitutionstypen fortschreitet, desto mehr verlieren sich auch die Möglichkeiten, durch errechnete Wechselbeziehungen (Korrelationen, vgl. S. 10) zu einer Aussage über die ein Rassengemisch zusammensetzenden Rassen oder auch Konstitutionstypen auszusagen, denn schließlich werden solche Wechselbeziehungen kaum noch auf Rassen, nur noch auf häufiger vorkommende

[1] v. Verschuer, Beitrag zur Frage Konstitution u. Rasse sowie zur Konstitutions- und Rassengeographie Deutschlands, Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, Bd. 20, 1927, S. 16 ff.

[2] Allgemeine Zeitschr. f. Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, Bd. 84, 1926, S. 360 ff.

[3] Kretschmer, Körperbau und Charakter, 4. Aufl., 1925.

Kreuzungszusammenstellungen (Mixovariationen) hinweisen. Da die einzelnen Erbanlagen einer Rasse (oder auch eines Konstitutionstypus) sich unabhängig voneinander vererben, sind ja bei weitgehender Vermischung innerhalb einer Bevölkerung Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Merkmalen einer Rasse nur noch insoweit zu erwarten, als die leiblichen Merkmale (beobachtete oder gemessene Ausprägungen) auf entweder die gleiche Erbanlage oder doch gekoppelte Erbanlagen zurückgehen. Die meisten dieser Beziehungen zwischen rassischen Merkmalen und Anlagen harren aber noch genauer Erforschung.

Man wird annehmen dürfen, daß bei und nach Entstehung der verschiedenen Menschenrassen sich auf dem Wege der Auslese zunächst auch innerhalb dieser Rassen ein bestimmter Konstitutionstypus verbreitet habe. Dieser Vorgang wird oft nicht so weit vorgeschritten sein, daß es zu einer vollständigen „Dekkung" zwischen Konstitutionstypus und Rasse kam. Aber das Ergebnis wird doch zumeist sein, daß sich innerhalb der einen Rasse verhältnismäßig mehr Menschen des einen, innerhalb der anderen verhältnismäßig mehr Menschen des anderen Konstitutionstypus befinden — ehe dann die Rassenmischung solche Beziehungen wieder undeutlich und schließlich statistisch unauffindbar macht. Man wird jedenfalls eine so weitgehende Unabhängigkeit von Konstitutionstyp und Rasse, daß man sich einen (in Kretschmers Sinne) „pyknischen" nordischen oder einen (in Kretschmers Sinne) „leptosomen" ostischen (alpinen) Menschen vorstellen könnte, als unmöglich ablehnen müssen. Ein Mensch, der alle Merkmale der nordischen Rasse, ausgenommen den schlanken Wuchs, oder einer, der alle Merkmale der ostischen Rasse, ausgenommen den untersetzten Wuchs, vereinigte — solche Menschen wären eben keine reinrassigen Menschen. Es kann sozusagen keine „pyknischen" Nordischen und keine „leptosomen" Ostischen geben.

Man wird vielleicht der Entscheidung in solchen Fragen eher von der Seite der seelischen Eigenschaften näher kommen. Man hat ja immer schon das „zyklothyme" Wesen der untersetzten Rassen, besonders der ostischen, das „schizothyme" Wesen der schlanken Rassen, besonders der nordischen Rasse, betont. Die „schizoiden Temperamente" liegen für Kretschmer „zwischen den Polen reizbar und stumpf", die „zykloiden Temperamente" hingegen „zwischen den Polen heiter und traurig". Die Stimmung der Zykloiden „schwankt wellig", die der Schizoiden „verschiebt sich", sie sind „überempfindlich und kühl zugleich". — Die folgenden Abschnitte über die seelischen Eigenschaften der nordischen und der ostischen Rasse werden zeigen, daß eine Reihe von Betrachtern nordisches Seelenleben nach der „schizothymen" Seite, ostisches nach der „zyklothymen" liegend gefunden haben. Kretschmer führt den Satz Hebbels über Uhland an: „Er ist ein Tropfen feurigen Weins in einem Faß von Eis" und nennt dabei Uhland einen „gesunden Schizoiden". Uhland ist aber zugleich leiblich wie seelisch ein vorwiegend nordischer Mensch.[1] So zeigt sich, wie wichtig auch für die Klärung der seelischen Verschiedenheiten der Einzelmenschen und der Bevölkerungen eine Klärung der Beziehungen zwischen Konstitutionstypen und Rassen ist.

Einen Schritt nicht zur Klärung, sondern eher zur Verwirrung dieser Beziehung bedeutet Weidenreichs „Körperbau und Rasse" (1927). Weidenreich hatte richtig gesehen, als er in fast allen Völkern der Erde schlanke, schmalgesichtig-schmalnäsige und untersetzte, breitgesichtig-stumpfnäsige Menschen feststellte. Hieraus wollte er nun folgern, beide Gestaltungen seien „der menschlichen Art als solcher eigen". Merkmale wie Schlankheit oder Untersetztheit,

[1] Vgl. hierzu auch Günther, Rasse und Stil, 1926.

Schmal- oder Breitgesichtigkeit, Formen der Nase, ja sogar dunkle Haare seien keine Rassenmerkmale, sondern „Konstitutionsmerkmale". Die Tatsache, daß an vielen Stellen der Erde ein (meist führender, in den oberen Ständen häufiger) „leptosomer" Schlag sich mit einem (meist geführten, in den unteren Ständen häufigeren) „pyknischen" — Weidenreich möchte sagen: „eurysomen" — Schlag vermischt hat, dient Weidenreich dazu, die Einzelheiten des Körperbaus und Gesichtsschnitts als „allgemein menschlich und konstitutionell" hinzustellen, so daß aus all diesen Merkmalen „die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse nicht gefolgert werden" könne. Solche Merkmale kehrten ja „unter den verschiedenen Rassen" (!) wieder. Eben dies ist aber nicht richtig, denn solche Merkmale kommen mehr oder weniger in den verschiedensten, rassengemischten Völkern vor, wobei z. B. die Schmalgesichtigkeit in diesem Volk auf diese, in jenem auf jene Rasse deuten kann und jede dieser schmalgesichtigen Rassen sich sonst von anderen schmalgesichtigen Rassen in vielen Merkmalen unterscheiden kann. Weidenreich sieht aber als Ergebnis seiner Untersuchung über Rasse und Konstitution dies: „Die Grenzen sind verwischt, und damit wird der Name zu einer bloßen Sache der Konvention."

Wenn man den Weg, den Weidenreich ein gutes Stück weit gegangen ist, ganz zu Ende geht, wird man eben schließlich für „Rasse" lieber „Konstitution" sagen, d. h. von einer nordischen, einer dinarischen, einer ostischen (alpinen) usw. Konstitution reden müssen. Namen sind ja den Tatsachen gegenüber tatsächlich „eine bloße Sache der Konvention", und gegenüber dem „Namen" Rasse hat das 19. Jahrhundert ja Vorurteile angehäuft, welche Weidenreich vielleicht teilt. — Viel verwirrender Zwist wäre wohl in diesen Fragen vermieden worden, wenn man mit Scheidt beachtet hätte, daß die Konstitutionsforschung ein Merkmal zu untersuchen habe „mit der Absicht einer Aussage über die Erkrankungswahrscheinlichkeit seines Trägers", die Rassenforschung hingegen „mit der Absicht einer Aussage über Ausleseprozesse in der Bevölkerung des Trägers".[1]

+

Hier kann auch die sog. Blutgruppenforschung noch genannt werden, d. h. eine Untersuchung serologischer Reaktionen des Blutes, denen sich in letzter Zeit eine steigende Aufmerksamkeit auch der Laienkreise zugewandt hat; wird doch gelegentlich angenommen, daß man schließlich unmittelbar aus dem Blute — da dieses eben „ein ganz besonderer Saft" sei — die rassische Zugehörigkeit eines Menschen werde ablesen können. Tatsächlich haben ja Blutuntersuchungen auffällige Unterschiede der Blutzusammensetzung zwischen verschiedenen Völkern und zwischen verschiedenen Stämmen eines Volkes ergeben.

Schon im Jahre 1900 hatte Landsteiner nachgewiesen, daß verschiedenes Verhalten von Blut gegenüber einem Serum, d. h. einer aus anderem Blut gewonnenen Flüssigkeit, auf Gruppenunterschiede des menschlichen Blutes schließen lasse. Serum, das zu Heilzwecken aus dem Blute bestimmter Menschen gewonnen war, vertrug sich nicht mit dem Blute anderer Menschen, sondern ließ die roten Blutkörperchen sich ballen (agglutinieren) und verursachte dadurch oft den Tod, während es vom Blute wiederum anderer Menschen ohne Gegenwirkung (Reaktion), ohne eine solche Ballung (Agglutination), aufgenommen wurde.

Aus dem Verhalten des Blutes gegenüber Serum, aus der Isohämagglutination, mußte auf das Vorhandensein von Blutgruppen ge-

[1] Scheidt, Lebensgesetze der Kultur, 1929, S. 34.

schlossen werden. Den Ärzten war ja bekannt, daß Blutüberleitungen (Bluttransfusionen) zwischen nicht näher verwandten oder gar rassefremden Menschen immer bedenklich waren. Heute wendet man keine solchen Heilverfahren an, ohne das Blut der in Betracht kommenden Menschen vorher auf seine Zusammensetzung, seine Gruppenzugehörigkeit, untersucht und eine gewisse Übereinstimmung festgestellt zu haben. Die Untersuchungen Landsteiners, v. Dungerns und Hirszfelds wurden grundlegend für den weiteren Ausbau einer Blutgruppenforschung, an der die nordamerikanischen Heeresärzte besonderen Anteil haben und welche in Deutschland vor allem auch Steffan gefördert hat, bis neuerdings (1926) Reche die Deutsche Gesellschaft für Blutgruppenforschung begründet hat.

Bisher hat sich gezeigt, daß im Blute der Menschen mit zwei „Bluteigenschaften" gerechnet werden muß, die man mit A und B bezeichnet hat und die entweder jede für sich allein oder beide miteinander gemischt oder auch beide fehlend gefunden werden. Aus diesen bisher festgestellten vier Möglichkeiten — A, B, AB, o — ergeben sich vier Blutgruppen: Gruppe I entspricht dem Vorhandensein von AB, Gruppe II dem von A, Gruppe III dem von B, Gruppe IV dem Fehlen von A und B, mit o bezeichnet. Man muß annehmen, daß den im Blute zusammenballbaren (agglutinierbaren) Stoffen A und B zwei zusammenballende (agglutinierende) Stoffe, Anti-A oder Nicht-A oder auch a und Anti-B oder Nicht-B oder auch b gegenüberstehen. — Diese vier Blutgruppen wurden bei den verschiedenen Völkern der Erde in verschiedener Häufigkeit gefunden, woraus auf eine Verschiedenheit der Menschenrassen in ihrer Blutzusammensetzung geschlossen werden durfte.

Schon v. Dungern und Hirszfeld wiesen nach, daß „Bluteigenschaften" sich in der Vererbung wie andere Erbanlagen verhalten, daß sie sich bei Kreuzung unabhängig von den mit ihnen vorher verbundenen Erbanlagen vererben, daß sie sich wie andere Erbanlagen überdeckend (dominant) oder überdeckbar (rezessiv) verhalten können.[1]

Die Annahme äußerer Einflüsse, welche zur Erklärung der Blutgruppen versucht wurden, der Einflüsse von Klima, Land oder Stadt, Beruf, Gesellschaftsschicht, Ernährung, erwiesen sich nicht als haltbar. Damit war der Rassenforschung ein neues wertvolles Untersuchungsverfahren gesichert.

Nach den bisherigen Ergebnissen zeigt sich ein Überwiegen des A-Blutes in Nordwesteuropa (dem Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse) und ein Überwiegen des B-Blutes in Innerasien und Ostasien (dem Gebiet stärksten Vorwiegens der innerasiatischen [mongolischen] Rasse). Unter Verbrechern fand sich bei einer Untersuchung der größte Anteil von B-Blut bei der Gruppe der rückfälligen Roheitsverbrecher.[2] A-Blut und nordische Rasse dürften aber trotz der sich bisher ergebenden geographischen Verteilung der Blutgruppen nicht gleichgesetzt werden, wie eine Untersuchung im Gebiet einer vorwiegend ostischen Bevölkerung (in Peterstal, bad. Schwarzwald) erwies, welche für dieses Gebiet ebenfalls viel A-Blut ergeben hatte. Hingegen wollte man nun auf eine Zweiteilung schließen, in welche die Gattung Mensch gleich bei oder nach ihrer Entstehung zerfallen sei, zwei umfassende „Urrassen", von welchen die heutigen Rassen zum Teil unmittelbar abstammten, zum Teil Kreuzungsergebnisse darstellten. Der einen dieser Stammrassen komme das A-Blut zu, der anderen das B-Blut. Um nun die Stellung einer Bevölkerung

---

[1] Über diese Vererbungserscheinungen vgl. S. 257.

[2] Böhmer, Blutgruppen u. Kriminalistik, Forschungen u. Fortschritte, Nr. 18, 1927.

innerhalb der Blutgruppen kennzeichnen zu können, schlug Hirszfeld einen „biologischen Rassenindex" vor: Das Verhältnis A:B. Die Zahl, welche bei Teilung aller in der Bevölkerung vorgefundenen A durch alle vorgefundenen B erscheint, sollte also der „biologische Rassenindex" dieser Bevölkerung sein. Nun wies aber Bernstein[1] darauf hin, daß bei diesem Index die Gruppe IV vernachlässigt werde, in welcher er eine „dritte Rasse" vermutete, die heute bei den Indianern noch ziemlich rein erhalten scheine. Darum schlugen Leveringhaus und Kruse[2] einen „serologischen Gruppenindex" vor, der durch das Verhältnis b:a gegeben sei, da man auf diese Weise die Gruppe IV nicht vernachlässige.

Hier kann nun auf die Blutgruppenforschung nicht näher eingegangen werden, möchte sich doch dieses Buch hauptsächlich auf die Schilderung der äußerlich sichtbaren leiblichen Merkmale und des seelischen Verhaltens der europäischen Rassen beschränken. Darum sei hier nur noch hingewiesen auf die Übersichten über die geographische Verteilung der Blutgruppen, welche von Zeit zu Zeit in der „Zeitschrift für Rassenphysiologie" erschienen sind und erscheinen sollen.

Es muß auch in dieser kurzen Übersicht aber noch betont werden, daß die Vermutungen mancher Laien, man werde schließlich die rassische Zugehörigkeit eines Menschen aus seinem Blute ablesen können, mindestens bisher nicht zu bekräftigen sind. Tatsächlich ist mit der Blutgruppenforschung der Rassenkunde nicht weniger, doch auch nicht mehr gegeben als das erste biologische Verfahren, welches berufen ist, die bisher fast allein angewandten anatomisch-beschreibenden Verfahren wertvoll zu ergänzen. Die Blutuntersuchung ist somit ein zwar wertvolles Forschungsmittel, doch keines, das anderen Forschungsmitteln überlegen ist oder vorzuziehen wäre. Auch ein „biologischer Rassenindex" oder ein „serologischer Gruppenindex" wird eben immer nur ein Index neben vielen anderen bleiben, wenn er auch heute — bei der Neuheit der Sache — sogar gelegentlich in Forscherkreisen in seiner Bedeutung ebenso überschätzt werden mag wie früher einmal (und heute noch in Laienkreisen) der Längenbreitenindex des Kopfes bzw. Schädels (vgl. S. 32). Man wird jedoch annehmen dürfen, daß die Blutzusammensetzung unabhängiger von Umwelteinwirkungen sei als einige andere leibliche Merkmale; dann könnte den Blutindizes ein gewisses Übergewicht über andere Indizes zugeschrieben werden.

Zwar zeigt Polen in seinen nördlichen Landschaften über 30% A-Blut, in seinen südlichen nur 16—20%, was etwa dem Einschlag nordischen Blutes in diesen Landschaften entsprechen mag, zwar hat man bei Untersuchung von 1229 deutschen Kindern bei blonden blauäugigen Langköpfen weniger B-Blut angetroffen als bei mitteldunklen Mittelköpfen und viel weniger als bei dunklen Kurzköpfen, umgekehrt das A-Blut von den Braunen zu den Blonden hin zunehmend gefunden, somit also festgestellt, daß „Bluteigenschaften" in einer gewissen Wechselbeziehung (Korrelation) mit äußeren Leibesmerkmalen vorkommen; zwar stimmen die vorwiegend dinarischen Kleinrussen ihrem Blutverhalten nach mit den vorwiegend dinarischen Berchtesgadenern überein, aber andererseits stehen allem Anschein nach die nordische Rasse der ostischen (alpinen) in ihrem Blutverhalten nahe oder Lappen den Schweden und

---

[1] Bernstein, Ztschr. f. induktive Abstammungs- u. Vererbungslehre, Bd. 37, Heft 3, 1925.

[2] Leveringhaus, Die Bedeutung der menschlichen Isohämagglutination f. Rassenbiologie u. Klinik; Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 19, H. 1, 1927.

Norwegern, Tiroler gewissen Arabergruppen, Senegalneger gewissen Malayen. So können also Gruppen, welche einander der Rassenzusammensetzung nach ferne stehen, dem Blutverhalten nach einander nahestehen oder umgekehrt. Das zeigt an, daß die Blutgruppenforschung noch viele Einzeluntersuchungen in allen Erdgebieten und noch Vertiefungen ihres Wissens nötig haben wird, ehe sich sagen läßt, was die gefundene „Blutziffer" (wie man einen solchen Index nennen könnte) rassenkundlich bedeutet. Aus der gleichen Blutziffer, also aus einem Rassenmerkmal, auf Rassenverwandtschaft zu schließen, heißt wahrscheinlich so viel wie etwa die langköpfigen Eskimos auf Grund dieses einen Merkmals als die Rassenverwandten anderer langköpfiger Menschengruppen anzusehen. So wie z. B. zwei oder mehrere breitgesichtige Rassen in sonst allen Merkmalen voneinander verschieden und untereinander durchaus nicht „verwandt", d. h. von gleicher Herkunft aus einer gemeinsamen Stammrasse, zu sein brauchen, so brauchen sich auch Rassen gleicher „Bluteigenschaft" nicht näherzustehen. Aus einem Merkmal oder einem Index allein läßt sich keine Aussage gewinnen über die rassische Zugehörigkeit eines Menschen oder die Verwandtschaft einzelner Rassen. Man wird bei aller Aufmerksamkeit auf die Blutgruppenforschung heute noch gegenüber Schlüssen aus ihren bisherigen Ergebnissen zurückhaltend sein müssen.

+

Noch bliebe eine Aufgabe der Rassenbeschreibung übrig: nämlich die Bewegungseinheiten der einzelnen Rassen für die Darstellung zu gewinnen. Hier sei dazu ein Versuch gemacht:

Der Gang der nordischen Rasse ist ruhig, jedoch durchaus nicht schwer, beim nordischen Weib hin und wieder auffallend anmutig. Es fällt auf — und besonders beim unbelastet gehenden nordischen Weib — daß oft eine Senkung des Kopfes, ein Niederblicken, gleichsam erst durch eine vorbereitende Welle durch den ganzen Oberkörper, in gewissem Sinn durch den ganzen Körper, angezeigt wird: der Körper äußert sich als Ganzes und man möchte sagen, die Bewegung, jede Bewegung, gehe erst als ein Fluß zuvor oder gleichzeitig durch den ganzen Körper hindurch. In ihrer freiesten, klarsten Ausgestaltung erhalten die Bewegungen des nordischen Körpers einen Ausdruck ruhig-bestimmten Herrschens. Diese Eigenheit darf aber nicht als ständisch-bedingt gedacht werden: ich habe diesen Ausdruck oft bei nordrassischen Fuhrleuten gesehen. Leicht wird das Gehen der nordischen Rasse zum Schreiten.

An den Armbewegungen der nordischen Rasse fällt die Freiheit des Ausdrucks auf, die sich selbst in jeder Handbewegung zeigen kann. Jeder Teil des Arms, jeder Muskel, jeder Finger, bewahrt einen gesonderten Eigenwert, indes die Bewegung doch in freier Wechselwirkung mit dem ganzen Körper verläuft. Ebenso kann eine Armbewegung bei nordischen Menschen in einem festen, klaren Ausdruckszusammenhang mit dem ganzen Körper erscheinen. Auch die Bewegungseigenheiten, die von Schicksal und Umwelt geschaffen sind, verwischen bei nordischen Menschen die rassische Bewegungsanlage nicht ganz. Unter den griechischen Bildwerken zeigen vor allem die der Frühzeit, z. B. das des Harmodios und Aristogeiton, die nordische Bewegungsanlage in reiner Ausgestaltung — verglichen mit der

germanischen Sonderart nordischen Ausdrucks, hin und wieder (und vor allem in späterer Zeit) in vielleicht etwas zu gefälliger, zu leichter Ausgestaltung. Die germanische Sonderart des nordischen Bewegungsausdrucks ist zwar immer ruhig, aber vielleicht härter, willenskräftiger, gespannter, kühner. Betrachtet wird hierbei immer nur der Bewegungsausdruck des völlig erwachsenen Körpers.

Eine besondere Bewegungsfreudigkeit ist der Nordrasse nicht eigen. Sie empfindet allzuviel Körperbewegungen als unvornehm. Den nordischen Engländer wird man geradezu bewegungsscheu nennen können. Ein anderes ist die nordische Freude an planmäßiger Körperbewegung, an Leibesübungen; Leibesübungen sind eine nordische Erscheinung; darüber mehr im 13. Abschnitt. — Bei Eisenbahn- oder Straßenbahnfahrten kann man beobachten, daß Frauen vorwiegend nordischer Rasse beim Sitzen die Knie geschlossen halten, Frauen vorwiegend ostischer Rasse hingegen sitzen oft breit mit auseinandergestellten Knien, wozu sie wahrscheinlich wegen ihrer gedrungenen dicken Oberschenkel gezwungen sind. Beim Stehen zeigen Frauen vorwiegend ostischer Rasse meistens eine breite Stellung mit gleichbelasteten auseinandergestellten Füßen, Frauen vorwiegend nordischer Rasse stehen mit geschlossenen Füßen. Männer und Frauen nordischer Rasse belasten beim Stehen meistens ein Bein mehr als das andere (Standbein, Spielbein), wobei sich bei den Frauen öfters wieder jener anmutig wirkende Fluß der Körperhaltung zeigt.[1]

Ganz anders die westische Rasse. Sie ist die eigentlich bewegungsfreudige, ja bewegungsselige Rasse. Der Westrasse ist es eigen, Gemütsbewegungen im Körper- und Gesichtsausdruck und oft ohne Zuhilfenahme des Wortes bis zur Vollendung auszudrücken; eine gewisse schauspielerische Fähigkeit ist ihr angeboren, eine Fähigkeit, mit dem ganzen Körper und bis in jede Bewegungseinzelheit hinein eine Ausdruckseinheit zu bilden. Wo der seelische Ausdruck bei der Nordrasse oft nur in den Augen, in einer Kopfwendung, in einer knappen Armbewegung das Wort unterstützt, da neigt der Körper- und Gesichtsausdruck bei der Westrasse dazu, gleich wichtig mit dem sprachlichen Ausdruck sich geltend zu machen. Der Gang der Westrasse ist wiegend, besser: leicht schwingend. Bei jedem Tritt schwingt der Oberkörper in der Schulterebene einmal mit der rechten, einmal mit der linken Schulter ein wenig nach außen, so daß der Schritt etwas Heiteres, Leichtes, Biegsames bekommt. Beim weiblichen Geschlecht ist das Biegen der Hüften besonders betont (vgl. S. 77). Der turnerische und soldatische Schritt der Franzosen, der pas gymnastique, scheint mir einen westisch-nordischen Ausgleich darzustellen; sicher ist wenig Ostisches an ihm. Man müßte annehmen, gewisse Eigenschaften westischer Art hätten sich bei der französischen Bevölkerung in viel weiterem Umfang durchgesetzt, als man nach der doch verhältnismäßig nicht so starken Beimischung westischer Rasse vermuten würde. Daß der soldatische Schritt des Franzosen im Wesentlichen westisch ist, zeigt sich auf deutschen Bühnen fast in jeder Carmen-

[1] Mensendieck, Anmut der Bewegung im täglichen Leben, 1929, S. 49, berichtet über die Bewegungen der Friesinnen einiges, was als Beispiel für nordische Bewegungseigenheiten gelten kann.

Aufführung: die Darsteller, die im ersten Aufzug als Wachablösung aufmarschieren sollen, wissen nicht mit dem westrassischen Marschtritt dieser echt westischen Bizetschen Weise auszukommen und wirken fast immer ausnehmend lächerlich. Das macht, der dem Deutschen vertraute Marschtritt ist wesentlich nordisch und Angleichungen des Schritts sind nahezu unmöglich. Das von Bizet nach einem spanischen Volkslied gebildete Soldatenlied aus Carmen „He holla, halt werda!" kann man, wenn man es richtig empfindet, gar nicht mit einem anderen als dem westrassischen Schritt begleiten, ebenso auch die Marseillaise. Der nordische Schritt ist diesen Liedern wesensfremd; daher auch in Deutschland der immer zu beobachtende Eindruck des Gezwungenen, wenn einmal die Weise der Marseillaise als Marschweise gebraucht wird.[1] Die westischen Bewegungen scheinen die aller anderen Rassen an Flüssigkeit und Ausdrucksfähigkeit weit zu übertreffen. Sicherlich ist die Ausbildung der Bewegungen bis zur Zierlichkeit nur der Westrasse eigen. Einen reizvollen Ausgleich nordischer und westischer Bewegungsart habe ich oft bei französischen Schauspielern beobachtet: die äußerste Bewegungssicherheit, Flüssigkeit und Ausdrucksfähigkeit verband sich bei ihnen mit nordischer Entschiedenheit und Kraft. Eigenartig berühren die Menschen in Lionardos Abendmahl: vorwiegend nordische Männer sind von dem nordischen Lionardo dargestellt; aber sie haben die Ausdrucksfähigkeit der Westrasse an sich genommen, die nordische Zurückhaltung der Bewegungen fehlt. So hat sich hier ein Ausgleich ereignet, ein Ausgleich übrigens, der für das Rassentum der höheren Stände Italiens zur Wiederbelebungszeit bezeichnend scheint.

Nicht leicht ist es, die ostische Bewegungsart zu erfassen, da sich viele ostische Erscheinungen als ein Angleich, ein Anpassen an die Eigentümlichkeiten der anderen europäischen Rassen erklären lassen. In Deutschland ist das nordische Rassenbild auch in den Bewegungen vorbildlich, auch in den Gebieten vorwiegend ostischer Rasse. Die straffe turnerische Haltung „Brust heraus, Bauch hinein" entspricht einer gestrafften nordischen Leibeshaltung, während die ungespannte Haltung des nordischen Erwachsenen zumeist durch eine gelassen-aufrechte, kühle Flüssigkeit gekennzeichnet ist. Beide Haltungseigenheiten sind dem ostischen Menschen nicht artgemäß und darum vielfach geradezu zuwider. Die Vorbildlichkeit der gestrafft nordischen Haltung auf deutschem Gebiet muß demnach als ein Aufzwingen des nordischen Rassenbildes in dessen preußischer Ausprägung gelten. Tatsächlich kann eine solche Haltung auch dem gedrungenen ostischen Körper, der dazu noch zur Wohlbeleibtheit neigt, nicht artgemäß sein. Ebenso scheint der ostische Mensch sich dem deutschen turnerischen Schritt eher anzupassen, als daß er ihm arteigen wäre. Mir scheint geradezu, als ob der ostischen Rasse eine gewisse Neigung zum Kniegang artgemäß wäre, mindestens aber eine Gangart, die einerseits viel schwerer als die westische,

[1] Manouvrier, Une Application anthropologique à l'Art militaire, Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris, Bd. 16, 1906, S. 94 ff., betrachtet den Heeresschritt, bedingt durch rassische Erbanlagen, und schlägt eine Einordnung der Wehrpflichtigen nicht nach Körperhöhe, sondern nach Beinlänge vor.

andererseits minder fördernd und entschieden als die nordische Gangart ist. Der ostische Gang kann vielleicht am besten als behäbig-geruhig bezeichnet werden, auch als der Gang einer gewissen schweren Beharrlichkeit, die gleichweit entfernt ist von westischer Leichtigkeit wie von nordischem Ausschreiten. Die Armbewegungen der ostischen Rasse sind nicht so flüssig wie die westischen, nicht so klar wie die nordischen Armbewegungen. Sie haften mehr am Körper. Zumal wenn der Kopf, wie dies bei der Ostrasse oft der Fall ist, „zwischen den Schultern steckt", wirkt der Arm mehr als ein unselbständiges, minder ausgestaltetes Glied von geringerer Ausdrucksfähigkeit. Die Arm- und Handbewegungen scheinen einerseits ohne rechten Zusammenhang mit dem Ausdruck des mehr beharrenden Körperganzen, andererseits aber unfreier, minder gegliedert. Dies gilt gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein und scheint aus der stumpferen Handumrißlinie sprechen zu wollen. Die Kopfbewegungen sind schwerer, stumpfer, sie sind mindestens unlustiger als die westischen Kopfbewegungen, unfreier als die nordischen. Das bedingt schon der Ausdruck des breiteren, kürzeren Schädels und der kürzere zum Kreisrunden neigende Hals.

Über die Bewegungen der dinarischen und die der ostbaltischen Rasse kann ich, da mir für eigene Beobachtung innerhalb stark vorwiegend dinarischer oder ostbaltischer Bevölkerungen bisher zu wenig Zeit vergönnt war, nur wenig sagen. Die dinarischen Bewegungen unterscheiden sich wesentlich von denen der Ostrasse wie von denen der Westrasse. Ihnen ist eigen eine gewisse feste Bestimmtheit, die manchmal an die Bewegungsart der Nordrasse erinnert. Der Gang der dinarischen Rasse scheint ausgreifend zu sein und oft geradezu kriegerisch; die Knie werden beim Gehen in eigenartiger Weise mehr nach seitlich außen bewegt als bei anderen Rassen (vgl. Abb. 140, S. 91), die Armbewegungen sind entschlossen und kraftvoll; doch scheint eine Neigung zu vielen Bewegungen nicht dinarisch zu sein, eher eine Neigung zur Bewegungskargheit. Viele im städtischen Leben sich bewegende dinarische oder vorwiegend dinarische Menschen gehen mit einer eigentümlich steifen Rückenhaltung.

Die ostbaltische Rasse zeigt ebenfalls keine Neigung zu vielen Bewegungen, doch sind ihre Bewegungen frei und flüssig. Die ostbaltische Rasse scheint eine ausgesprochene Neigung zum Kniegang zu haben. (An diesem Gang erkennt in einer finnischen Erzählung ein Finne in Amerika einen ihm begegnenden Menschen gleich als Finnen.) Mir scheint es fraglich, ob man der ostbaltischen Rasse besondere sportliche Neigungen und Fähigkeiten zuschreiben darf. Die hierfür angeführten finnischen Sportsleute — Finnland ist an solchen reich — zeigen nach Bildern doch meist einen starken nordischen Einschlag, wenn nicht sogar ein mehr oder minder starkes Vorwiegen der nordischen Rasse.

In den Bewegungen fälischer Menschen wiederholt sich das Wuchtige und Schwere, ja Vierschrötige. Treffend hat Kern dargelegt, daß die Menschen nordischer Rasse zu einem Stehen mit einem belasteten, einem unbelasteten Bein (Standbein: Spielbein der Kunstgeschichte) neigen, die Menschen fälischer Rasse hingegen zu einem breiten, gleichsam im Boden

wurzelnden Stehen mit gleichbelasteten Beinen, die Stellung also, zu welcher anscheinend auch Bismarck und Björnson, zwei Männer mit starkem fälischem Einschlag, geneigt haben, die aber z. B. einem so nordischen Manne wie Moltke nicht eigen hätte sein können. Eine kühlverbindliche Haltung, so auch eine flüssige Verbeugung, wie sie dem Körperbau der nordischen Rasse entsprechen, würde dem fälischen Menschen bei seinem Körperbau nicht leicht fallen. Doch versucht er eine solche auch kaum, selbst nicht als Angehöriger gesellschaftlich führender Kreise. Ihm eignet eine Haltung und ein Auftreten, das man warm-unverbindlich nennen könnte. Kern hat bei fälischen Menschen einen wuchtigen breithüftigen Gang bei Federn der Knie beobachtet, ein „wohliges Gleichgewicht von Kraft und Schwere". Manche fälischen Männer gehen mit einem etwas schlingernden Gang, wobei sie deutlich den Leibesschwerpunkt vom einen zum anderen Bein verlegen, ohne daß dem Gang dadurch aber ein gewisses ruhiges Schweben verloren ginge.

Hier könnte man noch die im menschlichen Umgang sich zeigende „Haltung", das Auftreten der verschiedenen Rassen erörtern. Haltung und Auftreten im menschlichen Zusammenleben sind ja durch das in ihnen sichtbar werdende Zusammenspiel leiblicher und seelischer Rassenzüge besonders aufschlußreich. Ich habe eine solche Betrachtung aber in „Rasse und Stil" (1927) durchgeführt, und weiteres findet sich bei Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker, München 1929.[1]

---

[1] Das oben (S. 186) genannte Buch von Mensendieck und andere Bücher dieser Verfasserin können für die Bewegungen mindestens des weiblichen Geschlechts zu Beobachtungen anleiten.

13. Die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse

Wären die Menschenrassen ungleich nur in bezug auf ihre leiblichen Erbanlagen, so käme der Betrachtung rassischer Erscheinungen eine viel geringere Bedeutung zu. Die seelische Erbungleichheit der Menschenrassen bedingt erst die augenfälligen Verschiedenheiten in Haltung und Auftreten, in Taten und Werken der einzelnen Menschen und der einzelnen Völker, bedingt auch die Unterschiede im Verhalten verschiedener Menschen oder Menschengruppen gegenüber den ihnen zustoßenden äußern Geschehnissen.[1]

Daß gewisse seelische Züge zumeist mit gewissen leiblichen Merkmalen verbunden vorkommen, ist eigentlich fast jedem Menschen eine Gewißheit seines „Unterbewußtseins“, ebenso wie jeder Mensch unbewußt oder bewußt davon überzeugt ist, daß seelische Züge sich vererben. Fast jeder Mensch urteilt über andere Menschen auch auf Grund unbewußt gesammelter Erfahrungen über einen gewissen Zusammenhang zwischen seelischen Zügen und leiblichen Merkmalen, mindestens auf Grund einer unbewußt ausgebildeten „Gesichtsausdruckskunde“, wenn nicht einer unbewußt ausgebildeten „Leibesausdruckskunde“, wie man das nennen könnte. „Alle gehen stillschweigend von dem Grundsatz aus, daß jeder ist, wie er aussieht: dieser ist auch richtig; aber die Schwierigkeit liegt in der Anwendung, zu welcher die Fähigkeit teils angeboren, teils aus der Erfahrung zu gewinnen ist.“ So Schopenhauer.[2] Bei Shakespeare findet sich der Satz: „I saw his heart in his face.“ — K. V. Müller berichtet: „In einer mitteldeutschen Industriegegend mit starkem Arbeiterwechsel teilten mir die Gewerkschaftsbeamten mit, daß sie mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit den Organisationswert, ja sogar das Parteibuch eines ihnen unbekannten Arbeiters dem Betreffenden „am Gesicht“ abläsen. Proben bestätigten diese Erfahrung. Durch jahrelange Übung und Erfahrung hatten jene Gewerkschafter gelernt, auf die rassenbiologisch schon bekannte Zuordnung bestimmter körperlicher Merkmale zu bestimmten seelischen Charaktereigenschaften zu achten und sie sich sogar praktisch nutzbar zu machen.“[3] Am deutlichsten zeigen die Witzblätter solche unbewußt gesammelten Erfahrungen einer

---

[1] Wer demgegenüber darauf hinweist, daß die Menschen und Völker nicht nur durch rassische Erbanlagen, sondern auch durch Ueberlieferung und Erziehung zu verschiedenem Wollen und Handeln kommen, übersieht, daß ja auch Ueberlieferungen und Erziehungsrichtungen durch den Menschen und somit durch rassische Erbanlagen bedingt sind. Durch eine Ueberlieferung kann bei einem sich rassisch wandelnden Volk allerdings noch eine Zeitlang die seelische Richtung der in diesem Volk schwindenden Rasse beibehalten werden. Auch können innerhalb eines Volkes zu verschiedenen Zeiten die einzelnen rassischen Bestandteile verschieden stark zu Wort kommen. Man kann die Geschichte eines Volkes erklären als die Auseinandersetzung der jeweiligen Erbanlagen dieses Volkes mit seiner jeweiligen Umwelt. Bei dieser Auseinandersetzung werden die einzelnen Rassenseelen im Volke — deren gegenseitige Auseinandersetzung die „Volksseele“ ausmacht — nicht immer gleich stark zur Entfaltung getrieben.

[2] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena; Zur Physiognomik.

[3] K. V. Müller, Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage, 1927.

Art Leibesausdruckskunde. Sie würden nie einen „Aristokraten" in der Leiblichkeit der ostischen oder ostbaltischen Rasse darstellen, nie einen Spießbürger oder „Vereinsmeier" in der Leiblichkeit der nordischen Rasse. Für den kraftvoll-kühnen Jäger der Alpen werden die Zeichner nie die Leiblichkeit der in den Alpen reichlich vertretenen ostischen Rasse wählen, sondern die der dinarischen oder einer nordisch-dinarischen Mischung. Dem Mitglied eines Segelklubs würden sie andere leibliche Züge verleihen als dem eines Kegelklubs. Jedes Werbebild, jeder Wahlaufruf mit Bildern, jede sinnbildliche Darstellung ist ein Beispiel für die Aussagen einer unbewußten Rassenseelenkunde. Ebenso stimmen die Aussagen der heute wieder zahlreicher auftretenden „Physiognomiker" über die seelische Bedeutung leiblicher Merkmale zumeist auffällig mit den Aussagen von Rasseforschern über die seelischen Eigenschaften der einzelnen Rassen überein.

Es ist begreiflicherweise nicht leicht, die kennzeichnenden seelischen Eigenschaften einer Rasse anzugeben, wenn man sich nicht bei allgemeinsten Ausdrücken aufhalten, sondern dem Wesenskern näher kommen will. Bei solchen Untersuchungen wird es ratsam sein, sich zunächst einen gewissen Mittelschlag (für heutige europäische Verhältnisse am besten wohl den Bauern) jeder Rasse vor Augen zu halten.

Wertvolle Hinweise auf Rasseneigentümlichkeiten gibt Beddoe[1] in seinem Buch über die Rassen der britischen Inseln. Er beschreibt darin Menschen aus verhältnismäßig rein nordischem Gebiet wie auch Menschen aus Gebieten vorwiegend ostischer und westischer Rasse. Am deutlichsten scheinen Beddoe die nordischen Eigenschaften in England beim Bewohner der Grafschaft York, beim Yorkshireman ausgedrückt zu sein. Diesem nordischen Menschenschlag schreibt Beddoe Scharfsinn, Wahrhaftigkeit, Ausdauer, Willenskraft und Fleiß zu, gesundes Urteil, Redlichkeit (spirit of fair play), Liebe zur Behaglichkeit (comfort), zur Ordnung und Reinlichkeit, Neigung zu schwerem Essen, Unzugänglichkeit gegenüber Marktschreierei (bluff independence), die sich bis zu abweisendster, selbstischer Ruppigkeit (selfish rudeness) steigern mag, ferner Sinn für Tonkunst, einen Verstand, der dem Körper gleich, im allgemeinen sehr stark und tüchtig ist, besonders geeignet für gewerbliche und kaufmännische Bestrebungen, aber auch ebensogut zur Wissenschaft; ein gewisser Mangel an Einbildungskraft sei erkennbar. Oft scheine eine rasche Auffassungsgabe im Widerspruch zu stehen mit der „germanischen Neigung, allen Dingen geradeswegs und beharrlich auf den Grund zu gehen". —

MacLean[2] schildert nordisches Wesen wie folgt: „Überlegend und kühl; zweifelt gern und ist schwer zu überzeugen. Sehr genauer Beobachter, durch Erregung oder Vorurteil nicht beeinflußt. Entwickeltes Ortsgedächtnis, das dem begabteren Teil der Rasse eine Eignung für Geometrie, Sternkunde und Schiffahrt gibt. Gerecht in ihren Entscheidungen; nicht weil sie gewissenhafter sind als Menschen anderer Rassen, sondern weil sie tatsächlich die Wahrheit lieben und es verachten, durch Erregung oder Gefühl beein-

[1] Beddoe, The Races of Britain, 1885.
[2] MacLean, Comparative Anthropology of Scotland, Anthropological Review IV, 1866, S. 222.

flußt zu werden. Stark in der Anhänglichkeit, aber nicht so sehr wie die Kelten, und, obgleich weniger erregbar, nicht so bereit, zu bereuen oder zu vergeben. Die eigene Freiheit über alles liebend und für sie die größten Schwierigkeiten und Gefahren auf sich nehmend. Oft ziemlich rauh, aber fast immer von achtungsvoller Umgangsart. Ziemlich bestimmt in ihrer Meinung, aber sehr weitherzig gegenüber der Meinung der anderen. Das Große und Erhabene liebend, aber ziemlich dazu geneigt, das Wundersame und Geheimnisvolle lächerlich zu finden; mit einer angeborenen Gabe des Frohmuts, der sie auch in Gefahr und Leid fast nie verläßt. Außerordentliche Festigkeit und Selbstvertrauen, die weder durch Qual noch durch den Tod zu erschüttern sind."

Arbo schildert das seelische Verhalten der Menschen in den verhältnismäßig nordischsten Gebieten Norwegens, wie folgt: „Man wird einen stärkeren Sinn für Reinlichkeit finden, sowohl im Hauswesen wie auch in dem, was die seelische Reinlichkeit angeht. Es zeigt sich eine stark ausgeprägte Gastfreiheit; die Menschen machen einen vertrauenswürdigen, zuverlässigen und tüchtigen Eindruck. Die Stellung der Frau ist höher ... Innerhalb der Bevölkerung zeigt sich ein sehr betonter Standesunterschied, weshalb Ehen unter dem Stande nur unter Schwierigkeiten geschlossen werden. Die Menschen haben im ganzen ein gewisses aristokratisches Gepräge und Denken, das sich in Ahnenstolz, Sippenüberlieferungen und Kenntnis ihrer Stammbäume äußert. Das gesellschaftliche Auftreten ist gekennzeichnet durch ein würdevolles Selbstgefühl, durch viel Anstand, aber auch oft durch ein etwas zurückhaltendes und steifes Wesen und Benehmen."[1]

Eingehendere Schilderungen der nordischen Rassenseele finden sich bei Clauß, „Die Nordische Seele", 1923, und „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker", 1929, ferner bei Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927.[2]

All die einzelnen seelischen Eigenschaften nordischer Menschen scheinen sich mir gleichsam anzuordnen um Kerneigenschaften des nordischen Wesens: Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft. Mit der bezeichnenden Eigenschaft der Urteilsfähigkeit hängt zusammen der Gerechtigkeitssinn, der Hang zu Sondertum und Zersplitterung, die Neigung zu unbestechlicher Sachlichkeit und die Unzugänglichkeit gegenüber Redensarten und

---

[1] Arbo, Er der foregaat nye invandringer i Norden; Ymer, Heft I, 1900.

[2] Man kann endlich die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse durch ein Betrachten des schwedischen und norwegischen Volksgeistes zu erfassen trachten, da die nordische Rasse in diesen Völkern am stärksten vorwiegt. Hierfür bietet sich das Buch Sundbärgs über den schwedischen Volksgeist „Det svenska folklynnet" (1911), das im ganzen die Gefahren und Schattenseiten, welche die schwedische Veranlagung im Wettbewerb der Völker zeigen muß, wohl etwas übertreibt. Sundbärg findet den Schweden offen, mutig, standhaft, kriegerisch, tapfer, uneigennützig, selbstaufopfernd, ritterlich, menschenfreundlich, gemütlich, im Umgang höflich, wenn auch etwas steif; er findet ihn einen schlechten Menschenkenner, guten Naturwissenschafter, Techniker und Ingenieur, stellt bei ihm Pflichtgefühl fest, Anteil an allem Fremden, Sorglosigkeit, Standesdünkel.

gegenüber dem Geist des Massentums, ferner die Neigung, den Erscheinungen mit Zweifel zu begegnen. Mit der Urteilsfähigkeit hängt zusammen der überlegende, oft unerbittlich und hart erscheinende Wirklichkeitssinn, mit ihr hängt zusammen die Neigung zu Mißtrauen gegenüber Fremden, sowie die offenherzige Treue zu dem, der ins Vertrauen aufgenommen wurde. Selbst die geringe Versöhnlichkeit hängt zusammen mit nordischer Urteilsfähigkeit: der bei klarem Urteil als bösartiger Gegner erkannte bleibt ja auch bei Änderung seines Verhaltens im Wesen der gleiche.

Der nordische Mensch vermag sich selbst sachlich gegenüberzustehen. Ihn kennzeichnet eine gewisse Abneigung gegen Beeinflussung. Er neigt zum Einzeltum im täglichen Leben, zum Sondertum des Stammes im staatlichen Leben. Sein Einzeltum, das ihn urteilsfähig erhält, macht ihn wortkarg, oft abweisend und oft geradezu hart und schonungslos. Manchem nordischen Menschen fehlt — selbst für die Empfindung anderer nordischer Menschen — die „menschliche Wärme“. Eine gewisse kühle Verstandesschärfe kann gelegentlich geradezu verletzend wirken. Der Mensch nordischer Rasse strebt wenig danach, anderen zu gefallen, mehr danach, daß er vor sich selbst bestehe; eigen ist ihm ein hohes Maß an Verantwortung und ein starkes Gewissen. Wenn er besonders tüchtig ist, neigt er dazu, die Tüchtigkeit in herrischer Weise auch von seiner Umwelt zu fordern. Leicht erfaßt er bei seiner Anlage den Begriff der Pflicht, leicht wird er dann aber wie gegen sich so auch gegen andere rücksichtslos hart. Anteilnehmende Güte ist eine Eigenschaft, die man bei nordischen Menschen — bei aller ihnen möglichen Höflichkeit, ja ritterlichen Verbindlichkeit — seltener ausgeprägt findet. Nicht selten trifft man — und zwar auch unter dem weiblichen Geschlecht — Züge seelischer Härte, Kälte und Unerbittlichkeit, eben „schizothyme“ Züge.[1]

Das Einzeltum des nordischen Wesens — schlagwörtlich würde es wohl Individualismus genannt werden — bringt es mit sich, daß der Sinn für den Familienzusammenhalt oft verringert scheint: auch seinen nächsten Angehörigen gegenüber *urteilt* der nordische Mensch, wo die Menschen anderer Rassen unbesehen und oft geschäftig den selbstischen Zusammenhang der Familie oder kleinerer Gruppen bewahren. Ist oder scheint so der Sinn für Familie beim nordischen Menschen oft geringer als bei den anderen europäischen Rassen, so ist der Sinn für größere Gruppen: für Gemeinde, Dorf und Stadt, Landschaft und Stamm bei ihm stärker als bei den anderen Rassen Europas mit Ausnahme vielleicht der fälischen und der dinarischen. Der Stamm steht dem nordischen Menschen durchschnittlich näher, ist ihm vertrauter als der Staat, die äußerste Begrenzung des Gruppenlebens. In ihrer höchsten Entfaltung allerdings ist es gerade die Nordrasse

[1] Mehr in den Grenzfällen, die schon seelischer Erkrankung oder Entartung nahe liegen, wird man bei nordischen Menschen häufiger als bei den Menschen der anderen europäischen Rassen eine gewisse Rücksichtslosigkeit, ja eine gewisse kalte Roheit in Empfinden und Handeln finden. Unter der nordischen Rasse finden sich anscheinend häufiger Menschen mit jener Verödung des seelischen Lebens, die *Kretschmer* (Körperbau und Charakter, 1925) unter die Schizothymen (zur Schizophrenie neigenden Menschen) zählt. Vgl. hierüber S. 181/182.

und nur sie, welche die großen Staatsmänner hervorbringt und hervorgebracht hat. In solchen Männern erreicht dann die unbestechliche Sachlichkeit, der Wirklichkeitssinn, der Gerechtigkeitssinn, der Mut und die Urteilskraft, selbst auch die geringere Erregbarkeit der Einbildungskraft und die vielen nordischen Staatsmännern eigene Veranlagung zu kaltem Berechnen eine höchste Ausprägung. Gerade Niedersachsen, das deutsche Gebiet, in welchem die nordische Rasse am stärksten vorwiegt, nannte Treitschke einmal das „Land der staatsmännischen Köpfe". Wirklichkeitssinn und Tatkraft des nordischen Menschen bringen zusammen das hervor, was Bismarck als einen Hauptvorzug des Niedersachsen empfand: „das Streben nach dem Erreichbaren". Aus solchen eigentlich staatsmännischen Eigenschaften entspringt die Führerbegabung des nordischen Menschen.

Leidenschaftlich kann man die nordische Rasse nicht nennen, wenigstens nicht in dem üblichen Sinn oder etwa im Sinn besonders ausgesprochener Geschlechtlichkeit. Überschwänglichkeit wirkt sogar geradezu peinlich auf nordische Menschen. Es scheint, daß sich auch die Geschlechtlichkeit bei der Nordrasse entschieden zurückhaltender und wählerischer zeige als bei den dunklen europäischen Rassen und der ostbaltischen Rasse. „In der Geschlechtsliebe war der Germane so kühl wie nicht bald ein zweites Volk", so urteilt ein genauer Kenner des vorwiegend nordrassischen alten Germanentums, Andreas Heusler,[1] wobei er aber wohl das durch Selbstbeherrschung erreichte äußere Verhalten irrtümlich als eine „kühle" Geschlechtlichkeit auffaßt. Es ist jedenfalls ein bezeichnender Zug nordischen, aber auch fälischen Wesens, daß die seelische Gemeinschaft zwischen Mann und Frau weiter über den Kreis des Reingeschlechtlichen hinausreichen kann als bei den andern europäischen Rassen. Was Hamlet von Horazio aussagt, daß sein „Blut und Urteil sich so gut vermischt", diese gewisse Ausgeglichenheit der Wesensanlagen, die klare Besinnung ermöglicht, scheint echt nordrassisch zu sein. „Dat Besinnen is dat Beste an'n Minschen" sagt ein (nordisch oder nordisch-fälisch empfundenes) oldenburgisches Sprichwort. Man wird innerhalb vorwiegend nordischer Bevölkerungen eher „seelenlose", kahl und öde wirkende Menschen als etwa sichtlich leidenschaftliche Menschen antreffen, eher kalte Rechner als unruhige Stürmer und eher Rohlinge als Grausame.

Leidenschaftlich wird der nordische Mensch meist nur an einer sachlichen Aufgabe, vornehmlich beim „Streben nach dem Erreichbaren". Nordisch ist der „matter-of-fact"-Mensch, wie die englische Sprache sich ausdrückt. Der nordische Mensch mag in der Stetigkeit, mit der er einer Sache auf den Grund geht und um der Sache willen handelt, er mag in dieser Eigenschaft, die man sachliche Leidenschaft nennen könnte, unvergleichlich sein. Ein wacher Gerechtigkeitssinn läßt ihm auch Menschen gegenüber eine andere als sachliche Haltung nicht leicht zu, und oft findet sein gerechtes Empfinden den Ausdruck der Ritterlichkeit. Man hat diesen ritterlichen

[1] Heusler, Die altgerm. Religion, in „Die Kultur der Gegenwart" Teil I Abt. III, I). — Vgl. hierzu Wieth-Knudsen, Bevölkerungsfrage, Sexualmoral und Feminismus, S. 338, bei Eberhard, Geschlechtscharakter und Volkskraft, 1930.

Gerechtigkeitssinn — mit einer gewissen Übertreibung — geradezu das Hauptkennzeichen des nordischen Menschen genannt. In den höchsten Ausprägungen zeigt sich diese sachliche Leidenschaft immer wieder in der nordischen Kunst. Die Kunst Bachs mag als höchstes Beispiel jener gleichsam sachlichen Leidenschaft gelten. Die Leidenschaft des schöpferischen Wirkens erscheint nirgends mächtiger und unvergleichlicher; aber niemand würde man weniger im üblichen Sinne leidenschaftlich nennen als Bach. — Indessen der Ausblick auf eine Kunst aus nordischem Wesen sei nur ein Hinweis auf höchste Ausprägungen nordischen Gestaltens. Die Sachlichkeit des nordischen Menschen mag auch zutage treten in der beobachteten Tatsache, die mir mitgeteilt worden ist, daß sich zur Pferdezucht und Pferdepflege eigentlich nur Menschen nordischer Rasse eignen.

Die „Leidenschaftslosigkeit", welche die besondere Urteilsruhe bedingt, und zu der oft überraschenden Urteilsklarheit führt, diese abwägende, nicht leicht zu störende Ruhe, die vor allem der nordische Bauer zeigt und die sich schon im ruhig-festen Schritt der Rasse anzeigt, sie mag gefördert sein durch den von Ripley als „Mangel an Einbildungskraft" beschriebenen Zug. Ich möchte nicht von einem „Mangel" reden, sondern von geringerer Erregbarkeit der Einbildungskraft und vor allem von stärkerer Durchdringung aller Vorstellungen mit Wirklichkeit. Am echten, d. h. nordrassischen Abkömmling der Alemannen im südwestdeutschen Gebiet wie am Niedersachsen und Skandinavier, ist mir oft eine gewisse Kühle der Einbildungskraft aufgefallen: im nordischen Geiste wechseln die Bilder ruhiger, doch sind sie deutlicher gestaltet, die Farben sind milder, einander mehr angeglichen; das Gemüt ist kühler und tiefer, minder erregbar und vor allem stärker verschlossen. Dieser Kühle der Einbildungskraft entspricht auch das für die nordische Rasse bezeichnende geringere Einfühlungsvermögen und die geringere Menschenkenntnis. Selten ist dem nordischen Menschen die Gabe der Menschenkenntnis „angeboren". Er muß sich vielmehr erst durch sein Urteil Menschenkenntnis allmählich schaffen, er wird gegenüber den Menschen zumeist erst „durch Schaden klug", erreicht aber im allgemeinen nicht die Sicherheit der Einfühlung dinarischer, vorderasiatischer und ostbaltischer Menschen — während sich doch eine angeborene Einfühlung in die Tierseele innerhalb der nordischen Rasse häufig findet. Mangel an Menschenkenntnis ist nach (dem allerdings ausgezeichneten Menschenkenner) Sundbärg[1] geradezu ein Hauptzug des schwedischen Wesens. Seltener ist der nordische Mensch versucht, aus seiner einzeltümlichen Abgeschlossenheit heraus sich in andersgeartete Menschen und andere Zustände einzufühlen, ja eine gesteigerte Einfühlungsgabe, die er etwa bei anderen findet, macht ihn leicht mißtrauisch. Auch ist ja der nordische (noch mehr jedoch der fälische) Mensch minder gesellig als die Menschen der anderen europäischen Rassen, ja öfters auch besonders „zugeknöpft" ungesellig.

Der nordische Mensch sucht sich sein Urteil durch ruhigeres Betrachten, zurückhaltendes, sachliches Eingehen, ja selbst durch Mißtrauen und eine meist höfliche Kälte zu bewahren, und eher wird dem Verstand Ausdruck

[1] Sundbärg, Det svenska folklynnet, Stockholm 1911.

und Wort verliehen als dem Gemüt, oft vielleicht gerade aus dem Bewußtsein eines tiefer erfüllbaren, weiter erschlossenen Gemüts. „Das ist das wohlbekannte abgemessene, selbstbewußte und selbstbeherrschte Wesen"[1] — die Züge, welche im Adel aller Völker indogermanischer Sprache jeweils besonders deutlich hervorgetreten sind, solange diese Adelsschichten vorwiegend nordisch blieben,[2] Züge aber, welche bei den nordischen Menschen aller Volksschichten immer wieder hervortreten.

Die Härte des nordischen Menschen kann oft eine Gemütsbewegung verbergen. Die geringere Einfühlungsgabe und die geringere Erregbarkeit der Einbildungskraft darf nicht etwa gleichgesetzt werden mit geringerer künstlerischer Begabung oder mit einem genügsameren Verstand. Im Gegenteil: die ruhigere und kühlere inbildliche Tätigkeit des nordischen Geistes bedingt die höchsten Ausprägungen seines geistigen Lebens. Leicht kommt der nordische Mensch zu einem schauenden Verhalten seines Geistes. „Zum Schauen bestellt" (Goethe) scheint vor allem der nordische Mensch zu sein. Die Menschen der dunklen europäischen Rassen, selbst die geistigeren blicken umher; die geistigeren Menschen der Nordrasse schauen. Gerade auch im Vermeiden besonderer, einzelner Kennzeichnung des Blickens darf man wohl in der griechischen Bildkunst den nordischen Geist in griechischer Sondergestaltung erblicken. Das schauende Verhalten der Nordrasse schafft ihre besondere wissenschaftliche Begabung, ihre Landschafts- und Tierliebe und Erzählergabe. Der nordische Mensch kann in der Landschaft „aufgehen" in reinem Schauen der Dinge, die Sachlichkeit ist hier zur Hingabe geworden. Es wird kein Zufall sein, daß die schwedische Dichtung vor allem landschaftliche Lyrik ist. Auch gibt das schauende Verhalten dem nordischen Menschen seine besondere Erzählergabe, wo sich sein scharfer Wirklichkeitssinn zeigt, sein Anteil an Handlungen und Vorgängen (weniger an Empfindungen) und sein Sinn für schalkhaften Witz.[3]

In einer gewaltigen Steigerung zeigt sich der Gerechtigkeitssinn der Nordrasse z. B. im Bilde des Kleistschen Michael Kohlhaas. Hier handelt, nachdem sein Urteil entschieden hat, ein nordischer Mann wohl in eigener Sache, aber mit einer unbeirrbaren Sachlichkeit. In gleicher Lage würde der westische Mensch schäumend, rasend seine Rache suchen, der ostische und der ostbaltische Mensch würden sich „in das Schicksal ergeben" und sich bei dieser oder jener Gelegenheit durch einzelne Gegenzüge immer wieder zu rächen suchen. Selbst seinem eigenen Gefühl gegenüber kann der nordische Mensch ein ruhig-scharfer Betrachter bleiben. Freiheit bedeutet ihm auch Freiheit von eigenen Stimmungen. Der ihn kennzeichnende Freiheitsdrang ist jedenfalls weniger im Sinne des politischen Schlagworts zu verstehen, als im Sinne jenes gesicherten Bezirks klaren Eigentums und abständigen Einzeltums (my house my castle). Freisein heißt ihm: nach seinem Einzelurteil leben zu können. Sein Einzelurteil ist aber nicht Einzel-

[1] Arbo, Bidrag til Nordmaendenes Anthropologi.
[2] Vgl. Günther, Adel und Rasse, 2. Aufl. München 1927.
[3] Vgl. die Sagas der Isländer und die niederdeutschen Stücke in Grimms „Kinder- und Hausmärchen". Es ist kein Zufall, daß das Volkslied besonders im vorwiegend dinarischen, das Märchen im vorwiegend nordischen Gebiet Deutschlands gepflegt wird.

laune, sondern Entscheidung. Der Entscheidung folgen dann sein Wagemut, seine Ausdauer, sein Selbstvertrauen und — in höchster Ausprägung — seine innerhalb aller Gesittungen der Völker indogermanischer Sprache bewiesene geschichteschaffende Kühnheit und Schöpferkraft.

Eigenartig verbindet sich — bei einzelnen nordischen Menschen — mit der auf ausgreifende Tätigkeit gerichteten Urteilskraft ein gewisser Leichtsinn, eine oft große Sorglosigkeit gegen sich selbst: der Wagemut wird dann Tollkühnheit, der Leichtsinn Verschwendung, die Sorglosigkeit lebt in den Tag hinein und kümmert sich wenig um Zeit, Geschäft, Handel und Wandel. Die nordische Sorglosigkeit äußert sich nicht selten als eine Art ritterlicher Lässigkeit, für die Goethes Egmont ein gutes Beispiel ist.[1] Es scheint, daß Spielsucht und Wetten der Nordrasse von alters eigen gewesen seien, und ein gewisser Übermut (Über-mut) scheint auch immer wieder den Untergang einzelner nordischer Menschen oder nordischer Scharen verursacht zu haben.[2] Der bezeichnende nordische Leichtsinn, eine gewisse Tollkühnheit einzelner, tritt immer wieder in der Geschichte nordrassisch-bedingter Völker auf, und der echt nordische Sinn für Wettbewerb hat die Leistungen dieser Völker immer wieder hoch gesteigert. Es scheint auch, als ob der nordische Mensch nach Zeiten des tatkräftigen Handelns oder des tiefen Denkens Zwischenzeiten ungebändigten Leichtsinns und frohgelaunter Faulheit brauche. Solche Züge aber heben sich, wie betont, mehr bei einzelnen ab von der für die Rasse im allgemeinen geltenden besonderen Vordenklichkeit. „Der nordische Mensch ist von allen am wenigsten dem Augenblick hingegeben; er übertrifft alle Rassen an Willensstetigkeit und sorgender Voraussicht. Infolge der vordenklichen Sinnesart werden die sinnlichen Antriebe weiter gesteckten Zielen untergeordnet."[3] So ist der nordische Mensch vor allen anderen der Mensch weitangelegter kühner Entwürfe und tatkräftiger Unternehmungen, der eigentliche „Organisator". In vielen seiner Unternehmungen und geistigen Schöpfungen ist ihm — dem Überschwänglichkeit des Auftretens, der Rede und Schrift belustigend oder peinlich sind — eine gewisse Überschwänglichkeit der Vorsätze und Entwürfe eigen, die sonst keiner Rasse eignet — die sich aber im alltäglichen Gebaren und in Worten meist gar nicht äußert und nur aus Taten und Werken zu schließen ist.

Untersucht man die Begabungsverhältnisse der einzelnen Rassen nach der Häufigkeit des Auftretens schöpferischer Menschen, so ist die Nordrasse darin besonders reich. Das haben die Untersuchungen der sog. Anthropologischen Geschichtsschreibung dargetan, und diese rassenkundliche Geschichtsschreibung fördert immer neue Zeugnisse zutage. Seit den Ver-

---

[1] Sundbärg („Det svenska folklynnet") findet, daß die Sorglosigkeit der Menschen in Schweden heute eine besorgniserregende Höhe erreicht habe.

[2] Dafür scheint mir bezeichnend, wie Byrhtnoth, der angelsächsische Führer (in dem altenglischen Gedicht „Byrhtnoths Tod") den seine Schar angreifenden Dänen, die in ungünstiger Lage vom Strand aus kämpfen müssen, „in seinem Übermut" (for his overmode) Raum gibt, so daß die Dänen auf besserem Gelände kämpfen können. Die Folge ist der Fall Byrhtnoths und seiner Schar.

[3] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I.

mutungen und Forschungen, welche die Begründer dieser Geschichtsschreibung ausgesprochen und ausgeführt haben, sind neue Untersuchungen vorgenommen worden, die das bestätigen, was der französische Rassenforscher Lapouge schon im Jahre 1888 in bezug auf die nordische Rasse geschrieben hat: „Fast alle großen Männer haben ihr angehört, selbst wenn sie Teile rassisch ganz anders gearteter Völker zu sein scheinen, und ich wäre nicht erstaunt, wenn das Licht, welches gewisse andere Rassen verbreitet haben, der Anwesenheit eines blonden, langköpfigen Einschlags in ihrer trägen Masse zuzuschreiben wäre, welcher durch die Dunkelheit der Zeiten verborgen geblieben ist. Die blonde, langköpfige Rasse scheint in der Tat dazu beigetragen zu haben, die leitenden Klassen zu liefern in Ägypten, besonders in Chaldäa und in Assyrien. Die Sache ist fast gewiß in Persien und Indien und möglich sogar für das alte China.[1] Ihre Rolle ist jedenfalls sicher in der griechisch-römischen Zivilisation, und in unserer Zeit richtet sich die Bedeutung der Völker fast genau nach der Menge blonder Langköpfe, welche zur Bildung ihrer führenden Schichten beitragen. Zu dieser Rasse haben die gallischen und fränkischen Menschen gehört, welche Frankreich und seinen Glanz gegründet haben; es sind die gleichen Menschen, die in Deutschland den Massen Leben verleihen und durch ihre Bewegung fortreißen."[2]

Allein diese Untersuchung, die nur die höchsten Erhebungen betrachtet, kann noch nicht maßgebend sein für eine Beurteilung des Durchschnitts der nordischen Rasse. Obwohl sie daraufhin deuten mag, daß die Möglichkeit solcher besonderen Schöpferkraft einen besonders tüchtigen Durchschnitt verlangt, beweist sie zunächst nur ein häufigeres Auftreten hervorragender Menschen innerhalb der nordischen Rasse und eine besondere Tatkraft vorwiegend nordischer Stämme.

Man hat deshalb die Untersuchung innerhalb einer gewissen alltäglichen Umwelt geführt, hat die Verhältnisse: Beruf und Kopfform, Beruf und Körperhöhe usw. untersucht. Solche „sozialanthropologischen" Untersuchungen sind in Deutschland, in England, in der Schweiz, in Frankreich und in Amerika angestellt worden. Wo man die Körperhöhe untersucht hat, hat sich herausgestellt, daß die höheren Stände größer sind als die niederen. Die schweizerische Nachforschung zeigt besonders genau, daß größere Körperhöhe und höhere gesellschaftliche Schicht im allgemeinen eng zusammenhängen, wobei die größere Körperhöhe außer auf Umwelteinflüsse vor allem auf einen stärkeren nordischen, dinarischen und fälischen Einschlag hinweist. Auf Grund von Messungen an mehreren tausend Leichen kam der Anatom und Anthropologe Pfitzner in Straßburg zu dem Ergebnis: „Die höhere Intelligenz schlechthin dokumentiert sich in der durchschnittlich höheren Statur und in einer über diese Zunahme hinausgehenden Größenzunahme des Hirnteils des Kopfes."[3] Auf Umweltein-

[1] Diese Vermutung Lapouges wird neuerdings immer mehr bestärkt; vgl. auch Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl. München 1929, S. 178.

[2] Lapouge, De l'Inégalité parmi les Hommes, Revue d'Anthropologie, Bd. VII, 1888, S. 15/16.

[3] Pfitzner, Der Einfluß der sozialen Schichtung auf die anthropologischen Charaktere, Zeitschr. f. Morphologie und Anthropologie IV, 1902.

flüsse lassen sich, wie später ausgeführt wird, solche Erscheinungen nicht oder nicht allein zurückführen. —

Es ist den Rassenforschern eine bekannte Tatsache, daß in den Hutläden die billigsten Hüte nicht mit höherer Hutnummer, also nicht für größere Köpfe zu haben sind, daß umgekehrt die teuersten Hüte nicht mit kleinen Hutnummern zu haben sind. Pfitzner hat diese Beziehungen näher betrachtet. Diese Tatsache weist schon auf eine Rassenschichtung hin. Eine Dame, die sehr langschädlig ist, hat mir berichtet, daß sie immer verhältnismäßig teure Hüte kaufen müsse, da es billige Hüte für langförmige Köpfe nicht gebe und daß sie ihr passende Hüte in Hamburg eher finde als in einer mitteldeutschen Stadt. Was sich schon in der Hutform zeigt, dieser stärkere Einschlag nordischen Blutes in den höheren Ständen der europäischen Völker, das scheint auch die Betrachtung der Beziehungen zwischen Jochbogenbreite (vgl. S. 35) und ständischer Schichtung der europäischen Völker zu ergeben, denn Niceforo[1] hat in den unteren Ständen eine größere Jochbogenbreite und eine größere Unterkieferwinkelbreite gefunden — was auf verstärkten ostischen und ostbaltischen Einschlag in den niederen Ständen, auf verstärkten dinarischen und nordischen Einschlag in den höheren Ständen hinweist (wobei ein dinarischer Einschlag jedoch nur für die stärker dinarisch-untermischten Gebiete in Betracht kommt). Auf nordisches Blut weist auch eine Untersuchung Niceforos, die ergab, daß innerhalb einer aus Arbeitern und Studenten gebildeten Gruppe von Gleichaltrigen die Arbeiter kurzköpfiger waren. Die Untersuchung einer Gruppe reicher und armer Knaben ergab eine größere Kurzköpfigkeit der armen.[2] Bertillon fand in Frankreich, Gould in Nordamerika unter Auslesegruppen von Gebildeten einen größeren Gesichtswinkel als bei den unteren Volksschichten, d. h. in den unteren Schichten waren mehr Einschläge von Rassen mit vorstehenden Kiefern (vgl. S. 36) festzustellen.[3] Daß in den oberen Ständen verhältnismäßig mehr schmale, hochgebaute Nasen, in den unteren mehr breite niedrige Stumpfnasen vorkommen, ist eine Tatsache, welche jeder Zeichner von Volksauftritten usw. unbewußt beachtet.

Solche allgemeineren Beobachtungen und Untersuchungen bedürfen aber noch mancher Einzelnachforschung. Noch immer könnte ja vielleicht das Aufsteigen der an nordischem Blute überdurchschnittlich reichen Geschlechter etwas anderes anzeigen als ein Aufsteigen der Begabteren. Die Arbeit von C. Röse „Beiträge zur europäischen Rassenkunde"[4] gibt die Ergeb-

[1] Niceforo, Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen. 1910.

[2] In den vorwiegend westischen Gebieten Italiens gelten diese Beziehungen (nach Livis Untersuchungen) nicht. Dort sind (wohl infolge eines vorderasiatischen Einschlags, der eine gewisse Standesauslese bewirkt) die führenden Schichten minder langköpfig als der Durchschnitt der Bevölkerung. Man darf solche Beziehungen zwischen Leistungen und Rassenmerkmalen auch nicht in stark durcheinander gemischten Bevölkerungen erwarten, da sich die Erbanlagen der in einem Rassengemische vorhandenen Rassen nach vielfältiger Kreuzung in sehr vielfältigen Zusammenstellungen verbunden finden können.

[3] Vgl. Ploetz, Sozialanthropologie, Bd. „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923, S. 621.

[4] Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 2 und 3, 1905/06.

nisse von Begabungsprüfungen wieder, die hauptsächlich in Dresden vorgenommen wurden. Hier hat sich eine Zunahme nordischen Blutes mit dem höheren Stand ziemlich deutlich ergeben, darüber hinaus aber noch wichtigere Einzeleinsichten: innerhalb der einzelnen Berufe waren die Stellen, welche die gescheidteren Leute brauchen, von Menschen durchschnittlich höheren Wuchses und längeren Schädels besetzt. Unteroffiziere waren durchschnittlich nordischer als die Mannschaft, Stabsoffiziere durchschnittlich nordischer als die anderen Offiziere, die Hochschullehrer einer gewissen Stadt durchschnittlich langschädliger als die Offiziere des dortigen Regiments usw. Die Angestellten der Straßenbahn stellen eine gewisse Auslese verständigerer Leute dar, zugleich aber auch eine Auslese von Menschen mit nordischeren Merkmalen. Die Fahrer der Straßenbahn waren durchschnittlich minder nordisch als die Schaffner, die wiederum eine gewisse Auslese der geistig regsameren darstellten. Die Arbeiter eines Betriebs, der besonders verständige Leute fordert, hatten durchschnittlich längere Schädel als die übrige Bevölkerung. Die Aufsichtsbeamten der Straßenbahn waren durchschnittlich nordischer als die Angestellten. Das entspricht einem Ergebnis Lapouges, der in Rennes die Studenten durchschnittlich minder kurzköpfig fand als die übrige Bevölkerung, ebenso einem Ergebnis Mufangs, der in einer bretonischen Stadt die Schüler einer höheren Lehranstalt minder kurzköpfig fand als die Volksschüler, letztere wieder minder kurzköpfig als das Landvolk der Umgebung.[1] Seine Untersuchungen führten Röse zu dem Ergebnis, das er in folgenden Sätzen mitteilt, denen aber die gesellschaftlichen und rassischen Zustände und die Gehaltsverhältnisse der Zeit um 1900 zugrunde liegen:

„Je höher und besser besoldet die Stellung ist, um so größer und länger sind die Köpfe, um so bedeutender die Körpergröße."

„Geistig hervorragende Menschen zeichnen sich im allgemeinen auch durch eine höhere Körperlänge aus, die das Durchschnittsmaß der gesamten Bevölkerung übersteigt; sie haben außerdem eine etwas längere Kopfform und eine bedeutendere Kopfgröße als die gleichgroße Durchschnittsbevölkerung."

„Der nordische Rassenbestandteil des deutschen Volkes ist der Hauptträger seiner geistigen Kraft."

„Die oberen Bevölkerungsschichten haben mehr nordisches Blut in ihren Adern als der Durchschnitt der gesamten deutschen Bevölkerung."

Es findet demnach nicht nur eine Rassenverteilung in der Wagrechten statt, nicht nur die in einem späteren Abschnitt zu untersuchende Verteilung über das deutsche Sprachgebiet und über Europa, sondern auch eine Rassenverteilung in der Senkrechten: die Verteilung innerhalb der Ständeschichten der Völker.

Es gibt wohl kaum rassenreine Völker, es gibt vor allem in Europa kein Volk, das nicht das Ergebnis einer Rassenmischung wäre. Vielleicht ist sogar auf der ganzen Erde jede höhere Gesittung durch Übereinanderschichtung zweier Rassen, meistens einer unterworfenen einheimischen und einer herrschenden eingewanderten, ent-

[1] Vgl. Lapouge, Les Sélections sociales, 1896.

standen, und jeder Verfall, jeder „Untergang" eines Volkes und einer Gesittung (Kultur) ist vielleicht bedingt durch das Aussterben der schöpferischen Schicht dieses Volkes. So viel zeigt jedenfalls auch noch der gegenwärtige Stand des stark rassengemischten Europas mit ziemlicher Deutlichkeit, daß innerhalb jedes abendländischen Volkes — und gleiches gilt für Nordamerika — die niedersten Stände durchschnittlich das wenigste, die obersten durchschnittlich das meiste nordische Blut haben.[1] Die Betrachtungen des 22. Abschnitts werden versuchen, diese Verteilung aus geschichtlichen Verhältnissen zu erklären.

Die Beobachtung der Bevölkerungsbewegungen, besonders die Ammons in seinem aufschlußreichen Werk „Die natürliche Auslese beim Menschen" (1893) haben noch ein anderes ergeben: daß nämlich fortgesetzt außer einer Abwanderung von allerlei licht- und arbeitsscheuem Volk eine stärkere Abwanderung größerer und langköpfigerer unternehmender Menschen vom Dorf in die Stadt vor sich geht, damit zugleich ein Aufsteigen solcher Menschen in höhere Gesellschaftsschichten und damit wiederum ein stetiges Abnehmen der Kinderzahl, vielleicht auch ein Zunehmen der Sterblichkeit dieser durchschnittlich nordischeren Volksteile — der langsame Rassentod der nordischen Rasse durch die Stadt, vor allem die Großstadt mit ihren Begleiterscheinungen, dem aufreibenden Erwerbskampf, den späten Ehen, der Beschränkung der Kinderzahl, den Geschlechtskrankheiten, den ungesunden Wohnverhältnissen usw. Dieses stetige Aufsteigen in höhere Stände hat man zu erklären versucht durch die höhere Begabung der nordischen Rasse, ihren größeren Wagemut, ihren stärkeren Drang nach Bildung, nach Wanderung, ja selbst nach Herrschen, Lehren und Anführen. Ammon hat diese Verhältnisse in Baden näher untersucht und gefunden, daß die geistig führenden Schichten einen stärkeren Einschlag nordischen Blutes zeigen als der Bevölkerungsdurchschnitt. „Die Gelehrten, welche es zu einer bedeutenden Stellung gebracht haben, sind in hervorragendem Maße langköpfig."[2]

Die erwähnten sozialanthropologischen Erscheinungen lassen den Schluß auf besondere Führereigenschaften der nordischen Rasse zu. Innerhalb jedes Volkes mit stärkerem nordischem Einschlag sammelt sich die nordische Rasse immer wieder in den führenden Schichten, also sowohl in den gesellschaftlich oberen Schichten überhaupt, wie auch innerhalb jeder Volksschicht oder jedes Standes in den führenden Kreisen. Daß die Führereigenschaften der nordischen Rasse sich auch innerhalb der unteren Stände auswirken, betont der Sozialdemokrat K. V. Müller in seinem Aufsatz „Rasse und Sozialismus" (Süddeutsche Monatshefte, Juli 1927): „So bietet die im Vorwärtsverlag erscheinende illustrierte Beilage „Volk und Zeit" seit

[1] Eine leicht erklärliche Ausnahme bildet Schweden, wo sich verhältnismäßig am meisten nordisches Blut im Bauernstande findet. Die höheren Stände Schwedens sind minder vorwiegend nordisch, da sie zum Teil auf eine außerschwedische, vielfach deutsche Einwanderung hauptsächlich der Hansazeit zurückgehen, zum Teil auf nicht schwedische, vielfach aus England, Frankreich und Deutschland kommende Truppenführer der schwedischen Großmachtzeit, die oft den Adel erhielten und in Schweden ansässig wurden.

[2] Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen, 1893.

Jahren eine lange Galerie von Bildern alter und verdienter Kämpfer der sozialistischen Bewegung: man ist erstaunt, wie viele typisch nordische Köpfe man dort antrifft. Auf einem großen Gewerkschaftskongreß (Textilarbeiterinnen) zählte ich die dunkel- und hellhaarigen Köpfe und fand 75 bis 80 v. H. Blonde. Noch deutlicher erwies sich das Führertum des nordischen Blutes in der deutschen Arbeiterbewegung bei der anthropologischen Beobachtung einiger Halbjahrskurse einer sozialistischen Heimvolkshochschule, in der aus allen Teilen Deutschlands und der deutschsprachigen Nachbargebiete junge künftige Arbeiterführer, meist von ihren Organisationen ausgewählt und unterstützt, herangebildet werden. Obwohl weitaus die größere Hälfte aus dem südlichen Teile des deutschen Sprachgebiets stammte, wiesen 54 v. H. in fast makelloser Zusammenstellung die wichtigsten nordischen Rassenmerkmale auf. Rassejuden waren nur zu 4 v. H. vertreten (verschiedene wußten nichts von ihrem jüdischen Blute!). Neben den reinrassig oder ganz vorwiegend nordischen Typen waren noch weitere 18 v. H. mit vorwiegend nordischen Rassenmerkmalen ausgestattet." — Die Führereigenschaften nordischen Blutes erschienen wieder, zugleich mit einem mit nordischen Rassenmerkmalen verbundenen ausgesprochenen „religiösen Gefühl" (etwa im Sinne Frenssens: „andächtiges Staunen mit starker Rückwirkung auf die Persönlichkeit"), einem „ausgesprochenen Natursinn" und wahrscheinlich auch ausgesprochener „zeichnerischer und überhaupt formschöpferischer Begabung" bei Untersuchungen des seelischen Verhaltens von Kindern in Kriegshinterbliebenenheimen, wo also Kinder verschiedener Herkunft in gleicher Umwelt aufwuchsen.[1] In solchem Zusammenhang könnte man auch auf die „psychotechnischen Prüfungen" hinweisen, durch welche heute die Eignung für bestimmte Berufe untersucht werden soll. Wo durch solche und andere Prüfungen Menschen von besonderem Mut und Scharfsinn, besonderer Entschlußfähigkeit, Zuverlässigkeit und Fähigkeit zu eigenem Urteil, kurz Menschen von besonderer leiblicher und seelischer Tüchtigkeit ausgelesen werden sollen, entsteht zumeist eine Auslese, welche viel nordischer ist als der Volksdurchschnitt. Der bloße Anblick der Reichswehr, mancher Abteilungen der Schutzpolizei, mancher oberen Klassen in Schulen mit strengeren Aufnahme- und Beförderungsbedingungen und der Anblick anderer sorgsam ausgewählter Menschengruppen, auch innerhalb weiblicher Berufe, kann das bestätigen.

Wie sich innerhalb *jedes* Berufes und Standes in führenden Stellungen Menschen sammeln, welche durchschnittlich nordischer sind als ihre Berufs- oder Standesgenossen, so sammelt sich innerhalb eines ganzen Volkes mit stärkerem nordischem Einschlag immer wieder die nordische Rasse in den oberen Ständen.[2]

Solche Verhältnisse zeigt ja schon der äußere oberflächliche Eindruck: „Kein unbefangener Beobachter zweifelt daran, daß man eine Reihe von

---

[1] *K. V. Müller* und *M. Springer*, Sozialanthropologische Beobachtungen, Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 18. Bd., Heft I, 1926.

[2] Der den oberen Ständen eigene Einschlag vorderasiatischer und orientalischer Rasse, den das Judentum stellt, ist in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes" im Abschnitt „Die jüdisch-nichtjüdische Mischehe" betrachtet worden.

Angehörigen der oberen Stände auch bei gleicher Tracht von einer solchen der unteren auf einen Blick im Typus unterscheiden kann. Auch hier handelt es sich freilich nur um Durchschnittsunterschiede. Es gibt Leute in hohen Stellen mit „proletarischem" Typus und Handarbeiter mit „aristokratischem" Typus. Wenn man aus 1000 Angehörigen der „oberen Zehntausend" die zehn gewöhnlichsten Typen und aus tausend Gelegenheitsarbeitern die zehn vornehmsten Typen heraussuchen würde, so würde ein uneingeweihter Beurteiler die beiden Reihen sicher falsch einordnen. Die Ausnahme bestätigt also auch in diesem Falle die Regel. Die Künstler des Simplizissimus zeichneten auch vor dem Kriege die Angehörigen der „oberen Zehntausend" regelmäßig mit ausgesprochen nordischem Typus, während sie das „Proletariat" mit Typen primitiver Rassen bedachten; und die Leser empfanden ohne weiteres, daß darin etwas Typisches zum Ausdruck kam, obwohl sie natürlich zu mehr als 99 % von Rassenunterschieden keine Ahnung hatten."[1]

Der Führergeist der nordischen Rasse[2] macht Menschen dieser Rasse auch zu militärischen Führern geeignet, wozu viele nordischen Menschen durch „einen ausgeprägten kriegerischen Ehrgeiz und vortreffliche soldatische Eigenschaften"[3] sich besonders zu eignen scheinen. Man hat in Rußland den Versuch gemacht, Truppenführer aus den an nordischem Blut armen Volksschichten heranzubilden. „Aber" — so berichtet das Berliner Tageblatt (Nr. 15, 8. Jan. 1922) vom Sowjetkongreß, der im Dezember 1921 getagt hatte — „hier teilte Trotzki eine sehr merkwürdige Beobachtung mit. In die Kriegsschulen kommen ausschließlich Bauern- und Arbeiterkinder, aber eine Schwierigkeit ihrer Erziehung für Befehlstellen bildet die Tatsache, daß ‚sie nicht das Herrenbewußtsein mitbringen, das alle Kinder aus »Bourgeoisfamilien« mehr oder weniger von Natur haben', und es ist schwer, dieses Herrenbewußtsein zu entwickeln". Es wird schwer sein, den Führergeist (domineering spirit) zu „entwickeln", da er in Europa eben durch nordisches Blut bedingt ist, das immer wieder „den Massen Leben verleiht" (Lapouge, S. 198). Daher mag in diesem Zusammenhang die Schilderung des nordischen Wesens stehen, die Lapouge gegeben hat, eine Schilderung, die sich von der oben gegebenen, notwendig allgemeineren, durch eine größere Bestimmtheit wesentlich unterscheidet, die allerdings eigentlich nur für eine gewisse gehobenere Schicht der nordischen Rasse kennzeichnend ist:

„Der Langkopf hat große Bedürfnisse und ist unaufhörlich tätig, diese zu befriedigen. Er versteht sich besser darauf, Reichtümer zu erwerben, als zu bewahren; er häuft sie an und verliert sie mit Leichtigkeit. Unternehmungslustig veranlagt, wagt er alles und seine Kühnheit sichert ihm unvergleichliche Erfolge. Er kämpft um zu kämpfen, aber nie ohne den Hintergedanken eines Gewinnes. Jedes Land gehört ihm und die ganze Erde ist sein Vaterland. Seine Klugheit kann sich hoch steigern und wechselt je nach

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927.

[2] Ripley (The Races of Europe, 1910): the domineering spirit of the Teuton.

[3] Arbo, Bidrag til Nordmaendenes Anthropologi.

dem einzelnen von schwerer Gründlichkeit bis zum Schöpfergeist. Es gibt nichts, was er nicht zu denken oder zu wollen wagt, und wollen und ausführen folgen sich unmittelbar. Er ist logisch, wann es ihm paßt und findet sich nie mit leeren Worten ab. Der Fortschritt ist sein stärkstes Bedürfnis. Von Religion ist er Protestant; im Staatsleben verlangt er nur, daß der Staat seine Tätigkeit achte und sucht mehr sich selbst emporzubringen als andere hinabzudrücken. Er erkennt schon von weitem seinen Vorteil und ebenso den seines Volkes und seiner Rasse, welche er kühn für die höchsten Bestimmungen vorbereitet. Er glaubt binnen kurzem der unbestrittene Herr der Erde zu sein und seine unbegrenzte Kühnheit, seine mächtige Fassungskraft, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit seiner Rasse, geben ihm die größte Anwartschaft auf Erfolg."[1]

Diese Beschreibung will selbstverständlich nicht besagen, daß die Grenze des protestantischen Glaubensbekenntnisses einer Rassengrenze genau entspreche;[2] auch nicht, daß es keine nordrassischen Katholiken gebe — Lapouge wäre ja mit einer solchen Behauptung durch die Rassenverteilung seines eigenen Landes leicht zu widerlegen gewesen. Indessen soviel behauptete Lapouge in dieser Schilderung doch, daß der nordische Mensch einen Drang zu geistiger Freiheit und zu eigener Beurteilung aller Fragen habe, der ihn dann leicht zum Protestanten mache. Es ist ja auch auffällig, daß „ketzerische" und „vorreformatorische" Bewegungen sich in den Völkern romanischer Sprache etwa so lange gerührt haben, als in ihnen nordisches Blut noch reichlicher vorhanden war. Man wird jedenfalls sagen können, daß der nordische Mensch in seinem Glaubensleben kühler ist, mindestens kühler als die Menschen der fälischen und auch der ostischen Rasse, welche ein warmes Glaubensleben zeigen können. Zugleich ist der nordische Mensch weniger zu mystischen Auffassungen seines Glaubens geneigt — der hellenische Götterglaube einerseits, die germanische Frömmigkeit, wie sie Kummer, Midgards Untergang (1927), kennzeichnet, andererseits, sind wohl die besten geschichtlichen Beispiele für die Möglichkeiten nordischer Glaubensgestaltung. Der nordische Mensch neigt gar nicht zur Ereiferung, geschweige zur Unduldsamkeit in Glaubensdingen — außer in den Fällen, wo ein Glaube mit der Aufrechterhaltung einer politischen Macht verbunden ist oder auch einer politischen Macht als Zweck dient. Die Geschichte des Papsttums oder die englische Geschichte zeigen Beispiele von nordischen „Glaubensstreitern", die in Wirklichkeit Staatsmänner waren. In solchen Fällen muß dann der Eindruck der „religiösen Heuchelei" entstehen, und wahrscheinlich ist, daß eine solche Heuchelei manchen nordischen Staatsmännern nicht fern liegt oder daß sie zu einer „selbsttäuschenden Verbrämung des Eroberungszieles" durch Glaubensvorstellungen neigen, welche auch Ploetz[3] erwähnt. Wenn sich auch die meisten eigentlich schöpferischen

[1] Lapouge, La Population de la France, Revue d'Anthropologie, Bd. XVI, 1887, S. 79/80.

[2] wenn auch eine gewisse Beziehung der Rassen- (oder besser: Rassenmischungs-)grenzen in Europa zu den Glaubensbekenntnissen bei Vergleichung entsprechender Karten sogleich auffällt.

[3] Ploetz, Sozialanthropologie, Band „Anthropologie" (Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

Menschen in der Geschichte der europäischen Glaubensbewegungen als vorwiegend nordisch zeigen, so möchte ich das mehr der Schöpferkraft der Nordrasse überhaupt zuschreiben als einer besonderen Ergriffenheit durch Glaubensvorstellungen oder einer besonderen Innigkeit des Glaubenslebens oder der Beziehung zu einer Kirche. Zum mindesten zeigen sich die nordischsten Gebiete Norwegens der Staatskirche wie den verschiedenen Sekten gegenüber kühler als die minder nordischen. Letztere geben der Kirche an Opferspenden mehr als erstere, obschon sie meistens zugleich die wirtschaftlich ärmeren Gebiete sind.[1]

Der „Fortschritt“, den der nordische Mensch (nach Lapouge) suche, darf nicht im Sinne des politischen Schlagworts gedeutet werden, mehr in dem Sinne, daß der Mensch nordischer Rasse immer den Drang spüre, am weitesten über den gegenwärtigen Stand seiner Umwelt hinauszudringen. In Zeiten, wo der politische Fortschritt das Bekenntnis weniger Vorandringenden ist, wird er fortschrittlich sein im Sinne des Schlagworts; in Zeiten, wo der politische „Fortschritt“ das Bekenntnis breiter Schichten ist, wird der nordische Mensch schon wieder das Andersgerichtete bekennen; meistens wird er der einzelne sein und sich in einer geführten Menge auf die Dauer ebenso unwohl fühlen, wie der ostische und der ostbaltische Mensch sich darin wohl fühlt. Die Freiheit, die zugleich die Gleichstellung aller bedeutet, kann nicht zum Bekenntnis des nordischen Menschen werden — es sei denn, er habe selbst die Führung innerhalb solcher Bestrebungen oder strebe darnach.

Lapouges Schilderung irrt nur in einem Punkt, hier aber gründlich, nämlich in der Behauptung eines nordischen Rassenbewußtseins und Rassenzusammenhalts. Von einem „Rassenbewußtsein“ kann man in Europa nur bei den Juden reden.

Schon Linné hat in seiner naturwissenschaftlichen Schilderung des Homo europaeus, des nordischen Menschen, die bezeichnenden Worte gebraucht: argutus, inventor d. h. scharfsinnig, erfinderisch.[2] Diese Eigenschaften des besonderen Wagemuts und der besonderen Begabung der Nordrasse treiben den Bevölkerungsstrom an, der immer wieder die vom Lande abwandernden, unruhigeren, nordischeren Bauernsöhne dem städtischen tüchtigen Mittelstand zuführt. Dies gilt für alle Länder, deren Bevölkerung einen merklichen Einschlag nordischen Blutes besitzt; auch wo etwa Abkömmlinge oder Auswanderer verschiedener Völker in einem Lande zusammenleben wie in Nord- und Südamerika, finden sich in den oberen Ständen in der Regel die Angehörigen solcher Völker, die einen stärkeren

[1] So berichtet M. Hansen, Oldtidens Nordmaend. — Weiteres über das nordische Glaubensleben findet sich im letzten Abschnitt meines „Rasse und Stil“ (1926) und geht hervor aus Kynast, Apollon und Dionysos, München 1927, sowie aus Tillenius, Christentum und Rassenseele, München 1927.

[2] Mit unbewußt gemachten Erfahrungen über den Zusammenhang leiblicher Merkmale mit geistigen Fähigkeiten mag es zusammenhängen, daß in England ein gescheidter Mann auch a longheaded man genannt werden kann und daß man genau entsprechend in Mecklenburg statt „er ist klug“ sagen kann: „er hat einen langen Kopf“. In Lothringen erwartet man von Kindern mit ausladendem Hinterkopf größere geistige Leistungen.

Einschlag nordischen Blutes besitzen. Bei Begabungsuntersuchungen im Heere der Vereinigten Staaten, vorgenommen an 111000 Mann, bearbeitet von dem Psychologen Yerkes, standen die Einwanderer aus Nordwesteuropa an erster Stelle, Österreich-Ungarn etwa in der Mitte, Ost- und Südosteuropa gegen Ende, an letzter Stelle Italien und Polen.[1]

Was innerhalb der einzelnen Völker gilt, das gilt auch für die gegenseitige Stellung der Völker selbst und für ihre Geschichte: die führenden Völker der Erde waren und sind die Völker mit stärkerem nordischem Einschlag. Die an Volkszahl verhältnismäßig geringen skandinavischen Völker haben verhältnismäßig viel mehr überragende Menschen hervorgebracht und weisen eine verhältnismäßig viel größere Zahl von Gebildeten auf als die ost- und südeuropäischen Völker, deren nordischer Einschlag heute nur noch gering ist.

Eine rassische Beobachtung des Schullebens, die sehr bezeichnend zu sein scheint, ist bei Röse verzeichnet: „Die Langköpfe sind durchschnittlich am fähigsten, aber zugleich am faulsten. Sie haben die beste Durchschnittszensur in der Befähigung, aber die schlechteste in der wirklichen Leistung." Ich würde indessen nicht von eigentlicher Faulheit reden, eher von dem bezeichnenden nordischen Jugendleichtsinn. Manchen nordischen Schüler beschäftigen in harmloser Unaufmerksamkeit eine Menge anderer Dinge, er glaubt in leichtsinniger Weise auch bei halbem Hinhorchen die Sache schon zu begreifen, er vergißt eher die Aufgaben und vor allem: er denkt in jüngeren Jahren viel mehr an körperliche Leistungen und gern an kriegerische Spiele. Er ist im Vergleich zum ostischen Schüler viel mehr Kind und bietet öfters das Bild eines etwas widerspenstigen, handfesten kleinen Wikings. So in unteren Klassen. In mittleren Klassen drückt sich seine Art nicht so besonders aus. In den oberen Klassen hingegen setzt anscheinend ein deutlicher geistiger Vorsprung der vorwiegend nordischeren Schüler ein, der im Zeugnis höchstens durch allzu große Lässigkeit unausgedrückt bleiben mag. Oft erscheint beim nordischen Schüler oberer Klassen ein auffälliger Gegensatz zwischen seinem jugendlichen Gesicht und seinem Verlangen, als junger Herr zu gelten.[2]

„Es liegt nicht im Charakter der nordischen Rasse, daß sie nach Bienenart in gleichmäßig geschäftiger, aber gedankenloser Tätigkeit Honig sammelt; der nordische Langkopf arbeitet lieber stoßweise, indem er gern Zeiten äußerster Kraftanstrengung mit Zeiten verminderter Tätigkeit oder völliger Faulheit abwechseln läßt. Wird ein Germane[3] durch äußere Not oder durch den inneren Drang seiner Ideenwelt gezwungen, andauernd zu ar-

[1] Vgl. Europe as an Emigrant exporting Continent, Hearings before the Comittee on Immigration and Naturalization; Statement of Dr. Laughlin, 1924; vgl. dazu Lenz, Die Ergebnisse der Intelligenzprüfungen im amerikanischen Heer, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 17, Heft 4, 1926.

[2] Über die Schüler verschiedener Rassen vgl. Roth, Über die Bedeutung der Ethnographie und Anthropologie für die Theorie und Praxis der Erziehung, Zeitschr. für pädagogische Psychologie, 31. Jahrgang, Nr. 3, 1930, S. 113 ff.

[3] soll heißen: ein Mensch nordischer Rasse.

beiten, ohne sich hin und wieder auf die Bärenhaut legen zu können, dann reibt er sich eben leicht auf. Vor allen Dingen ist die nordische Rasse diejenige, die am spätesten ihre geistige Entwicklung abschließt. Die Angehörigen der nordischen Rasse sind spät reifende Früchte, die in der Regel erst im Mannesalter ihre großen Vorzüge zur Geltung bringen." (Röse.)[1]

Über die heimatliche Herkunft der bedeutenden Schriftsteller Frankreichs hat Odin (La Génèse des Grands Hommes, 1895) eine Untersuchung angestellt; mit ihr läßt sich eine andere Untersuchung zusammenstellen über die Heimat der Preisträger der Gemäldeausstellungen des Pariser „Salon".

Beide Untersuchungen — die Karten dazu gibt Ripley — sind deshalb so wichtig, weil sie unternommen worden sind ohne irgendeine Beziehung zur Rassenkunde, in völliger Unkenntnis einer Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse für rassenkundliche Feststellungen. Die Ergebnisse beider Untersuchungen als Karten gezeichnet, ergeben nun eine ganz auffällige Übereinstimmung mit den rassenkundlichen Karten: die Gebiete vorwiegend ostischer Rasse sind in der Hervorbringung bedeutender Menschen unfruchtbar; die Heimatsorte der großen Schriftsteller und ausgezeichneten Maler Frankreichs liegen überwiegend in dem Gebiet der größten Körperhöhe, der längeren Schädel und der helleren Farben, mit anderen Worten: in den Gebieten vorwiegend nordischer Rasse oder, geschichtlich ausgedrückt, in den Gebieten der ehemals gotischen, fränkischen, normannischen, burgundischen, überhaupt germanischen Eroberungen und Siedlungen. Eine Linie etwa von Cherbourg nach Genf trennt die Gebiete französischer Sprache in einen nördlichen Teil, der an bedeutenden Menschen reich, und einen südlichen, der an bedeutenden Menschen arm ist.[2] Schon in der Encyclopédie (begonnen 1751) findet sich unter „Normandie" die Feststellung: „Das ist diejenige Provinz des Königreichs, welche die meisten Hochbegabten (gens d'esprit) und für die Wissenschaft Befähigten hervorgebracht hat." Michaud[3] hat gezeigt, daß in Nordamerika die Landschaften mit dem höchsten Hundertsatz an Blonden und Helläugigen verhältnismäßig am meisten Hochbegabte hervorbringen. Odin hat fernerhin festgestellt, daß von den etwa tausend hervorragenden Männern Frankreichs, deren Herkunft er untersuchte, 78,5 % aus den Schichten des Adels, des Beamtenstandes und der freien Berufe mit Hochschulbildung entstammt sind — also gerade aus den an nordischem Blut verhältnismäßig reichsten Schichten, die an Kopfzahl zusammen jedoch nur einen kleinen Teil des Volksganzen ausmachen. Von solchen Beobachtungen ausgehend, ist Woltmann zu den Forschungen gekommen, die er in seinen beiden Büchern „Die Germanen und die Renaissance in Italien (1905)" und „Die Germanen in Frankreich (1907)" niedergelegt hat.

---

[1] Shakespeare schildert eine nordische Jugend bis zum Eintritt in das Mannesalter sehr kennzeichnend in „Heinrich IV." (I. und 2. Teil) und „Heinrich V.". Prinz Heinz wird zum König Heinrich, und Shakespeare schildert sein Werden mit besonderer Vorliebe, da er (wie die Shakespeareforschung erwiesen hat) im König Heinrich sein Inbild eines Helden geben wollte.

[2] Über die Herkunftsländer der großen Männer Europas nach Aufstellungen Ostwalds vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929, S. 77.

[3] Michaud, in Century Magasine, 1904.



Abb. 367. Preußische Hochschule für Leibesübungen. Nordisch und vorwiegend nordisch

Die Beobachtung der Einwanderergruppen, besonders Begabungsprüfungen von der Art der S. 205/206 erwähnten, hat die nordamerikanische Gesetzgebung zu einer Unterscheidung zwischen erwünschter und unerwünschter Einwanderung geführt. Unerwünscht ist die Einwanderung aus Südosteuropa, erwünscht die Einwanderung aus Nordwesteuropa. „Es ist klar, daß die Menschentypen aus Nordwesteuropa unsere besten Bürger bilden und deshalb erhalten werden müssen. Sie sind das Beste, was Europa züchtet.“[1] Nordwesteuropa ist aber gerade der heutige Bezirk stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse.

Zur völligen Kennzeichnung der nordischen Rasse bedarf es noch der Erwähnung einer Besonderheit, die anscheinend nur ihr zukommt, einer Besonderheit, die immer wieder den Schilderer verleiten möchte, einen zu hohen Durchschnitt zum Vergleich zu stellen: das ist im Menschlichen die Möglichkeitsweite nordischen Wesens, im Geistigen die Spannweite nordischen Geistes, der „das Höchst' und Tiefste greifen“ (Goethe) möchte. Die Entfaltungsmöglichkeiten der anderen europäischen Rassen sind geringer, am geringsten wohl die der westischen Rasse (?). Schon eine Beimischung nordischen Blutes scheint die besondere, äußerste Entfaltung einer menschlichen Anlage bedingen zu können. Die Entfaltungsweite der nordischen Rasse ist größer sowohl im Schöpferischen und Heldischen, wie auch im Verbrecherischen und Verruchten. —

[1] Woodruff, Climate and Eugenics, angeführt nach v. Hoffmann, Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1913.

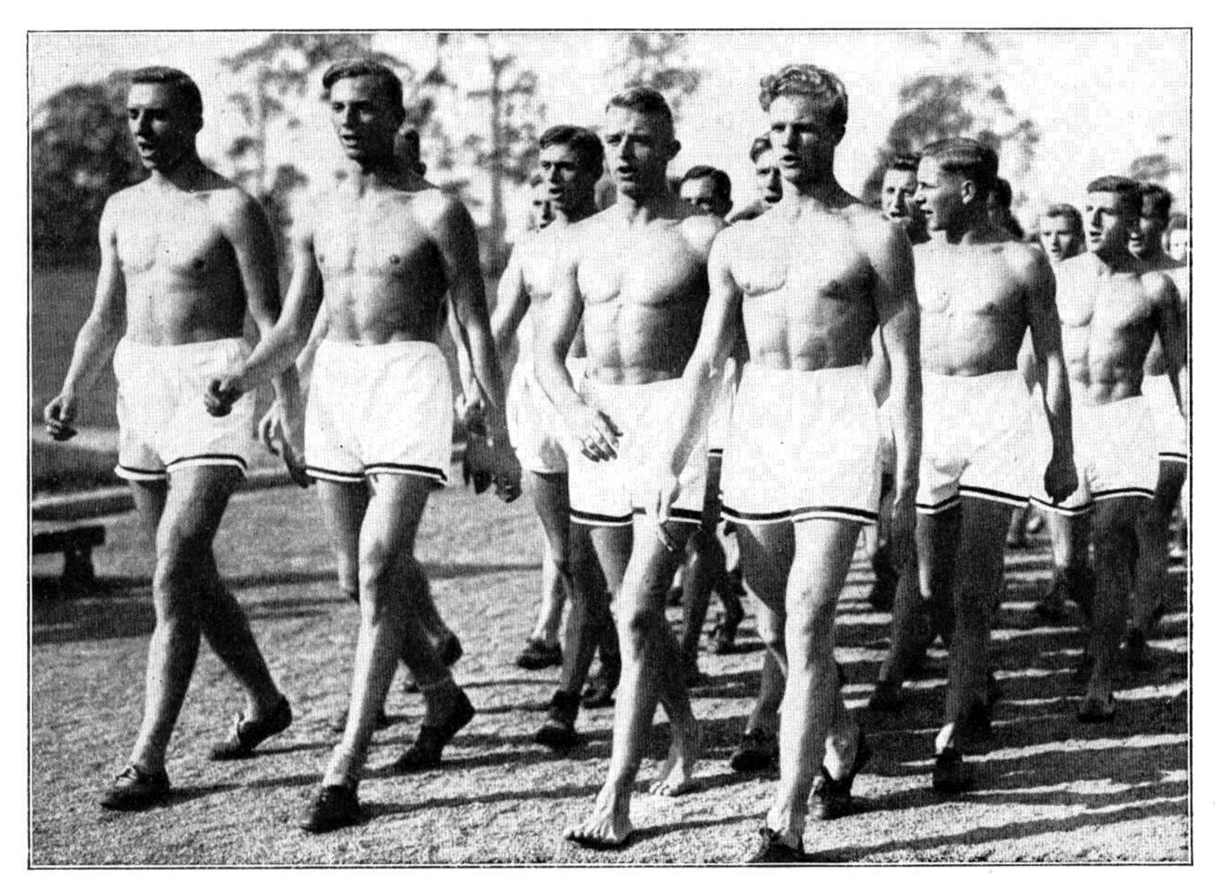


Abb. 368. Deutsche Hochschule für Leibesübungen. Nordisch und vorwiegend nordisch

Für den Selbstmord scheint zu gelten, daß er in Europa eine mehr nordrassische Erscheinung ist. Ripley führt das Urteil Morsellis an:[1] „Je reiner die nordische Rasse, desto größer der Hang zum Selbstmord." Die Selbstmordkarte Frankreichs stimmt mit der Karte der Verteilung der Nordrasse überein. Auch die Selbstmordkarte Englands zeigt, wenn auch minder deutlich, die Beziehung von Nordrasse und Selbstmord. Ähnliches bietet die Selbstmordkarte Deutschlands. Sieht man von den dichtest bevölkerten und großgewerblichen Gebieten, wie z. B. Sachsen, ab, vergleicht man die ländlichen Gebiete miteinander, so zeigt sich eine stärkere Selbstmordzahl der nordischeren Gebiete.

Die einzelnen Rassen verhalten sich auch den Straftaten nach verschieden: So haben in Nordamerika die Neger eine bedeutend höhere Bestrafungsziffer als die „weiße" Bevölkerung. Unter den Einwanderern aus den südlichen und östlichen Ländern Europas hat man eine erheblich größere Häufigkeit von Verbrechern festgestellt als unter denen aus den nordwestlichen Ländern Europas. Schon Lombroso hat darauf hingewiesen, daß in Europa Mord und Totschlag bei den Völkern germanischer Sprache am seltensten, bei den Völkern romanischer Sprache am häufigsten vorkomme, und daß in Italien diese Verbrechen in den Landesteilen überwiegend westischer (mediterraner) Rasse, also im Süden und auf den Inseln, bedeutend häufiger sind als in den anderen Landesteilen, die ein Vorwiegen der ostischen (alpinen) Rasse mit dinarischem und nordischem Einschlag zeigen.

[1] Suicide, International Scientific Series, New York 1882.

In Deutschland ist die Häufigkeit von Verbrechen in den nordwestlichen Gebieten, die eine vorwiegend nordische, zum Teil nordisch-fälische Bevölkerung haben, bedeutend geringer als in den östlichen und südlichen Teilen, die Einschläge ostbaltischer, ostischer, dinarischer, westischer, sudetischer und innerasiatischer Rasse zeigen.[1] Der Nordwesten Deutschlands ist besonders gering beteiligt an den Straftaten der gefährlichen Körperverletzung und der Blutschande und (mit dem deutschen Norden und Osten) an denen des Betrugs und der Notzucht.[2] Für Holland hat sich ergeben: „Von welcher Seite man auch die Sache betrachtet: die Bevölkerung mit dunkler Haarfarbe weist stets einen größeren Hundertsatz von Bestraften auf."[3] Es scheint, daß in ganz Europa die Bestrafungsziffer von Norden nach Süden zunehme. Norditalien und Nordfrankreich, jeweils die Gebiete stärksten nordischen Einschlags des betr. Landes, haben mehr Ehescheidungen und Selbstmorde als Südfrankreich und Süditalien. Der französische Forscher Bertillon urteilt, Worte und auch Schläge beendigten im Süden die Streitigkeiten schnell; im Norden regle sie der Richter. Die Bewohner des Südens, unbeständiger und wankelmütiger, seien doch nach einem leidenschaftlichen Ausbruch bald wieder beruhigt. Mann und Weib könnten streiten, aber die Entfremdung sei beendet, bevor die Gerichte eingriffen. Anders verhalte sich der Bauer der (noch vorwiegend nordischen) Normandie oder Champagne; er sei kühl und zurückhaltend und trage seine Beschwerden lange mit sich herum. Bertillon schließt, daß die Nordrasse besonders dazu neige, ehelichen Zwist durch gerichtliche Entscheidung auszutragen.

Röse vertritt auf Grund schwedischer Beobachtungen die Ansicht, die Eigentumsvergehen nähmen zu, je dunkler eine Bevölkerung werde, und Ploetz[4] weist auf die geringe Bestrafungsziffer in Betrugs- und Diebstahlsfällen hin, welche sich für Skandinavien ergeben hat und möchte der nordischen Rasse „eine größere Achtung vor der Persönlichkeit und dem Besitz des Nächsten" zuschreiben. Mit Lenz möchte ich annehmen, daß „Selbstbeherrschung, Voraussicht, Selbstachtung und Achtung vor Leben und Eigentum anderer den nordischen Menschen weitgehend vor Gesetzesverletzungen bewahren",[5] daß die geringere Bestrafungsziffer vorwiegend nordischer Gebiete aber auch dadurch bedingt sei, daß der nordische Mensch sich nicht gerne mit Kleinigkeiten abgibt. Vor allem seine Vordenklichkeit wird ihn behüten. Über das Verhalten von Vertretern der einzelnen Rassen als Gefangenen in der Strafanstalt unterrichtet in sehr aufschlußreicher Weise v. Egloffstein, Rassenfragen im Gefängnis, Blätter für Gefängniskunde, Bd. 60, Heft 2, 1929, S. 1—11.

Eine verbrechenskundliche Betrachtung kann zwar in den Zusammen-

---

[1] Vgl. die Zahlenangaben bei Baur-Fischer-Lenz, 3. A. Bd. I, S. 567.

[2] Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. 1923.

[3] Slingenberg, Coloration capillaire et criminalité. Rapport présenté à la Section de Criminologie et Sociologie, Session de Prague, 1924.

[4] Ploetz, Sozialanthropologie im Band „Anthropologie" (Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

[5] Baur-Fischer-Lenz, Bd. I 3. Aufl. 1927.

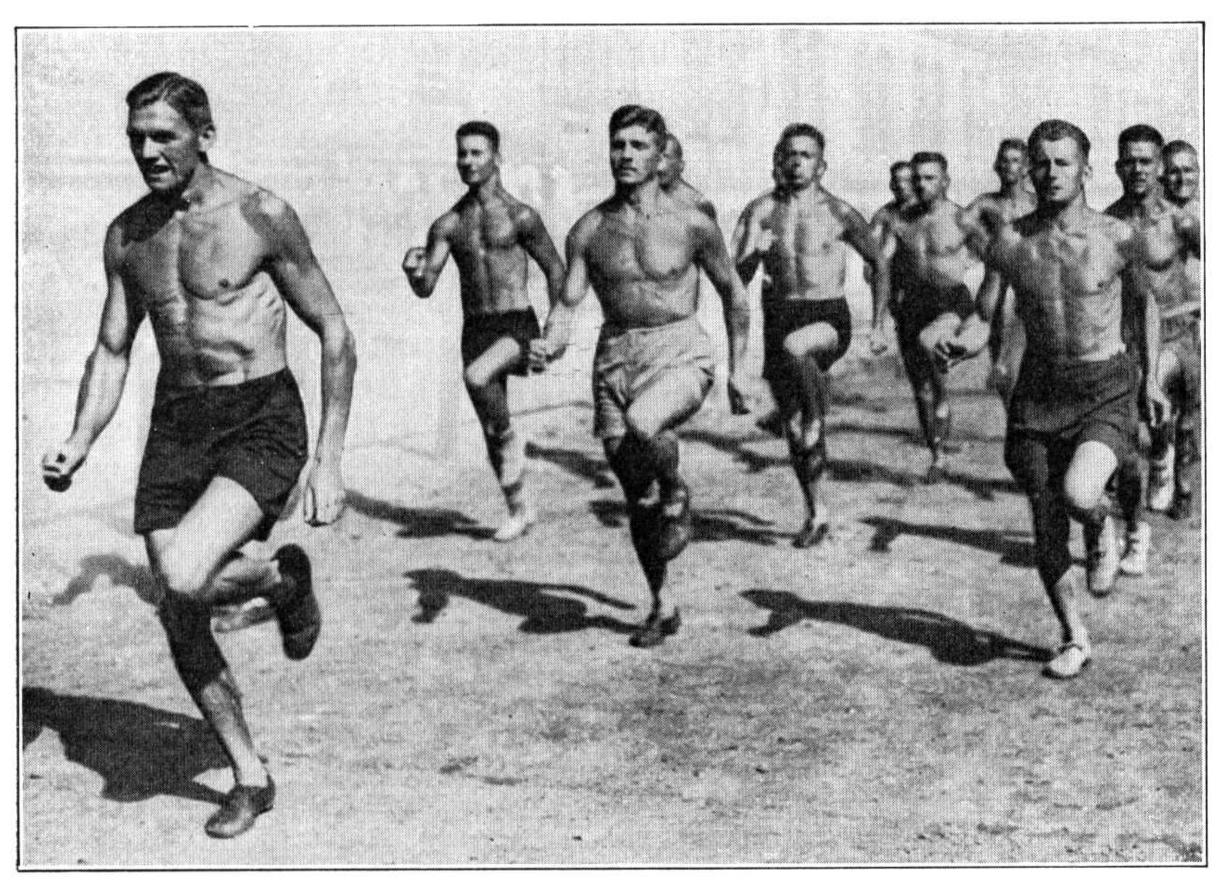


Abb. 369. Preußische Polizeischule für Leibesübungen.
Nordisch und vorwiegend nordisch

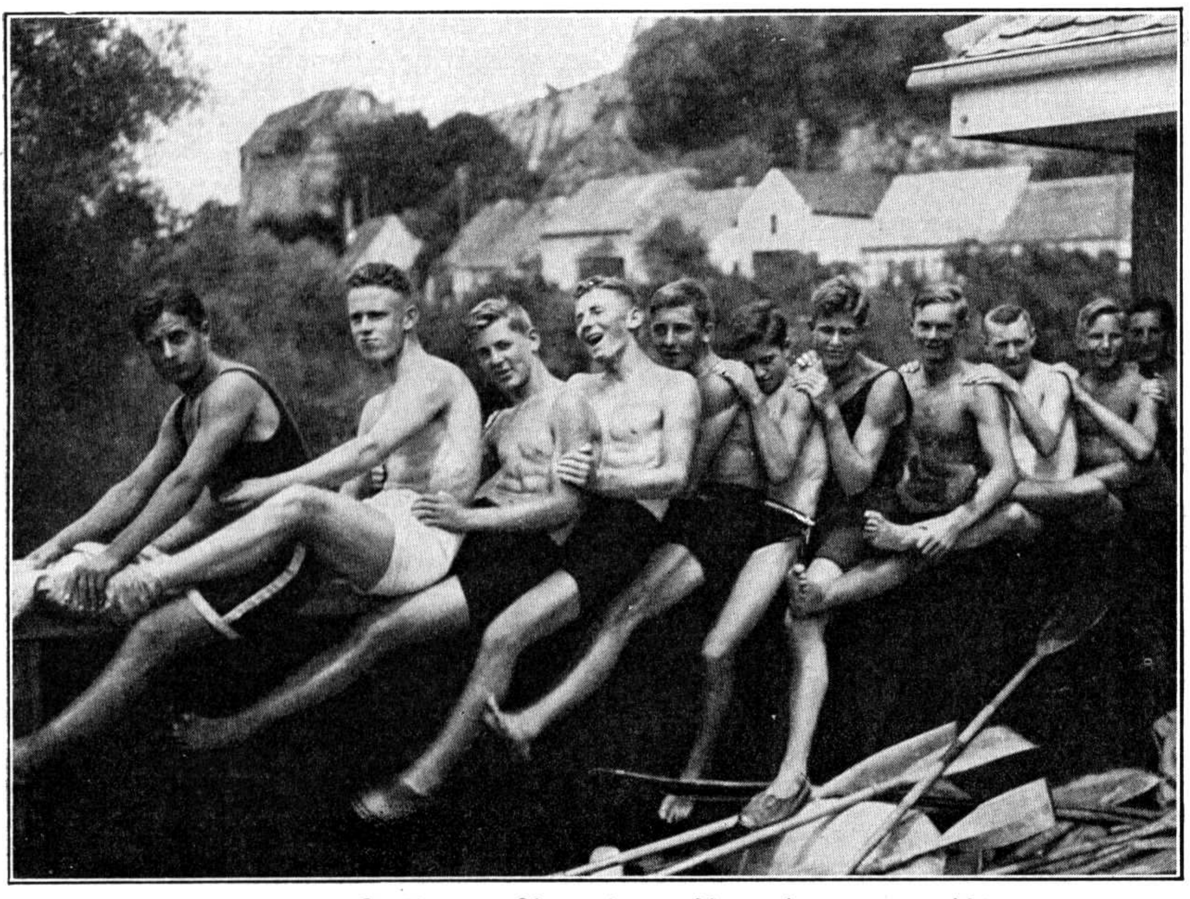


Abb. 370. Freiburger Ruderklub. Vorwiegend nordisch

hang der erwähnten größeren Entfaltungsweite nordischer Art hineingestellt werden, schöpft aber die Besonderheit dieses Merkmals keineswegs aus. Was auffällt ist dies: daß Tugend wie Verbrechen, Heiligkeit, schauende Stille, zartes Wesen, feinsinnige Herzlichkeit — innerhalb der ganzen Nordrasse, aber auch gelegentlich bei einem einzelnen nordischen Menschen — ebenso möglich sind wie rücksichtslosester Tatendrang, kälteste Berechnung, höhnische Verachtung und unerbittliche Härte. Der Kampf im Gewissen der Menschen nordischer Rasse kann der stärkste werden. Die seelischen Spannungen können die äußersten; die Vereinigung ausgeprägter Eigenschaften und damit die Wesensfülle kann bei Menschen der Nordrasse am reichsten sein. Die Gestalten des Weisen, des Feldherrn, des Künstlers, des Bauern, des Arbeiters, des Staatsmannes, des Priesters, des Entsagenden wie des Fordernden, des Sinnenden wie des Handelnden, des Guten wie des Bösen, erfahren einzig innerhalb der Nordrasse diese Schärfe der Ausgestaltung, die es schwierig macht, einen mittleren Durchschnitt nordischen Wesens und nordischer Fähigkeiten faßlich zu beschreiben.[1] Bezeichnend für das seelische Wesen nordischer Menschen ist vielfach ein gewisses Übermaß, ein Überschwang der Kräfte und des Geistes, eine Rastlosigkeit des Denkens und Handelns, die den nordischen Menschen von Tat zu Tat, von einer gedanklichen Eroberung zur anderen treiben. Ihn drängt es am meisten dazu, im Wettbewerb der Kräfte die eigene Kraft zu messen. Kaum trifft man innerhalb der anderen europäischen Rassen die leidenschaftliche, reine und unselbstische Hingabe an geistige Güter, welche so oft das ganze Leben nordischer Männer bestimmt. „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" (Goethe) scheint vor allem der nordische Mensch zu sein.

Nur innerhalb der Nordrasse sind männliches und weibliches Wesen zwei so deutlich ausgeprägte Gestaltungen. Der nordische Mann, das nordische Weib — die seelische Spannung dieser Zwiegestaltung ist weiter als bei anderen Rassen; und wiederum auch im Wesen des nordischen Weibes selbst ist eine Entfaltungsweite möglich, für welche die Krimhild des Nibelungenliedes sinnbildlich ist: eine Entfaltung von anmutig milder Mädchenart bis zur harten Unerbittlichkeit und Unversöhnlichkeit des nordischen Weibes.

So müßte bei Schilderung der seelischen Eigenschaften nordischer Rasse ein weiter Kreis von Möglichkeiten umschritten werden. Eine bei einzelnen nordischen Menschen oft gefährliche Fülle der seelischen Anlagen fällt immer wieder auf.

Zu welchen besonderen Betätigungen die Begabung der Nordrasse neigt, mag nicht leicht festzustellen sein. Oben sind nach englischen Zeugnissen Tonkunst, Geometrie, Schiffahrt, Kaufmannschaft und Wissenschaft angeführt worden. Mir scheint die Nordrasse zunächst begabt zu sein zu Taten der Unternehmung, der Eroberung, des Krieges, der Staatskunst und

[1] Und solche Züge zeigen eben, wie Lenz bemerkt hat, „das schizothyme Wesen der nordischen Rasse" (vgl. S. 193). Doch zeigen sich auch Züge der Härte und der Rücksichtslosigkeit beim nordischen Menschen noch oft gemeistert durch eine gewisse Sachlichkeit und Ritterlichkeit (was z. B. Bernhard Shaw in seinen Lustspielen treffend verspottet).

Staatenbildung, dann zum wissenschaftlichen (und zwar wohl mehr zum naturwissenschaftlichen, weniger zum geisteswissenschaftlichen) Denken, dann zu künstlerischem und dann zu philosophischem Wirken. Die besondere dichterische Begabung fällt auf. Auf eine besondere Begabung für Tonkunst weist das keltische und germanische Altertum hin. Doch scheinen der nordischen Rasse auf dem Gebiet künstlerischen Schaffens die Dichtkunst, die Baukunst und die bildenden (unter ihnen insbesondere die zeichnerischen?) Künste gleichsam als erste, die Tonkunst als zweite Gabe verliehen zu sein, indessen die Tonkunst auf dem Gebiet künstlerischen Schaffens der dinarischen Rasse in erster Reihe verliehen zu sein scheint. Die germanischen Klangwerkzeuge verraten eine reiche Entfaltung vorgeschichtlicher Tonkunst. Die vielen einheimischen Bezeichnungen für einzelne Liedarten, für Arten der Liedbegleitung, die vielen einheimischen Namen für Klangwerkzeuge, die Auffindung „zahlreicher und erstaunlich vollkommener Musikinstrumente", vor allem der herrlichen Luren,[1] und in der Gegenwart die erstaunlich reiche und schöpferische Tonkunst des schwedischen Volkes, vor allem des schwedischen Bauern, — all dies deutet auf eine besondere Entfaltung des Sinnes für Gesang und Tonkunst hin.[2] Die starke Entfaltung der deutschen Tonkunst in späterer Zeit scheint sowohl durch nordisches wie durch dinarisches Blut bewirkt zu sein, ja vielleicht durch dinarisch-nordische Blutmischungen, die (nicht als eine vererbliche Kreuzungserscheinung, sondern nur bei einzelnen Menschen) eine besondere tonkünstlerische Schöpferkraft bewirkt hat. Aber auch England war bis etwa zu Shakespeares Zeit und noch später reich an Tonkünstlern und an Sinn für die Tonkunst, ehe es in neuerer Zeit — auch durch die Abnahme des nordischen Blutes? — zum „Land ohne Musik" (O. A. H. Schmitz) geworden ist.

Endlich sei noch eine Eigenschaft erwähnt, die in der leiblichen Erscheinung des nordischen Menschen als erste Andeutung seines Wesens auffällt: die leibliche Reinlichkeit. Beddoe hat diesen Zug in seiner oben angeführten Schilderung erwähnt, und er ist in der Tat sehr bezeichnend. Man kann ihn schon ausgedrückt finden in der Tatsache, daß die Erfindung der Seife wie der Haarbürste germanisch sind. Das spätlateinische Wort selbst für Seife, welches dann in die romanischen Sprachen übergeführt worden ist, ist mit der Sache von den (späten, entnordeten) Römern übernommen worden (vgl. S. 379). Bei ostischen Menschen und zwar bei ostischen Menschen aller Stände habe ich oft einen gewissen Mangel an Reinlichkeit wahrgenommen, die bei nordischen Menschen des jeweils entsprechen-

[1] Vgl. die Abschnitte „Gesang", „Musik" usw. in Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde und Fleischer, Vorgeschichtliche Musiktheorie, Mannus XI, XII, 1919/20.

[2] so daß ich (besonders nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Schweden) Lenz (Menschliche Erblichkeitslehre) nicht recht geben kann, wenn er eine „verhältnismäßig geringe musikalische Begabung" der nordischen Rasse behaupten will. Der hierfür öfters angeführte Satz: „Frisia non cantat" könnte auf einen Zug hinweisen, der sich vielleicht aus der Seele der fälischen Rasse erklärt, und bedürfte im übrigen auch noch der Untersuchung auf seinen Wahrheitsgehalt.

den Standes oder der entsprechenden Beschäftigungsart nicht vorkam. Innerhalb aller Stände und Beschäftigungen fällt in Deutschland der nordische oder vorwiegend nordische Mensch immer durch seine verhältnismäßig größere Reinlichkeit auf. Ich habe bei Beobachtungen in Volksküchen kaum Ausnahmen von dieser rassenkundlichen Regel gefunden. Die Berichte über die Leibesübungen und Körperpflege, vor allem über das ausgebildete Badewesen der alten Deutschen, zeigen den rassischen Zug der Reinlichkeit in der frühen deutschen Geschichte. Es scheint, daß man leider zugeben muß, es sei in der späteren deutschen Geschichte in diesem Zug wie in anderen nicht mehr zur völligen Herrschaft des nordischen Rassenbildes gekommen.

Echt nordisch scheint die Freude an Leibesübungen zu sein. Schon die altgermanischen Sprachen besaßen eine Reihe von einheimischen Ausdrücken für allerlei Spiele, für Springen, Ringkämpfe, Schwimmen und sonstige Leibesübungen. Die Freude an leiblicher Ertüchtigung zeigt sich in der frühen Geschichte aller nordisch-geführten indogermanischen Völker, insbesondere der Perser und der Hellenen, und Ammon hat beobachtet, daß sich in Turn- und sonstigen Sportvereinen immer eine gewisse nordischere Bevölkerungsauslese findet (Abb. 367—370). Man findet nordischere Menschen in allen Freiluftberufen, nach meiner Beobachtung auffällig viele unter den Fuhrleuten, aber auch unter Gärtnern und vor allem unter den Förstern. Auch in den mehr oder weniger in freier Luft auszuübenden Berufen der Kraftwagenführer und städtischen Schutzleute, insbesondere aber in der Reichswehr, bei den staatlichen Polizeimannschaften (Abb. 369) und im Schiffahrtswesen (auch im binnenländischen) scheinen sich, soweit ich beobachten konnte, Menschen zu finden, die nordischer als der Bevölkerungsdurchschnitt sind; mindestens finden sich in solchen Berufen auffällig wenig ostische oder stark vorwiegend ostische Menschen.

14. Die seelischen Eigenschaften der westischen (mediterranen, mittelländischen) Rasse

Da die westische (mediterrane, mittelländische) Rasse im Blut des deutschen Volkskörpers zwar sicherlich vertreten ist, aber doch im Gesamtdurchschnitt nur mit etwa 2 %, und da sie wahrscheinlich mehr in Zumischung vorkommt als durch reinrassig westische Menschen vertreten; da also vor allem geschlossene Siedlungsgebiete westischer Rasse in Deutschland nirgends vorkommen, läßt sich eine Beschreibung der seelischen Eigenschaften dieser Rasse nur nach dem Bilde geben, das die Westrasse innerhalb anderer Länder bietet.

Den englischen, also im allgemeinen wohl vorwiegend nordrassischen, Forschern fällt bei der Westrasse auf: das leidenschaftliche Sprechen, eine Beredsamkeit oder mindestens eine Bereitschaft und Fertigkeit zu reden, Munterkeit und Beweglichkeit des Geistes; die Gefühle finden rasch ihren Ausdruck und äußern sich durch Beredsamkeit, ja Geschwätzigkeit; der Verstand faßt schnell auf, taugt aber weniger zu klarem Urteil. „Ein lebhafter Geist, beeinträchtigt durch den Mangel an Stetigkeit und Geduld." (Matthew Arnold.) Der westische Mensch ist ebenso schnell in gehobener Stimmung wie in niedergeschlagener; oft folgt einem seelischen Aufruhr unmittelbar ein Zusammenbruch. Leicht kommt er in Schwierigkeiten durch sein Ungestüm: leicht aber entschlüpft er auch den Schwierigkeiten wieder durch Gewandtheit und Flinkheit. Immer folgt sein Urteil mehr seinem Gefühl als seinem Verstand. „Immer ist er bereit, aufzubegehren gegen den Zwang der Tatsachen" (Henri Martin), immer beherrscht ihn sein leicht erregter Sinn.

Es ist also diejenige Veranlagung, die wir in Deutschland am ehesten einem Teil der Spanier, den Franzosen der Mittelmeerküste und den Süditalienern zuschreiben, die man auf den britischen Inseln am ehesten den Irländern zuschreibt — mit Recht, denn in diesen Gebieten sind Hauptsitze der Westrasse. Als Wesenskern der westischen Veranlagung ergeben sich: Leidenschaftlichkeit und geistige Beweglichkeit. Alle Kräfte des Geistes sind viel mehr nach außen gerichtet als bei dem mehr nach innen lebenden nordischen Menschen. Daher diese stärkere äußere Eindrucksfähigkeit des westischen Menschen, sein Bedürfnis nach stärkeren Farben, wenigstens nach lautersprechenden Farben und Farbzusammenstellungen. Daher auch die Neugier des westischen Menschen und seine Veränderungssucht; bedarf er doch bei minder reichhaltigem Innenleben immer wieder der An- und Aufregungen durch die Außenwelt. Dem Gemüt des nordischen Menschen entsprechen als Neigungsfarben, als Farben, die dem Gemüt wohltun und (beim Weibe deutlicher, beim Manne minder deutlich) auch für Kleidung und Schmuck oder zur Wohnungsausstattung und bei der Wahl von Kunstgegenständen bevorzugt werden — als solche „seelische Farben", die dann dem betr. Menschen auch „stehen", entsprechen anscheinend der Nordrasse am ehesten

das Blau und das hellere Grün. Die seelischen Farben[1] der westischen Rasse scheinen das Rot und das Gelb zu sein. Eine Untersuchung der Trachten und der Volkskunst und dann eine der Kunst selbst müßte wertvolle Aufschlüsse geben. Im Gebiet der Kunst scheinen mir Delacroix und der nordisch-westische Géricault (A: blau, H: blond) den westischen Farbengeschmack deutlich zu zeigen, in Spanien scheint Zuloaga ein echt westischer Maler zu sein.[2] Leicht würde es nicht fallen, eine größere Anzahl westischer Maler zu nennen, denn z. B. in Frankreich sind außer Delacroix die bedeutenderen Maler zumeist vorwiegend nordrassisch. Das gleiche gilt für Italien, besonders das Italien der Wiederbelebungszeit; das gleiche mag auch für die große spanische Kunst gelten (vgl. die angeführten Bücher Woltmanns S. 207), wenn begreiflicherweise auch die Künstler dieser Länder öfters geringe Einschläge westischen Blutes haben mögen. Auch in der Tonkunst müßte eine Vergleichung der Nordrasse und der Westrasse sich mehr ans Volkslied halten; die großen italienischen Meister scheinen fast alle vorwiegend nordisch oder nordisch-dinarisch zu sein. Das spanische und das süditalienische Volkslied zeigen aber den westischen Menschen, wie er oben gezeichnet wurde: leicht, beweglich, leidenschaftlich, heiter; zeigen seinen munteren wiegenden Schritt und zeigen oft jene Glut leidenschaftlichen Ausdrucks, die den nordischen Menschen bald bewundernd als das Entgegengesetzte lockt, bald ihn befremdet und abstößt.

Leidenschaftlich und beweglich — diese Eigenschaften bedingen es, daß die Tiefe des nordischen Gemüts dem westischen Menschen fremd bleiben muß. Die Heiterkeit der Welt empfindet der westische Mensch am leichtesten, der nordische eher die Fragwürdigkeit der Welt. Das Leben als ein Schauspiel, in dem man sich gewandt zu bewegen hat — so empfindet es der westische Mensch. Das Leben als eine Aufgabe, an die Ernst und Tatkraft zu setzen sind — in solchem Sinn erfährt es der nordische Mensch. Der nordische Mensch kann sich als sein eigener Richter verurteilen, der westische wird immer sich selbst ein gewandtester Verteidiger sein. Der Gewissenskampf scheint eine wesentlich nordische (und auch fälische) Erscheinung zu sein; Hamlet und Macbeth sind dem westischen und ostischen Menschen fremd. Ein weitschweifig wirrer Gewissenskampf ohne eigentlichen Entschluß kennzeichnet die ostbaltische Rasse, der sich zum Entschluß durchringende Gewissenskampf ist nordisch (und fälisch). Die Neugier, wie ein in sittliche Schuld verfallener Mensch sich gewandt aus solcher Lage ziehen wird, ist kennzeichnend für die westische Rasse. Vielsagend ist auch eine Wortbildung wie das spanische pecadillo = Sündlein, die Verkleinerungsform von pecado = Sünde. Sie zeigt das westische spielerisch-verschmitzte Abwägen gegenüber dem eigenen Gewissen. Nicht wie ein Mensch sich in sein eigenes Urteil und Gewissen verstricken kann, zieht den westischen Menschen an; wie ein Mensch aus einer schwierigen Lage sich herauszieht, wie irgend-

[1] die ich hier nur streifen kann, während ich in einem Aufsatz „Rasernas Själsfärger" (Aftonbladet, Stockholm, 7. II. 1924) näher auf sie eingegangen bin.

[2] Über Zuloaga als einen Vertreter westischer Kunst vgl. Günther, Rasse und Stil (1926).

ein Schlingel zuletzt über all seine Nachsteller, über Gläubiger, Betrogene, Gericht und Nachbarn lacht, das ist für den westischen Menschen spannend. Daher auf westischem Gebiet oder aus westischem Geist die Gestalten der Schelme, der Picaro-Schlag der romanischen Erzählerkunst, daher die Gestalt des Meisters Pathelin im altfranzösischen Lustspiel, die Gestalt des Rossinischen Figaro im „Barbier von Sevilla" — der Mozartsche Figaro ist schon keine echt westische Gestalt mehr —; daher Gestalten wie Gil Blas, wie der von Daudet geschilderte Herr Tartarin aus Tarascon.[1]

Es liegt im Wesen der Sache, daß man hier, bei der westischen Rasse, nicht auf allgemein bekannte geschichtliche Gestalten als bezeichnende Vertreter der Westrasse hinweisen kann. Die Westrasse bringt Menschen hervor, die mit ihrer geistigen Beweglichkeit, ihrem heiteren Sinn, ihrer gewandten Gefälligkeit und spielerischen Geselligkeit dem nordischen Menschen immer wieder als die vom Geschick besonders freundlich Begabten erscheinen. Eine gewisse heitere Güte macht dem westischen Menschen die Geselligkeit viel leichter als dem nordischen. Eine besondere Gastlichkeit ist ihm eigen, ein Sinn für Höflichkeit in Gruß und Gesichtsausdruck, in Worten, in Körperbewegungen. Die heitere Güte des westischen Menschen äußert sich vor allem auch in der Herzlichkeit des Familienlebens, in einer großen (auf nordische Empfindung öfters übertrieben wirkenden) Kinderliebe. Doch äußert sich die westische Güte auch gegenüber dem Bettler noch sehr herzlich. Heiterkeit und warme Empfindung, eine am Wechsel der Erscheinungen sich erfreuende geistige Regsamkeit, eine (für das Empfinden der anderen europäischen Rassen oft oberflächliche) Kindlichkeit — solche Eigenschaften fallen an der westischen Rasse zumeist auf. Eigentlich überragende Menschen hat die Rasse aber nicht hervorgebracht. Man darf nicht etwa glauben, Rossini, einer der Gestalter des Figaro, sei westrassisch gewesen, Rossini war (nach Woltmann) hochgewachsen, blond und blauäugig. Auch Delacroix (braunäugig, dunkelhaarig) wird man nicht echt westrassisch nennen dürfen, dazu war er viel zu hochgewachsen. Robert Burns — wohl neben Elizabeth Barrett-Browning der bedeutendste Mensch neuerer Geschichte, der westischen Einschlag hatte — zeigt zwar ganz westische Gesichtszüge und dunkle Haar- und Augenfarbe, doch war er ebenfalls hochgewachsen. Bizet, der in seiner Tonkunst westisches Wesen so gut dargestellt hat, war über mittelgroß, blond, hellhäutig und helläugig; bisweilen wird er auch als Halbjude bezeichnet. Der Westrasse fehlt — für das Empfinden anderer Rassen — bei aller geistigen Beweglichkeit und spitzfindigen sprachlichen Ausdrucksfähigkeit die überragende geistige Schöpferkraft. Wie ihr Körper, so ist ihr Geist gelenk, schlank, leicht, klein, tänzerisch: das Gewicht fehlt. Der Geist des Ringens mit der Erscheinung, das tiefe Gemüt und Gewissen, die Schwermut wie der Selbstmord liegen dem westischen Menschen anscheinend fern.

[1] Auch in der Gestalt des (von Homer an einer Stelle als schwarzhaarig geschilderten) Odysseus künden sich neben nordischen schon westische oder westisch-vorderasiatische Züge an und weisen so auf eine spätere Entstehung der Odyssee als der Ilias, dieses noch im Wesentlichen nordischen Heldengesangs; vgl. Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1928.

Vergleiche der durchschnittlichen Begabung westischer Menschen gegenüber andersrassigen lassen sich in Deutschland nicht anstellen: reinrassig westische Menschen sind in Deutschland zu wenig vertreten. In Italien ließen sich Ost- und Westrasse, wohl auch dinarische Rasse und Westrasse, vergleichen; doch fehlen die Beobachtungen. So bleibt der Schluß aus der Anzahl überragender Menschen der verschiedenen Rassen, der aber, wie erwähnt, die hervorragende Stellung der Nordrasse ergibt. Ferner bleiben schließlich Schlüsse aus sozialanthropologischen Untersuchungen. Schon Lombroso war es aufgefallen, daß die vorwiegend westischen Gebiete Italiens, so etwa Calabrien oder Sardinien, wenig Hochbegabte stellen.[1] Das S. 206 mitgeteilte Ergebnis der Begabungsuntersuchungen im nordamerikanischen Heere ist für Polen wohl dem Einschlag der sudetischen Rasse, für Italien dem der westischen zuzuschreiben, denn die norditalienische, mindest westisch durchmischte Bevölkerung Italiens würde für sich allein wahrscheinlich auf höherer Begabungsstufe erscheinen.[1]

Der Erwerbsinn vorwiegend ostischer und vor allem vorwiegend vorderasiatischer Menschen gegenüber der zum westischen Stolz gehörenden Verachtung des Geldes bewirkt es wohl, daß die oberen Schichten der vorwiegend westischen Gebiete Italiens minder langköpfig oder kurzköpfiger sind als der Bevölkerungsdurchschnitt. Die höhere wissenschaftliche Begabung eines vorderasiatischen Einschlags in der spanischen Bevölkerung bewirkt es wohl, daß in Spanien die Hochschullehrer durchschnittlich minder langköpfig sind als die übrige vorwiegend westische oder westisch-orientalische Bevölkerung.[2] Zwar zeigt sich in den Gebieten vorwiegend westischer Rasse ein lebendiger künstlerischer Sinn, ein Sinn für Maß und Gefälligkeit, für ein auf Eindruck berechnetes Auftreten und für „Pose" der Haltung.[3] Da jedoch zur Hervorbringung einer im abendländischen Sinne bedeutend erscheinenden Kunst auch ein gewisses seelisches Gewicht und ein umfassenderer Verstand gehören, wird man, wie oben erwähnt, bedeutend erscheinende Künstler westischer Rasse kaum finden.

In Italien hat man beobachtet, daß der westische Süden mehr Geschlechtskrankheiten aufweist und schreibt dies dem ausgebreiteteren Bordellwesen zu. Es scheint, daß der westischen Rasse eine stärker ausgesprochene Geschlechtlichkeit zukommt. Der esprit gaulois scheint viel Westrassisches in sich aufgenommen zu haben, und dieser „gallische Geist" — der wenig mit dem Geist reinen Keltentums zu tun hat — zeigt vor allem die bevorzugte Beschäftigung mit dem Geschlechtlichen. Das Geschlechtliche wird aber von der Westrasse weniger als eine „Urkraft" des Lebendigen

---

[1] Der aus Pescasseroli in den Abruzzen stammende bedeutendste italienische Philosoph der Gegenwart, Benedetto Croce, ist blond und helläugig. Sein „unitalienisches" Aussehen ist schon aufgefallen.

[2] Ob auch die von Roth für die Pfalz festgestellte etwas größere durchschnittliche Kurzköpfigkeit dortiger „Geistesarbeiter" auf dem durchschnittlich stärkeren Einschlag westischer Rasse bei der übrigen Pfälzer Bevölkerung beruht?

[3] Diese Seite der westischen Veranlagung wird besonders behandelt bei Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker, 1928; und Günther, Rasse und Stil, 1926.

genommen. So, als eine Gewalt des Lebens, mag die nordische, fälische und dinarische Rasse das Geschlechtliche erfahren. Der westische Mensch hingegen nimmt es als den spannendsten Teil im Lebensschauspiel, oft geradezu als den eigentlichen Sinn seines Lebensschauspiels. Am Geschlechtlichen entfaltet sich seine Leidenschaft des Wortes, seine Farbigkeit, seine wechselnden Gehässigkeiten. Am Geschlechtlichen entfaltet sich seine Kunst, seine Dichtung und sein spitzfindiger Witz.[1] All diese Eigenschaften sind im esprit gaulois enthalten und zeigen ihn als eine überwiegend westische Erscheinung innerhalb des französischen Volkstums, während der strenge, sachliche, klare génie latin überwiegend nordrassisches Erbe ist.

Wie der westische Mensch am Schelm bewundert, daß er sich nicht erwischen läßt und die Gewissensfrage gänzlich vergißt, so vergißt er auch am Ehebruch leicht die Gewissensfrage. Der Ehebruch wird in der westrassischen Vorstellung zum belustigenden Schauspiel, der betrogene Ehemann dient dem Gelächter. Die echten, d. h. nordrassischen Kelten des heutigen französischen Gebiets hatten im König Marke der Tristansage noch eine erschütternde Gestalt erblickt, hatten ihn so gesehen, wie ihn später Richard Wagner wieder sehen mußte. Der westische esprit gaulois bot den König dem Gelächter. Lanson[2] urteilt über die Gestalt König Markes: „Ich fürchte sehr, daß der Gedanke, ihn zu erniedrigen und sich an ihm zu ergetzen, ein französischer Gedanke ist.“ Man wird diesen Gedanken westisch nennen, wenn man ihn rassenkundlich beurteilt. Einem vorwiegend nordischen Franzosen wie etwa Flaubert oder Romain Rolland liegt er durchaus nicht nahe.

Sollte die ausgesprochenere oder auch minder verhüllte Geschlechtlichkeit der Westrasse, sollte vor allem ihre verhältnismäßig geringere Verurteilung des Ehebruchs noch damit zusammenhängen, daß dieser Rasse eigentlich mutterrechtliche Zustände arteigen waren, die mutterrechtlichen Zustände, welche in der „Rassenkunde Europas“ (3. Aufl. 1929) erwähnt werden.

Mit der Geschlechtlichkeit der Westrasse mag ihr Hang zur Grausamkeit und Tierquälerei zusammenhängen. Die Behandlung, welche die deutschen Gefangenen in Frankreich erfahren haben, verrät westische Wesensanlagen im französischen Volkstum. Auf dieselben Anlagen weisen auch die Bilder der französischen Witzblätter, die während des Krieges erschienen sind und eine sadistische Erfindungsgabe zeigen, deren Möglichkeit überhaupt für ein nordisches Empfinden unfaßbar ist.[3] Mit der Geschlecht-

[1] Eine andere als die unmittelbar geschlechtliche Beziehung zwischen Mann und Frau ist vorwiegend westischen Bevölkerungen schwierig vorstellbar. Der bekannte Schriftsteller Brandes (jüdischen Volkstums, dänischer Staatsbürgerschaft) berichtet im „Uhu“, September 1925, was ihm die italienische Schauspielerin Duse von einer Aufführung von Ibsens „Rosmersholm“ in Rom erzählt hatte: Als Rosmer von Rebekka West sich abends verabschiedet hatte — Rosmer: „Gute Nacht“ Rebekka: „Gehst du auch heute abend so früh hinauf?“ Rosmer: „Heute abend wie sonst. Gute Nacht!“ Rebekka: „Gute Nacht und schlafe wohl“ — brachen die römischen Zuschauer in schallendes Gelächter aus.

[2] Lanson, Histoire de la litérature française. 1909.

[3] Vgl. Avenarius, Das Bild als Narr. 1917.

lichkeit der Westrasse mag ihre größere Faulheit zusammenhängen. Die Tatkraft des nordischen Menschen, die emsige Geschäftigkeit des ostischen Menschen, beide sind der Westrasse fremd. Der westische Mensch möchte sich wenig anstrengen und mehr genießen. Man wird ihn aber nicht eigentlich faul nennen dürfen. Er arbeitet weniger als die Menschen der anderen europäischen Rassen, aber er tut das Seine und versteht es sehr gut, die Dinge von der angenehmen oder scherzhaften Seite zu sehen. Er denkt mehr an sich als an die Sache, er wird daher auch kein Schulfuchs, Umstandskrämer, Haarspalter und Rechthaber, wird nie eigentlich so peinlich unangenehm, unlustig, trocken, wie manche nordischen und nordisch-ostischen Menschen es werden können; nie so mürrisch-eigensinnig wie manche ostischen Menschen.

Der westische Mensch ist zur Heiterkeit geneigt. Das Reden dient ihm zur Belebung seines Geistes. An seinem Reden nimmt meist sein ganzer Körper teil, so sehr, daß vom Scheitel bis zur Zehe in Bein-, Arm-, Hand- und Fingerausdruck wie im Gesichtsausdruck das, was die Rede will, oft ganz überraschend sicher als Körperbewegung erscheint. Schon in Frankreich kann man Prediger hören, besser: sehen und hören, die an Beherrschung der sprachlichen Mittel jeden deutschen Redner, an Gebärdensicherheit jeden deutschen Schauspieler übertreffen; und predigt ein berühmter Kanzelredner, so ist die Kirche überfüllt und die Spannung so groß wie im Schauspiel. Angeborene Rednergabe ist bei der nordischen Rasse selten, bei der westischen alltäglich.[1]

Dem westischen Menschen ist der Geist des Protestantismus fremd. Dem Protestantismus fehlen die lauten Farben, fehlt die Gebärde, fehlt das erregende Rednertum, fehlt der reiche, farbige Gestaltenschatz des katholischen Himmels. Aber auch der nordrassische Katholizismus etwa Westfalens oder der dinarische Katholizismus Oberbayerns und Tirols ist etwas ganz anderes als der irische und süditalienische Katholizismus westischer Rasse. Man würde wohl bis ins einzelne verschiedene Arten des Katholizismus beschreiben können, die den verschiedenen Rassen Europas entsprächen. Vor allem ließe sich eine gleichsam mehr mutterrechtliche, geschlechtlichere, heitere Glaubensform aufweisen von der Vorzeit bis herauf in den südlichen Katholizismus: die westische Glaubensform.[2]

Der Glaube des westischen Menschen liegt nicht so tief im Gewissen eingebettet wie beim nordischen Menschen. Er ist mehr eine Angelegenheit der Sinne und der Daseinsdankbarkeit. Der nordische Mensch kann, mit Gott hadernd, Erschütterungen seines Glaubens erleben; der westische Mensch hat Stunden der Wut gegen Gott und Welt, in denen sich seine rednerische Gabe in allen Arten des Fluchens zeigt. Ein Ausgleich zwischen Glau-

[1] So wird man auch die ausgebildete Redekunst des hellenischen und römischen Altertums erklären müssen als eine, im Wettbewerb mit der unterworfenen vorwiegend westischen Vorbevölkerung ausgebildete Kunstfertigkeit der von Norden eingedrungenen Hellenen und Italiker.

[2] Kynasts „Apollon und Dionysos“ (München 1927) kann hierfür Belege geben, wenn man die von ihm dargelegten Glaubensvorstellungen der Mittelmeervölker genauer auf die Einflüsse der vorderasiatischen und der westischen Rasse hin untersuchte.

ben und Lebenswandel fällt der Westrasse viel leichter als der Nordrasse; die westische Lebendigkeit findet Ausgleiche, wo der nordische Mensch Bedenken findet. Vielleicht ist das Gedächtnis des westischen Menschen kürzer; vielleicht, daß er auch deshalb versöhnlicher ist. Wahrscheinlich empfindet er lange nicht so einzeltümlich, daher ist er gefälliger. Seine Ehre besteht mehr darin, etwas zu gelten, als darin, etwas zu sein.

Der westische Mensch hat eine besondere Ehre wie der nordische. Er neigt dazu, seinen Ehrbegriff zu überspannen und — für nordisches Empfinden — zu veräußerlichen. Es gilt dem westischen Menschen nicht so unehrenhaft zu lügen: zur Lüge kommen westische Menschen leicht durch die Beweglichkeit ihres Geistes und die Leidenschaftlichkeit, mit der sie ihre Behauptungen durchsetzen wollen. Viel erregbarer als bei der Nordrasse ist die Einbildungskraft. Bei der Nordrasse wollte Ripley einen gewissen „Mangel an Einbildungskraft" feststellen (vgl. S. 195), bei der Westrasse ist das Vorstellungsleben lebhaft, wechselnd, ja ausschweifend, zugleich minder träumerisch und ungezügelter als bei der Nordrasse; daher das Aufbrausen gegenüber dem nordischen Ansichhalten, der Gefühlsausbruch gegenüber der nordischen Zurückhaltung, die Leidenschaftlichkeit — er „sieht rot" („il voit rouge") — gegenüber der nordischen Urteilsruhe. Daher auch die höhere Bestrafungsziffer der vorwiegend westischen Gebiete Italiens in Tätlichkeiten, Raub und Mord. Niceforo[1] schildert einen Bezirk Sardiniens, in welchem die westische Rasse besonders stark vorwiege, geradezu als Gebiet besonders häufiger Verbrechen (zona delinquente).[2] Politisch ist der westische Mensch wechselnd und für die Veränderung mit ausgesprochenem Hang zu gesetzlosen (anarchischen) Zuständen und zum Verschwörungs- und Bandenwesen (vgl. die irischen Sinfeiner, die italienische Kamorra und Maffia und gewisse Züge der italienischen Freimaurerei). Bei den Wahlen zeigt sich die vorwiegend westische Bevölkerung Frankreichs, auf den britischen Inseln die Bevölkerung von Wales, die einen westischen Einschlag hat, sowie die vorwiegend westische Bevölkerung Irlands gerne als „radikal".

Wie im Glaubensleben, so könnte man auch im politischen Leben Rassenseelen verfolgen. Der Sozialdemokrat K. V. Müller hat das für die sozialistischen Parteien in seinem Buche „Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage" (1927) versucht: „Man vergleiche die unter etwa gleichen ökonomischen Bedingungen stehende und doch so grundverschiedene Entwicklung der Arbeiterbewegung auf der skandinavischen und auf der Pyrenäenhalbinsel! Dort eine nüchterne, reife, stolze Entfaltung der vorwiegend nordischen Arbeiterbevölkerung, durch zweckmäßige Reformen erfolgreich den Lebensstandard steigernd, hier eine zu ähnlicher Organisation schlechthin unfähige, zu begeistertem, für unsere Begriffe beinahe hysterischem Aufbrausen, theatralischen Gesten, syndikalistischen Kampfmethoden neigende Arbeiterschaft." —

[1] Niceforo, La delinquenza i Sardegna.

[2] Nach Berechnungen kamen um 1900 auf 1 Million Einwohner Morde: in Italien 80, Spanien 60, Österreich 20, Frankreich 14, Deutschland 9, England 5.

Den nordischen Menschen sieht der westische Mensch als einen etwas langweiligen, schwerfälligen, in vielen Dingen etwas einfältigen, oft allzuwenig gerissenen, im ganzen gutmütigen Artfremden an, mit dem er sich gut zu stellen weiß; während der nordische Mensch den westischen oft ein wenig mißachtet, ihn in manchen Dingen ob seiner beweglichen Gewandtheit bestaunt und sogar bewundert, sich etwas vor ihm hütet und wenig auf ihn verläßt. Der seelische Abstand ist groß, dennoch kann das gegenseitige Verhältnis herzlich sein und dauerhaft. Kreuzungen zwischen beiden Rassen können Menschen ergeben von wohlgebildeten Zügen und gefälligem, aber vielfach auch gleichgewichtslosem Wesen.

Des nordischen oder vorwiegend nordischen Menschen bemächtigt sich oft eine Sehnsucht nach westischer Art, nach westischem Leben. Der nordische Mensch ist zur Romantik geneigt, und ein Inhalt seiner Romantik war immer der Zug nach dem Süden, zur heiteren Welt der westischen Rasse. Die Randbemerkungen Nietzsches zu Bizets „Carmen" sind ein besonderes Zeugnis dieses nordischen Zugs — der Einschlag unnordischen (dinarischen) Blutes in Nietzsche mag nicht stark gewesen sein. Wie er eine leidvolle Sehnsucht verrät nach der Welt, die er als „verführerisch, spielend, boshaft" empfindet, nach dieser „Gil Blas-Seligkeit", nach der „südlichen gentilezza" — das sind alles die so vielfach auftretenden Anzeichen nordischer Sehnsucht, auch einmal so leicht, beweglich, so unbelastet heiter, so unbeschwert von Gewissen, Grübeln und Verantwortung zu sein wie der westische Mensch. Immer wieder haben Deutsche und Engländer diesen Zug zum Süden empfunden und dann diesen Süden fälschlich im Hellenentum gesehen, das doch eine zeitweilige Vernichtung westischer Daseinsformen darstellt, haben in dem und jenem Zeitalter immer wieder nach der Welt gesucht, die wesensmäßig an die Westrasse gebunden ist und wesensmäßig der Nordrasse unerreichbar bleiben muß. Die Rassegrenzen weisen jeder Rasse ein mehr oder minder deutlich abgegrenztes seelisches Gebiet zu, außerhalb dessen für sie nur Vernichtung eigenen Wesens möglich ist.



Abb. 371. Gruppe von anscheinend vorwiegend dinarischen Frauen aus der Gegend von Bozen

15. Die seelischen Eigenschaften der dinarischen Rasse

Ein wesentlich anderes seelisches Bild bieten die dinarischen Menschen. Den Beobachtern im österreichischen Heer ist im Weltkrieg ihre Verläßlichkeit, Tapferkeit, ihr Stolz und ihr Ehrsinn aufgefallen, ob sie auf deutscher, ob auf feindlicher Seite gekämpft hatten. Die deutschen Bauern Kärntens, der Steiermark, Tirols und Südbayerns, die leiblich dem sog. Defreggerschlag angehören, diese großen, kurzköpfigen, schmalgesichtigen, adlernäsigen und kräftigen Gestalten, die dort neben vorwiegend ostischen Menschen wohnen, zeigen deutlich eine besondere seelische Veranlagung. H. W. Riehl berichtet in seiner „Naturgeschichte des Volkes" Bd. I (1856) aus Oberbayern von „derben, überkräftigen Gestalten", von Menschen mit „unleugbarem künstlerischem Instinkt", mit „ungeschlachtem Wesen" und einem „Zug des Plumpen". So hatte Riehl durch das Bäuerliche dieser Bevölkerung hindurch unbewußt die dinarische Rassenseele erblickt. Rauhe kriegerische Kraft wird als ein Kennzeichen der vorwiegend dinarischen Albanier genannt. Gleiche Züge sind schon Byron an den Albaniern aufgefallen. Es sind in der Hauptsache die seelischen Züge der dinarischen Rasse.

Ein besonderer Sinn für Ehre zeichnet den dinarischen Menschen aus und überall eine stark vaterländische, besser: heimatliebende Gesinnung. Die vorwiegend dinarischen Kärntner waren die einzigen Deutschen, die nach dem allgemeinen Zusammenbruch im Jahre 1918 zu den Waffen griffen, um ihre Heimat gegen den Feind zu verteidigen. Die Heimatliebe und der Heimatstolz ist der dinarischen Rasse innerhalb all der Volkstümer eigen, in denen sie vorkommt. Die dinarischen Bauern Tirols muß man sich als die Hauptkämpfer des Tiroler Freiheitskampfes gegen Napoleon denken, und als dinarische Menschen sind auch solche Gestalten auf Denkmälern des österreichischen Alpengebiets immer wieder dargestellt. (Speckbacher ist wahrscheinlich echt dinarisch gewesen, im höheren Alter noch bezeichnender

dinarisch als auf dem Bilde Abb. 372.) Auch das Heimweh scheint besonders dem dinarischen Menschen eigen zu sein. Man hat in Rußland ein besonderes Heimweh der Ukrainer beobachtet; die Ukraine ist aber ein vorwiegend dinarisches Gebiet.[1]

Es ist kein Zweifel, daß das dinarische Blut jenes besondere bäuerliche Selbstbewußtsein der bayerischen und österreichischen Alpengebiete bedingt, es ist wohl möglich, daß das besondere bayerische Selbstbewußtsein dinarisch oder nordisch-dinarisch bedingt ist. Auf die starke Beimischung dinarischen Blutes ließe sich auch der Abstand des Norddeutschen vom Bayern zurückführen. Das ostische Blut, das ja mit nordischem so vielfach durchkreuzt ist, wäre viel eher zur Überleitung der vorkommenden norddeutsch-bayerischen und norddeutsch-österreichischen Gegensätze geschaffen, da es kein ausgeprägtes Selbstbewußtsein schafft.

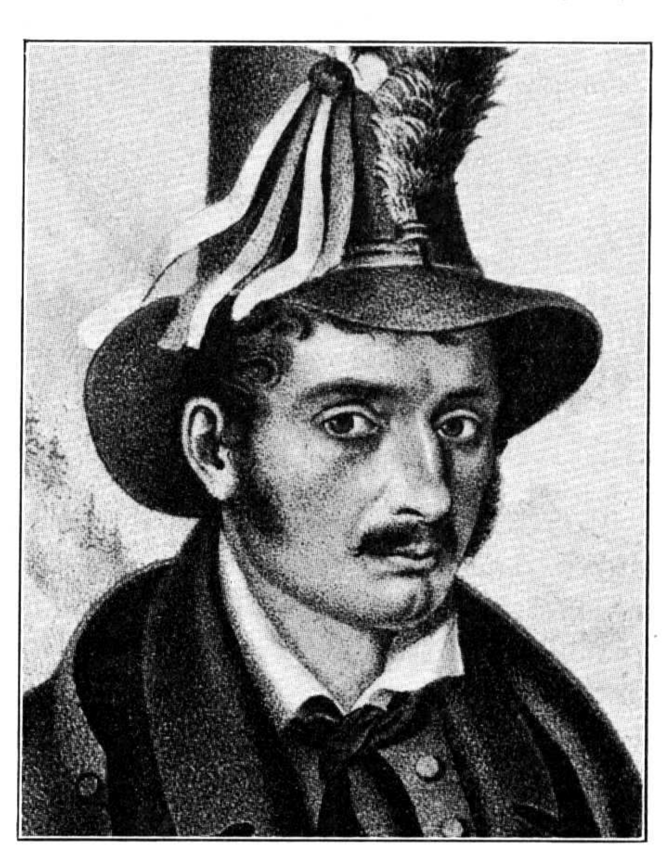


Abb. 372. Josef Speckbacher, einer der Führer im Tiroler Aufstand, 1764—1820

Dem dinarischen Menschen eignet ein besonderer Stolz auf seine Eigenart und eine besondere Pflege der ihm überlieferten Gebräuche und Dinge. Die schöpferische Eigenart, mit der vor allem in den österreichischen Alpenländern jede „Talschaft" ihr Eigenwesen in Sprache, Bauart, Geräten und Sitten pflegt, hebt sich ab von der minder schöpferisch erscheinenden Eigenart vorwiegend ostisch besiedelter Gebiete. Auch von der vorwiegend dinarischen Bevölkerung der Ukraine wird schmucke farbige Tracht, Verzierung der Häuser und Geräte, besondere Pflege der Gärten, Pflege von Gesang und Volkskunst berichtet — wieder Züge der dinarischen Seele.

Der dinarischen Rasse ist kriegerische Neigung und Tüchtigkeit eigen wie der nordischen. Als heimatliebend, ausdauernd, tapfer, als „geborene Soldaten" werden die vorwiegend dinarischen Montenegriner geschildert. Als hervorragende Soldaten galten im Weltkriege die aus den französischen

[1] Bis vor etwa 100 Jahren war das Wort „Heimweh" noch wenig bekannt und verbreitet. Man sprach bis dahin auch meist vom „Schweizer Heimweh"; erst allmählich fiel dieser Zusatz. Nun ist aber die Schweiz ein Gebiet mit starkem dinarischem Einschlag. Kirchhoff (Die deutschen Landschaften und Stämme, 1920) meint, man solle besser von „Alpenheimweh" sprechen, denn diese Stimmung finde sich nicht nur beim Schweizer. Sie findet sich eben vor allem beim dinarischen Menschen; ist daher nicht eigentlich an die Alpen gebunden.

Gebirgsbevölkerungen sorgsam ausgelesenen Alpenjäger: sie machten oft einen stark dinarischen Eindruck. Vorwiegend dinarische Alpenjäger machten wohl die besten italienischen Truppen aus.

Eine gewisse händlerische und kaufmännische Begabung fällt den Beobachtern an der dinarischen Rasse auf. Sie scheint zu leichterer Erregbarkeit zu neigen, zu schnellerem Aufbrausen, ja zum Jähzorn und zu besonderer Rauflust. Zum Aufbrausen bringt den dinarischen Menschen auch leicht „ein übersteigertes Ehrgefühl mit übergroßer Empfindlichkeit, die sich aus den nichtigsten Anlässen gekränkt fühlt, ein Charakterzug, der auch in den gebildeten Ständen zu finden ist“.[1] Der vorwiegend dinarische Südosten Deutschlands hat (wie der ostbaltisch untermischte Osten und die Pfalz) eine verhältnismäßig hohe Verurteilungsziffer und zwar gerade auch in der gefährlichen Körperverletzung.[2] Doch hebt sich die dinarische Neigung zum Jähzorn ab von der Grundlage einer für die dinarische Rasse im allgemeinen geltenden Gutmütigkeit. Der dinarische Mensch hat viel von dem, was man in Süddeutschland scherzend einen „Gemütsmenschen“ nennt, eine Mischung von Gutmütigkeit und zupackender Derbheit. In kennzeichnender Weise vereinigen sich beim dinarischen Menschen auch eine gewisse Derbheit, ja Roheit, mit Gefühlseligkeit (Sentimentalität). Der dinarische Mensch ist meist ein guter Menschenkenner und weiß besonders die mehr lächerlichen Seiten des Menschenlebens trefflich mit Worten wiederzugeben. Die deutschen Mundarten im Gebiet vorwiegend dinarischer Rasse scheinen mir auch besonders reich zu sein an breitmalenden witzigen Wörtern und Redensarten über menschliche Verhältnisse. Auch scheint mir, daß sich in den gleichen Gebieten viel Neigung zur Völkerkunde und Stammeskunde zeigt. Besitzt der dinarische Mensch nicht auch eine besondere Begabung zum Erlernen fremder Sprachen? Ihn kennzeichnet ein warmes Naturgefühl (das Naturgefühl des nordischen Menschen würde man mehr tief nennen).

So scheint die dinarische Rasse gegenüber der nordischen seelisch einfacher, minder reichhaltig und an Möglichkeiten der Entfaltung beschränkter zu sein, insbesondere ist sie minder vordenklich und eignet sich daher weniger zu weiter ausgreifenden Unternehmungen. Ihr scheint einerseits die in der Nordrasse mögliche seelische Feinheit und andererseits auch die in der Nordrasse mögliche Kühnheit des Gedankens und der großangelegten Unternehmung versagt zu sein. Die dinarische Seele kommt gegenüber der nordischen gleichsam mit weniger Einzelempfindungen, weniger Abstufungen der Empfindung aus. In etwas ungeschlachter Weise lagern gewissermaßen die Empfindungen beim dinarischen Menschen nebeneinander. Der dinarische Mensch ist aber seinen Stimmungen gegenüber viel nachgiebiger als der nordische, ja ausgesprochene „Stimmungsmenschen“ sind in der dinarischen Rasse nicht selten.

Die dinarische Rasse stellt am meisten einen tüchtigen, derben und zur Heiterkeit geneigten Menschenschlag, der eine ausgesprochene Gabe des

[1] Polland, Die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung Steiermarks, Volk und Rasse, Heft I, 1929, S. 23.

[2] Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. 1923.

Witzes und der gröberen Schlagfertigkeit besitzt. Neigt der nordische Witz mehr zur Schalkhaftigkeit und äußert er sich mehr durch die Erzählergabe des nordischen Menschen, so ist der dinarische Witz mehr anschaulicher und oft saftiger Wortwitz. Die Geselligkeit der dinarischen Rasse ist derb und geräuschvoll. Als Wesenskern möchte man rauhe Kraft und Geradheit nennen.

Haltung und Auftreten der dinarischen Rasse sind durch einen gewissen Schwung gekennzeichnet, durch eine Neigung zum Gepränge und zu großen Worten. Überschwänglichkeit kennzeichnet viele Handlungen und Worte dinarischer Menschen, eine Überschwänglichkeit, aus welcher nordische und fälische Menschen zu Unrecht auf eine besondere Entschlossenheit oder Nachhaltigkeit der Empfindungen und Vorsätze zu schließen pflegen. Das Schwungvolle, Ausladende, Hinreißende, innerhalb der Kunststile der Barock — dies sind Äußerungen der dinarischen Seele oder eines dinarischen Einschlags innerhalb des Geisteslebens: das wollte ich in „Rasse und Stil“ (1926) zeigen. Eine Eignung für Schauspielkunst scheint innerhalb der dinarischen Rasse reichlich vorhanden zu sein. Etwas Schauspielerisches ist manchen dinarischen Männern schon im Alltag eigen, eine gewisse Neigung, als „treuherzige Naturburschen“ zu gelten und als solche bei Menschen anderer Rassenzusammensetzung beliebt zu werden und im täglichen Leben eben durch diese halb-bewußt, halb-unbewußt entfaltete Schauspielerei Erfolge zu haben.

Als besonders ausgesprochene Begabung eignet der dinarischen Rasse eine Begabung für Tonkunst, und es ist sicherlich kein Zufall, daß Tonkünstler verhältnismäßig häufig dinarische Züge rein oder beigemischt zeigen (so Paganini, so Tartini, so Cherubini, Chopin, Verdi, Berlioz, unter den Deutschen Haydn, Mozart, Weber, Liszt, Wagner, Cornelius und Bruckner). Es ist auch bezeichnend, daß das Volkslied in Deutschland besonders lebendig ist in den vorwiegend dinarischen Gebieten.[1]

Die „seelischen Farben“ der dinarischen Rasse scheinen mir ein dunkles Grün und ein Braunrot zu sein.

In der geistigen Begabung möchte ich die dinarische Rasse (zusammen mit der fälischen Rasse) unter den europäischen Rassen an zweite Stelle setzen. Wenn sich bei den großen Männern Europas stärkere Einschläge nichtnordischen Blutes zeigen, so scheint es sich häufiger um Einschläge dinarischer (oder auch fälischer) Rasse als um Einschläge ostischer oder westischer Rasse zu handeln.[2]

---

[1] Friedrich List, der Vorsitzende des deutschen Sängerbundes, hat 1927 in einer Rede auf einem Sängertag zu Linz (Oberösterreich) ausgeführt, am reinsten und natürlichsten quelle das Lied in Österreich. Hier sei angeborene Begabung, was sonst erst mühevoll erlernt werden müsse. Gerade Österreich hat aber den stärksten dinarischen Einschlag unter den deutschen Landschaften.

[2] Aufschlußreich ist hierfür die Betrachtung der Zeichnungen des Dresdener Zeichners Vogel v. Vogelstein (1786—1868), welche sich im Dresdner Kupferstichkabinett befinden. Dieser Zeichner hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in mehreren Ländern Europas die hervorragenden Männer gezeichnet. Aus seinen Zeichnungen läßt sich das durchschnittliche starke Vorwiegen nordischen Blutes bei solchen Männern erkennen, ferner aber dies, daß bei stärkeren Einschlägen nichtnordischen Blutes sich am häufigsten dinarisches

Beobachtungen an den Hochschülern der Wiener Universität in Wandelgängen und Hörsälen lassen mich vermuten, daß die dinarische Rasse sich nicht so sehr zu wissenschaftlicher Betätigung angezogen fühlt wie die nordische. Die österreichischen Studenten schienen mir nordischer zu sein als der Durchschnitt ihrer Heimat, und dinarische Züge fanden sich unter ihnen selten in Reinheit. Dagegen scheint eine gewisse nordisch-dinarische Mischung (wie etwa Abb. 195—198) eben unter den Gebildeten in der Schweiz, in Südbayern und Österreich nicht selten zu sein. In Italien scheint die dinarische Rasse verhältnismäßig viele Studenten zu stellen. Diese sind nach Livis Untersuchungen[1] in ganz Italien durchschnittlich höher gewachsen als die Bauern, und die Adlernase wiegt unter ihren Nasenformen vor. Höherer Wuchs und Adlernase deuten aber in Italien wie im Südosten des deutschen Sprachgebiets und in Südfrankreich zumeist auf die dinarische Rasse.

+

Die seelischen Eigenschaften der sog. vorderasiatischen (armenoiden) Rasse, dieser „Schwesterrasse" der dinarischen (vgl. S. 109), scheinen sich von denen der dinarischen Rasse ziemlich stark zu unterscheiden. Mindestens scheint der seelische Unterschied größer zu sein als der leibliche. „Die Völker von vorwiegend armenoider Rasse wie Armenier, Griechen, Juden zeichnen sich durch besondere Geschäftstüchtigkeit im Handel und Verkehr aus, wozu ihnen neben einem hohen Grad von Klugheit vor allem die Fähigkeit, sich in die Seele anderer Menschen einzufühlen, zugute kommt."[2] Die vorderasiatische Rasse scheint ebenfalls für Tonkunst besonders begabt zu sein. Ein Hang zur Grausamkeit, ja zu berechnender Grausamkeit, scheint ihr eigen zu sein. Er zeigt sich immer wieder in der Geschichte der Völker Vorderasiens. Die ausführlichste Schilderung der vorderasiatischen Rassenseele oder doch mindestens der im Glaubensleben sich äußernden Seiten dieser Rassenseele findet sich bei Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker, München 1928.

Stiehl[3] berichtet von dem Eindruck, den armenische Kriegsgefangene machten, offenbar vorwiegend vorderasiatische Menschen: „Weniger tatkräftige Unternehmungslust als vorsichtige Zurückhaltung, weniger stolzes Selbstvertrauen als listiges Abwägen, sprechen aus ihren Zügen."

Eingehender habe ich die vorderasiatische Rassenseele zu schildern versucht in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes" (1930).

Blut zeigt. Minder deutlich habe ich die gleichen Verhältnisse beobachten können in den Bildwerken von David d'Angers, der ebenfalls die hervorragenden Menschen seiner Zeit aufgesucht hat.

[1] Livi, Antropologia militare, Teil I, 1896.

[2] Lenz, in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927.

[3] Stiehl, Unsere Feinde, Stuttgart 1916.

16. Die seelischen Eigenschaften der ostischen (alpinen, dunkel-ostischen) Rasse

Ein spanischer Forscher, der die Ostrasse, die dort in den Bergen der Nordwestküste ziemlich abgeschlossen lebt, untersucht hat, berichtet von einer Verschlossenheit, die an grämliche Mürrischkeit grenze, und dieser Zug der mürrischen Verschlossenheit gegenüber Fremden scheint ziemlich bezeichnend zu sein und kehrt in den Schilderungen aus anderen Ländern wieder. In der Schweiz fällt an Menschen ostischer Rasse nach Ripley[1] eine gewisse Unrührsamkeit und Geduld auf. In allen Ländern scheine der ostische Mensch seßhafter zu sein, überall zeige er geduldigen Fleiß und eine besondere Anhänglichkeit an Familie und Örtlichkeit. Im allgemeinen sei er, da ihm der Herrschergeist der Nordrasse (vgl. S. 203) fehlt, ein bequemer und zufriedener Nachbar, ein fügsamer und ruhiger Untertan. „Er scheint der eigentlich seßhafte Schlag zu sein, selten wandert er aus, außer, nachdem ihm sehr unrecht getan worden ist; wenn er einmal angesiedelt ist, so haftet er an seinem Erbsitz trotz allem Mißgeschick, ob es ihm von der Gebietslage oder von Menschen komme. Wenn er einmal, wie das der regsamere nordische Mensch tut, in die Stadt zieht, so kehrt er im allgemeinen wieder zur Heimat zurück, um seine letzten Tage in der Ruhe zu verbringen" (Ripley). Es gibt Forscher, die annehmen, daß diese Rückwanderung vorwiegend ostischer Menschen die Hauptursache der für Baden festgestellten stärkeren Langköpfigkeit der Städte sei, während andere die nordrassische Einwanderung in die Stadt als Hauptursache dieser Erscheinung angeben. Für deutsche (genauer gesagt: für badische) Verhältnisse — die ostische Rückwanderung scheint mir für Frankreich bezeichnend zu sein: das französische Rentnerglück ist ein vorwiegend ostischer Wunsch — scheint mir der obenbeschriebene vorwiegend nordrassische Bevölkerungsstrom die größere Langköpfigkeit mancher süddeutschen Städte zu verursachen.[2]

Ein Wesensbild der ostischen Rasse aus einem Gebiet, das allerdings westischen Einschlag wahrscheinlich macht, entwirft Maclean in der Anthropological Review IV, 1866, S. 219. Er urteilt nach dem Eindruck, den ihm die kurzköpfigen, breitgesichtigen, kurzgewachsenen Bewohner Westirlands und der äußeren Hebriden gemacht haben und nennt diesen Menschenschlag den Sancho Pansa-Schlag. Er beschreibt diesen Schlag so: „Gefühlswärme; wenn gereizt, Heftigkeit, ein beträchtlicher Grad von Verschlagenheit. Sehr nach Geld begierig, das Menschen dieser Rasse zusam-

[1] Ripley, The Races of Europe, 1912.

[2] Nach meiner Vermutung sind nur im vorwiegend nicht-nordischen Gebiete die Städte nordischer als ihre Umgebung, während sie in vorwiegend nordischem Gebiete minder nordisch sind. Die Städte mit ihren aus verschiedensten Gegenden stammenden Bevölkerungen stellen in ihrem Menschenbild im allgemeinen vermutlich Annäherungen an den Bevölkerungsdurchschnitt eines ganzen Landes dar.

mensparen, während sie in offensichtlicher Armut und Erbärmlichkeit weiterleben. Fleißig und geschäftig, wenn klar vorauszusehen ist, daß das Ergebnis der Erwerb ist, sonst unrührig und arbeitsunlustig."

Diesem englischen Urteil mag das Urteil des französischen Rassenforschers Lapouge folgen: „Der Rundkopf ist nüchtern, arbeitsam, mindestens sparsam. Er ist beachtenswert klug (prudent) und vergewissert sich in allen Dingen. Ohne daß es ihm an Mut fehlt, hat er doch keine kriegerischen Neigungen. Er hat Liebe zum Landbau und zur angestammten Scholle. Selten ganz unfähig, erreicht er noch seltener wirkliche Begabung. Seine Ziele sind eng gesteckt und er arbeitet mit Geduld an ihrer Verwirklichung. Er ist sehr mißtrauisch, aber leicht zu fangen mit Worten, bei denen er sich nicht die Mühe nimmt, die sachliche Bedeutung zu erkunden. Er ist der Mensch des Herkommens und dessen, was er gesunden Menschenverstand nennt. Der Fortschritt scheint ihm unnötig; er mißtraut ihm und will bleiben wie jedermann. Er betet die Gleichförmigkeit (uniformité) an. Von Religion ist er am ehesten Katholik; im Staatsleben hat er nur eine Hoffnung: die Staatshilfe, und nur ein Bestreben, alles Hervorragende gleich zu machen, ohne daß er das Bedürfnis empfände, sich selbst emporzubringen. Er erkennt sehr deutlich seine eigenen Vorteile, wenigstens innerhalb eines begrenzten Zeitraumes; ebenso erkennt und fördert er den Vorteil seiner Familie und seiner Umgebung; aber die Grenzen seines Vaterlandes sind oft zu weit für seinen Blick."[1]

In den stark ostisch untermischten Gebieten Norwegens findet Arbo (nach der S. 192 angeführten Arbeit) „die Bevölkerung in der Gesittung (Kultur) zum Teil niedriger stehend; der Sinn für Reinlichkeit ist geringer, mindestens im Hauswesen; die Menschen sind nicht selten mürrisch (tvaer), minder gastfrei und minder entgegenkommend. Die Frau, besonders die verheiratete, muß sich übermüden und sich abschleppen mit allerlei Arbeit, während der Mann lässiger ist ... Hier fehlen alle aristokratischen Anschauungen, alles ist einbezogen in eine gewisse demokratische Einförmigkeit. Alle sind gleich". — In seinem Buch „Bidrag til Nordmaendenes Anthropologi" IV, 1897, findet Arbo bei ostischen Menschen häufiger: Mißtrauen, Mangel an Frohmut (humor), Mangel an Offenheit, an Worthalten; Unzuverlässigkeit, Mißgunst, Nörgelei (klandrelyst).

Als Wesenskern der ostischen Veranlagung ergeben sich etwa die Eigenschaften: beschaulich, erwerbsam und engherzig. Das Edle, d. h. das Großzügige, Hochtrachtende, Verschwenderische, das Heldentümliche, Leichtsinn und Großmut — das sind nicht die Werte, denen die ostische Seele zustrebt. Ihr erscheint als ihr entsprechender Wert eine gewisse geruhige, besinnliche oder behäbige Biederkeit. Zola nennt in seinen „Rougon-Macquarts" den Stammvater Rougon, einen Gärtner, „lourd et placide". Diese Worte würde wohl ein Franzose zur Kennzeichnung ostischen Wesens gebrauchen. Der ostische Mensch hat wenig Sinn für irgendein weitherziges Tun und Fühlen, für irgendwelchen seelischen Aufschwung. Er ist der an sich, seine Familie, seinen Gelderwerb und seine beschauliche Ruhe

[1] Lapouge, La Population de la France, Revue d'Anthropologie, Bd. XVI, 1887, S. 79.

denkende Spießbürger — nicht so sehr dem bürgerlichen Stand nach: der deutsche Bürgerstand ist ja durchflutet von jenem gesellschaftlich aufsteigenden nordischeren Bevölkerungsstrom. Der ostische Mensch ist der Spießbürger dem Wesen nach, ob er nun Handarbeiter, Kaufmann, Hochschullehrer oder Minister sei; ostisches Wesen wird nicht zu einer weitherzigeren Bestrebung hingezogen. Dabei gibt aber eben der ostische Mensch in einer mittleren oder höheren Gesellschaftsschicht als „Bourgeois" viel auf „Bildung".

Engherzigkeit, Selbstischkeit und Arbeitsamkeit, dazu eine Neigung zu Kleinigkeitskrämerei, ferner der geschäftige Familienzusammenhalt der Ostrasse, ihr Sinn für das Fortkommen in jeder Lage, ihre Vorsicht, Beharrlichkeit, ihr fürs Gewöhnliche so geeigneter Verstand und ihre besinnliche Biederkeit — all diese Züge bedingen es, daß der ostische Mensch im bürgerlichen, besonders im kleinbürgerlichen Leben der Städte oft besser gedeiht als die Menschen anderer Rassen. Nie ist jener Überschwang der Vorsätze in ihm, der für manche nordischen, nie jene Überschwänglichkeit der Stimmungen, wie sie für den dinarischen Menschen bezeichnend ist. Seltener geben sich ostische Menschen so wie die der andern europäischen Rassen sorglos einer frohen Laune hin. „Sie verstehen auch Scherz nicht leicht; sie glauben, man wolle sie zum besten haben" (A r b o). Der Karikaturenzeichner K e l e n berichtet in der „Illustrierten Zeitung" (Stuttgart) vom 2. Juli 1927 nach seinen Erfahrungen: „Engländer, Amerikaner, Schweden und Dänen lassen sich mit Begeisterung und naiver Freude karikieren; dagegen sind Tschechen, Polen, Litauer, Estländer, Jugoslawen stets die Gekränkten." — Sollten vorwiegend ostische, ostbaltische und vielleicht auch dinarische Menschen weniger „Spaß verstehen" als nordische? Sicherlich gehört der nordische Mensch gar nicht zu den „leicht Beleidigten". Der ostische Mensch steht Menschen und Dingen selten frei gegenüber, weil er, sei es durch eine gewisse warme Beschaulichkeit, sei es durch seinen Erwerbsinn viel enger als die Menschen der andern europäischen Rassen an nahe und nächste Dinge und Zwecke gebunden ist. Die Ferne lockt ihn nicht, und der Abstand bedeutet ihm keinen Wert. Darum versteht er sich vielleicht besser auf das alltäglich-gewöhnliche Leben, in welchem er durch ein geruhiges Werkeln von einem Tag zum andern vorwärts zu kommen sucht. Innerhalb des Bereiches der Kunstschöpfung zeigt wohl Hans Thoma in mittleren und älteren Jahren viel vom ostischen Wesen.[1]

Dem ostischen Menschen eignet in ländlichen Verhältnissen eine gewisse Schollenliebe, in städtischen Verhältnissen eine gewisse Beschaulichkeit, die sich bis zur „Sonnigkeit" steigern kann, die Wärme einer enger beschlossenen Welt.[2] Selten ist er gehindert durch Zwiespälte der Lebensauffassung, nie

[1] Dies habe ich in „Rasse und Stil" (1926) näher ausgeführt.

[2] Den Zug der Beschaulichkeit empfindet man auch bei schöpferischen Männern, die einen ostischen Einschlag zeigen, so bei Goethe und Keller, welche (in ihren Wuchsverhältnissen, kaum in ihren Gesichtszügen) ostischen Einschlag erkennen lassen, so bei Luther, Hans Sachs, Hebel, Jean Paul, Fritz Reuter, Otto Ernst, v. Schwind, Spitzweg, Gotthelf und Hans Thoma, die den ostischen Einschlag auch in ihren Gesichtszügen zeigen. Bei so nordischen oder vorwiegend nordischen Männern wie Fichte, Hegel, Arndt, Moltke, Heb-

ist er leichtsinnig und waghalsig wie der nordische Mensch; nie heiter in den Tag hineinlebend wie der westische Mensch. Er trachtet vor allem danach, „das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden". Seine Arbeit ist gleichmäßig, von mittlerem Wert und selten außergewöhnlich. „Rein wissenschaftliche Bestrebungen, denen sich die Langköpfe, von Wißbegier getrieben, mit dem ganzen Ungestüm ihres Wesens hingeben, liegen den Rundköpfen ferner; der praktische Nutzen neuer Erfindungen entgeht ihnen aber nicht und sie bringen oft die allzu uneigennützigen Langköpfe in wirtschaftliche Abhängigkeit."[1] Der „praktische" Sinn des ostischen Menschen bleibt aber immer ein Erwerben im Kleineren; weiter ausgreifenden Unternehmungsgeist zeigt die ostische Rasse nicht. Gottfried Keller hat in der Einleitung zum zweiten Band der „Leute von Seldwyla" Geschäftssinn und Unternehmungen überwiegend ostischer Menschen belustigend gezeichnet (und später in seinem „Martin Salander" ihrem Treiben einen vorwiegend nordischen oder nordisch-dinarischen Menschen gegenübergestellt).

Mit seiner Familie bildet der ostische Mensch eine geschlossene, geschäftige, selbstische Gruppe. Da ihm das Einzeltum des nordischen (und fälischen) Menschen fremd ist, hängt er mit seiner Familie und mit gleichgearteten Menschen eng und dauernd zusammen.[2] Er pflegt mit seinesgleichen gerne eine zufriedene behagliche Geselligkeit, so daß dem von außen Kommenden ostische Menschen oft als besonders „gemütlich" erscheinen. In Deutschland ist besonders der „bürgerliche Stammtisch" eine ostische Erscheinung. Auch den echten „Vereinsmeier" werden die Zeichner in der Regel als vorwiegend ostischen Menschen darstellen. In der Betrunkenheit, wo der dinarische Mensch überschäumend lebens- und rauflustig wird, wo der nordische Mensch „roh und wild und unzähmbar" werden kann, zeigt sich der ostische leicht „als die Freundlichkeit selbst bis zur aufdringlichsten Anschmiegsamkeit".[3] Ein Familienstreit ostischer Menschen wird nie so unheilbar wie der grimme Streit nordischer Menschen, nie so hitzig wie ein Streit westischer Menschen. Der ostische Streit verläuft meist in Beschimpfungen, der gemeinsame Familienzweck läßt ihn aber ziemlich bald mit einem gewissen längeren oder kürzeren Maulen enden.

Ist so das Familiengefühl nirgends stärker oder wärmer als innerhalb der Ostrasse, so fehlt andererseits der Sinn für größere Lebensgebilde. Schon das Dorf betrachtet der ostische Mensch meistens nicht mehr; der Bezirk oder gar der Staat gehören selten zu seiner Begriffswelt. Er fühlt keinen Drang, ein Ganzes, einen weiten Zusammenhang zu bedenken, zu bestimmen und zu führen. Er ist zwar ausgesprochener Gemeinschaftsmensch („kollektivistisch"), aber Gemeinschaft bedeutet ihm doch immer einen

bel, wie auch bei den nordisch-dinarischen Schiller, Grillparzer, Nietzsche, Calvin, Ariosto, Tasso wird man beschauliche Züge vergebens suchen. — Hierzu vgl. Günther, Rasse und Stil, 1926.

[1] Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893.

[2] Diese Behauptung starken Familiensinnes der ostischen Rasse fanden R. V. Müller und M. Springer, „fast in allen Fällen, meist ganz auffällig, bestätigt" (Sozialanthropologische Beobachtungen, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 18, Heft I, 1926).

[3] Arbo, Bidrag til Nordmaendenes Anthropologi, 1895.

Kreis, der noch von geruhiger Gemütlichkeit oder in sich abgeschlossener Wärme durchdrungen ist.

In seinem Glaubensleben neigt er deshalb dazu, kleine Gruppen zu bilden zur Pflege einer besonderen Frömmigkeit. Die Staatskirche seines Landes erscheint ihm dann nicht fromm genug, er wird leicht zum „Stündler" (wie es in Süddeutschland heißt), der mit seinesgleichen ein gewisses stilles und warmes, ein grüblerisches oder versonnenes, manchmal aber auch ein enges, ja dumpfes und dabei selbstgerechtes Glaubensleben pflegt. Das stark ostisch (aber auch leicht ostbaltisch) untermischte Südwestnorwegen zeigt diese Erscheinungen ebenso wie gewisse protestantische Gegenden Süddeutschlands. (Im Katholizismus ist die Möglichkeit zur Entfaltung eines „Stündlerwesens" geringer oder fast fehlend.) Jedenfalls kann das Glaubensleben des ostischen Menschen „ein gedrücktes, schweres, dunkles und frömmelndes Gepräge annehmen".[1] Das seelische Verhalten einzelner europäischer Rassen innerhalb des protestantischen Glaubenslebens hat Tillenius, Christentum und Rassenseele, 1927, beschrieben.

Der ostische Mensch hat nach Arbos Beobachtungen in Norwegen[1] keinen kriegerischen Sinn und ist nicht gerne Soldat. Er ist nach Arbo „ohne kriegerische Neigung und Ehrgeiz, deshalb hat er auch wenig für Leibesübungen übrig".[1] Man wird aber sagen müssen, daß bei geeigneter Führung ostische Männer sich im Verteidigungskampf ebensogut bewähren werden wie nordische und dinarische im Angriff.

Es ist nicht eigentlich richtig, den ostischen Menschen, wie das geschehen ist, konservativ zu nennen, konservativ im Sinne des deutschen Parteilebens; denn zum hergebrachten Bild des deutschen Konservativen gehören ja ein gewisser Drang zu herrschen und eine gewisse besondere Neigung zu Staatsangelegenheiten und zum Heereswesen. Richtiger ist es zu sagen: der ostische Mensch wird in jedem Staat jeweils am ehesten derjenigen Partei angehören, deren Grundansichten im Lauf der Jahre sich am breitesten durchgesetzt haben und am gewöhnlichsten sind. Er wird sich wohl vaterländisch und auch soldatisch verhalten, wenn dieses Verhalten die Gesinnung einer gesicherten Mehrheit ist, „weltbürgerlich", solange diese Gesinnung eine gesicherte Mehrheit findet. Wahrscheinlich werden jeweils die äußersten Parteien die wenigsten ostischen Wähler haben. Man könnte vielleicht — mit der Allgemeinheit, die solchen Ausführungen immer anhaften wird — sagen, der Geist der Ostrasse werde sich gegenwärtig am wohlsten fühlen innerhalb der liberalen und innerhalb der sozialistischen Gedankenwelt, die in den sechziger bis neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts entstanden ist. Allein eine solche Einreihung ostischer Wesensart ist deshalb nicht wohl zulässig und kann geradezu falsch werden, weil die Ostrasse immer die eigentlich geleitete Rasse ist[2] im Gegensatz vor allem zur einzeltümlichen (independent), nach eigenem Urteil trachtenden Nordrasse.

Die ostische Rasse ist durch Staatsmänner zwar schwer zu bewegen, denn sie möchte beharren. Aber das Geleitetwerden entspricht schließlich

[1] Arbo, Bidrag til Nordmaendenes Anthropologi, 1895.
[2] Ripley: „susceptible to leadership".

doch ihrem Sinn, und einmal bewegt, kann sie einen starken Druck hervorbringen. Die ostischen Menschen neigen zur Massenbildung und zur Vermittelmäßigung, ihnen entspricht eine Gleichheit, die vom Ungewöhnlichen nicht mehr gestört wird. „Ihre Neigung zur demokratischen Gleichheitslehre ist darin begründet, daß sie selbst in keiner Weise über die mittlere Höhe hervorragen und gegen Größe, die sie nicht fassen können, Abneigung, wo nicht Haß empfinden."[1] Der Gedanke der „Gleichheit aller Menschen" scheint vor allem den breitgesichtig-kurzköpfigen Menschenarten Asiens arteigen zu sein; und der 21. Abschnitt soll dartun, daß die ostische wie die ostbaltische Rasse vielleicht von den innerasiatischen Menschenarten Asiens abgeleitet werden kann. Jedenfalls ist beiden Rassen eigen die Neigung zum „Ressentiment", wie es Nietzsche gekennzeichnet hat, zum „Hinaufhassen", wie L. F. Clauß verdeutscht hat. Der ostischen Rasse ist mindestens die Neigung eigen, das Ungewöhnliche abzuweisen zugunsten des Durchschnittlichen oder doch einer gewissen gewöhnlicheren Biederkeit. Die verhältnismäßig geringe Zahl vorwiegend ostischer und ostbaltischer Menschen unter den bedeutenden Menschen Europas mag auch hervorgehen aus einer Untersuchung, die Woods, Journal of Heredity, Bd. 12, 1921, S. 318, angestellt hat über die Nasenformen der großen Männer: „Nur sehr selten finden wir einen großen Mann mit einer ausgesprochen kleinen oder kurzen Nase." —

Eigentümlich ist manchem ostischen Menschen eine gewisse Gehässigkeit, oft geradezu ein sich durch Nörgeln luftmachender gehässiger Neid, der meistens wohl im Unbewußten bleibt, gegenüber Menschen anderer Rassen. Die Menschen anderer Rassen scheinen den ostischen Menschen in seinem Hang zu beschaulichem, ruhig-erwerbsamem Leben zu stören. Eine ostische Neigung zur Gehässigkeit zeigt sich anscheinend in der immer wieder auffallenden Mürrischkeit (moroseness) im Umgang mit andersrassigen Menschen (weniger im Umgang mit seinesgleichen), sie zeigt sich in dem auffälligen Mißtrauen (suspicion) in der Verschlagenheit (cunning) die man an der Ostrasse beobachtet hat. Mit einem schwäbischen Ausdruck würde man den ostischen Menschen im Verkehr mit Andersgearteten leicht als „verdruckt" bezeichnen, d. h. unoffen, widerborstig, hinterhältig, muffig. Was beim geistig höherstehenden ostischen Menschen zur Beschaulichkeit, ja zur „Sonnigkeit" werden kann, wird beim geistloseren ostischen Menschen zu stumpfem Beharren. Dieser Zug zum Beharren, der noch in der ostischen Beschaulichkeit zu spüren ist, bewirkt eine Abneigung gegen Fremdes, Neues und Ungewöhnliches, jene Neigung zur ungestörten „Gleichheit aller Menschen", welche Ammon als bezeichnend ostisch erschienen ist.

Aber auch zur Erkämpfung dieser „Gleichheit aller Menschen" bedarf die Ostrasse der Führer, die dann jedoch meistens oder immer einer anderen Rasse angehören. Man wird die französische Revolution als eine ostisch-westische Massenerscheinung fassen müssen; aber unter den Führern waren eine Anzahl vorwiegend nordischer Männer. Man muß den Bolschewismus

[1] Ammon, Die natürliche Auslese beim Menschen. 1893.

als eine ostbaltisch-ostisch-innerasiatische Bewegung auffassen; aber unter den Führern überwogen bisher Juden vorwiegend vorderasiatischer Rasse. Bei allen als ostrassisch erkannten Bewegungen wird man nach andersblütigen Führern suchen müssen. Ja, es scheint sogar, als stellten vorwiegend ostische Staatsmänner nicht die für eine Staatsleitung zweckmäßigste Auslese aus ihrer Rasse dar, sondern eher eine Steigerung der Züge, die Keller für jene Seldwyler kennzeichnend fand, die oben genannt wurden.

Der ostische Mensch ist im allgemeinen friedlich, will „seine Ruhe" haben und vermeidet den Zwist, auch weil Zwist dem Gelderwerb schadet. Er wird niemals so hartnäckig und grundsätzlich wie nordische Menschen; er sucht weniger die Unterscheidungen als die Gleichheiten: er ist vermittlerisch und versöhnlicher als der nordische Mensch. Diesen sieht er als einen unbehaglichen Menschen an, als einen „Verbohrten" oder einen „Draufgänger" oder einen abzulehnenden „Idealisten". Dem nordischen Menschen gegenüber kommt sich der ostische Mensch oft als der eigentliche „Praktische" vor. Er handelt zweckentsprechend, bedacht und vorsichtig schon in einem Alter, wo der nordische Mensch noch viele Jugendtorheiten begeht und mit seinem Leichtsinn und seiner Lässigkeit noch täglich Schaden nimmt.

Das Triebleben des ostischen Menschen ist zugleich schmiegsamer und zäher und wohl auch hemmungsloser als das des nordischen, schwungloser als das des dinarischen, dumpfer als das des westischen. Im Geschlechtlichen wirkt das Wort „Liebe" beim westischen Menschen leidenschaftlich, beim nordischen Menschen oft sehnsüchtig tief und oft umfassend wie der Ausdruck einer Weltanschauung, beim ostischen Menschen wirkt es nicht selten trocken oder auch gelegentlich (für das Empfinden der anderen Rassen) allzu weich anschmiegsam. Ehen, in denen Mann und Frau ostisch sind, gedeihen durch das Zusammenhalten gleicher Gemütlichkeit und Geschäftigkeit, erleiden selten Störungen und meist nur in der Form gegenseitiger Beschimpfungen. Ehen, in denen nur die Frau ostisch ist, sind für den andersrassigen Mann oft eine Qual, der Mann wird immer schweigender und entsagender oder gleichgültig. Ehen, in denen nur der Mann ostisch ist, machen die andersrassige Frau selbst gewöhnlicher oder geben ihrem Wesen etwas Ingrimmig-Verstörtes oder machen sie bei schwächerer Veranlagung zur Dulderin.

Als die seelischen Farben der Ostrasse wird man veiel (violett) und braun nennen können.

Auch als Kind ist der ostische Mensch nie so kindlich wie der nordische, nie so harmlos allen Zwecken fern. Auch bleibt er nie so lange jugendlich wie der nordische Mensch. Früh schon wirkt er erfahren und zeigt eine gewisse Menschenkenntnis, früher kennt er bestimmte Zwecke seines Handelns. Er ist schon als Schüler fleißiger, beobachtet das Wesen des Lehrers besser und richtet sich danach.[1] Ich habe bei ostischen Frauen beobachtet, wie sie allerhand Nebenerwerb durch diese und jene Geschäfte und Arbeiten finden und so dem Verdienst ihres Mannes ziemlich bedeutende Summen zulegen. Die Frauen der anderen europäischen Rassen vermögen das nicht in diesem

[1] Vgl. die S. 206 genannte Arbeit von Roth.

Maße; ihnen fehlt der bezeichnend ostische Zug, Tag für Tag im gleichen begrenzten Werkeln fortzuleben.

Im ganzen erscheint also das Wesensbild der Ostrasse nach den etwa in Deutschland und Mitteleuropa feststellbaren Anschauungen nicht eben günstig oder anziehend, obschon doch gerade das industrialisierte und städtereiche Mitteleuropa ohne die Mitwirkung des auch im Massenleben gedeihenden ostischen Menschen gar nicht denkbar wäre. Doch darf ja nicht übersehen werden, daß die Vergleichswerte, die zur Betrachtung des ostischen Wesens innerhalb der Völker Europas dienen, meistens der westischen und vor allem der nordischen Begriffs- und Empfindungswelt entnommen sind. Gäbe es so etwas wie eine selbständige ostische Gesittung — daß es das nicht gibt, ist an sich schon wieder vielsagend —, so würden innerhalb ihrer Grenzen die seelischen Eigenschaften wohl ganz anders erscheinen. Dann wäre die Geschäftigkeit, der Fleiß, die Sparsamkeit eine besondere Ehre; das Fehlen des geistigen und leiblichen Wagemuts hieße Bedachtsamkeit und Bescheidenheit, das Fehlen des Leichtsinns Verständigkeit; die Beschaulichkeit und vor allem eine gewisse geruhige Biederkeit wären besonders hohe Werte.[1]

Nach den Aufstellungen der Verbrechenskunde (Kriminologie) möchte man annehmen, daß in den deutschen Gebieten vorwiegend ostischer Rasse häufiger seien Betrug (?), Nötigung, Bedrohung und Blutschande. Doch sind solche Beziehungen nicht deutlich, und ich vermute, daß der ostische Mensch im allgemeinen nicht zu Gesetzesübertretungen neigt. Auf die seelische Eigenart der Ostrasse mag auch eine Beobachtung hinweisen, die ich in vorwiegend ostisch besiedelten Städten häufig gemacht habe, nämlich die, daß die Menschen dieser Städte im Straßenverkehr, im Ausweichen und Beiseitetreten, besonders schwerfällig (oder auch unhöflich?) sind. Die geringere leibliche Reinlichkeit der ostischen Rasse ist erwähnt worden (S. 229). Auch auf die geringere Reinlichkeit im Hauswesen hat Arbo (vgl. S. 229) hingewiesen.

[1] Das Rassenbild der ostischen Seele wird eben zumeist, so auch im vorliegenden Buch, von einem Hintergrund allgemein abendländischer — und, d. h. mehr oder minder nordisch durchwirkter — Anschauungen abgehoben. Es scheint aber, als ob auch die Darstellung ostischen — er sagt „turanischen" — Wesens, welche L. F. Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker, 1928, mit den Mitteln der phänomenologischen Psychologie gewonnen hat und welche von dem erwähnten abendländischen Hintergrunde absieht, nicht günstiger oder anziehender wirkte. Solange die erwähnten abendländischen Anschauungen noch nicht ganz geschwunden sind, wird gleichsam niemand ostisch sein wollen.

17. Die seelischen Eigenschaften der ostbaltischen (hell-ostischen) Rasse

Die seelischen Eigenschaften ostbaltischer oder vorwiegend ostbaltischer Menschen hat Gustav Retzius gezeichnet bei seiner Schilderung der Tawasten,[1] eines finnischen Stammes vorwiegend ostbaltischer Rasse mit nordischem Einschlag. Aus seiner Schilderung entnehme ich vieles, muß jedoch von ihm in einigen Dingen auch entschieden abweichen. — Eine Schilderung des seelischen Wesens der ostbaltischen Rasse gibt Nordenstreng in seinem Buche „Europas människoraser och folkslag" (3. Aufl. 1926), doch scheint er mir, da er im großen ganzen die Finnen schildert, eher eine ostbaltisch-nordische Mischung gekennzeichnet zu haben als die ostbaltische Rasse selbst. Am ehesten läßt sich die ostbaltische Rassenseele anscheinend im seelischen Wesen großrussischer Bevölkerungen erkennen. Folgende Schilderung Gorkijs (in dessen Lebenserinnerungen „Meine Universitäten") vom seelischen Verhalten russischer Bauern läßt Züge der ostbaltischen Rassenseele erkennen:

„Sie waren im Grunde gutmütige Tiere. Jeden von ihnen konnte man leicht zu einem kindlichen Lachen bringen, jeder von ihnen konnte mit kindlicher Leichtgläubigkeit Erzählungen anhören von der Suche nach Vernunft oder Glück oder von Heldentaten. Alles, was Träume weckte von Möglichkeiten eines leichten Lebens nach eigenem Gutdünken, war diesen merkwürdigen Seelen teuer. Aber wenn sie sich in einer grauen Schar sammelten bei Zusammenkünften in der Stadt oder in Hafenkneipen, vergaßen sie alle ihre guten Eigenschaften und kleideten sich wie Priester in Meßgewänder von Lüge und Heuchelei. Sie fingen an, eine hündische Unterwürfigkeit gegenüber den Starken zu zeigen, und da war es widerlich, sie zu betrachten. Oder auch sie wurden plötzlich von wölfischer Wut ergriffen, sie sträubten das Fell, zeigten die Zähne und heulten wild, zur Schlägerei bereit. In solchen Augenblicken waren sie unheimlich zu sehen, da konnten sie die gleiche Kirche niederreißen, wohin sie noch am Abend vorher mild und demütig wie Lämmer in die Hürde gegangen waren."

Der ostbaltische Mensch erscheint dem Fremden gegenüber zunächst schweigsam, ernst, ja schwermütig und grüblerisch, dabei schwer beweglich und begeisterungsunfähig. „Er ist sehr scheu, seine Gefühle zu zeigen, soweit diese nicht Gereiztheit und Haß sind."[2] Er erscheint als ein Mensch, der mit wenig zufrieden ist. Bei vertrauterem Umgang wird

---

[1] G. Retzius, Finska Kranier. 1878. Das finnische Volk umfaßt mehrere Stämme: die Tawasten im mittleren Finnland, die Kareler im östlichen, die Quänen in Nordösterbotten, die Sawolaxen nördlich der Tawasten. Die Tawasten zeigen wohl das stärkste Vorwiegen der ostbaltischen Rasse, während die Westfinnen im Küstengebiet einen starken nordischen Einschlag zeigen (vgl. „Rassenkunde Europas").

[2] Nordenstreng, Finnarna som ras, folk och kulturbaerare, 1923.

man aber auf eine viel verwickeltere seelische Veranlagung stoßen. Denn der schweigsame ostbaltische Mensch kann in vertrauterem Verkehr sehr gesprächig werden. „Löst sich seine Zunge, so wird er übermäßig wortreich.“[1] Die Zufriedenheit, die sich mit einer dürftigen Lebenshaltung zu begnügen scheint, erweist sich nicht selten als eine verhüllende Decke über grenzenloser Unzufriedenheit. Die unbefriedigten Gefühle schweifen unstet umher. Die äußerlich wahrnehmbare Schwerfälligkeit entspringt viel mehr dem Mangel an Entschlußfähigkeit als etwa einer genügsamen Empfindungswelt. Gerade das Gefühlsleben des ostbaltischen Menschen ist sehr beweglich, die Vorstellungen gleiten immer vom vorliegenden Gegenstand und von der vorliegenden Beschäftigung ab und schweifen umher. „Gern überläßt er sich seiner Einbildungskraft und achtet nicht auf die umliegende Wirklichkeit.“[1] Der ostbaltische Mensch wird leicht zum Phantasten. Er kann sich in allerlei weitschweifige Hirngespinste hineinleben und kann dann Vertrauteren gegenüber wortreich und begeistert, ja geradezu fiebernd begeistert werden, ein nie ganz klar sehender, oft verstiegener, ja verbissener Pläne-macher, zugleich bereit, sich für wirre Pläne mit Eiferwut (Fanatismus) einzusetzen. Eine sachlich und anfänglich zu bestimmtem Zweck geführte Unterredung ostbaltischer Menschen kann sehr schnell in schweifende Ziellosigkeit übergehen, wobei dann Pläne aller Art bis in scheinbar greifbare Einzelheiten ausgesponnen werden. Dann verrät sich eine fast maßlos ergiebige, jedoch wirre Einbildungskraft, welche nie scharfbegrenzte Bilder schafft.

Der ostbaltische Mensch empfindet den nordischen als kalten, trockenen, gefühllosen Rechner, weil die nordische Einbildungskraft gestaltungsfähig und grenzbewußt ist, von der Wirklichkeit mit kühnem Gedankenflug wieder zur Wirklichkeit lenkt.[2] Der nordischen gestaltenden (mehr architektonischen) Einbildungskraft steht die ostbaltische schweifende (mehr musikalische) gegenüber. Vor allem aber: der nordischen Einbildungskraft dient letztlich eine ausgesprochene Entschlußfähigkeit, während Entschlußunfähigkeit eines der ersten Kennzeichen ostbaltischer Rasse ist. Gestaltungs- und Entschlußunfähigkeit der ostbaltischen Seele zeigen sich auch auf sittlichem Gebiet in der bezeichnend ostbaltischen Neigung, den Verbrecher als einen „unglücklichen Menschen“ zu betrachten. Mit dieser Neigung hängt aber auch ein besorgtes Eintreten für gescheiterte oder schwache, auch wirtschaftlich schwache Menschen zusammen.

Die ostbaltische Rasse mag aber ein noch so schweifendes Gefühlsleben haben, mag immer von einer mehr oder minder empfundenen Unzufriedenheit beherrscht sein und allerhand Gedanken mit verzehrendem Eifer verfolgen und anderen aufdrängen, äußerlich zeigt sie sich doch der Verände-

[1] Nordenstreng, Finnarna som ras, folk olch kulturbaerare, 1923.

[2] Lenz (Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927, S. 552) hat richtig gesehen, wenn er vieles von dem, was sich selbst „Deutscher Idealismus“ nennt, als bezeichnend unnordisch auffaßt. Ein ostbaltischer Einschlag innerhalb des deutschen Sprachgebiets wird bei seiner Mehrung immer mehr wortreiche, verstiegene, wirre Pläne auf allen Gebieten bewirken und sich als „Deutscher Idealismus“ einer von ihm als „Rationalismus“ ausgegebenen nordischen Gedankenwelt entgegenstellen.

rung abhold und ohne Kraft zum Entschluß weder für das, was ihr selbst gut, noch für das, was ihr selbst böse erscheint.

Schöpferische Begabung zeigt sich beim ostbaltischen Menschen am ehesten auf dem Gebiet der Tonkunst und der Erzählung. Der leicht erregten Einbildungskraft entspricht beim ostbaltischen Menschen eine gute Menschenkenntnis und Gabe der Menschenschilderung, wobei die Stimmung leicht ins Düstere gerät — man denke an russische Romane — und wobei sich ein besonderer Sinn für das Erniedrigend-Lächerliche zeigt wie für das Verschrobene und Fratzenhafte (Groteske). Bei aller scheinbaren Wirklichkeitstreue und oft geradezu peinlich eindringlichen Menschenschilderung haftet der Erzählungskunst ostbaltischer Menschen immer etwas Wirres, Schweifendes, Abenteuerliches, Unwirkliches an, ferner die ostbaltische Neigung zum Verweilen in verbissen-ratlosen Stimmungen. Die finnische Volkssage bewahrt solche Züge vielleicht am deutlichsten.[1] Das „Übersinnliche" vom Spiritismus bis zur „Zauberei" lockt den ostbaltischen Menschen an, wohl auch deshalb, weil alle vorhandene Wirklichkeit eine ihm eigentümliche seelische Unzufriedenheit nie stillen kann. Der ostbaltische Mensch sucht immer nach irgendeiner „Erlösung". Darum werden allerhand Sekten innerhalb ostbaltischer Bevölkerungen besonders gut gedeihen, zumal der ostbaltische Mensch sich durch eine Art weitschweifiger Liebe, die zur Aufdringlichkeit neigt, zu Mitmenschen hingezogen fühlt. Die ostbaltische Rasse stellt wie die ostische Gemeinschaftsmenschen (ist „kollektivistisch"), nur hat Gemeinschaft für den ostbaltischen Menschen eine schwärmerische Bedeutung und kann geradezu zum Inhalt einer „Mystik" werden.

Zum Mitmenschen zieht den ostbaltischen Menschen aber auch ein Bedürfnis, sich seelisch mit anderen auseinanderzusetzen, das sich leicht so weit steigert, daß er sich in das Seelenleben anderer einzudrängen versucht, sich aber auch selbst seelisch gerne ganz nackt zeigt. Man könnte den ostbaltischen Menschen einen „geborenen Psychologen" nennen, wenn seine Fähigkeit der Menschenschilderung mehr klar als eindringlich wäre. Mit dem Bedürfnis nach Erörterung seelischer Erscheinungen und der Begabung zu eindringlicher Menschenschilderung hängt auch die besonders durch Bewegungen so eindringliche schauspielerische Begabung vieler ostbaltischer Menschen zusammen. Die Tonkunst der ostbaltischen Rasse neigt ostbaltischem Wesen entsprechend zu verschwimmenden, ziehenden Weisen, weniger zum klaren Aufbau eines bewußt gegliederten Werkes.

Im Verkehr mit seinem Nächsten ist der ostbaltische Mensch hilfreich und gastfrei, so auch gegen Fernerstehende, wenn diese durch angemessenes Auftreten sein Mißtrauen überwinden. Der ostbaltische Mensch neigt dazu, sich treu und ergeben oder auch unterwürfig an ihm bekannte Menschen anzuschließen. Einzeltümliches Wesen ist ihm fremd, er pflegt den Zusammenhalt mit seinesgleichen und übernimmt leicht und ohne zu prüfen die Gedanken der Allgemeinheit. Da er zudem im Ertragen einengender Lebensverhältnisse sehr geduldig ist, ist er im allgemeinen ein ruhiger, folgsamer, ja unterwürfiger Untertan, und da der ostbaltische Mensch im allgemeinen

[1] Ein Einschlag der ostbaltischen Rassenseele zeigt sich in der „Gösta Berlings Saga" von Selma Lagerlöf.

sehr vaterländisch denkt, vermag eine staatliche Führung ostbaltische Menschen und Gemeinwesen zu äußerster Hingabe für ihre Ziele zu gewinnen.

Staatlichen Mächten wie überhaupt überlegenen äußeren Einwirkungen gegenüber verharrt der ostbaltische Mensch geduldig, weil für ihn „alles in Gottes Hand" steht. Er nimmt alles als „Vorsehung", ist „Fatalist". Daher können ostbaltische Menschen eine große Ausdauer entfalten und nicht nur im Ertragen, sondern auch in der täglichen Arbeit. Ist der ostbaltische Mensch auch nicht zu zielbewußtem, vorbedachtem und entschlossenem Handeln befähigt, so kann er sich doch bis zur Halsstarrigkeit in seine Arbeit verbeißen, wie er auch in Glaubensdingen und in der Politik bei aller Schicksalsergebenheit zu Eiferwut (Fanatismus) und verbissener Unduldsamkeit neigt. Man spricht in Schweden vom „finnischen Eigensinn" (finsk envishet).

Selten drückt sich ein ostbaltischer Mensch Fremden gegenüber bestimmt behauptend aus, immer zurückhaltend und vorsichtig. Daher wirkt er oft heimtückisch, falsch, ja falsche, heimtückische Menschen scheinen unter der ostbaltischen Rasse nicht selten zu sein. Jedenfalls ist sein Mißtrauen leicht erregt und steigert sich schnell bis zu gehässigen Plänen. Er neigt zu Neid und Rachsucht und zeigt sich als Rachsüchtiger dann wirklich heimtückisch, wie er weit vorausberechnend und hinterhältig die geeignete Gelegenheit zur Rache ausdenkt. Seine Auffassung des Geschlechtslebens neigt zur Roheit. Gehässige Roheit liegt ihm überhaupt sehr nahe. Der Osten des deutschen Sprachgebiets, wo die ostbaltische Rasse stärker beigemischt ist, zeigt eine hohe Bestrafungsziffer für Roheitsverbrechen (gefährliche Körperverletzung), überhaupt sind diese Gebiete „kriminell stark belastet",[1] und einfacher und schwerer Diebstahl ist verhältnismäßig häufig. Eigentumsvergehen scheinen überall da häufiger zu sein, wo die ostbaltische Rasse stärker beigemischt ist.

Bei Betrachtung des ostbaltischen Wesens fällt auf, wie leicht und unvermittelt die Gefühle in ihr Gegenteil umschlagen können, wie leicht überhaupt sich ein Stimmungswechsel vollzieht. Der ostbaltische Mensch kann schnell von ungebändigter Wut zu versöhnlicher Sanftmut, ja Gefühlseligkeit (Sentimentalität) übergehen, von halsstarrigem Trotz zu Reue und zu Selbstanklagen, von Ratlosigkeit zu Überhebung, von alles übersehender Lässigkeit zu unduldsamer Verbissenheit. Ebenso eigenartig berührt auch das gleichsam unvermittelte Nebeneinander von Hingabe an den Nächsten bis zu Unterwürfigkeit und grenzenloser Versöhnlichkeit einerseits und neidischer Selbstsucht und eigennütziger Verschlagenheit andrerseits bei ein und demselben Menschen, und bezeichnend scheint auch die Verschwendungssucht zu sein, die den vorher bescheiden lebenden ostbaltischen Menschen erfaßt, sobald er zu Reichtum gekommen ist. Überhaupt bewegt sich die ostbaltische Seele gerne an äußersten Grenzen und zeigt eine Neigung zu Unmaß. Das dumpfe Dahinleben in Schicksalsergebenheit wird bei ostbaltischen Menschen plötzlich durchbrochen von Leidenschaftsausbrüchen. Für ostbaltische Denker scheint bezeichnend zu sein, daß sie entweder leicht einem

[1] Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. 1923.

starren oder zersetzenden Klügeln des Verstandes verfallen[1] (dem „Rationalismus" osteuropäischer Philosophie) oder ebenso leicht in einem gestaltlosen Grübeln untergehen (der osteuropäischen „Mystik").

Reichtum zu erhalten scheint dem ostbaltischen Menschen selten zu gelingen. Er neigt dazu, wochenlang in einer dumpfen Arbeitsamkeit hinzuleben und dann das erworbene Geld in allerhand Lustbarkeit hinauszuwerfen, wobei er sich oft rauschartig einer wirren Ausgelassenheit hingibt, die bei Gelegenheit in blinde Zerstörungswut umschlagen kann. Die körperliche Reinlichkeit ist bei ostbaltischen Menschen im allgemeinen gering, der Zustand der Wohnungen verrät ebenfalls einen Mangel an Reinlichkeitssinn und bei reichen ostbaltischen Menschen dazu eine Neigung zu Prunksucht.

Der Verstandesbegabung nach wird man die ostbaltische Rasse eher über die ostische, sicher über die westische Rasse stellen. Ist der ostbaltische Mensch auch langsamer im Begreifen, so begreift er doch sicher, sein Verstand ist minder scharf, aber schmiegsam und findig. Daß die ostbaltische Begabung die nordische nicht erreicht oder aber, daß dem ostbaltischen Verstand wenig Entschlußfähigkeit zu Gebote steht, zeigt sich darin, daß in Rußland und Finnland wie in all den Gebieten, wo die ostbaltische Rasse beigemischt ist, die führende Schicht vorwiegend nordisch ist. Bilder finnischer Heerführer, Staatsmänner, Gelehrter und Künstler zeigen dies immer wieder.[2]

Man sieht, die ostbaltische Rasse zeigt ein Wesensbild, das uns am meisten an Menschen der russischen Romane erinnert. Das ist auch kein Zufall, denn der russische Roman entspringt ja einem Volk mit starkem ostbaltischem Einschlag, und Männer wie Dostojewskij zeigen ja diesen Einschlag deutlich in leiblichen und seelischen Zügen. Dem nordischen Menschen und ebenso dem dinarischen und fälischen erscheint ostbaltisches Wesen als knechtisch. So schrieb der finnländische Dichter K. A. Tavaststjerna in einem Gedicht „Finnbacka Finne" (1896), den Finnen anredend und in ihm unbewußt das ostbaltische Wesen erkennend, zur Kennzeichnung seines anderen (nordischen) Wesens: „Ich habe nicht duckmäusern und lügen gelernt; nicht gelernt, mich zu begnügen, nicht gelernt, mich zu beugen."[3]

---

[1] Vgl. hierzu die Gestalt Iwan Karamasoffs in Dostojewskijs Roman „Die Brüder Karamasoff", der so viel über die ostbaltische Seele aussagt.

[2] Eine besondere Begabung zum Erlernen fremder Sprachen, welche dem ostbaltischen Menschen bisweilen zugeschrieben wird, möchte ich nicht annehmen. Dostojewskijs Tochter erzählt in ihrer Lebensbeschreibung Dostojewskijs, es sei nicht richtig, daß der Russe besonders leicht fremde Sprachen lerne. Das habe nur für die Oberschicht gegolten. Nun hatte aber diese Oberschicht durchschnittlich weniger ostbaltisches Blut als die übrigen Volksschichten.

[3] Während der Drucklegung des Buches erscheint der Aufsatz „Ostbaltentum" von Th. Hoffmann (Deutschlands Erneuerung, 14. Jahrg., Heft 6, 1930, S. 343 ff.), der Wertvolles zur Kennzeichnung der ostbaltischen Rassenseele beiträgt.

18. Die seelischen Eigenschaften der fälischen (dalischen) Rasse

Lenz[1] findet bei der fälischen Rasse nicht den gleichen Drang in die Ferne wie bei der nordischen, vielmehr ein Haften am Hergebrachten und an der Heimat. Er findet den fälischen Menschen eher noch zuverlässiger als den nordischen, zu Grübelei geneigt, zu „Tiefe" und „Innerlichkeit". Noch weniger als der nordische Mensch neige der fälische zur Einfühlung in das Wesen anderer Menschen. Verschlossenheit, ja Starrköpfigkeit kennzeichneten ihn, er neige mehr zu Baukunst und bildenden Künsten als zu Tonkunst und Beredsamkeit. Innerhalb eines Volkes sei er mehr zu wuchtiger Stoßkraft unter Führung nordischer Menschen geeignet als zur Führung selbst. „Allerdings zeigen mehrere der größten Führer der Deutschen einen starken Einschlag der blonden Hünenrasse, z. B. Bismarck und Hindenburg. Gerade wenn die atlantische (fälische) Schwere sich mit der nordischen Kühnheit paart, entstehen Gestalten von megalithischem Ausmaß."[1]

Kern[2] hat diesem Bilde weitere Züge hinzugefügt, wovon im folgenden einiges: Der fälische Mensch verstecke sein Inneres, doch ruhe sein Blick bedächtig, freundlich und ohne Neugier auf dem Unterredner. Ruhige Wärme des Gemüts gehe von der fälischen Frau aus. Fälische Knechte eigneten sich besonders gut zum Ochsenlehren, wozu Geduld, Kraft, gutmütige Gewaltsamkeit gehöre. Leicht fühle sich der fälische Mensch zurückgesetzt, doch neige er nicht dazu, sich anderen überlegen zu fühlen. Eine bärenhafte Mischung von wohlwollender Rauheit und trockener Schelmerei kennzeichneten den fälischen Menschen; er sei mehr standhaft als beweglich, mehr in der Abwehr stark als zum Angriff geneigt, mehr gediegen als vielseitig, mehr nüchtern als kühn, mehr freiheitsliebend als herrschsüchtig, mehr gewichtig als schöpferisch. —

Es handelt sich also um eine auch seelisch „schwere" Rasse, einen auch seelisch minder beweglichen Menschenschlag. Züge wie Angriffslust und Führerdrang fehlen, Züge wie Gediegenheit und unbedingte Zuverlässigkeit, wuchtiges Standhalten und unerschütterlich ruhiges Ausführen gefaßter Entschlüsse treten besonders hervor. Selbst „schwer", nimmt der fälische Mensch auch das Leben schwer. Nie könnte er leichtsinnig, übermütig, tollkühn werden wie nordische Menschen. Immer beherrscht ihn ein Drang zu Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit. Dabei ist er, wenn ihm Unrecht getan wurde, geduldiger als der nordische Mensch, mehr Grübler über das menschliche Treiben um ihn herum, — sofern er nur selbst einen Bereich zur Betätigung seines festen Willens um sich sieht — als der zum Gestalter, „Organisator" menschlicher Verhältnisse wie zum Staatsmännischen neigende nordische Mensch. Ist dem nordischen Menschen eine

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 3. Aufl., 1927.

[2] Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten, München 1927.

Treue eigen, welche im Grunde zumeist Treue zu sich selbst und um der Selbstachtung willen ist, so kann man beim fälischen Menschen, so wenig entgegenkommend, so verschlossen er sein mag, fast von einem Treuebedürfnis reden, von dem Verlangen, sich einem Vorsatz oder Menschen gegenüber als unbedingt zuverlässig zu bewähren. Daher fand Kern den fälischen Menschen besonders geeignet zum guten Vorsitzenden, Ordnungsbeamten, Vertrauensmann, Schutzmann und Pförtner. Daher auch ein gewisser Schlag des Wirtschaftsführers im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, der selbst ruhig-zuverlässig ist und von dem etwas Beruhigendes ausgeht. Das Treuebedürfnis des fälischen Menschen mag öfters von minder rechtschaffenen Menschen ausgenützt werden, die wissen, „was sie an einem solchen Menschen haben", ohne darin einen Ansporn zu gleicher Zuverlässigkeit zu verspüren.

Mag der fälische Mensch in Haltung und Auftreten mindestens fürs Erste abweisend, sehr abwartend, ja mißtrauisch-verschlossen, klotzig und starrköpfig erscheinen, oder vermag er auch auf höherer Gesellschaftsstufe, wo das flüssigere nordische Vorbild der Haltung gilt, kaum seine wenig verbindliche Gemessenheit, Abgeschlossenheit, ja rauhe Würde, einem etwas beweglicheren Geiste anzupassen, so verrät der fälische Mensch doch bei vertrauterem Umgang bald, daß er wärmer und gutmütiger ist als der nordische, zugleich rauher und herzlicher. Wärmer ist der fälische Mensch auch in seinem Glaubensleben; die „warmherzige Hingabe an die Welt des Überirdischen", welche Wildhagen[1] beim Niedersachsen findet, beim Engländer vermißt, mag hauptsächlich dem fälischen Einschlag im niedersächsischen Stamme zuzuschreiben sein.[2] Erscheint der nordische Mensch auch im Glaubensleben mehr von Willen durchdrungen, so der fälische mehr von Gemüt. Ist der nordische kühner, so der fälische innerlicher. Erscheint der nordische als vordringend, dem Neuen und Fremden mehr zugeneigt und damit immer wieder als Gestalter neuer Gedanken, vor allem in Naturwissenschaft, Technik und Staatsleben, so der fälische Mensch als besonders beharrend, ja bis zum Eigensinn und bis zur Querköpfigkeit beharrend. Er kann sich gegen Menschen und Gedanken sperren mit einem felsigen Trotz, der lange unter scheinbarer Langmut verborgen bleiben kann, ehe er wuchtig hervorbricht. Während die kühne Willenskraft des nordischen Menschen mehr im Angriff erscheint, so die trotzige Willenskraft des fälischen mehr in der Abwehr.[3] Der Hofschulze in Immermanns „Der Oberhof" zeigt fälische und fälisch-nordische Züge seelischen Verhaltens; fälische Züge zeigt Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalene".

Hauptsächlich innerhalb der fälischen Rasse finden sich die Menschen, die in jeder Hinsicht „nicht vergessen können". Fälische Menschen stehen anderen gerne bei, wenn die anderen nicht darum bitten; sie selbst lassen sich aber

[1] Wildhagen, Der englische Volkscharakter, 1925.

[2] Einem Einschlag, der im Angelsachsentum geringer ist, obschon es aus dem gleichen deutschen Nordwesten stammt, da eben die nach den britischen Inseln ausgewanderten Germanen anscheinend eine nordischere Auslese darstellten, die Seßhafteren gleichen Stammes eine fälischere Auslese.

[3] Das bekannte Wort des in der Hauptsache wohl fälisch-ostischen Luther vor dem Reichstag zu Worms scheint mir von echt fälischem Klang zu sein.

kaum einmal helfen. Wucht bezeichnet wie leiblich so auch seelisch das Bild der fälischen Rasse. Ihr eignet etwas Urtümliches. Man vermeint beim Betrachten des leiblich-seelischen Bildes der fälischen Rasse beinahe die Abstammung dieser Rasse von einem Menschenschlag der Altsteinzeit, von irgendwelchen „Riesen der Vorzeit“ zu empfinden.[1]

Bei solchen seelischen Zügen der fälischen Rasse wird man vermuten dürfen, daß sie innerhalb des deutschen Volkes am ehesten im Bauernstande, vor allem im Großbauernstande und auch im Gutsbesitzertum sich wohl fühlt — dies vielleicht der Hauptgrund der Erhaltung und Reinerhaltung der fälischen Rasse seit dem Zeitabschnitt ihrer Stammrasse, der Rasse von Cro-magnon. Es hat auch den Anschein, als sei die fälische Rasse in den deutschen Landschaften, in denen sie verhältnismäßig stärker vertreten ist, viel mehr auf dem Lande ansässig als in der Stadt wohnhaft.

Unter den Bildern schöpferischer Menschen findet man ziemlich häufig solche, die einen Menschen mit stärkerem fälischem Einschlag darstellen. Daraus muß, wie aus dem seelischen Verhalten fälischer Menschen, auf eine bestimmte Bedeutung der fälischen Rasse für die Völker, unter denen sie vertreten ist, geschlossen werden.

[1] Es ist wahrscheinlich die Rasse, welche die Landsknechte gestellt hat, die das Zweihänderschwert handhaben konnten. Dazu gehörten sehr hochgewachsene, bis zu 2 m hohe Männer, mit breitem, festem Stand.

19. Umwelteinflüsse, Vererbungserscheinungen Der Mischling, die Kreuzungen

Bei Betrachtung der Rassenkarte Deutschlands und Mitteleuropas[1] fällt es immer wieder auf, daß die wirtlichen und fruchtbaren Gebiete, vor allem die fruchtbaren Ebenen, im allgemeinen — also abgesehen von Ausnahmefällen — vorwiegend nordisch oder mindestens nordischer als die minder fruchtbaren Nachbargebiete besiedelt sind, daß andererseits unwirtlichere Gebirgsgegenden, Moorgegenden und unwirtliche Waldgegenden im allgemeinen vorwiegend ostisch besiedelt sind. Da, wo einmal ostische Siedlungen in die Ebene hinunterreichen oder im ebenen Land liegen, hat sich gezeigt, daß diese ostisch besiedelten Gebiete zugleich solche Gebiete sind, die früher von einem undurchdringlichen Wald bestanden waren oder daß es sich um Siedlungen handelt, welche von Obrigkeiten angeordnet waren. Die Beobachtung führt dazu, die überwiegend ostisch besiedelten Gebiete in der Regel entweder als unbegehrte, weil unwirtliche Gebiete, oder als Zufluchtsgebiete zu erkennen; darüber der 21. Abschnitt.

Es hat nun eine Forschungsrichtung gegeben — ihre Zeit liegt nicht weit zurück, sie gehörte zur allgemeineren Herrschaft der für das 19. Jahrhundert so bezeichnenden Umweltlehren (Milieutheorien) und wurde unterstützt auch durch den Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenschaften —, die den Bau des Leibes und all seiner Teile für abhängig hielt von Umwelteinflüssen: das Wohnen im Gebirge sollte, wie besonders Ranke (München) glaubte, runde Schädel hervorbringen, sollte auch gelegentlich eine Aufhellung der Haare, eine gewisse Bleichung, hervorbringen. Die geringe Ernährung sollte eine geringe Körperhöhe bedingen, der südlichere Wohnort eine dunklere Haut. Reitervölker sollten Kurzschädel bekommen, Ackerbauvölker Langschädel. Die Schädelform sollte schließlich willkürlich veränderlich sein. Auch war man auf die Tatsache gestoßen, daß vor allem in Süddeutschland und in Frankreich seit dem frühen Mittelalter die Kurzschädel immer mehr zugenommen haben, und erklärte dies damit, daß die höhere Bildung eines Volkes kürzere Schädelformen schaffe. Die Fleisch- und Milchnahrung gewisser ostafrikanischer Stämme hamitischer Sprache habe diese besonders schlank und hochwüchsig gemacht, die vorwiegend pflanzliche Nahrung habe bestimmte Negerstämme breit und untersetzt gemacht.[2]

Solchen Erklärungen liegen öfters wirkliche Beobachtungen zugrunde, die aber jedesmal falsch gedeutet wurden. Folgerichtig hätte man die stärkere Langschädligkeit der höheren Stände in Mitteleuropa entweder mit Bil-

---

[1] Vgl. auch Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929.

[2] Sanielevici, La vie des mammifères et des hommes fossiles, Bukarest 1926, führt die (dinarische) Nase der Bourbonen auf die Gebräuche der königlichen Küche, die (vorderasiatische) „Judennase" auf zu heiße Gerichte und zu stark gewürztes Fleisch zurück!

dung oder mit Besitz und besseren Speisen erklären müssen; aber dem wäre die andere Mißdeutung entgegengestanden, welche Kurzschädligkeit als Bildungsfolge ansah. Ist jedoch Kurzköpfigkeit eine Folge erworbener Bildung, so müßten Slowenen und Kroaten sehr viel, Schweden und Norweger sehr wenig Bildung erworben haben. Wird Kurzköpfigkeit durch Reiten erworben, so müßten die langköpfigen Beduinen wohl schon längst kurzköpfig geworden sein usw. Würde die Kost der Menschen die Erbanlagen abwandeln oder gar hervorbringen, so müßten große Teile Europas, die eine ungefähr gleiche Kostzusammensetzung haben, heute schon von ziemlich einheitlich aussehenden Bevölkerungen bewohnt sein. Erklärungen wurden versucht, wie der oder jener Muskel des Kopfes, der beim Bergsteigen besonders angestrengt werde, den Kopf aus der Langform in die Rundform ziehen, wie Gebirgsaufenthalt auf das Haar bleichend einwirken müsse usw. Die Deutungen bekämpften sich hin und wieder gegenseitig: es gibt auch eine Erklärung dafür, daß das Haar am Hinterkopf dunkler sei, welche die Gebirgsbestrahlung zu Hilfe nimmt. Nach einer Annahme soll der Kopfindex überhaupt kein eigentliches Rassenmerkmal sein, da eine größere Körperhöhe geringere Kurzköpfigkeit oder größere Langköpfigkeit bedinge. Dieser Annahme steht aber schon die Tatsache der sehr kurzköpfigen, dabei hochgewachsenen dinarischen Rasse entgegen.

Wie es Sprachwissenschafter gab und gibt (so H. Meyer und Collitz), welche Lautverschiebungen daraus erklären wollen, daß das betreffende Volk zur Zeit seines Lautwandels im Gebirge gelebt habe, so mußten auch für die seelischen Eigenschaften der Rassen, ihre größere oder geringere Umgänglichkeit, ihre größere oder geringere Beweglichkeit, die Umwelt und schließlich sogar die Nahrung herhalten. „Schreibt dies alles einer Verschiedenheit des Essens zu, wenn es euch so gefällt, wie Buckle es getan hätte; leitet die erregbare Veranlagung von Kartoffeln ab, die ruhige von Ochsenfleisch oder findet irgendeinen anderen Ausweg: der Gegensatz besteht." So schreibt Ripley bei Betrachtung der in England beobachteten seelischen Unterschiede der einzelnen Rassen.

In ihrer äußersten Ausprägung nähert sich die Umweltlehre der Annahme, man könne aus allem alles machen. Da Europäer — indessen nicht die nordischen, fälischen und ostbaltischen — in Ägypten bisweilen braun wie Ägypter werden, da Neger in Europa (erscheinungsbildlich, nicht erbbildlich) ein klein wenig heller werden, schließt diese Art Forschung auf eine unmittelbare Wirkung des Sonnenlichts bei der Bildung der Hautfarbe verschiedener Rassen und verschiedener Menschen. Aber „die Anschauung, daß die Hautfärbung der einzelnen Menschenrassen direkt durch die Sonnenbestrahlung hervorgerufen sei, ist nicht mehr haltbar".[1] Chinesen sind ebenso gelb oder nur wenig dunkler gelb in den Tropen wie im Norden Asiens, sind ebenso groß im Gebirge wie in der Ebene. Daß bei den dunklen europäischen Rassen die dunkelsten Grade der Hautfärbung oft und besonders in Nordeuropa nicht erreicht werden, ist erwähnt worden (vgl. S. 56). Wie bei der Hautfarbe hat sich die Erblichkeit bei anderen Merkmalen ergeben.

[1] Martin, Lehrbuch der Anthropologie, 2. Aufl. Jena 1928.

Eine Rasse wird in ihrem Erbbild durch Umwelteinflüsse kaum berührt. Sie kann verändert werden nur durch eine Änderung in der Richtung der Auslese, der Zuchtwahl. Sie kann schließlich durch völlige Vermischung mit anderen Rassen ihr Rassenbild gleichsam verwischen lassen; auffindbar wird es immer noch sein; denn „Mischrassen" entstehen aus einem Rassengemische nur unter besonderen, später zu erwähnenden Verhältnissen. Es gibt, wo nicht besondere Verhältnisse eintreten, zwischen zwei oder mehreren Rassen nur größere oder kleinere Gruppen von Mischlingen, über welche die Vererbung die Merkmale der beiden Elternrassen — für den ersten Blick scheinbar wahllos — zerstreut. Wären die verschiedenen Rassenmerkmale: Körperhöhe, Schädelform, Wuchsverhältnisse, Farben usw. nicht in so hohem Maße vererblich, so wäre in Europa schon längst ein Ausgleich aller Merkmale der europäischen Rassen zustande gekommen; ein mittlerer Wuchs, eine mittlere Schädelform, mittlere Farben usw. würden allgemein herrschen; Europa, mindestens Mitteleuropa, wäre schon längst von einem ziemlich ungeschiedenen, nahezu gleichen Menschenschlag bewohnt.

Man sieht aus diesen Ausführungen zweierlei: Umweltlehren führen notwendig zu Widersprüchen und: ein Urteil in Rassefragen ist nur dem möglich, der die Vererbungsgesetze kennt.

Umweltlehren führen notwendig zu Widersprüchen. — Es heißt, je höher die Gebirgslage, desto kürzer seien die Schädel. Wie sind da die verhältnismäßig längeren Schädel im Bregenzer Wald, im hochgelegenen Isel-, Kalser- und Tauerntal und im hochgelegenen Zillertal zu erklären, wie die des nördlichen Apennins? Es heißt, ein ärmlicher Boden und ärmlichere Lebensverhältnisse bedingten eine kleiner gewachsene Bevölkerung. Wie sind da die vorwiegend nordischen Menschen des kargen Odenwalds zu verstehen? Wie die Menschen der armen Hausindustrieorte im kalkarmen Gebiet des Harzes? Wie sind die höhergewachsenen und langschädligeren Gebirgsbewohner Norwegens zu erklären im Gegensatz zu den kleineren und kurzschädligeren Küstenbewohnern? Wie wäre der höhere Wuchs Norddeutschlands mit seinem kärglicheren Boden zu verstehen? Wie die verhältnismäßig stärkere Kurzschädligkeit des inneren Böhmens im Gegensatz zu der größeren Langschädligkeit der Gebirgsbewohner der nordöstlichen Grenzbezirke? Wenn der Süden dunkelt, müßten die blonden, helläugigen Menschen unter den Kabylen längst dunkel geworden sein. Wenn Bildungsmehrung den Schädel rundet, müßten England und wohl auch Spanien kurzschädlig geworden sein.

Diese Beispiele sind nun fast nur europäischen Verhältnissen entnommen. Ganz widersinnig werden die Behauptungen der Umweltlehren, wenn man sie mit den Rassenverhältnissen aller Erdgebiete vergleicht, wo hoher und niederer Wuchs, kurze und lange Schädel, hellere und dunklere Farben, zusammen mit den verschiedensten Umwelten vorkommen, zusammen mit Gebirgslage hier, dort mit Ebenensiedlung, hier mit guten Lebensbedingungen, dort mit ärmlichen, hier mit mehr, dort mit weniger „Bildung".

Es versteht sich, daß die Umwelt gewisse Einflüsse ausüben kann, Einflüsse indessen, die immer nur das Erscheinungsbild eines Menschen oder einer Menschengruppe abwandeln, niemals aber — mit Ausnahme einiger

Fälle — das **Erbbild**. Durch kärgliche Nahrung mag z. B. ein nordischer Mensch klein bleiben. Man beobachtet oft beim Heereseintritt — vor allem in Italien ist dies festgestellt worden —, daß junge Leute aus ärmeren Gebieten oder aus ärmeren Volksschichten kleiner sind als andere Heerespflichtige, daß aber eben diese mindergenährten Soldaten innerhalb ihrer Dienstzeit unter Umständen mehr wachsen als die andern. Unter Umständen — denn man beobachtet in solchen Fällen zugleich einen eigentümlichen Unterschied: die Wachstumszunahme während der Dienstjahre ist in Norditalien größer als in Süditalien, in Baden beträchtlicher als in Norditalien, in

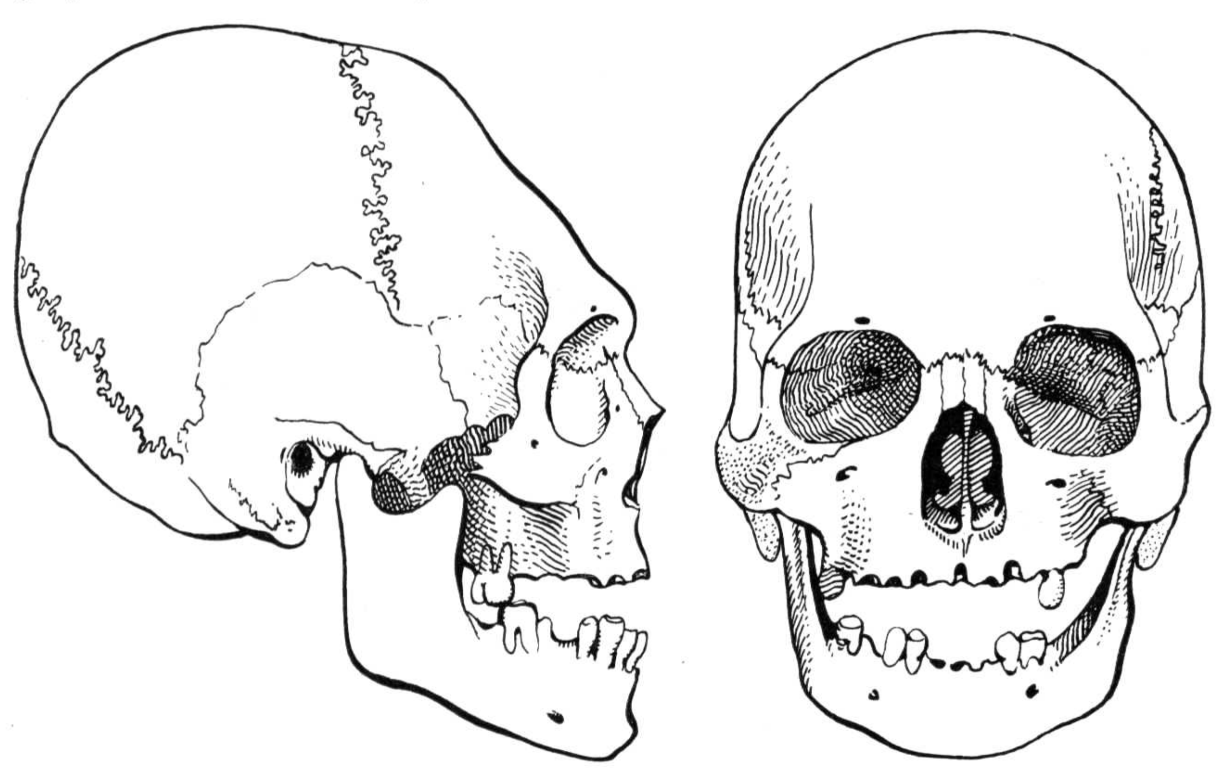


Abb. 373 a, b. Künstlich umgeformter (deformierter) vorgeschichtlicher Schädel aus der Schweiz. Sch: 75,3. (Nach His-Rütimeyer, Crania helvetica)

Schweden beträchtlicher als in Baden — offenbar eine Auswirkung nordrassischer Erbanlagen.

Auch ein durch Unterernährung dauernd kleingebliebener nordischer Mensch wird von sich aus seinen Nachkommen die Anlagen zum hohen Wuchs der Nordrasse vererben. Auch viele, durch schlechte Lebensbedingungen während der Wachstumsjahre im Wuchs zurückgebliebene nordische Menschen vermögen das Erbbild der Rasse nicht zu wandeln. Auch diejenigen Kinder, denen etwa zu enge Kinderhäubchen oder eine harte Lagerung in der Wiege die Kopfform bis zu einem gewissen Grad umgestaltet haben, vermögen das Erbbild ihrer Rasse nicht zu beeinflussen. Die Formbarkeit des weichen Kindesschädels — man kann, indem man Säuglinge zu bestimmten Kopflagen zwingt, im frühesten Alter die Kopfform verkürzend oder verlängernd umformen[1] — diese Formbarkeit beweist nichts

[1] v. d. **Broek** (Zur Frage der willkürlichen Beeinflussung der kindlichen Schädelform, Korresp. f. Anth., Anthr. u. Urgesch., 10/12, 1916) zeigt auch, daß langköpfige Kinder anscheinend Seitenlage, kurzköpfige Rückenlage wählen, wenn man sie daran nicht hindert.

gegen das Bestehen reiner Rassenbilder, vor allen Dingen aber gar nichts für die Entstehung von Erbanlagen der Lang- oder Kurzköpfigkeit. Verändert ist damit ja immer nur das Erscheinungsbild eines Menschen oder einer kleinen Gruppe von Menschen, nicht aber ihr Erbbild, also nicht einmal das Erscheinungsbild einer Rasse, geschweige deren Erbbild. Schädelumbildungen sind bei vielen Völkern (Fußverkrüppelungen im weiblichen Geschlecht bei den Chinesen) üblich und üblich gewesen. Aber da Geschlecht auf Geschlecht sie ausüben mußte, muß das Erbbild einer Rasse außerhalb menschlicher Willkür liegen. Nun hat sich aber gezeigt, daß die ererbte Kopfform schon ein bis zwei Monate vor der Geburt ausgebildet ist und so schon vor der Geburt diejenige Form hat, welche sich darbieten wird, wenn der kindliche Kopf sich ohne absichtliche Beeinflussung aus der durch die Geburt selbst verursachten Langform zu der vererbten Form ausgebildet hat. Es hat sich ferner bei Stämmen, welche Umformungen des kindlichen Kopfes vornahmen, gezeigt, daß solche Köpfe während des Heranwachsens vom Kinde zum Erwachsenen „eine merkliche Abschwächung des erpreßten Grades" erfahren.[1] Es hieße ungeheuerliche Möglichkeiten der Vererbung erworbener Eigenschaften annehmen, wollte man Schädelformen, Gesichtsformen, Körperhöhen und Wuchsverhältnisse (Proportionen) als unsichere Rassenmerkmale bezeichnen. Je mehr die Forschung sich erweitert, desto mehr erkennt sie die hohe Erbfestigkeit aller rassischen Eigenschaften und die weitgehende Unabhängigkeit selbst des Erscheinungsbildes von der jeweiligen Umwelt. Über Rasse und Umwelt urteilt nach seinen isländischen Untersuchungen Gudmundur Hanneson: „All die Widerstände, Armut, elende Wohnverhältnisse usw., unter denen wir immer gelitten haben, seitdem das Land zuerst besiedelt worden ist, waren nicht imstand, unsere Körperhöhe zu senken. Nach einem tausendjährigen Kampf in Dunkelheit und Kälte trägt die nordische Rasse ihr Haupt weiterhin hoch."[2] Wie verhältnismäßig viel die Erbanlagen, wie verhältnismäßig wenig Umwelteinwirkungen bedeuten, zeigt sich in öfters geradezu verblüffenden Beispielen bei Untersuchung eineiiger, also erbgleicher Zwillinge, die verschiedenen Umwelten ausgesetzt waren.

Auch Umbildungen etwa der Schädelform durch Krankheit sind nur erscheinungsbildliche Wandlungen. Durch Rachitis z. B. wird die Schädelform bei Kindern oft zur Kurzform umgewandelt und erhält sich dann so. So sind z. B. die mittel- oder kurzschädligen Kopfformen Kants, Menzels und Wagners als Krankheitsumbildungen, bei Kant und Menzel wie bei Helmholtz durch Anlage zum Wasserkopf, bei Kant auch als rachitische Umbildung erklärt worden. Die Wachstumshemmungen, welche mit Rachitis verbunden sind, berühren zumeist nicht das Wachstum des Gehirns, während sie das des Gesichtsteils des Kopfes verlangsamen oder ganz zurückhalten, so daß dann leicht Kopfformen entstehen, deren Gehirnteil kurzköpfig aufgetrieben wirkt gegenüber einem schwach erscheinenden Gesichtsteil, besonders gegenüber den schwächlich ausgebildeten Kiefern (vgl. Abb. 374).

[1] Vgl. Struck, Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika, Ztschr. f. Ethnologie, 1922, S. 60—63.
[2] Laeknarbladid, Reykjavik 1923.

Röse nimmt an, daß in gewissen Teilen Sachsens der Kopfindex durch häufig vorkommende Rachitis zeitweise erhöht sei und dadurch einen geringeren nordischen Einschlag in der Bevölkerung annehmen lasse. Indessen, auch ein durch Rachitis kurzköpfig gewordener Mensch nordischer Rasse wird immer wieder von sich aus die Anlage zur Langform des Schädels seinen Nachkommen vererben.

So weisen all diese Tatsachen immer wieder auf die Gesetze der Vererbung hin, und es läßt sich auch in diesem Buch nicht auskommen, ohne einige Haupttatsachen der Vererbungslehre anzuführen. Von den eben betrachteten Erscheinungen aus stellt sich die Erkenntnis und Unterscheidung

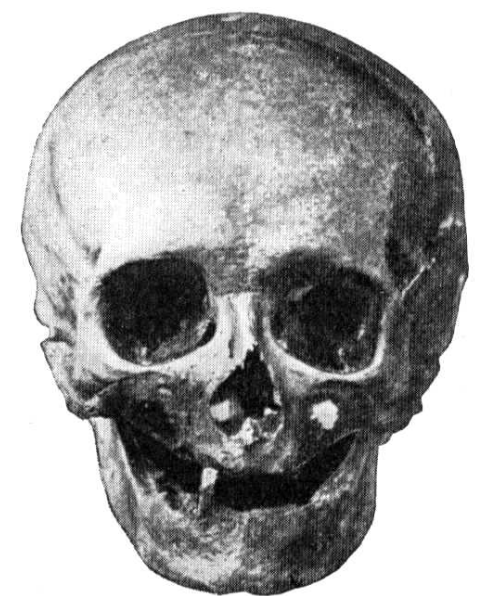




Abb. 374 a, b. **Kants Schädel.** Sch: 88,5. Schädelform eine Folge rachitischer Kindheitserkrankung. Vgl. hierzu Abb. 429, S. 437

der Begriffe **Erbbild** (Idiotypus) und **Erscheinungsbild** (Phänotypus)[1] als das wichtigste dar. Nicht ohne weiteres darf man nämlich aus der Erscheinung eines Menschen — aus seinem Erscheinungsbild — auf die Eigenschaften schließen, die er im Erbgang der Geschlechter von seinen Vorfahren erhalten hat und auf seine Nachkommen überträgt. Die Erscheinung eines Menschen ist ein (nicht zu unterschätzender) **Hinweis** auf seine rassische Zugehörigkeit, ein voller **Ausweis** jedoch nicht. Eine eingehende rassenkundliche Betrachtung eines Einzelmenschen wird daher Vorfahren, Geschwister und Nachkommen mitberücksichtigen, da diese zusammengenommen eine wertvolle Aussage darüber abgeben können, nach welcher Richtung hin das Erbbild des Einzelmenschen von seinem Erscheinungsbild abweichen mag. Das folgt aus den Tatsachen der Vererbungslehre:

„Diese zeigt, daß die Keimmasse der Geschlechtszellen außerordentlich beständig, von den Einflüssen der Umwelt auf den Körper nicht nachweisbar abhängig ist. Die Erbmasse, das Erbplasma, zieht, immer wieder in einzelne Teile aufgespalten, seine zusammenhängenden Bahnen durch die Geschlechter. Der Körper ist in gewissem Sinne jeweils nur ein Anhängsel

[1] Die Verdeutschungen stammen von **Lenz.**

der Erbmasse. Der Mensch besitzt ein Erbbild, das ist die Summe aller ererbten Anlagen, die oft im Verborgenen bestehen, und ein Erscheinungsbild, das Bild seiner äußeren, vergänglichen, durch die Umwelt beeinflußten Eigenschaften."[1]

Erscheinungsbildlich mag ein Mensch durch schlechte Ernährung während der Wachstumsjahre in seinem Wuchs gehemmt worden sein: sein Erbbild bleibt bestehen. Erscheinungsbildlich mag der Schädel eines Menschen willkürlich oder durch Krankheit umgeformt werden: vererben wird er, wenn er selbst reinrassig ist, immer nur die Anlage zu derjenigen Schädelform, die zum Bild seiner Rasse gehört. Daraus folgt aber auch, daß Menschen sehr wohl erscheinungsbildlich übereinstimmen können, die in ihrem Erbbild verschieden sind, oder umgekehrt, daß erscheinungsbildlich verschiedene Menschen im Erbbild gleich sein können. Es folgt daraus ferner, „daß der Wert des Einzelwesens als solchen von seinem Wert als Zeuger verschieden ist".[2]

Öfters werden Feststellungen des Anthropologen Boas (jüdischen Volkstums, amerikanischer Staatsangehörigkeit) über vermeintliche oder wirkliche Abwandlungen von Rassenmerkmalen als Einwände gebraucht, welche überhaupt gegen eine Behauptung von Rassenunterschieden sprechen sollen. Boas fand z. B. Kinder von in Amerika eingewanderten Juden etwas langköpfiger, Kinder von eingewanderten Sizilianern etwas kurzköpfiger als die Eltern. Nun stellen aber weder Juden noch Sizilianer, noch von Boas untersuchte Mitteleuropäer, Rassen dar, sondern immer nur rassengemischte Menschengruppen, bei denen die Kinder sehr wohl andere Merkmale aufweisen können als ihre Eltern.[3] Boas selbst möchte aber — im Gegensatz zu denen, welche seine Untersuchungen als Einwand gegen das Bestehen von Rassenunterschieden gebrauchen wollen — keine erbbildlichen Änderungen (Idiovariationen, Mutationen) annehmen, sondern allein erscheinungsbildliche Abwandlungen: „Es könnte sein, daß dieselben Menschen, wenn in ihre alte Umwelt zurückversetzt, zu ihren früheren leiblichen Zügen zurückkehrten."[4] Er nimmt eine gewisse erscheinungsbildliche Wandelbarkeit an, doch jedenfalls nur eine engbegrenzte. Eugen Fischer möchte mit Boas annehmen, daß „ein Etwas an der Schädelform wie etwa an der Körpergröße durch die Umwelt bedingt ist, das Andere bleibt dem erblichen Einfluß vorbehalten, ist unveräußerliches Erbgut. Die Abgrenzung beider Teile voneinander ist vielfach noch nicht möglich".[5] Wie wenig aber auch nur erscheinungsbildliche Abwandlungen (Paravariationen) gegenüber dem ererbten Rassenbild bedeuten, darauf weist schon die oft über-

---

[1] Kuhn, Gedenke, daß du ein deutscher Ahnherr bist. Festrede der Technischen Hochschule Dresden, 1920.

[2] Siemens, Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik. 4. Aufl. 1930.

[3] Radoslajewitsch hat jedoch schwerwiegende Einwände gegen die Arbeitsweise der Boasschen Untersuchungen gerichtet; vgl. American Anthropologist, 1911, S. 394. Boas' Antwort in Ztschr. f. Ethnologie, 1913, S. 1.

[4] Boas, New evidence in regard to the instability of human types, Proc. Nat. Acad. Sc. II, 1916.

[5] Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927.

raschende Ähnlichkeit von Menschen gleicher Rasse in verschiedenen Umwelten hin. Man kann in der Schweiz vorwiegend nordische Einheimische treffen, die einen in überraschender Weise an Schweden erinnern. Man kann in Norwegen vorwiegend ostische Menschen treffen, die einen unmittelbar an vorwiegend ostische Schwarzwälder erinnern. Struck hat daher den Boasschen Untersuchungen gegenüber mit Recht ausgeführt: „Biologisch gesprochen, handelt es sich bestenfalls um eine der beispielsweise von Haustieren mehrfach bekannten „Modifikationen" (Paravariationen) und nicht um eine die Erblichkeit des Längen-Breiten-Indexes aufhebende „Mutation".[1]

Man darf vielleicht annehmen, daß zwischen Europa und Nordamerika für Menschen europäischer Herkunft ein größerer Umweltunterschied bestehe als zwischen Süddeutschland und der skandinavischen Halbinsel, und wird demgemäß für die in Amerika Einwandernden an stärkere, bzw. minder schwache Einwirkungen der Umwelt auf das Erscheinungsbild denken dürfen. An Abwandlungen der „Rasse", d. h. des Erbbildes, darf man dabei nicht denken.

Auch Abwandlungen des seelischen Bildes einer Rasse durch Umwelt wird man nicht leicht annehmen dürfen, soweit damit nicht nur erscheinungsbildliche Einflüsse gemeint sind. Das seelische Bild z. B. eines nordischen Handarbeiters einerseits, eines nordischen Unternehmers oder Geistlichen oder Tonkünstlers andererseits wird jeweils mehr oder minder leichte Abwandlungen zeigen, aber immer Abwandlungen innerhalb des gleichen seelischen Rassenbildes. Ein nordischer Norddeutscher wird eine andere Ausprägung des seelischen Bildes der nordischen Rasse zeigen als ein nordischer Süddeutscher, ein nordischer Franzose eine andere als ein nordischer Russe oder Engländer oder Amerikaner. Verschiedene Landschaften, Erdteile, Beschäftigungen und vor allem auch verschiedener Volksgeist werden das gleiche seelische Rassenbild jeweils erscheinungsbildlich verschieden ausgestalten — das seelische Erbbild wird das gleiche bleiben, denn auch in der Vererbung seelischer Eigenschaften vermag die Erblichkeitsforschung keine Vererbung erworbener Eigenschaften anzuerkennen. Unter Hinweis auf die Feststellungen des führenden dänischen Erblichkeitsforschers Johannsen schreibt Peters: „Wenn Johannsen sagt, daß die experimentelle Forschung bis jetzt kein einziges Beispiel einer Vererbung erworbener Eigenschaften gebracht hat, so gilt dieser Satz in vollem Umfang auch für die Vererbung psychischer Eigenschaften."[2] Es zeigt sich so immer wieder, daß zur vollen Erkenntnis rassischer Erscheinungen eine Kenntnis der Vererbungsvorgänge notwendig ist. —

Man müßte hier, um Vererbungserscheinungen, um Begriffe wie „Paravariation" (Modifikation) und „Mutation" auch nur leidlich darzulegen, weitere Ausführungen machen. Dieses Buch muß sich darauf beschränken, die Ergebnisse der Vererbungsforschung einfach in der Anwendung auf die

[1] Struck, Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika. Ztschr. f. Ethnologie, 1922.

[2] Peters, Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution, 1925.

betrachteten Rassenverhältnisse Deutschlands und ohne weitere Erläuterung anzuführen. Hingewiesen sei daher an dieser Stelle auf die obengenannte, zur Einführung sehr geeignete „für Gebildete aller Berufe" geschriebene Darlegung der Vererbungsgesetze von H. W. Siemens.

Nur die Kenntnis der Vererbungsgesetze bewahrt davor, in den rassischen Merkmalen eines Menschen Zufallsgebilde zu sehen oder umwelterzeugte Erscheinungen anzunehmen. Nur die Kenntnis der Vererbungsgesetze bewahrt den Betrachter vor der Verwirrung durch das scheinbar unentwirrbare Durcheinander der europäischen Rassenmischungen. Die Kenntnis dieser Gesetze macht einerseits sehr mißtrauisch gegen alle Behauptungen einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" und gibt andererseits einzig ein Verständnis für die Tatsache, daß die Rassenbilder der europäischen Rassen — nur von der dinarischen und ostbaltischen sind vorgeschichtliche Funde bis jetzt nicht eingehender beschrieben worden — mindestens seit der Jungsteinzeit (Neolithikum) unverändert feststehen.

Von Gegnern einer Betonung der Bedeutung des Rassischen für Einzelmensch und Volkstum, für Geschichte, Gegenwart und Zukunft, wurde und wird immer wieder versucht, eine Vererbung erworbener Eigenschaften nachzuweisen oder eine schon angenommene Vererbung erworbener Eigenschaften als besonders wichtig zur Beurteilung des menschlichen Wesens und der Geschichte heranzuziehen. Mit mehr oder weniger Recht wird die Abstammungslehre, welche eine Vererbung erworbener Eigenschaften annimmt, nach Lamarcks „Philosophie zoologique" (1809) Lamarckismus genannt. Seit Mendel (vgl. S. 18) ist die Stellung des Lamarckismus immer schwieriger geworden. Seit der Jahrhundertwende tritt immer deutlicher hervor, daß der dem Lamarckismus entgegengesetzte Darwinismus den Erblichkeitsforschern die besseren, ja die einzigen haltbaren Abstammungsanschauungen und Vorstellungen vom Wesen der Menschenrassen vermitteln kann. Hier können diese Fragen nur gestreift werden. Darum hier auch nur der Hinweis, daß die Vererbungsforschung in ihren führenden Vertretern — Morgan und seine Schule (Nordamerika), de Vries (Holland), Johannsen (Dänemark), Correns, Baur, Lenz (Deutschland) sich ganz im Sinne Weismanns und Mendels gegen die schon fast in der öffentlichen Meinung verwurzelten Annahmen von einer „Vererbung erworbener Eigenschaften" ausgesprochen hat. Selbst wer die zwischen Darwinismus und Lamarckismus vermittelnde Anschauung teilt, welche Plate in seiner „Abstammungslehre" (1925) begründen will, muß doch wie Plate erkennen, daß ein einwandfreier Nachweis einer Vererbung erworbener Eigenschaften bisher nicht gelungen ist und wird ferner erkennen, daß die Erscheinungen im Pflanzen- und Tierreich, die eher eine lamarckistische als eine darwinistische Erklärung zulassen oder zuzulassen scheinen, keinerlei Bedeutung haben für die vorliegenden Wirklichkeiten im Bereich der Menschenrassen und für deren günstige oder ungünstige Beeinflussung. Auslese allein wird Rassen und Völker und damit die Geschichte bestimmen. Erbänderungen (Mutationen, Idiovariationen) zu bewirken ist dem Menschen nicht möglich, es sei denn „Verlustmutationen" durch Keimschädigungen, wie Genußgifte, gewisse Vergiftungen in gewerblichen Betrieben,

Röntgenstrahlen, gewisse Syphilisheilmittel usw.[1] Diese Erkenntnis geht aus der Erblichkeitsforschung immer deutlicher hervor, und so erklärt sich auch, daß Europa oder wenigstens Mitteleuropa, das sich eine Umwelt mit so weitgehend übereinstimmenden Einflüssen selbst geschaffen hat, nicht von einer entsprechend einheitlichen Bevölkerung bewohnt ist, sondern auch noch in jedem abgeschlossen liegenden Dorfe Unterschiede des Wuchses, der Farben, der Kopf- und Gesichtsformen erkennen läßt.

Die Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften einerseits, die Gesetze der Rassenkreuzung andererseits erklären es, warum in Europa nicht längst ein Ausgleich aller Rassengegensätze stattgefunden, warum nicht längst das Mittel aller vorhandenen Merkmale gleichmäßig über alle europäischen Menschen verteilt ist.

Die Untersuchungen Eugen Fischers an den Rehobother Bastards[2] haben ergeben, daß es „Mischrassen" überhaupt nicht gibt. Die meisten nämlich, die über solche Dinge nicht tiefer nachdenken, nehmen an, es bilde sich bei der Kreuzung zweier oder mehrerer Rassen eine „Mischrasse", die von jeder der gekreuzten Rassen etwa gleichviel beziehe; bei der Kreuzung einer großen, blonden, langköpfigen und schmalnäsigen Rasse mit einer kleinen, schwarzen, kurzköpfigen und breitnäsigen Rasse bilde sich eine mittelgroße, braune, mittelköpfige und mittelnäsige „Mischrasse" oder „neue Rasse", die ebenso auch einen mittleren Ausgleich der seelischen Eigenschaften der Elternrassen herstelle. All solche Vorstellungen des Bestehens von Mischrassen sind falsch. „Zunächst sieht man bei typischen nachweisbaren Mischungen zweier verschiedener Rassen, daß die Mischbevölkerung nicht eine Schädelform besitzt, deren Längen-Breiten-Index um einen Mittelwert schwankt, sondern die Variationskurve bleibt zweigipflig, die beiden alten Mittelwerte lassen sich noch erkennen."[3] Es gibt zwischen zwei Rassen Mischlinge, die als Bevölkerung ein Rassengemisch bilden. Jedes Volk stellt solch ein Rassengemisch dar. Mischrassen aber, d. h. also Menschengruppen, in denen eine bestimmte Zusammenstellung aus den Merkmalen zweier oder mehrerer Rassen so erblich wird, daß diese artgleich gewordenen Menschengruppen fortan immer nur ihresgleichen zeugen, gibt es nur unter besonderen, gleich zu erwähnenden Verhältnissen. Selbst, wenn zwei Rassen sich so gründlich gekreuzt hätten, daß reinrassige Menschen der einen oder beider Rassen kaum noch aufzufinden wären, selbst dann stellt sich — wenn nicht ganz besondere Verhältnisse eintreten — keine „Mischrasse" her, auch nicht in langen Zeiträumen. Selbst dann bietet eine solche Bevölkerung ein wirres Durcheinander aller Merkmale: den Wuchs der einen Rasse im gleichen Menschen verbunden mit der Schädelform der anderen, die Hautfarbe der einen Rasse verbunden mit der Augenfarbe der andern, die Haarfarbe der einen verbunden mit dem Haargespinst der andern, daneben wirkliche mittlere Ausgleiche und dies alles so verteilt, daß die Kinder die einzelnen Merkmale anders zusammengestellt

[1] Hierüber vgl. Baur-Fischer-Lenz.

[2] Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. Jena 1913.

[3] Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, München 1927.

mit sich tragen können als die Eltern, das eine Kind anders als das andere usw.

Nur, wie betont, durch besondere Verhältnisse ist die langsame Herausgestaltung einer neuen Rasse aus der Mischung zweier oder mehrerer Rassen möglich. Eugen Fischer erwähnt diese Möglichkeit: „Neuentstehung von Rassen kann allein durch Kreuzung niemals vorkommen. Die Kreuzung kann nur neue Kombinationen schaffen, ohne daß allein durch die Kreuzung die alten Merkmale verschwinden würden. Das Verschwinden des Alten und das wirkliche Schaffen von Neuem kann nur durch Auslese erfolgen. Es können also die neuen Kombinationen so ausgelesen und ausgemerzt werden, daß alle Träger bestimmter Eigenschaften verschwinden und sämtliche Träger bestimmte neue Kombinationen aufweisen. Dann ist eine neue Rasse infolge einer Mischung entstanden, die bewirkenden Faktoren selbst waren Auslese und Ausmerze.“[1] Der Tierzüchter kann in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem Rassengemisch eine neue Rasse züchten, weil die Geschlechterfolge, das jeweilige Erreichen des fortpflanzungsfähigen Alters, sich bei Tieren rascher vollzieht und weil die durch Kreuzung erzeugten Tiere, welche die gewünschte Merkmalverbindung nicht zeigen, immer wieder an der Fortpflanzung verhindert werden können — beides Umstände, die beim Menschen nicht zutreffen. Die Anbahnung einer neuen Menschenrasse durch Kreuzung würde eine Abschließung des betreffenden Rassengemisches auf einen großen Zeitabschnitt fordern, dazu eben die Einhaltung der gleichen Züchtungs- und Ausleserichtung für diesen ganzen Zeitabschnitt: immer müßten in der Fortzeugung des betreffenden Rassengemisches die Träger einer bestimmten neuen aus zwei oder mehr Rassen entnommenen Merkmalzusammenstellung besonders bevorzugt werden, so daß eben fortwährend eine „Auslese“ solcher Menschen stattfände, währenddem zugleich fortwährend die Träger aller anderen möglichen Merkmalzusammenstellungen durch „Ausmerze“ aus dem Erbgang der betreffenden Menschengruppe entfernt würden.

Es mag in manchen Erdgebieten bei Kreuzung von Rassen immer wieder einmal in einem Rassengemische durch Auslese und Ausmerze zur Anbahnung einer neuen Rasse gekommen sein und kommen. Besonders in dem Europa vor dem die Freizügigkeit bringenden 19. Jahrhundert mag jeder einzelne Volksstamm ein paar Schritte auf dem langen Wege zur Anbahnung einer neuen Rasse, einer Rasse zweiter Ordnung — wie man das nennen könnte — getan haben. Anzeichen davon sind Erscheinungen wie das unten (S. 302 f.) zu erwähnende „Fränkische Gesicht“. Je mehr die Freizügigkeit um sich greift, desto weniger wird es zu solchen Gauschlägen kommen. Aber fast in allen solchen Fällen der Anbahnung einer Rasse zweiter Ordnung wird wohl die Ausleserichtung und Züchtungsrichtung sich nach längerer Zeit geändert haben und sich wieder ändern, und wohl in keinem Gebiet der Erde ist es heute einer Menschengruppe möglich, für längere Zeitabschnitte so abgeschlossen zu leben, daß nicht immer wieder neu hinzukommendes Blut Wandlungen brächte. Daher ist die An-

---

[1] Baur-Fischer-Lenz, 3. Aufl. 1927.

schauung Ripleys unhaltbar, die Durcheinandermischung in Europa werde zu einer Art europäischer Rasse führen. Ebenso unhaltbar wie diese Annahme ist die andere Annahme, es werde sich aus dem Rassengemische des deutschen Sprachgebiets allmählich eine „Deutsche Rasse" herausbilden. Man könnte sich aber sehr wohl vorstellen, daß in vorgeschichtlicher Zeit einzelne Rassengemische durch längere Zeiträume hindurch bei bestimmter Ausleserichtung abgeschlossen (isoliert) gelebt hätten.[1] Für die geschichtliche Zeit und für die für eine Rassengeschichte Europas wichtigen Zusammenhänge nehme ich nur beim Judentum die Anbahnung — nicht mehr als eine Anbahnung — einer Neuentstehung aus Mischung an; hierüber die „Rassenkunde des jüdischen Volkes".

Man sieht: nur unter besonderen Bedingungen kann sich durch Rassenmischung aus einem Rassengemische eine neue Rasse herausbilden. Wo nicht durch längere Zeitabschnitte hindurch Auslese und Ausmerze immer in gleicher Richtung gewirkt haben, da bleiben der Forschung durch Vererbungserscheinungen und Wechselbeziehungen (Korrelationen) der Merkmale die einzelnen Rassen meistens noch gut erkennbar. Der aufmerksame Forscher würde noch aus einer gründlichen Vermischung die Bilder der die Vermischung bedingenden Rassen erkennen können, selbst dann, wenn die Entmischungsvorgänge, welche nachgewiesen sind, nicht stattfänden.

„Das alles erklärt auch manchen Befund an den Schädelformen, wie wir sie etwa an der Bevölkerung Deutschlands finden, wo all die Mischungen der Völkerwanderung und seitdem bis heute nicht etwa eine mittlere Schädelform erzeugt haben, vielmehr stets wieder die alten Formen ‚herausmendeln'."[2] — Die Erzeugung einer „Deutschen Rasse" ist somit keine Möglichkeit der deutschen Zukunft.

Betrachtet man die deutschen Rassenverhältnisse, nachdem man sich über Vererbungsfragen unterrichtet hat, so erklärt sich die Buntheit des Menschenbildes: die meisten Deutschen, wie überhaupt die meisten Menschen in Europa (und wohl auch in anderen Erdteilen), sind Mischlinge. Sie haben eine andere Zusammenstellung von Merkmalen als ihre Väter und Mütter, sie sind — um wieder Ausdrücke der Vererbungslehre zu gebrauchen — nicht reinerbig, sondern spalterbig. Die Merkmale der Elternrassen in einem Mischling spalten sich in der Fortzeugung immer wieder auf, können sich immer wieder anders verteilen; die einzelnen Merkmale irren gleichsam im Erbgang umher, sie gehören nicht zusammen, sind nicht zu einem bestimmten Rassenbild verbunden. Es mag vorkommen, daß ein Kind, das von zwei mischblütigen und spalterbigen Eltern stammt,

---

[1] Einige Forscher nehmen dies z. B. für die hamitische Rasse an, die sie sich aus einer orientalisch-negerischen Mischung entstanden denken. Auch in der ostischen und ostbaltischen Rasse hat man schon innerasiatisch-nordische, durch besondere Auslesevorgänge entstandene Mischformen, in der dinarischen Rasse eine auf solche Weise entstandene vorderasiatisch-nordische Mischform, sehen wollen, ich selbst früher in der ostbaltischen Rasse eine innerasiatisch-nordische Mischform. Eine nähere Betrachtung der Schädelform der innerasiatischen Rasse zeigt jedoch die Fragwürdigkeit einer solchen Erklärung.

[2] Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927.

seine Merkmale aus dem Blut beider Eltern gleichsam wieder zu einem bestimmten Rassenbild zusammenstellt: dann ist eine Entmischung vor sich gegangen.

So betrachtet, ergibt sich aber ein minder vielfältiges Bild als die deutschen Rassenverhältnisse und -kreuzungen es in Wirklichkeit bieten. Die meisten Deutschen sind ja nicht Mischlinge aus einer Kreuzung zweier verschiedenrassiger, aber beiderseits reinrassiger Eltern, sondern Mischlinge, die selbst wieder von Mischlingen abstammen. Die Spalterbigkeit der meisten Europäer ist also vielspältig. Die meisten Europäer können über die Wahr-

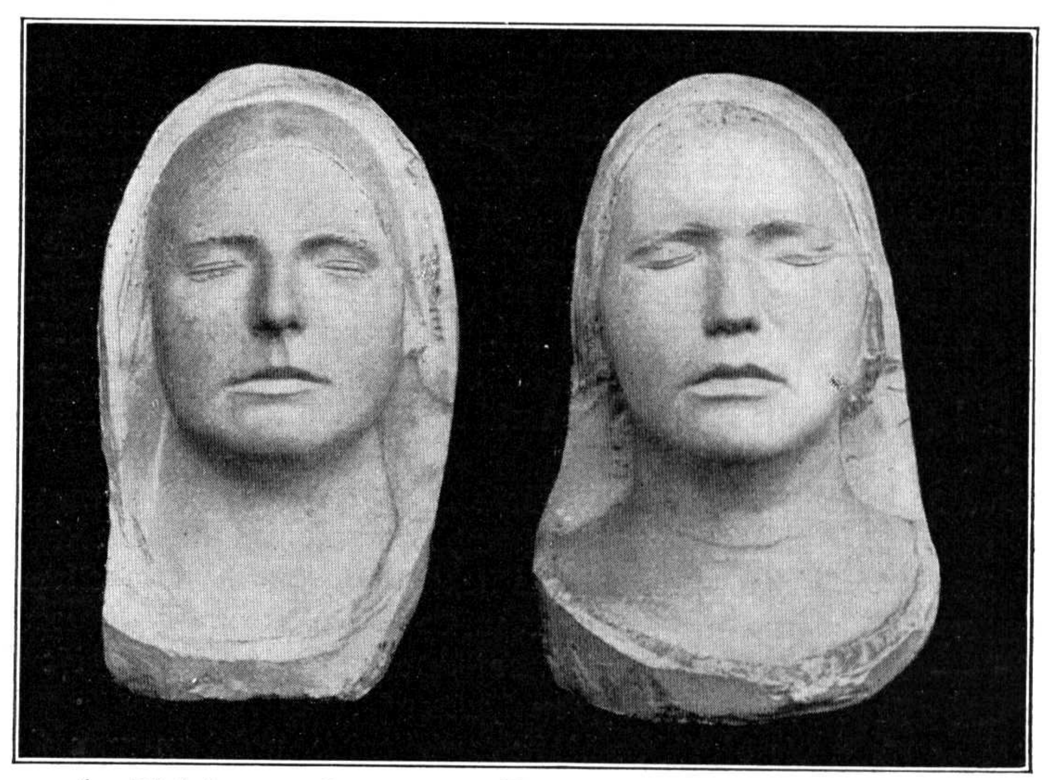
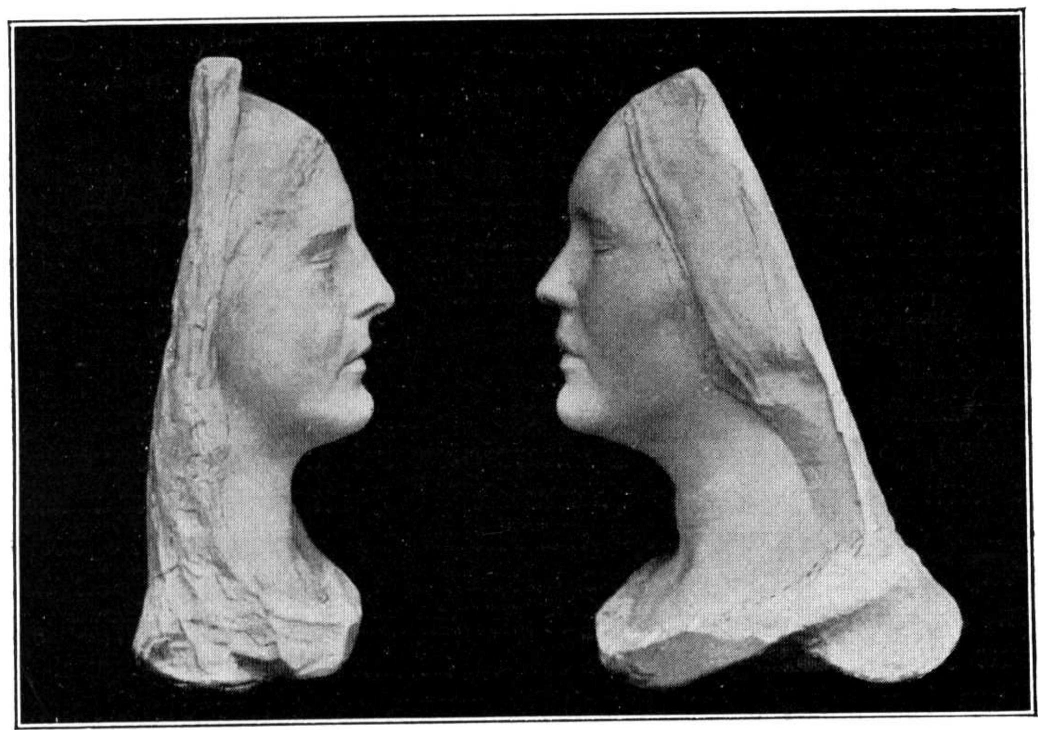


Abb. 375 a, b. Thüringen. Schwestern; Töchter eines vorw. nord. Vaters und einer (Masken nach den Lebenden aus einer

scheinlichkeit, wie ihre Kinder aussehen werden, wenig aussagen. Nur innerhalb fast rassenreiner Geschlechter kommen auffällige Geschwisterähnlichkeiten häufig vor. In den meisten europäischen Familien aber, die außerhalb jener vier Gebiete reinster Rasse wohnen, zeigen sich starke Unterschiede: Geschwister mögen von der Nordrasse bis zur Ostrasse alle Abwandlungen zeigen, ein Kind also z. B. nordisch, ein anderes ostisch, andere mit nordischem Wuchs und ostischem Kopf, mit nordischer Augenfarbe und ostischer Haarfarbe, eines mit ostischer Haarfarbe, aber nordischem Haargespinst usw. Es mag vorkommen, daß vorwiegend nordische Eltern ein vorwiegend ostisches Kind haben, vorwiegend ostische Eltern ein vorwiegend nordisches Kind. So mag sich noch spät in einem reinrassig aussehenden Geschlecht eine frühere Kreuzung verraten. Bekannt ist ja, wie hin und wieder in nicht-jüdischen Ehen ein jüdisch-aussehendes Kind zur Welt kommt. An Ehebruch braucht nicht jedesmal gedacht zu werden; der Vater oder die Mutter des Kindes hat Erbteile mit sich getragen, wie sie für Juden kennzeichnend sind, sie aber an sich selbst im Erscheinungsbild über-

deckt. Die früher geschehene Kreuzung zeigt sich wieder an, eine vorher verborgen gebliebene Erbanlage ist wieder zum Vorschein gekommen.

Die Erbanlage und damit die durch sie bedingten körperlichen Merkmale verhalten sich im Erbvorgang nicht alle gleich: man spricht von überdeckenden (dominanten) Erbanlagen und von überdeckbaren (rezessiven). Aber bis heute ist verhältnismäßig wenig über das Verhalten der Rassenmerkmale in der Vererbung festgestellt worden. Man weiß z. B., daß das durch Negerblut bedingte Kraushaar sich überdeckend (dominant) verhält gegenüber dem (somit überdeckbaren) geraden Haar von Europäern. Der hohe Wuchs scheint sich gegenüber dem niederen überdeckbar (rezessiv) zu



vorw. ostischen Mutter, die eine vorwiegend nordisch, die andere vorwiegend ostisch. rassenkundlichen Privatsammlung)

verhalten, ebenso der schlanke Körperbau gegenüber dem gedrungenen. Das straffe innerasiatische und ostbaltische Haar scheint sich überdeckend zu verhalten gegenüber dem weicheren und weichen Haar europäischer Rassen (?). In Europa verhält sich das dunkle Haar überdeckend gegenüber hellem, die dunkle Hautfarbe gegenüber der hellen, die braune Augenfarbe gegenüber der blauen, die Kurzköpfigkeit (die dinarische, ostbaltische und ostische oder nur eine von ihnen?) gegenüber der Langköpfigkeit, die Schmalgesichtigkeit (die nordische und die dinarische oder nur eine von beiden? — ich vermute: nur letztere) über die Breitgesichtigkeit. Demnach ist im Erbe der Bevölkerungen Europas stärker, als der Augenschein zeigt, vertreten: die Anlage zu geradem, die zu weichem (?) und die zu hellem Haar, die Anlage zu heller Augen- und Hautfarbe, die zu Langköpfigkeit und die zu Breitgesichtigkeit. Möchte man also im Falle eines mischrassigen Menschen ermessen, wie groß der Blutanteil einer bestimmten Rasse ist, an der dieser Mensch teil hat, so werden in der Betrachtung der bei ihm vorhandenen Merkmale diejenigen Merkmale der ins Auge gefaßten Rasse, welche

sich überdeckbar (rezessiv) verhalten, ein größeres Gewicht haben als die überdeckenden (dominanten) Merkmale. So wird z. B. beim Abschätzen eines vorhandenen erkennbaren nordischen Einschlags bei einem Menschen oder bei einem Volk das Schmalgesicht nicht so viel Gewicht haben wie der Langkopf. Im Erbe der Bevölkerungen Mittel-, West- und Südeuropas wird man — entsprechend dem Verhalten einzelner Merkmale in der Vererbung — im ganzen eine gewisse stärkere Durchdringung mit nordischem Blut annehmen müssen, als der Augenschein oder die rassenkundlichen Messungen und Feststellungen ergeben — selbst wenn man bedenkt, daß bestimmte S. 177 erwähnte Auslesevorgänge die hellen Haar- und Augenfarben begünstigt, also mehr erhalten haben als andere nordische (und fälische) Merkmale und selbst, wenn man bedenkt, daß eine gewisse S. 261 zu erörternde Schmalgesichtigkeit auch durch bestimmte Kreuzungen verursacht werden könnte.

Die Begriffe überdeckend (dominant) und überdeckbar (rezessiv)[1] der Vererbungslehre wären hier genau zu erörtern. Da aber zu einer gewissenhaften Erörterung mindestens ein neuer Abschnitt gehörte, muß es bei der eben ausgeführten Schilderung des erbmäßigen Verhaltens einiger Merkmale bleiben, zumal sich heute in bezug auf das erbmäßige Verhalten der Merkmale der europäischen Rassen noch verhältnismäßig wenig sagen läßt.

Wenn Kinder reinrassig aussehender Eltern andere Merkmale zeigen als ihre Eltern, so ist damit die Spalterbigkeit beider Eltern oder mindestens eines Elternteils erwiesen, so ist erwiesen, daß im Falle beider Eltern oder wenigstens eines Elternteils das Erbbild vom Erscheinungsbild verschieden war, daß also Erbanlagen einer anderen Rasse in diesem Falle überdeckt worden waren. Daher gehört zur Bestimmung des Begriffes „Rasse" nicht nur die erscheinungsbildliche Gleichheit einer Menschengruppe, sondern vor allem ihre erbbildliche Übereinstimmung, nicht nur die Reinrassigkeit des Aussehens, sondern vor allem die Reinerbigkeit. Eine Rasse ist demnach eine gleichartige und gleicherbige Menschengruppe (vgl. S. 7 ff.). Daher Topinards Begriffsbestimmung: „La race est un type héréditaire."

Bei einer reinrassigen Bevölkerung findet also dieses scheinbar regellose Weitererben der Merkmale, diese scheinbar wahllose Zusammenstellung der Merkmale zu widersprüchlichen Menschenbildern nicht statt; bei ihr besteht ein klarer Erbgang von Geschlecht zu Geschlecht; alle Teile, alle Merkmale sind gleichsam zur Dauer geordnet, in notwendige gegenseitige Bedingungen eingefügt. Das Bild ist unwidersprüchlich, ist deutlich und wandellos. Dem mag die seelische Grundlage eines gesunden reinrassigen — oder ganz deutlich gesagt: reinrassig-reinerbigen — Menschen entsprechen. Sein Wesen wird ihm selbst und in sich selbst unwidersprüchlich und klarbeständig sein (wo nicht eben, wie z. B. im Falle der ostbaltischen Rasse, eine gewisse Zwiespältigkeit — wenigstens für den Außenstehenden — zum seelischen Bild seiner Rasse gehören sollte).

Anders der Mischling. Er gehört in bezug auf diese Merkmale zur einen,

[1] Die Verdeutschungen stammen von Lenz.

in bezug auf jene Merkmale zu einer andern Rasse. Er hat nicht als ganzer Mensch an einem einzigen Rassenbild teil; er hat an mindestens zwei Rassenbildern teil, die sich in seinen Körper teilen. Er kann z. B. in bezug auf die Gestalt ostisch, in bezug auf die Schädelform nordisch sein, in bezug auf die Haarfarbe ostisch, auf das Haargespinst nordisch, in bezug auf die Augenfarbe nordisch, auf die Hautfarbe ostisch, also: kurzgewachsen, langschädlig, mit dunklem, weichem Haar, blauen Augen und gelblich-bräunlicher Haut. Ebenso wird er in seinen seelischen Eigenschaften teils zur einen, teils zur anderen Rasse gehören und so in seinem Wesen einen mehr oder minder widersprüchlichen Ausgleich darstellen.

+

Aus Kreuzungen erklärt sich auch zum Teil die in einem Rassengemische vorhandene leibliche Häßlichkeit und sittliche Schlechtigkeit. Der reinrassige Mensch jeder Rasse ist leiblich so gebildet, daß jeder Körperteil und jeder Gesichtszug immer wieder Ausdruck eines und desselben Leibesganzen sind. Jedes einzelne Merkmal scheint von der rassischen Anlage des ganzen Körpers her bedingt und als der Teil eines Ganzen eben von diesem Körperganzen her bestimmt und erklärt zu sein. Der reinrassige Mensch jeder Rasse kann schließlich als „schön" bezeichnet werden: sein leibliches und so auch sein seelisches Wesen ist einheitlich, und jeder Zug seines Körpers und seines Wesens weist auf die gleiche körperliche und seelische Anlage hin. Da jede einzelne Rasse, solang sie selbständig lebt, ihr arteigenes Schönheitsbild aus ihrer Leiblichkeit schöpft und schöpfen muß, müßte man ebensoviele Schönheitsbilder erwarten wie Rassen, müßte jede Rasse sich selbst als die eigentlich „schöne" Rasse empfinden. In Wirklichkeit wird überall da, wo Rassen sich kreuzen, eine Störung des Schönheitsbildes auftreten und da, wo in einem Volke zwei oder mehr Rassen übereinander geschichtet sind, das Schönheitsbild der führenden Rasse das allgemeingeltende sein. An sich aber gibt es keine alleingeltende Schönheit: jeder Rasse kommt ursprünglich ihr arteigenes Schönheitsbild zu.

In Europa scheint mit Ausnahme der vorwiegend dinarischen Gebiete und vielleicht mit Ausnahme der vorwiegend westischen Gebiete nur der nordische oder doch vorwiegend nordische Mensch als „schön" zu gelten, mindestens bis ins 19. Jahrhundert hinein gegolten zu haben — ich habe diese schönheitsbildlichen Erscheinungen in „Adel und Rasse" (1928) näher betrachtet. Sehr auffällig und vielsagend ist die Tatsache, daß auch heute noch die Leiblichkeit der ostischen und ostbaltischen Rasse fast überall in Europa als unschön oder minder schön gilt. Breite Gesichter, gedrungene Gestalten, kurze, flache Nasen gelten im allgemeinen als unschön, als grob, als unfein oder „unvornehm", und zwar — das ist das Auffällige — auch in der Anschauung der breitgesichtigen, kurzgewachsenen, flachnäsigen Menschen selbst. Gäbe es z. B. so etwas wie eine selbständige Gesittung der ostischen oder der ostbaltischen Rasse oder ein Volkstum, in dem diese Rassen die Anschauungen bestimmt hätten, so müßte es dort auch dahin gekommen sein, daß die leiblichen Merkmale dieser Rassen als „schön" und ihr seelisches Wesen als „edel" erkannt und als vorbildlich bezeichnet wür-

den. Wenn die ostischen Menschen Europas schmale Gesichter und schlanke Gestalten als schön empfinden, so stehen sie unter der Herrschaft eines artfremden Schönheitsbildes. Anfänge zu einem Wandel des Schönheitsbildes sind aber in einzelnen mittel- und osteuropäischen Gebieten, wenigstens in den mittleren und unteren Volksschichten, doch schon bemerkbar, so in der besonderen Wertschätzung dicker, gedrungener Waden, wie sie der ostischen und ostbaltischen Rasse zukommen, ebenso in der Wertschätzung fetter Frauen, die sich nach v. Eickstedt auch in Wien schon feststellen läßt.

Die Kreuzung stellt die einzelnen Merkmale verschiedener Rassen zu widersprüchlichen Gebilden zusammen, zu Gebilden, deren eines Merkmal auf diesen, deren anderes Merkmal auf jenen „Bautypus" oder „Stiltypus" (Fleischmann) weist. So kann schon die Nasenform eine Kreuzung anzeigen: der Nasenrücken der einen Rasse verbunden mit der Nasenwurzel der andern, die Nasenspitze der einen mit dem Nasenrücken der andern, denn „die Untersuchung von Rassenkreuzungen hat ergeben, daß für die Nase mindestens vier selbständig sich vererbende Erbfaktoren anzunehmen sind. Der Nasenrücken und die Form der Nasenflügel, Nasenwurzel und Nasenspitze, können je getrennt vererbt werden".[1] So wird leibliche Häßlichkeit auch durch Kreuzung möglich. „Die Tatsache, daß die einzelnen eine Physiognomie zusammensetzenden Einzelmerkmale je getrennt vererbt werden, also zusammen von einer elterlichen oder aber gemischt von beiden Seiten kommen können, bedingt die rassenmäßige Harmonie oder eine uns als unschön vorkommende Disharmonie des Antlitzes. Dabei ist deutlich zu bemerken, daß wir häufig im gewöhnlichen Leben einen einzelnen Zug in einem Gesicht als fremd empfinden; die Beobachtung der Eltern oder Großeltern des betreffenden Individuums belehrt uns, daß da in das rassenmäßig gleichgebildete Gesicht des einen Elternteils irgendein einzelner Zug des anderen Elternteils hinein vererbt ist, z. B. in ein langes schmales Männergesicht ein kleines Stumpfnäschen von der Mutterseite her, oder in ein kleineres rundes Mädchengesicht eine viel zu große und darum unschön wirkende Nase, die sie vom Vater geerbt hat. ... Hier liegt noch ein weites Feld der Möglichkeit exakter Mendelscher Erbuntersuchungen brach."[1]

Mir scheint die Mischverbindung (Mixovariation) nordischer Schmalheit und ostbaltischen leichten Vorstehens der Kiefer häßliche Zahnstellungen, zusammen- und voreinandergeschobene Zähne, zu ergeben. Breite Nasen in schmalen Gesichtern sind in Europa nur durch Rassenmischung möglich. Auch der laienhafte Betrachter empfindet sie oft als widersinnig, ebenso wie schmale Nasen mit verdickter aufwärts gerichteter Spitze. Mischverbindungen wie die (in Bayern häufige) Verbindung eines ostisch-runden Gesichts mit ostisch-kurzer, aber dinarisch herausspringender, fleischig endender Nase geben dem Träger, wie die Witzblätter zeigen, mindestens einen spassig wirkenden Zug — „Rundgesichter mit Nasengurke" las ich einmal —, wenn solche Züge nicht als geradezu häßlich empfunden werden — mindestens gegenüber einem rein ostischen und einem rein dinarischen Gesicht.

---

[1] Eugen Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I.

Die Rassenkunde befindet sich in der unbequemen Lage, von den Europäern unserer Tage aussagen zu müssen, daß sie auf dem Wege sind, durch Allvermischung zu einer Menschenmasse zu werden, die sich von Menschen reiner Rasse ebenso unterscheidet, wie sich der Köter vom reinrassigen Hund unterscheidet. Wenigstens urteilt Lapouge so: „Schon sehen wir in unseren Städten nur noch Menschen mit hellen Augen und dunklen Haaren und umgekehrt, lange Gesichter, verbunden mit runden Schädeln, Züge, welche eigentlich für andere Gesichter geschaffen scheinen, die Nasen zu kurz und die Mundspalten zu breit, das Kinn zu groß. Die Arme sind zu kurz für die Beine, oder die Beine zu lang für den Rumpf."[1]

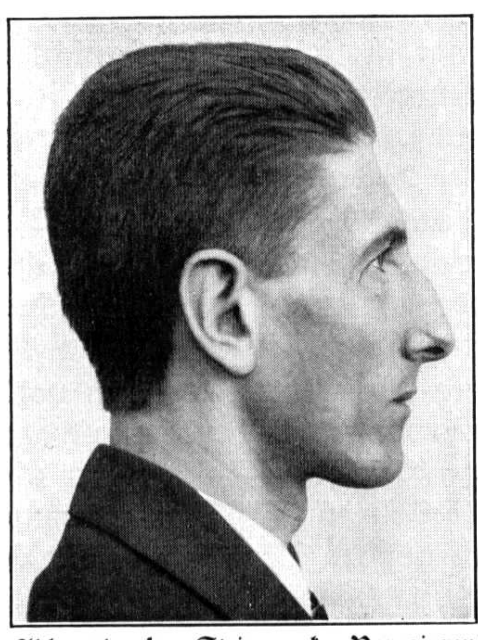
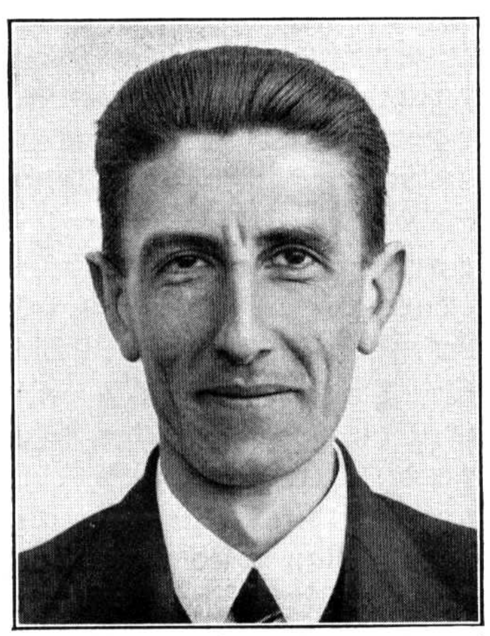



Abb. 376 a, b. Steiermark. Vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag, Gesichtshöhe legt einen Sonderfall nahe und wäre demnach nicht als Rassenmerkmal zu verwerten

Bei manchen außereuropäischen Mischlingen, so bei Malayen-Tamilen- und Chinesen-Malayenmischlingen, aber auch bei Europäer-Indianer- und Europäer-Hottentottenmischlingen, hat man eine öfters sehr starke Verlängerung des Gesichts wahrgenommen. Auch bei europäisch-jüdischen, nordeuropäisch-lappischen und anderen Mischlingen trat dieses verlängerte Gesicht auf. So könnte ausgesprochene Schmalgesichtigkeit in Europa verbreitet sein sowohl als Rassenmerkmal der schmalgesichtigen Rassen wie als eine Kreuzungserscheinung (vgl. z. B. Abb. 376).

Wie die Kreuzung zweier oder mehrerer Rassen die körperliche Häßlichkeit vieler Mischlinge bedingt, so scheint sie auch bei vielen Mischlingen eine aus seelischem Zwiespalt kommende sittliche Schlechtigkeit zu ermöglichen. Ein großer Teil der sittlich minderwertigen Erbanlagen in einer Bevölkerung geht sicherlich auf Entartungsvorgänge zurück, die sich auch innerhalb der reinrassigsten Bevölkerung zeigen können (und deren Bekämpfung durch Maßregeln der Erbgesundheitspflege möglich ist). Ein anderer Teil sittlich bedenklicher Erscheinungen wird sich aus der Rassenkreuzung erklären lassen, wenn erst die Forschung die Wege zur Untersuchung solcher

[1] Lapouge, L'Hérédité dans la Science politique, Revue d'Anthropologie, Bd. 17, 1888, S. 184.

Erscheinungen gefunden hat. Leicht fühlt sich ja der mischrassige Mensch in sich zerspalten, widersprüchlich, und folgt er, ohne sich eine bestimmte Richtung zu geben, seiner zwiespältigen Anlage, so wird er leicht zu fragwürdigem Denken und Handeln kommen. Er wird — zwischen den Rassen — leicht richtungslos werden, dabei vielleicht geistreich zwiespältig, immer aber auch sittlich zwiespältig und schließlich auch sittlich haltlos. Oft ergibt sich wohl beim Mischling ein „Zwiespalt zwischen der oft bedeutenden Höhe der Fassungsgabe und dem Mangel an Einheitlichkeit des Wesens, die Zerrissenheit der Gefühle und die Unfähigkeit des Willens".[1] Eugen Fischer urteilt über die Möglichkeit einer sittlichen Zwiespältigkeit beim Mischling: „Eine Disharmonie auf geistigem Gebiet dürfte (soweit sie nicht durch Umwelt, Erziehung, soziale Verhältnisse, bedingt ist) durch die sich nicht immer richtig ergänzenden geistigen Erbanlagen beider Rassen bedingt sein."[2] Der norwegische Rassen- und Erbgesundheitsforscher Mjöen hat „harmonische und unharmonische Kreuzungen" unterschieden.[3]

Wie jeder Rasse ihr arteigenes Schönheitsbild, so scheint jeder Rasse ihre arteigene sittliche Richtung zuzukommen, wenn auch diese Beziehungen durch die auf der ganzen Erde bestehenden Kreuzungen und Schichtungen von Rassen in der Wirklichkeit fast überall verwischt sind.

Eine Frage, zu deren Beantwortung noch keine Untersuchungen vorliegen, ist die Frage nach der rassenhaften Vererbung seelischer Eigenschaften. Kann die Vererbung z. B. einen überwiegend ostischen Körper mit überwiegend nordischen seelischen Eigenschaften bei einem Menschen zusammenbringen? Man wird es vielleicht annehmen dürfen. Verhält sich die Vererbung seelischer Eigenschaften etwa gar so unabhängig, daß in einem rein ostischen Körper ein rein nordischer Geist möglich wäre? Dieser äußerste Fall einer Verschränkung scheint mir sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls läßt sich nach dem Stand der heutigen Forschung über die rassenhafte Vererbung seelischer Eigenschaften wenig aussagen. Sicherlich sind leiblich-seelische Zusammenstellungen widersprüchlicher Art möglich, wenn auch wohl nicht häufig. Wahrscheinlich ist, daß der Mensch im allgemeinen doch „ist, wie er aussieht" (Schopenhauer, vgl. S. 190), daß doch die leibliche Anlage eines Menschen ein gewisser und wohl ziemlich gewichtiger Hinweis auch auf seine seelische Anlage ist, indessen nur ein Hinweis, nicht etwa ein voller Ausweis. Bei solcher Betrachtung darf ja auch das nicht vergessen werden, was oben (S. 249 ff.) über die Unterscheidung Erscheinungsbild und Erbbild gesagt worden ist.[4]

---

[1] Lapouge, Revue d'Anthropologie, Bd. 17, 1888, S. 185.

[2] Eugen Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I.

[3] Mjöen, Harmonische und unharmonische Kreuzungen, Ztschr. f. Ethnologie, Bd. 52, 1920/2.

[4] Trotzdem die rassenhafte Vererbung seelischer Eigenschaften in ihnen nicht betrachtet wird, sind hier zu nennen: Peters, Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution, 1925, und Über Vererbung psychischer Fähigkeiten (1915), ferner Sommer, Geistige Veranlagung und Vererbung, 1919, und Hoffmann, Über Temperamentsvererbung, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 115, 1923; Just, Vererbung und Erziehung, 1930.

Ob die Rassenmischung innerhalb europäischer Rassen dem einzelnen mischrassigen Menschen etwa zuträglich oder abträglich sei, darüber liegen noch keinerlei Forschungen vor. Man wird vermuten dürfen, daß die vielfältige Durcheinandermischung in Europa Gebärschwierigkeiten bewirkt. S. 11 ist gezeigt worden, daß zwischen den Rassenmerkmalen der Beckenform einerseits, der Körperhöhe und Kopfform andererseits Beziehungen bestehen, wodurch bei rassischer Verschiedenheit der Eltern eines Kindes für dessen Mutter Gebärschwierigkeiten entstehen mögen. „Es scheint fast, als ob die Europäerinnen infolge der durch Jahrhunderte fortgesetzten Kreuzungen verschiedener Völkertypen viel schlechter bezüglich ihrer Beckenform gestellt sind als ihre Schwestern bei den Urvölkern Asiens oder Afrikas, wo sich die regelrechte, für den Durchschnitt des Kindeskopfes geeignete Form des Rassebeckens reiner erhalten hat."[1] So sind z. B. nordische Frauen nicht zum Gebären kurzköpfiger Kinder, ostische Frauen nicht zum Gebären langköpfiger Kinder geschaffen. Auch durch Europäer-Eskimokreuzungen entstehen schwierige Geburten.[2] Hauschild[3] nimmt an, daß Kinder, die durch Mischung sowohl einen beträchtlichen Längen- wie auch einen beträchtlichen Breitendurchmesser des Kopfes erhalten haben, „Geburtshindernisse" bilden und somit solche Mischformen immer wieder ausgemerzt werden. Darré hat die Vermutung ausgesprochen, daß sich bei der Erzeugung eines Kindes durch einen Mann ostischer Rasse mit einer Frau nordischer Rasse dann eine „Verdrängungskreuzung" ergebe, wenn die nordische Frau ein Kind mit ostischer Kopfform gebären sollte: dabei werde sie in einfacher Umwelt, d. h. ohne die neuzeitliche Geburtshilfe, zugrunde gehen, nicht aber im umgekehrten Falle eine Frau ostischer Rasse, die ein langköpfiges Kind gebären soll.[4] Später ist diese Vermutung durch das Zeugnis eines Arztes bestätigt worden, das mir Darré als briefliche Mitteilung zugänglich gemacht hat. Danach ging in dem ostpreußischen ländlichen Bezirke dieses Arztes bei den schwierigen Wegeverhältnissen und besonders im Winter eine dauernde Ausmerze nordischer Erbanlagen vor sich durch Todesfälle vorwiegend nordischer Frauen, welche Kinder vorwiegend ostischer Väter gebären sollten, oder aber es blieb in solchen Ehen bei einem Kinde.

Lundborg[5] nimmt an, daß die Mischung der Rassen in Europa eine

---

[1] Bumm, Grundriß der Geburtshilfe, 1914.

[2] Fehlinger, Geschlechtsleben und Fortpflanzung der Eskimos, Abhandl. aus dem Gebiete der Sexualforschung, Bd. 4, Heft 6, 1926. Eberhard, Über die Beständigkeit anthropologischer Geschlechtsunterschiede, bei Eberhard, Geschlechtscharakter und Volkskraft, 1930, S. 27, führt bei Betrachtung der durch den Austritt des Kopfes verursachten Gebärschwierigkeiten auch an: „Die unabsehbaren und stetig fortschreitenden Rassenmischungen tun ein übriges, um die Schwierigkeiten zu vergrößern."

[3] Hauschild, Ztschr. f. Ethnologie. Bd. 48, 1916, S. 39 f.

[4] Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, 1929, S. 257/58.

[5] Lundborg, Rassenmischung — Vermehrte Heterozygotie (Genchaos) — Konstitutionsveränderungen — Habitus asthenicus sive paralyticus (Zunahme der Körpergröße usw.) — Tuberkulose. Eine Ursachenkette (Hereditas, Bd. 2, 1921).

gewisse Erhöhung der Körpergröße bewirke, jenen schmächtig-schmalen (asthenisch genannten) Körperbau, mit dem zumeist eine größere Anfälligkeit gegenüber Tuberkulose verbunden ist. Ein größerer Teil der Tuberkulosefälle sei eine Folge der Rassenmischung. Lundborg nimmt nach seinen Untersuchungen auch an, daß skandinavisch-lappische Mischlinge gegen verschiedene Krankheiten, besonders gegen Tuberkulose, anfälliger seien als beide Elternrassen. Eugen Fischer hält es für möglich, daß krankhafte Veranlagungen durch ein „Nichtzusammenpassen gewisser Erbanlagen bei der Vererbung auch bei Kreuzung nahestehender Rassen, also innerhalb der europäischen Völker entstehen können".[1] Bei norwegisch-lappischen Mischlingen finden sich durch ein solches Nichtzusammenpassen von Anlagen des Hüftgelenkes, wie Bryn wahrscheinlich gemacht hat, auffällig häufig angeborene Hüftgelenkverrenkungen.[2] Brechungsfehler des Auges werden mit einem Teil der Fälle einer Rassenmischung zugeschrieben werden müssen, dem Zusammentreffen eines für einen Langkopf gebauten Auges mit Kurzköpfigkeit oder umgekehrt. Daher scheint z. B. in England, wo in der Hauptsache zwei langköpfige Rassen sich mischen, Kurzsichtigkeit bei weitem nicht so häufig zu sein wie in Mitteleuropa. Krüger,[3] zwar noch mit nur drei europäischen Rassen rechnend, möchte Erscheinungen wie zu kleines Herz, zu kleine Lunge, Nieren usw. bei großem Leibe der Rassenmischung zuschreiben und auch bei manchen Bruchleiden, Blinddarmentzündungen, bei Störungen der inneren Drüsenabsonderungen usw. an Rassenmischung als eine Ursache denken. Rodenwaldt, der malayisch-europäische Mischlinge rassenkundlich untersucht hat, nimmt an, daß zwar die „Bastardierung zu tieferen, lebensschädigenden Störungen der Konstitution keine Veranlassung" gebe, daß aber die Kreuzungszusammenstellungen von Rassenmerkmalen „in gewissem Prozentsatz unharmonisch" ausfallen können und so für den Mischling einen „ungünstigen Selektionswert" hätten.[4]

Diese Fragen wären durch eine Forschung nach Kreuzungsunstimmigkeiten zu klären, zu der aber heute noch kaum erste Anfänge vorliegen. Zu bedenken ist eben, daß jede Rassenkreuzung die Brechung zweier in langem Auslesevorgang entstandener leiblich-seelischer Erb- und Erscheinungsbilder bedeutet und somit bei jeder Rassenkreuzung im Mischling die Ergebnisse aus zwei verschieden gerichteten Auslesevorgängen mehr oder weniger unstimmig zusammengestellt werden. Schlimmstenfalls können dabei einander geradezu widersprechende Anlagen des Leibes wie der Seele in einem Menschen verbunden werden, was sich in leiblichen oder seelischen oder beiderlei Krankheiten äußern muß.

[1] Eugen Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I.

[2] Vgl. Mjöen, Rassenkreuzung beim Menschen, Volk und Rasse, Bd. 3, Heft 3, 1929.

[3] Krüger, Die Folgen der Mischung ungleicher Menschenrassen, Die Nornen, Heft 120, 1920.

[4] Rodenwaldt, Die Mestizen auf Kisar, 1928.

20. Die Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache

Eine genaue Karte der Rassenverteilung innerhalb des deutschen Volkstums läßt sich heute noch nicht geben. Man beneidet die Schweden, Franzosen, Spanier und Italiener, wenn man die ausgezeichneten Karten der Körperhöhe, der Kopfform, der Haar-, Haut- und Augenfarben usw. betrachtet, welche die Rassenverteilung dieser Länder zeigen. Man beneidet die Engländer selbst um ein älteres Werk wie das von Beddoe „The Races of Britain" (1885), das oft bis ins einzelne die Besiedlungsgeschichte Englands klärt. —

Zum Gebiet deutscher Sprache, das im folgenden betrachtet werden soll, zählt nicht nur das Deutsche Reich und Österreich, sondern auch Holland (friesisches und niederfränkisches Sprachgebiet), Luxemburg (fränkisches Sprachgebiet), Elsaß-Lothringen (alemannisches und fränkisches Sprachgebiet), die deutschen Teile der Schweiz (alemannisches Sprachgebiet) und endlich die besonders im Osten des deutschen Sprachgebiets häufigen Sprachinseln in Polen, Böhmen, Ungarn, Serbien, Rumänien usw.

Zu einer gründlichen, einheitlichen Untersuchung dieser Gebiete in rassenkundlicher Hinsicht ist eigentlich noch alles zu tun. Die bisherigen Untersuchungen können nicht genügen. Für ganz Deutschland, Österreich, die Schweiz und Belgien liegt bisher nur die Virchowsche Schulkinderuntersuchung vor.[1] Diese wurde von 1874—77 durchgeführt und erstreckte sich auf 10 Millionen Kinder, im Deutschen Reich auf 6758827. Als „Blonde" waren in den Listen aufzunehmen: Kinder mit heller Haut, blondem Haar und blauen Augen; als „Braune": Kinder mit dunkler Haut, braunem oder schwarzem Haar und braunen Augen. Solche „Blonde" fanden sich in Deutschland zu 31,8 %, in Österreich zu 19,7 %, in der Schweiz zu 11,1 % (die schwedische Heeresuntersuchung 1897—99 fand 54 % „Blonde" in Schweden). „Braune" fanden sich in Deutschland zu 14,05 %, in Österreich zu 23,17 %, in der Schweiz zu 25,7 % (die schwedische Heeresuntersuchung [1926] fand 0,9 %, die italienische [1898] 66,5 %).

Die Virchowsche Schulkinderuntersuchung beschränkte sich also auf die Feststellung der Haar-, Haut- und Augenfarben, sie untersuchte nicht Körperhöhe, Kopfform, Gesichtsform usw. Eine solche Zählung der „Blonden" und „Braunen" ist also keineswegs eine Zählung von Körpermerkmalen bestimmter Rassen. Unter die „Blonden" konnten ebensowohl Kinder mit nordischen, wie solche mit ostbaltischen, wie solche mit fälischen Merkmalen gezählt werden, unter die „Braunen" ebensowohl Kinder mit ostischen, wie solche mit dinarischen, westischen oder sudetischen Merkmalen. Wahrscheinlich sind unter den „Blonden" verhältnismäßig mehr

[1] Vgl. den Bericht Virchows im Archiv f. Anthropologie, 1886. — Die Anregung zu einer solchen Untersuchung war von dem Anatomen Alexander Ecker der Universität Freiburg i. Br. ausgegangen.

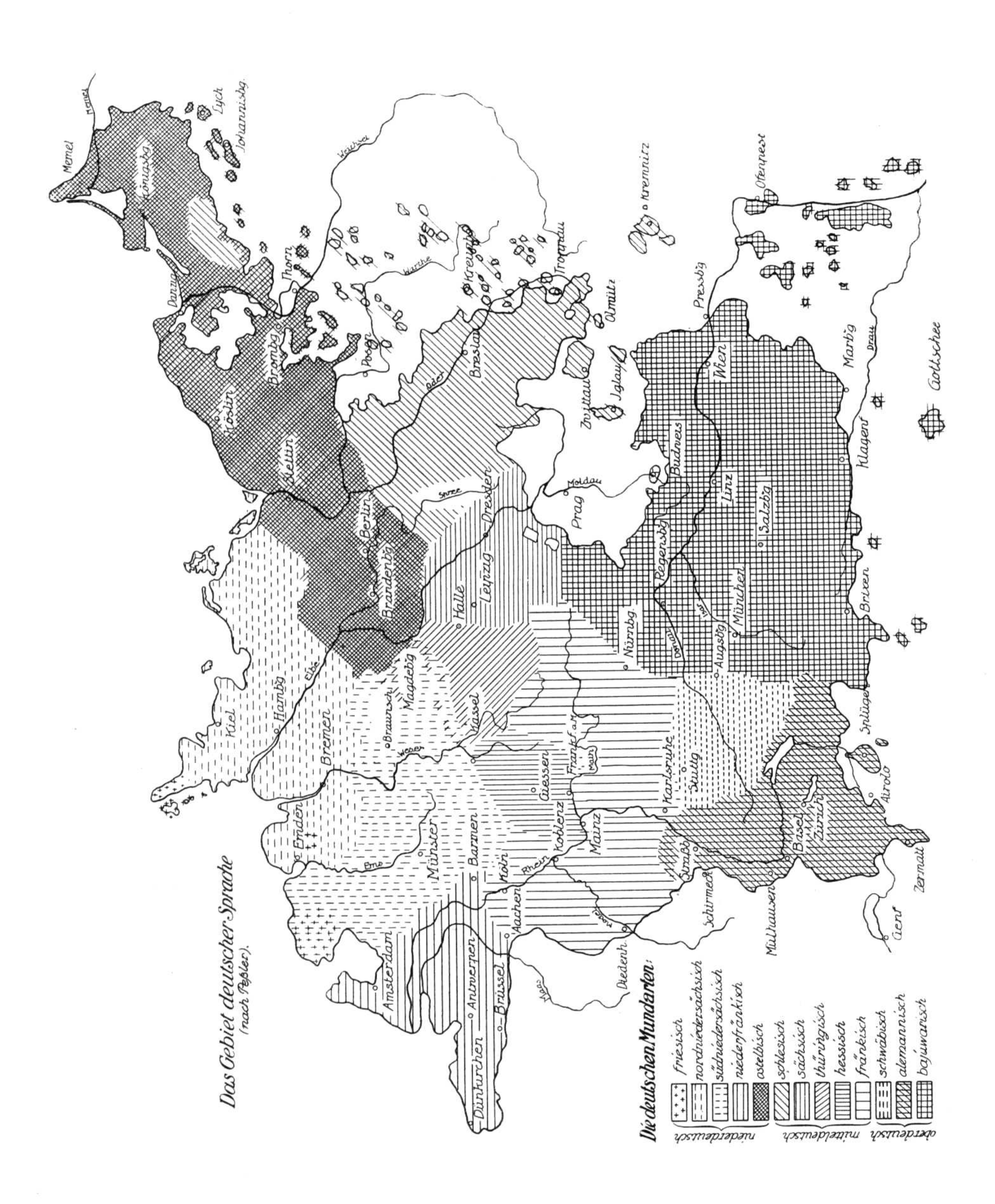
Kinder mit nordischen als solche mit ostbaltischen Merkmalen aufgenommen worden, denn Kinder mit grauen Augen, die vermutlich bei der ostbaltischen Rasse häufiger sind, wurden nicht unter die „Blonden" gezählt. Zu einer Minderung des Wertes der Schulkinderuntersuchung trägt auch das Nachdunkeln bei (vgl. S. 62), das in den Gebieten geringeren und geringsten nordischen, ostbaltischen und fälischen Einschlags wohl am häufigsten ist. Doch mag das Nachdunkeln doch nicht so beeinträchtigend wirken wie die Angaben S. 62 vermuten lassen, da bei der Zusammenfassung der drei Merkmale (helle Haut, helle Haare, blaue Augen) Nachdunkeln wohl bei weitem nicht mehr so häufig ist. Schon bei Zusammenfassung zweier Merkmale (helle Haare, helle Augen) hat sich gezeigt, daß Nachdunkeln nicht mehr so häufig ist wie bei Braunäugigen, die als Kinder helle Haare hatten.

Können die Ergebnisse der Schulkinderuntersuchung, dargestellt durch die Karte Beddoes nach der Schulkinderuntersuchung (Karte VII) und die Karte Rankes nach der Schulkinderuntersuchung (Karte VIII), noch heute einer Schilderung der Rassenkarte des deutschen Sprachgebiets zugrunde gelegt werden? Die Untersuchungen des englischen Rassenforschers Parsons an deutschen Kriegsgefangenen in England zeigen in ihren Ergebnissen, daß in der Verteilung der Haut-, Haar- und Augenfarben in Deutschland keine nennenswerten Verschiebungen vor sich gegangen sind (Karte VII, VIII, XI—XIII). Unmittelbar lassen sich die Karten nach Virchow und die nach Parsons nicht vergleichen, da Parsons seine Untersuchungen[1] an Erwachsenen vorgenommen hat, bei denen sich das Nachdunkeln meist schon ausgewirkt hatte. Wenn Parsons mehr „Blonde" und „Braune" gefunden hat als Virchow, so mag das damit zusammenhängen, daß er nur zwei Merkmale zusammengefaßt und damit, daß er die Grenzen für die Haarfarben nicht in gleicher Weise festgesetzt hat wie Virchow. Die größere Anzahl der „Braunen" könnte auch auf wirklicher Zunahme der dunklen Farben seit 1874 beruhen.

Ich möchte auf die Prozentzahlen der beiden Untersuchungen wenig Wert legen. Man wird im großen ganzen vermuten dürfen, daß seit der Schulkinderuntersuchung die hellen Farben in Deutschland (wie in ganz Europa) etwas abgenommen haben, daß jedoch die gegenseitige Stellung der Gebiete deutscher Sprache zueinander, ihre verhältnismäßige größere oder geringere „Helligkeit", sich in gleicher Abstufung zeigt heute wie vor 50 Jahren, ja — mit Ausnahme der großen Städte — heute wie vor einigen Jahrhunderten. Nicht die Prozentzahlen solcher Karten sind für die Schilderung der Rassenverteilung eines Landes das Wertvollste, sondern das durch sie erläuterte gegenseitige Verhältnis einzelner Gebiete und die durch sie gezeigten Häufungen bestimmter Merkmale in bestimmten Gebieten.

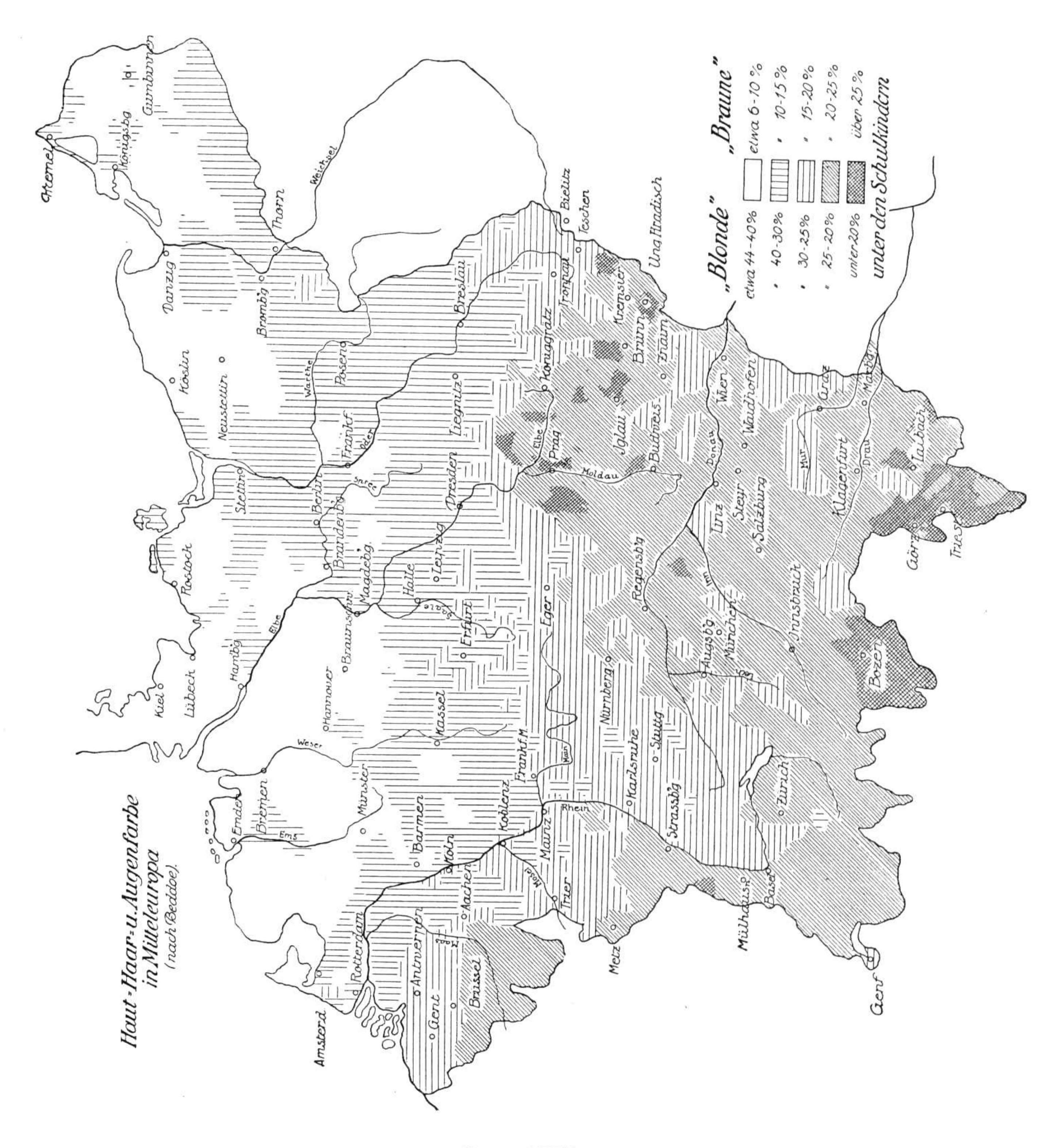
Die größere oder geringere „Helligkeit" der einzelnen deutschen Landschaften ist bedingt durch nordisches, ostbaltisches und fälisches Blut. Die Karten nach Parsons zeigen deutlich, daß man innerhalb der hellen Gebiete

[1] Parsons, Anthropological Observations on German Prisoners of War, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 49, 1919.



Karte VI.

Streng sprachwissenschaftlich betrachtet, ist das F r i e s i s c h e keine deutsche Mundart, sondern eine eigene (zwischen Niederdeutsch und Englisch stehende) Sprache

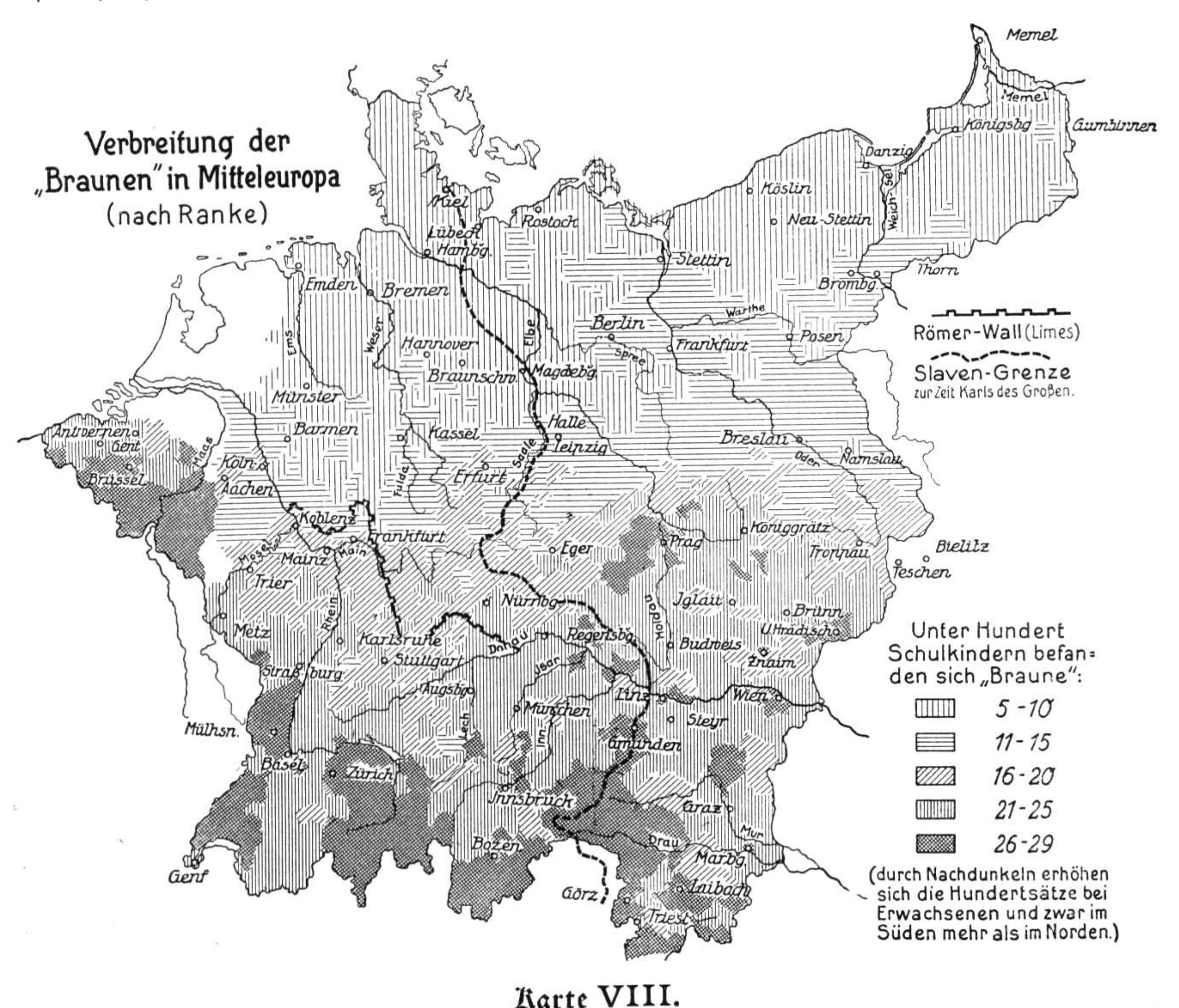


Karte VII.

Besonders **d u n k l e r** als ihre Umgebung wurden befunden die Städte Aachen, Antwerpen, Berlin, Breslau, Danzig, Erfurt, Köln, Liegnitz, Marburg a. Drau, Posen, Salzburg. Besonders **h e l l e r** als ihre Umgebung wurden befunden: Bozen, Brünn, Görz, Iglau, Kremsier, Metz, Waidhofen.

Am meisten „Blonde“ (54) wurden befunden in Stollhamm (Oldenburg) u. Schivelbein (Pommern), am wenigsten (9) in Roding (am Regen, bayer. Oberpfalz). Am meisten (31) „Dunkle“ wurden befunden in Schlettstatt (Elsaß), am wenigsten (4) in Stollhamm, Wildershausen (an der Hunte, Oldenburg), Vechta und Kloppenburg (Oldenburg)

mit zwei Rassen rechnen muß: einer hochgewachsenen, langschädlig-schmalgesichtigen, die im Nordwesten Deutschlands am stärksten vertreten ist, und einer kurzgewachsenen, kurzschädlig-breitgesichtigen, die im Nordosten (Ostpreußen, Polen) am stärksten vertreten ist, beide Rassen hellhaarig und



Karte VIII.

Die Slawen-Grenze (limes sorabicus) mag noch heute etwa die Grenze angeben, bis zu der von Osten her der ostbaltische Einschlag und ein geringer Einschlag sudetischer und innerasiatischer Rasse merklicher ist als in den westlichen Gebieten Mitteleuropas — mit Ausnahme des rheinisch-westfälischen Industriegebiets — und in Westeuropa.

Der Römerwall (der wie die Slawengrenze eine Grenze der Volkstümer und nicht der Rassen war) wurde in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. von den Germanen durchbrochen, nachdem er seit Ende des ersten Jahrhunderts dem Grenzschutz der Römer gegen die Germanen gedient hatte

helläugig. Eine eingehendere Untersuchung müßte im deutschen Nordwesten den fälischen Einschlag zeigen, der eben an sich zu gering ist, als daß er sich bisher bei Untersuchungen ziffernmäßig gezeigt hätte. Erst gegen Mittel- und Südwestdeutschland hin verbinden sich niedriger Wuchs und Kurzköpfigkeit mit dunklen Farben. Hingegen zeigt Norddeutschland bei gegen Osten abnehmendem Wuchs und zunehmender Kurzköpfigkeit keine Abnahme der Helligkeit, ja in Posen und Ostpreußen, wo die Körperhöhe besonders sinkt, sogar wieder eine Zunahme der Helligkeit. Diese Verhält-

nisse weisen deutlich auf einen Einschlag ostbaltischer Rasse hin. Man muß annehmen, daß die „Helligkeit“, die sich in den Gebieten östlich der „Slawengrenze“ (vgl. Karte VIII) zeigt, immer zugleich auf nordisches wie auf ostbaltisches Blut hinweist. Westlich der „Slawengrenze“ verliert sich das ostbaltische Blut mehr und mehr, so daß die „Helligkeit“ der Gebiete westlich dieser Grenze überwiegend die der nordischen Rasse ist, daneben die eines fälischen Einschlags.

Die Karten nach Parsons sind auch deshalb weniger durch ihre Prozentzahlen und Indexziffern wertvoll als durch das Bild, das sie von der gegenseitigen Stellung der deutschen Landschaften geben, weil Parsons[1] nur Soldaten, nicht auch Offiziere, Ärzte, Heeresbeamte usw. gemessen hat, und zwar von den Soldaten auch nur solche, die nicht bei der Garde und Flotte und nicht bei Sonderabteilungen waren. Dadurch fehlen seinen Untersuchungen die Oberschicht des deutschen Volkes, die hochgewachsenen Gardetruppen und die meist der seemännischen Bevölkerung entnommenen Wehrpflichtigen der Flotte — es fehlen somit Bestandteile, bei denen nach allen Untersuchungen über Ständeschichtung, Körperhöhe und Kopfform, Rasse und Urteilsfähigkeit ein stärkerer Einschlag nordischer Rasse angenommen werden muß als bei dem Durchschnitt der Bevölkerung. Die Karten nach Parsons lassen Deutschland minder nordisch erscheinen, als es ist. Das nimmt ihnen aber nicht einen gewissen Wert als Beihilfen zu einer Schilderung der Rassenkarte Deutschlands, zumal sie im großen und ganzen übereinstimmen auch mit den Untersuchungen über Körperhöhe, Kopfform usw., die in einzelnen süddeutschen Gebieten durchgeführt worden sind.

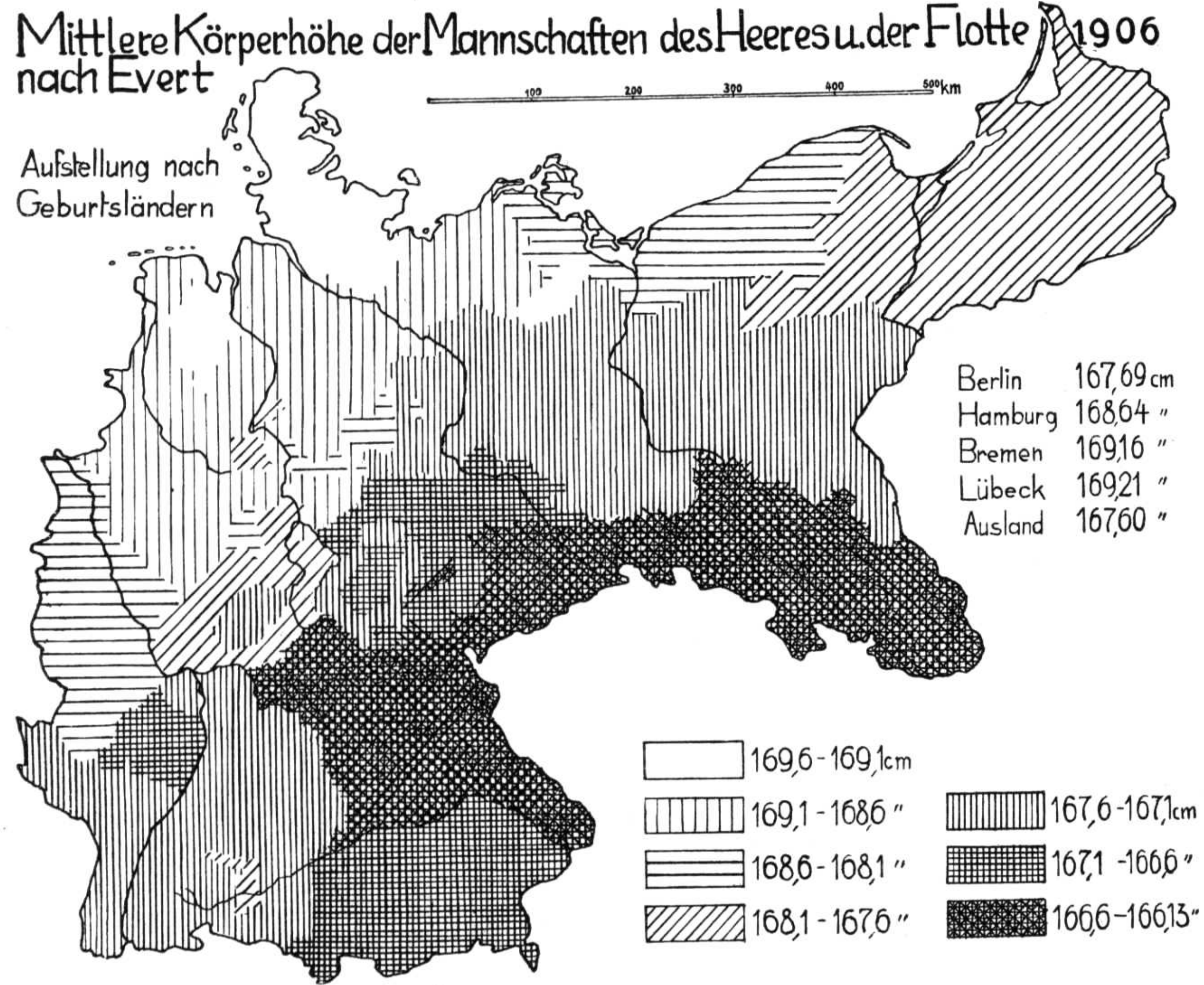
Süddeutschland ist ja durch Einzeluntersuchungen genauer erforscht worden als das übrige Deutschland. Vor allem ist Ammons Werk „Zur Anthropologie der Badener“ (1899) zu nennen. Im Elsaß hat Pfitzner Untersuchungen durchgeführt, in Württemberg v. Hölder, in Bayern Ranke, in Niederösterreich Weisbach, in Tirol Frizzi, Tappeiner, Toldt und andere. All diese Untersuchungen sollen der folgenden Beschreibung dienen, dazu besonders auch die in großem Maßstab durchgeführte Karte Beddoes, die dieser nach der Schulkinderuntersuchung entworfen hat.[2]

Diese Karte mit ihren neun (für das deutsche Sprachgebiet acht) Abstufungen zeigt mehr Einzelheiten als die fünfstufige Karte und ermöglicht beim Vergleich mit den anderen rassenkundlichen Karten manchen Aufschluß über die rassische Besiedlung Mitteleuropas.

Der wissenschaftliche Wert der im folgenden gegebenen Schilderung der Rassenkarte des deutschen Sprachgebiets ist — das muß vorausgeschickt werden — entsprechend der uneinheitlichen und unvollständigen rassenkundlichen Durchforschung gerade des deutschen Sprachgebiets ziemlich gering. Ältere und neuere Arbeiten und Karten mußten zu Rate gezogen werden, Arbeiten und Karten, welche aus verschiedenartigen und verschiedenwertigen Meß- und Untersuchungsverfahren gewonnen sind. Ein Bild der rassischen Besiedlung mußte gewonnen werden aus Arbeiten nach Mes-

[1] Leider ließen sich nach Parsons' Untersuchungen nicht gleichstufige Karten mit aneinander anschließenden Stufen zeichnen.
[2] Journal of the Anthropological Institute, Bd. 35, 1905.

sungen und Feststellungen an verschiedenartigen Auslesegruppen. Die Schilderung mußte so nach verschiedenen Richtungen auszugleichen versuchen, Lücken zu schließen versuchen usw. Ich möchte dennoch vermuten, daß eine einheitliche, vollständige Untersuchung des deutschen Sprachgebiets zwar endlich auch genaue %-Zahlen der Einzelmerkmale und Merkmalverbindungen für jede deutsche Landschaft ergeben würde, daß aber die gegenseitige



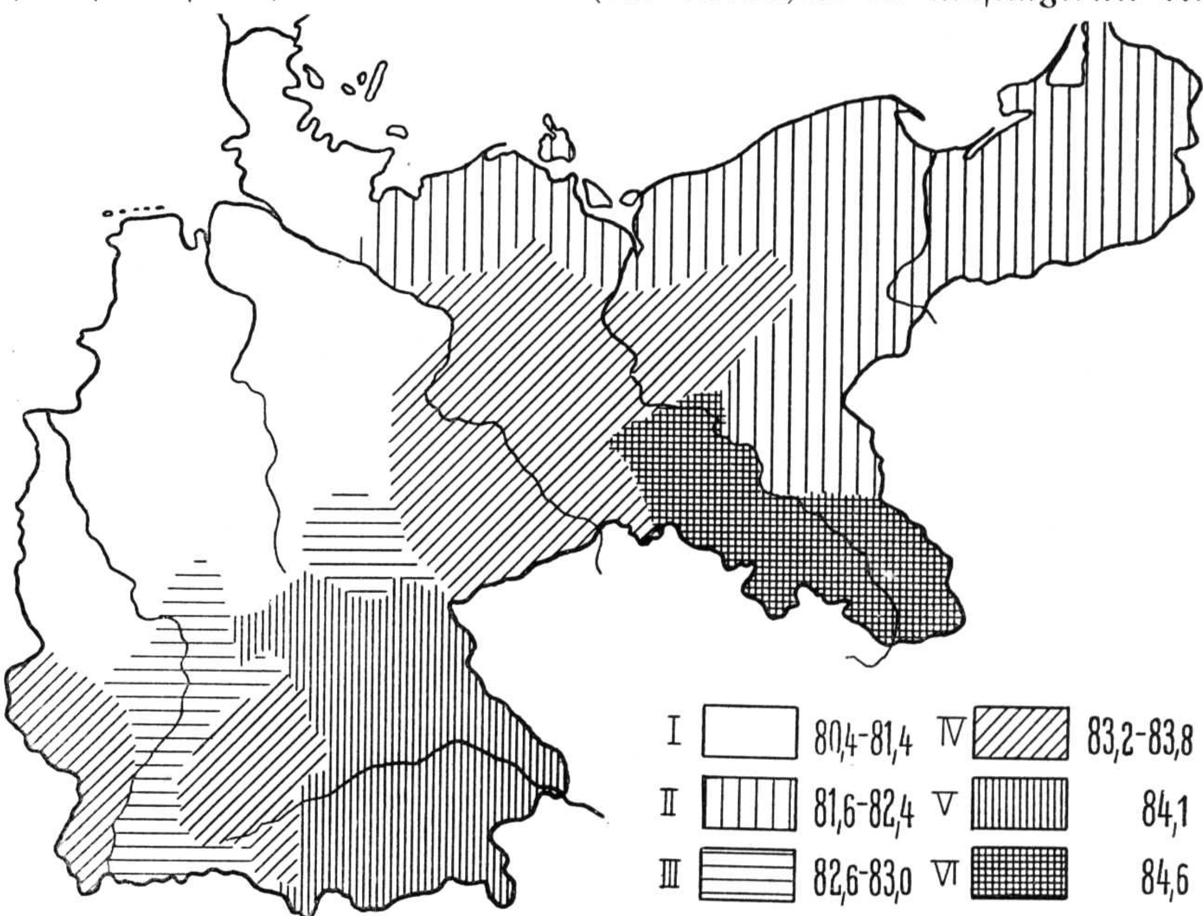
Karte IX. (Nach Zeitschrift des Kgl. Preuß. Statist. Landesamts, Ergänzungsheft 28, 1908, S. 155)
Da die Aufstellung die ausgelesenen Gruppen der Offiziere, Unteroffiziere und Einjährig-Freiwilligen nicht berücksichtigt hat, läßt das Ergebnis die durchschnittlichen Körperhöhen als zu gering für die männliche deutsche Bevölkerung erscheinen, auch wenn man erwägt, daß nicht nur die genannten Gruppen, sondern auch Sehrkleine von der Untersuchung ausgeschlossen waren

rassische Stellung der verschiedenen deutschen Landschaften sich im großen ganzen so ergeben könnte, wie sie im folgenden angedeutet werden soll.

Um gleich einen Überblick über das ganze deutsche Sprachgebiet zu suchen: Nordwestdeutschland erscheint deutlich als das Gebiet stärksten Vorwiegens eines hochgewachsenen hellen Menschenschlags, der überwiegend der nordischen Rasse angehören muß.[1] Der deutsche Nordwesten erscheint auch als das Gebiet, welches unter der Auslese der Einjährig-Freiwilligen

[1] Würde er nämlich vorwiegend einem nordisch-fälischen Rassengemische mit stärkerem Einschlag der fälischen Rasse angehören, so müßte sich das in diesem nordwestdeutschen Gebiet durch einen viel niedrigeren Gesichtsindex ausdrücken.

am meisten Hochgewachsene über 1,76 m gestellt hat.[1] Von Nordwestdeutschland aus nimmt der Einschlag nordischer Rasse gegen Osten, Süden und Südwesten hin ab, am schnellsten gegen Südwesten, wo schon im wallonischen Teil Belgiens ein Gebiet vorwiegend ostischer Rasse beginnt. Gegen Osten ist eine schnellere Abnahme des nordischen Blutes zu merken, sobald die Elbe und Saale, gegen Süden, sobald der Main überschritten wird — jedoch reichen vom Maingebiet her deutliche Zuströme nordischen Blutes in alle größeren Flußtäler hinein. Im großen ganzen wird man aber jedenfalls südlich des Mains und (mit Ausnahme der Küstengebiete der



Karte X. Kopfindex (nach Untersuchungen von Parsons)

Ostsee) östlich der deutsch-polnischen Sprachgrenze und vielleicht auch schon in Ostpreußen nicht mehr von einem Vorwiegen der nordischen Rasse reden dürfen, nur noch von mehr oder minder starken Einschlägen.

Hier beginnen Gebiete, in denen gegen Osten (mit Ausnahme der Ostseeküste) die ostbaltische Rasse immer mehr zunimmt. Nordostdeutschland, insbesondere Ostpreußen, zeigt sich als das deutsche Gebiet stärksten Einschlags der ostbaltischen Rasse, wenn man auch dort noch lange nicht von einem Vorwiegen dieser Rasse reden möchte. Der ostbaltische Einschlag nimmt ab von Ostpreußen (dessen Küstensaum aber vorwiegend nordisch ist) gegen Westen und Südwesten. In Oberschlesien beginnen dann schon vorwiegend ostische Gebiete, doch scheint der ostbaltische Einschlag sich in

[1] Vgl. v. Schwiening, Über die Körperbeschaffenheit der zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten Wehrpflichtigen Deutschlands, 1909. — Nach der für Karte IX verwendeten Arbeit von Evert ist 1906 der Reichsdurchschnitt der Körperhöhe bei Einjährigen 171,60 gewesen.

Sachsen noch einmal zu verstärken und südwestlich noch bis nach Thüringen, südlich noch bis ins bayerische Oberfranken hinein zu reichen. Einen stärkeren Einschlag, jedoch noch nicht ein Vorwiegen ostbaltischer Rasse zeigt sich in Niederösterreich, besonders in Wien und zunehmend gegen die deutschtschechische und besonders gegen die deutsch-madjarische Sprachgrenze. Von Niederösterreich her verliert sich dieser ostbaltische Einschlag gegen Westen und Süden. Im großen ganzen wird man in Deutschland westlich der Slawengrenze (vgl. Karte VIII) kaum noch einen deutlicheren ostbaltischen Einschlag finden, ausgenommen (durch polnische und ostdeutsche Arbeitereinwanderung) im rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

Als das deutsche Gebiet stärksten Vorwiegens der dinarischen Rasse muß gelten fast das ganze Gebiet der bajuwarischen Mundart (also Österreich und Bayern), besonders südlich der Donau. Dieses Vorwiegen nimmt im allgemeinen von Norden und Westen her zu, je weiter man sich dem Südosten des deutschen Sprachgebiets und der deutsch-slowenischen Sprachgrenze nähert. Stärkere Einschläge dinarischer Rassen reichen aber im Alpengebiet noch westlich bis in die Schweiz, schwächere noch darüber hinaus und nördlich durch Bayern und Württemberg hindurch wohl bis gegen den Main. Die Mainlinie ist somit gekennzeichnet einerseits da-

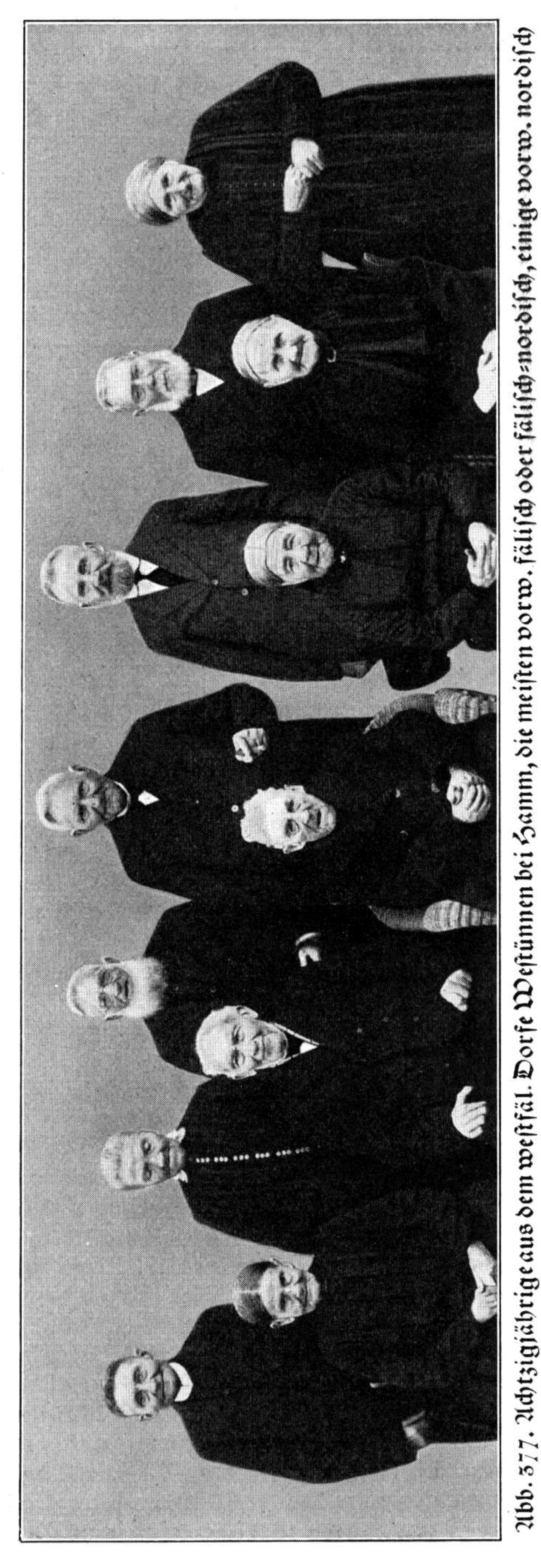


Abb. 377. Achtzigjährige aus dem westfäl. Dorfe Westünnen bei Hamm, die meisten vorw. fälisch oder fälisch-nordisch, einige vorw. nordisch

durch, daß bis ins Maintal von Norden her die nordische Rasse noch vorwiegen wird, andererseits dadurch, daß dinarische Einschläge — mit Ausnahme Sachsens und des südlichen Thüringens — kaum noch über den Main hinaus reichen. Ein dinarischer Einschlag in Ostpreußen wird weiter unten erwähnt.

Der stärkste ostische Einschlag, jedoch nur stellenweise ein Vorwiegen der ostischen Rasse, zeigt sich in Oberschlesien und in den gebirgigeren Teilen Sachsens, wohl auch noch in Altenburg einerseits, in Südwestdeutschland andererseits, so etwa im ganzen Gebiet der alemannischen Mundart, jedoch mit stärkerer Zumischung der nordischen Rasse in den Flußtälern. Dieser ostische Einschlag verliert sich von dort aus gegen Osten und Norden, doch immer so, daß er in Gebirgen auch in Mitteldeutschland, ja noch im Harz, stärker sichtbar ist, in Norddeutschland anscheinend besonders im ganzen Odergebiet und in Moorgebieten. Unvermindert oder nur wenig gegen Norden zu abnehmend reicht der ostische Einschlag der ganzen deutsch-französischen Sprachgrenze entlang bis ins wallonische Gebiet.

Westische Einschläge sind etwas deutlicher zu spüren in den Ostalpen, in der Westschweiz, in der Rheinpfalz, in den Moselgegenden und im Rheinland, das (wie Flandern) wohl etwas schmalgesichtiger und langköpfiger erscheint, als man nach den Karten der Haut-, Haar- und Augenfarben und bei der Wahrscheinlichkeit eines geringen fälischen Einschlags erwarten sollte.

Einzeluntersuchungen liegen von Nord- und Mitteldeutschland nicht vor, so daß hier nur wenig über diese Gebiete hinzugefügt werden kann.

Schleswig-Holstein oder wenigstens dessen westliche Gebiete müssen anscheinend als verhältnismäßig nordischer gelten als die dänischen Inseln, würde sich also in bezug auf nordische Rassenreinheit an die minder stark vorwiegend nordischen Gebiete Schwedens und Norwegens und des dänischen Jütlands anschließen. Unter den Halligfriesen sollen deutlichere Beimischungen einer kurzköpfigen Rasse sein (?). Im Osten Schleswig-Holsteins finden sich anscheinend deutlichere Einschläge ostbaltischer und ostischer Rasse; dem ganzen Gebiet eignet ein gewisser fälischer (dalischer) Einschlag. Die Friesen des Marschengebiets mögen einen stärkeren fälischen Einschlag zeigen. Allmers hebt sie in seinem Marschenbuch (2. Aufl. 1861, S. 122) von den niedersächsischen Geestbewohnern ab: „Eine derbe, breitschulterige, fleischige, oft stark ins Korpulente gehende Gestalt, mehr groß als klein, Hände und Füße stark und breit, . . . das gerötete Gesicht von rundlichem Schnitte — das ist der echte Friesentypus. . . . Der niedersächsische Geestmann ist dagegen durchgehends magerer, schmächtiger und aufgeschossener, von kurzem Oberbau und langen schmalen Beinen, wenn auch mitunter starkknochig und sein Gesicht häufig von schärferen und eckigeren Umrissen.“ Auch seelisch gelte im Verhältnis zueinander: „leichte Geest und schwere Marsch“. — Diese Unterschiede mögen heute schon mehr verwischt sein.

Kaum minder nordisch sind alle anschließenden Gebiete niedersächsischer und friesischer Mundart mit Ausnahme Mecklenburgs und Lauenburgs, wo sich schon deutlicher leichte Zumischungen ostbaltischer und ostischer Rasse zeigen, mit Ausnahme ferner des stärker fälisch untermischten Oldenburgs, besonders der oldenburgischen Moorgebiete, und der Landschaft Stade, wo leichtere ostische Einschläge auftreten. Ostische Einschläge treten auch in holsteinischen Moorgebieten am Kaiser-Wilhelm-Kanal auf. Nur wenig minder nordisch als die eben erwähnten Gebiete erscheinen Westfalen und die an Westfalen gren-

zenden holländischen Landstriche, wo der fälische Einschlag auf deutschem Sprachgebiet wahrscheinlich am deutlichsten sein wird.

Virchow hat in Ostfriesland sowie auf den Zuidersee-Inseln (Holland) eine verhältnismäßig große Anzahl mittel- bis kurzköpfiger Menschen gemessen.[1] Die Friesen scheinen jedenfalls minder vorwiegend nordisch oder nordisch-fälisch zu sein, als man sich im allgemeinen vorstellt.

Leichtere ostische Einschläge zeigen sich vom Thüringer Wald herreichend bis über den Harz. Doch reicht das Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse westlich vom Harz und Thüringer Walde von Norden her wahrscheinlich noch etwa bis zu einer Linie Kassel—Siegen—Dortmund—Zuidersee (Holland).

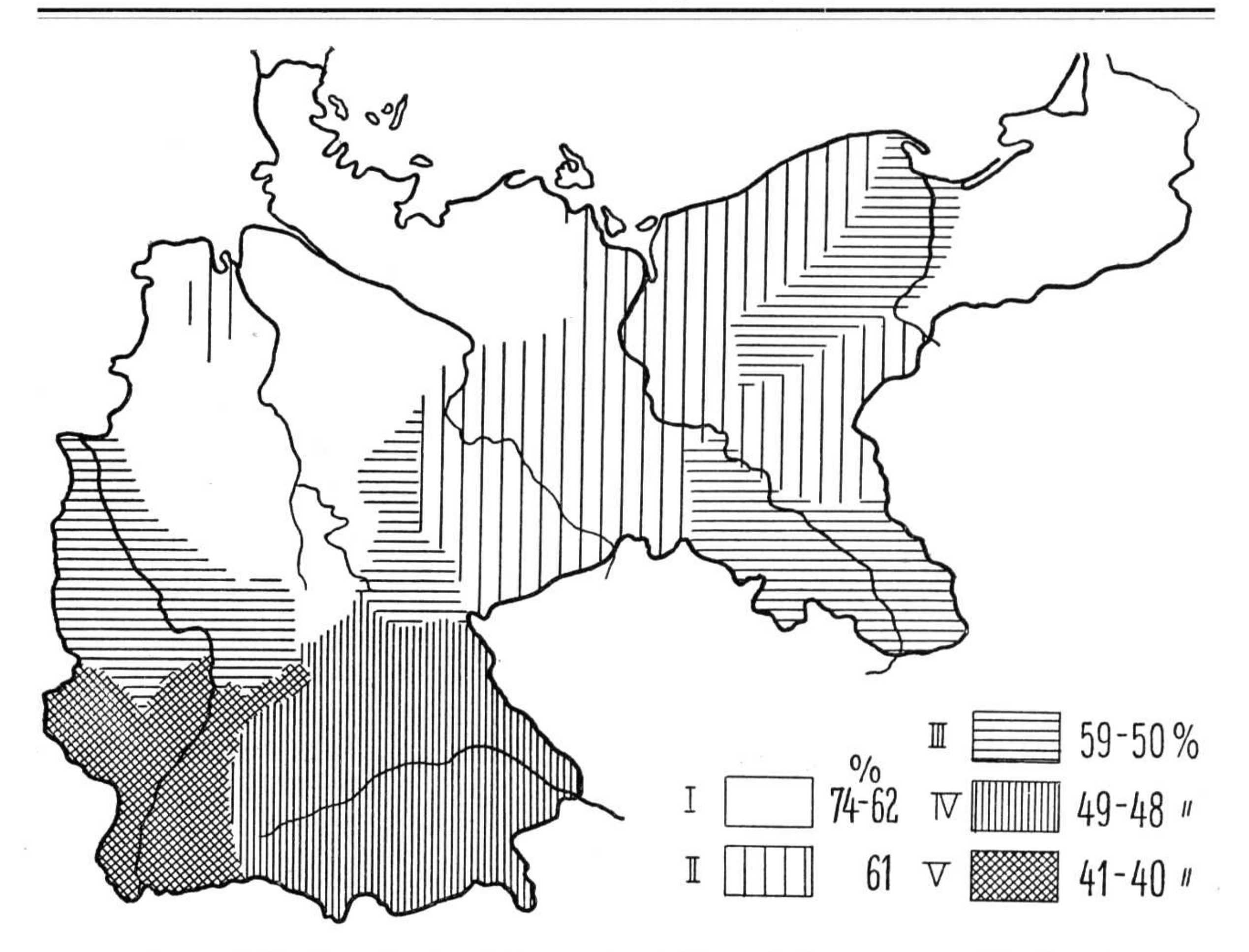
Von den ostelbischen Gebieten zeigt sich nur wenig minder nordisch als Nordwestdeutschland der ganze Küstensaum der Ostsee in breiterem Küstenstreifen bis zur Weichsel, dann in schmälerem Streifen. Virchow hatte den Eindruck, daß Hinterpommern noch einen starken nordischen Einschlag habe. Die südlicheren Gebiete zwischen Elbe und Weichsel zeigen neben dem gegen Osten zunehmenden ostbaltischen Einschlag ostische Einschläge in breiten Strecken links und rechts der Oder und ebenso entlang der Weichsel; entlang der Weichsel mag auch ein leichter dinarischer Einschlag (von Südpolen und den Karpathen her) reichen, in Danzig sind mir dinarische Züge häufiger aufgefallen. In Schlesien kommt zu der nordischen und ostbaltischen Rasse die ostische schon viel deutlicher dazu, und zwar tritt dort innerhalb der ostischen Rasse der oben (S. 130) beschriebene leicht abgewandelte Schlag auf. Vorwiegend ostische Gebiete mögen aber erst in Oberschlesien und an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze beginnen. In ganz Schlesien, wahrscheinlich gegen die polnische Sprachgrenze hin zunehmend, muß dann auch mit dem Einschlag desjenigen Menschenschlags gerechnet werden, den Reche als sudetische Rasse beschrieben hat (vgl. S. 165). In Schlesien, doch vor allem in Niederschlesien, möchte ich einen leichten Einschlag der fälischen Rasse annehmen, der verhältnismäßig öfters als eine gewisse fälisch-ostische Kreuzungsverbindung (Mixovariation) aufzutreten und in einzelnen Teilen Schlesiens einen bestimmten Gauschlag auszumachen scheint. (Über Gauschläge weiter unten!)

Schlesien links der Oder mag mehr durch ein ostisch-nordisches Rassengemische, Schlesien rechts der Oder mehr durch ein nordisch-ostbaltisches gekennzeichnet sein.

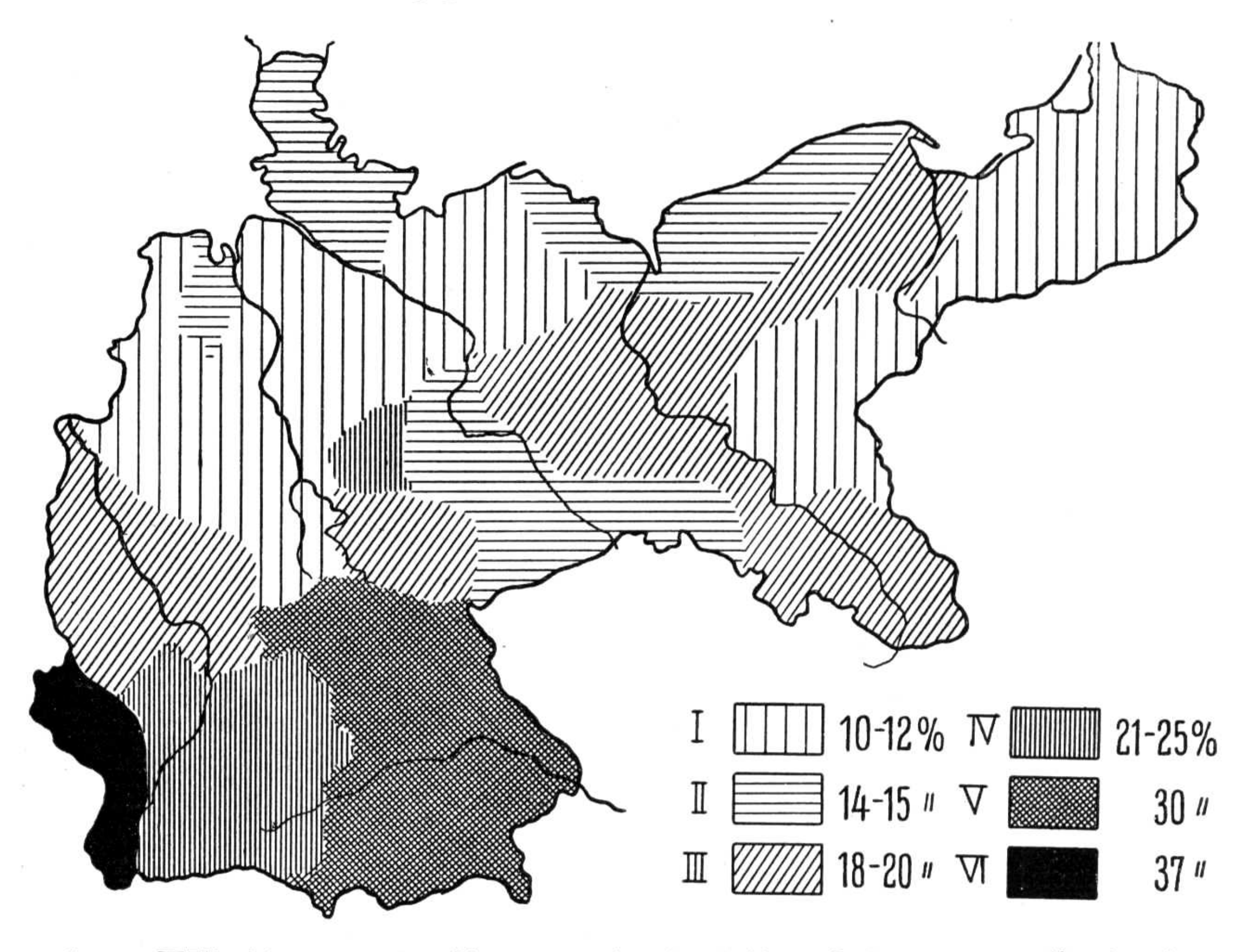
Ostpreußen zeigt stärkeren ostbaltischen Einschlag neben schwächerem ostischem (und sudetischem?) im masurischen Sprachgebiet, dazu einen leichten dinarischen Einschlag, der von den etwa 15000 Salzburgern stammt, die aus ihrem vorwiegend dinarischen Gebiet im Jahre 1731 dorthin ausgewandert sind (Abb. 158, 218, 400). Dinarisches Blut konnte ich auch in Danzig bei dorthin eingewanderten Ostpreußen feststellen. Deutlich zeigen die bisherigen Blutuntersuchungen einen rassischen Unterschied der westelbischen von der ostelbischen Bevölkerung Norddeutschlands, insofern als östlich der Trave, Elbe und Saale das B-Blut häufiger, das A-Blut minder häufig ist als westlich dieser Linie (vgl. S. 182 ff.). Die vorwiegend nordischen Masuren — sie werden als willenskräftig und unternehmend geschildert — stehen rassenmäßig der Gesamtheit der Ostpreußen viel näher als der Gesamtheit der Polen, mit denen sie sprachlich verwandt sind. Sie haben dem deutschen Geistesleben viel wertvolle Kräfte zugeführt.

Wenn ein Glückwunschschreiben der Stadt Königsberg an den Dichter

[1] Virchow, Zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen, 1876.



Karte XI. Blauäugige Blonde (nach Untersuchungen von Parsons)

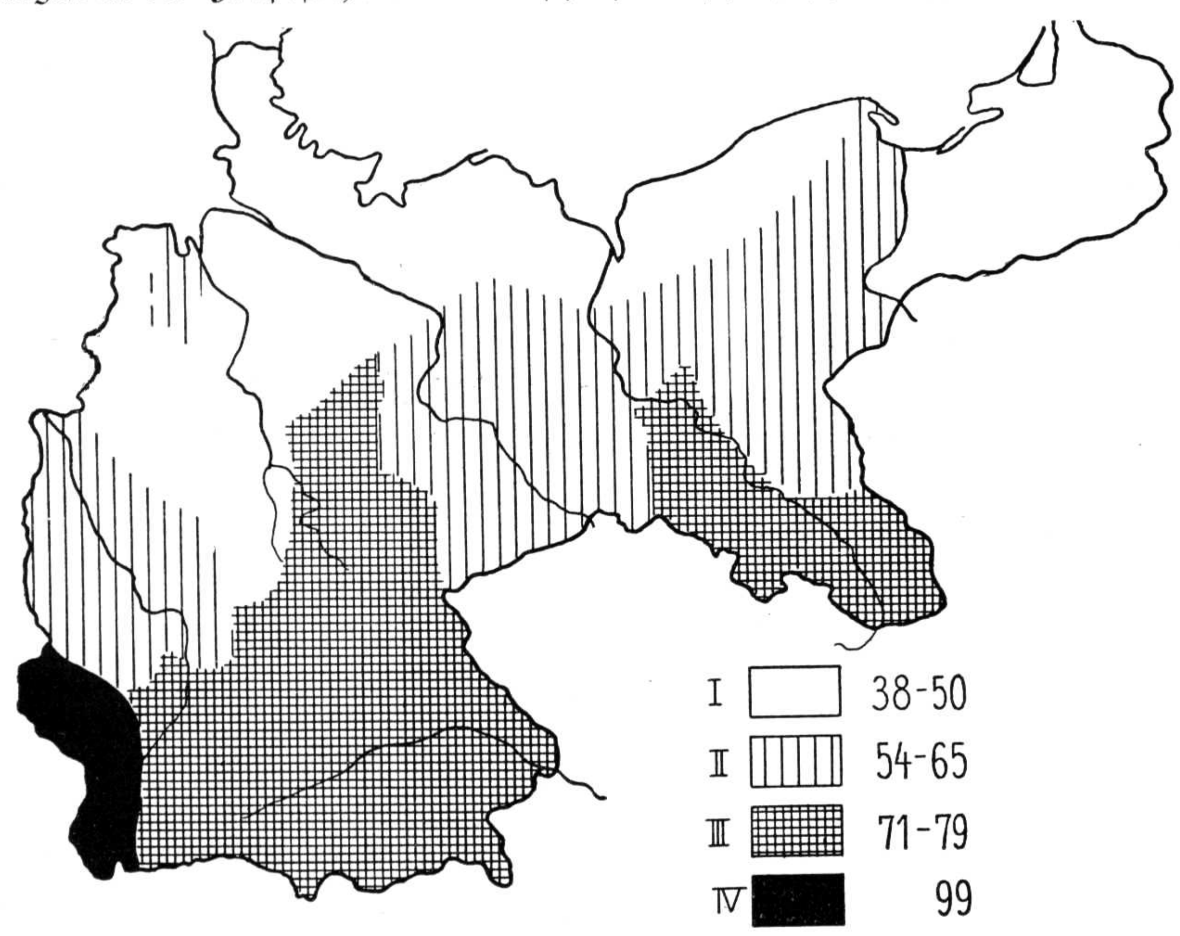


Karte XII. Braunäugige Braunhaarige (nach Untersuchungen von Parsons)

Sudermann eine Vereinigung von Tatkraft und Selbstbewußtsein mit einem Hang zur Phantastik bezeichnend ostpreußisch nennt, so ist hiermit die Kennzeichnung einer nordisch-ostbaltisch gemischten Bevölkerung gegeben.

Berlin hat sicherlich viel stärkere nicht-nordische Einschläge als seine ländliche Umgebung.

Die in Posen in Sprachinseln und in den Städten wohnenden Deutschen mögen in der Hauptsache eine nordisch-ostbaltisch-ostische Mischung darstellen.



Karte XIII. Dunkelheitsindex (nach Parsons).

Den Dunkelheitsindex (index nigrescens) erhält Parsons dadurch, daß er ausrechnet, wieviel Prozent Reinblonde (blond, blauäugig), wieviel Prozent Reinbraune (braunhaarig, braunäugig) und wieviel Prozent Gemischter (Blonde mit braunen Augen, Braune mit blauen Augen) er untersucht hat und dann den Hundertsatz der Gemischten zu dem mit 2 vervielfältigten Hundertsatz der Reinbraunen zählt. Er gibt also der Gruppe der Gemischten, die nur ein dunkles Merkmal haben, nur halb soviel Gewicht wie der der Reindunklen. Dieser Dunkelheitsindex wird berechnet, weil ja in manchen Gebieten durch weitgehende Vermischung die Zahl der Reinblonden und Reinbraunen verhältnismäßig sehr gering geworden sein könnte

Ostmitteldeutschland zeigt sich (bis auf das wahrscheinlich schon vorwiegend ostische, jedenfalls in der Hauptsache ostisch-ostbaltische Oberschlesien) als nordisch-ostbaltisch-ostisches Gebiet. Sachsen scheint einen wieder etwas verstärkten ostbaltischen Einschlag aufzuweisen, der gegen Thüringen wieder abnimmt und sich westlich der Slawengrenze verliert. Die höher gelegenen südlichen Teile Sachsens, dazu Sachsen-Altenburg, scheinen schon vorwiegend ostisch besiedelt zu sein. Jedenfalls ist der nordische Einschlag in Oberschlesien, Sachsen und Sachsen-Altenburg kaum stärker, vielleicht sogar geringer als der nordische Einschlag in Baden und in den minder nordischen Gebieten

Württembergs. Die hellen Farben in Oberschlesien, Sachsen und Ostthüringen sind wahrscheinlich mehr der ostbaltischen als der nordischen Rasse zuzuzählen.

In der ostbaltisch untermischten Provinz Brandenburg und Provinz Sachsen und in Anhalt nimmt das Vorwiegen der nordischen Rasse gegen Norden und Westen zu; die Altmark scheint den Übergang zu dem nordwestdeutschen Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse zu bilden. Dieser Übergang wird dem gut beobachtenden Laien schon deutlich, da mit diesem Übergang eben auch die unteren Stände durchschnittlich nordischer werden. Langbehn schrieb in seinem „Rembrandt als Erzieher" (1890): „Noch jetzt findet man zwischen Stendal und Tangermünde im niederen Volke einen Schlag von kernhaften Männern mit blitzenden Augen und halb kühnem, halb bedächtigem Gesichtsausdruck." Die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse kommen also in diesen Gebieten auch schon innerhalb der unteren Stände häufiger vor. Auch Humboldt war ein solcher Übergang in das Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse aufgefallen. In seinem Tagebuch von der Reise nach Stettin, Stralsund und Hamburg 1796/97 schreibt er — nordischeres Aussehen unter der Herrschaft des nordischen Schönheitsbildes für das „schönere" nehmend —: „Schon von Uckermünde an schien sich, wie ich zu bemerken glaubte, die Bildung und Physiognomie zu verbessern. Ich sah bei weitem mehr Gesichter mit bestimmteren, nicht so ineinander gelaufenen Zügen, als man in der Mark und dem übrigen Pommern findet. Der ganze Schnitt des Gesichts schien länger und nicht so flach und breit, vorzüglich bei den Weibern." Sowohl der Übergang in das stärkst vorwiegend nordische Gebiet Deutschlands wie das Überwiegen der nordischen Rasse mag aber zu Humboldts Zeiten deutlicher gewesen sein. Ein ziemlich deutlicher Übergang von einem nordisch-ostisch-ostbaltischen Gebiet mit fälischen Einschlägen zu einem vorwiegend nordischen Gebiet ergibt sich auch beim Überschreiten der fränkisch-niedersächsischen Sprachgrenze nördlich des Thüringer Waldes und seiner Ausläufer in der Gegend des Oberlaufs der Weser.

Der Thüringer Wald zeigt sich als der nördlichste stärkere Vorstoß eines stärker ostisch untermischten Gebiets gegen Norden. Im Thüringer Wald sollen die Höhenbewohner höher gewachsen sein als die Talbewohner. Die Bevölkerung Sachsen-Weimars ist etwas minder kurzköpfig als seine Umgebung, dabei durchschnittlich höher gewachsen. An den Thüringer Wald schließen sich südlich und östlich Höhenzüge an, die wohl schon vorwiegend ostisch sind, der Frankenwald, das Fichtelgebirge, der Fränkische Jura. Auch Rhön und Vogelsberg sind dunkler als ihre Umgebung. Dem Maintal entlang dringt bis in die Täler der Nebenflüsse hinein ein verstärkter nordischer Zustrom. Vom Thüringer Walde und von Böhmen her reichen die südlichsten deutlicheren Einsickerungen ostbaltischen Blutes bis ins bayrische Oberfranken, bis etwa gegen Nürnberg. In Thüringen hat man (so schon Ranke und Röse) einen stärkeren fälischen Einschlag angenommen. Ranke, Der Mensch, Bd. II, 1912, S. 467, nimmt „in Thüringen und in den thüringisch-fränkischen Gegenden Bayerns und ganz Mitteldeutschlands" fälische Einschläge an. Ich möchte jedoch für Thüringen nur noch einen schwachen fälischen Einschlag annehmen, einen stärkeren für die nordhessischen Gebiete. Bei stärkerem fälischem Einschlag müßten Thüringen und Nordbayern sowohl höheren Wuchs wie größere Helligkeit zeigen. Vor Anerkennung der (von Deniker unter dem Namen race orientale aufgestellten) ostbaltischen Rasse wurde, was aber auch heute noch öfters geschieht, mit hellen Farben verbundene Breitgesichtigkeit gelegentlich als Anzeichen eines fälischen Einschlags angesehen.

Holland und Flandern zeigen sich, besonders das erstere, als im ganzen nur wenig minder nordische Gebiete als Niedersachsen. Der nordischste Landesteil Hollands ist Friesland. Dunklere Gebiete beginnen erst jenseits der deutsch-französischen Sprachgrenze, in Belgien sogar in starker Dunkelheit. Nordostholland (Groningen, Drenthe und Overijssel) scheint einen ostbaltischen Einschlag zu haben, dessen Vorkommen in diesem Gebiet allerdings nicht leicht zu erklären wäre. Man stellt sich Holland (und gelegentlich auch Flandern) in Deutschland im allgemeinen als stärker vorwiegend nordisch vor, als diese Gebiete in Wirklichkeit sind. Holland zeigt ein stärker ostisch untermischtes Gebiet mitten in der Landschaft Nordholland und im Westen der Landschaft Utrecht. Die Inseln vor der Rheinmündung sind seewärts vorwiegend nordisch, landwärts stärker ostisch untermischt, wenn nicht sogar vorwiegend ostisch. Starken ostischen Einschlag zeigen vor allem Nord- und Südbeveland, ebenso das Festland hinter diesen Inseln und die Gegend um Bergen op Zoom. Diese ostischen Beimischungen verlieren sich wieder in Flandern, wo nun anscheinend aber ein leichter westischer Einschlag zu finden ist, den ja ganz Belgien und Frankreich gegen Süden zunehmend zeigen. Die Landschaften Westflandern und Antwerpen sind in Flandern am hellsten, etwa mitteldeutschen Gebieten entsprechend. Muß man in Flandern mit einem geringen ostbaltischen Einschlag rechnen? Die niederfränkisch-wallonische Sprachgrenze ist deutlich eine Rassenmischungsgrenze. Das wallonische Belgien ist gleich viel dunkler und kurzköpfiger. Für Holland ist ein Einschlag malayischen Blutes zu verzeichnen, der sich in den größeren Städten deutlich verrät und aus den Mischverbindungen stammt, welche Holländer seit dem 17. Jahrhundert in ihren ostindischen Besitzungen geschlossen haben (vgl. S. 173).

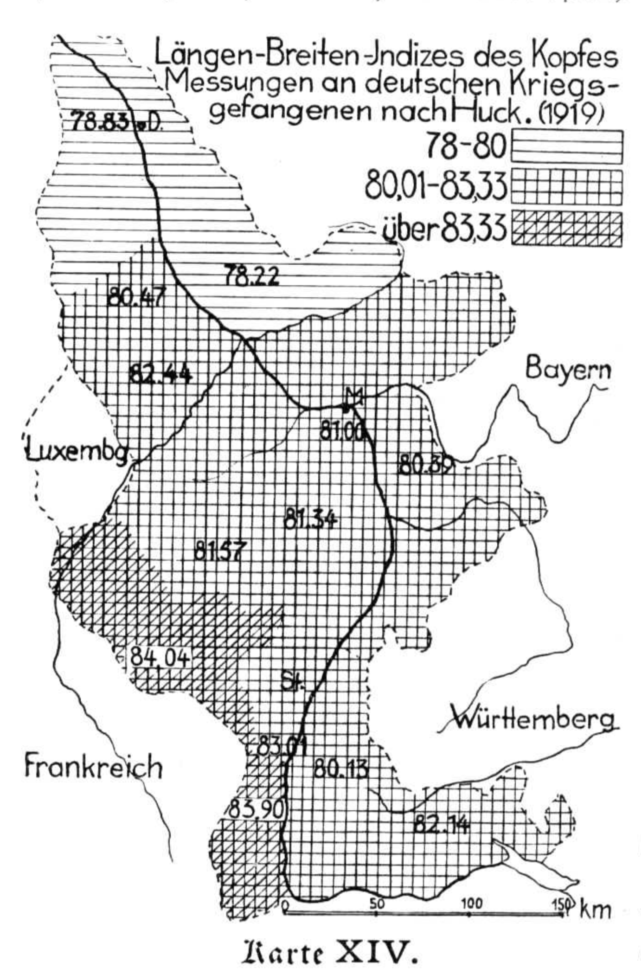
Das Rheinland ist etwa so vorwiegend nordisch wie Holland, nordischer als Flandern. Es schließt sich im Vorwiegen nordischer Rasse an Niedersachsen an. Stark ostisch untermischte oder vorwiegnd ostische Gebiete reichen ins Rheinland von Belgien her über die Eifel bis in das Gebiet um Aachen,[1] auch in den Hunsrück hinein, wie überhaupt auf linksrheinischer Seite nur die Flußtäler so hell sind wie das rechte Rheinufer, so vor allem das Maas-, Mosel- und Nahetal. Im Nahetal scheint vor allem das linke Ufer von Laubenheim bis Kirn eine immer noch stark vorwiegend nordische Bevölkerung zu haben, jedoch besonders in Kreuznach mit westischem Einschlag. Vom rechten Moselufer und vom linken Naheufer reichen hellere Züge noch gegen den dunkleren Hunsrück hinauf. Besonders hell ist in seiner dunkleren Umgebung noch der Odenwald mit Ausnahme seiner südlichen höheren Erhebungen. Das Mümlingtal im Odenwald soll auffällig viel ostische Bewohner haben. Weiter südlich und östlich des unteren Maintals beginnen nun Gebiete, in denen im großen und ganzen wohl nicht mehr von einem Vorwiegen der nordischen Rasse gesprochen werden kann, ebensowenig wie (mit Ausnahme des Ostseeküstensaumes) in Nord- und Mitteldeutschland östlich der mittelalterlichen Slawengrenze. Die Bevölkerung des Westerwaldes scheint einen deutlichen fälischen Einschlag zu zeigen.

In dem ganzen Gebiete, das durch Südholland, Flandern und Rheinlande anzugeben ist, erscheint — so weit sich das nach den dürftigen bisherigen Untersuchungen aussagen läßt — der Längen-Breiten-Index des Kopfes etwas niedriger, als man nach dem Vorkommen heller und dunkler Haut-, Haar-

[1] In der Eifel scheint die ostische Rasse stellenweise so rein aufzutreten, daß man gelegentlich von dort vereinzelt wohnenden „Mongolen" hören kann; besonders die Gegend von Niederbettingen sei von „Nachkommen der Hunnen" bewohnt, fabelt man.

und Augenfarben vermuten würde: so verrät sich anscheinend der Einschlag einer weiteren langköpfigen Rasse (außer der nordischen und der fälischen), nämlich ein westischer Einschlag. Dieser tritt in den bezeichneten Gebieten allerdings fast nur in einzelnen westischen Merkmalen, selten in reinrassig westischen Menschen auf.

Die süddeutschen Gebiete können im folgenden einzeln betrachtet werden, da sie besser durchforscht sind. Hier ist nur nochmals auf den westischen Einschlag hinzuweisen, der sich wohl in der Pfalz, in den Moselgegenden und im links- und rechtsrheinischen Rheingau, aber — wie eben vermerkt worden ist — auch noch nördlich und nordöstlich von diesen Gegenden, etwas deutlicher zeigt, jedenfalls bis gegen Elberfeld hin noch schwach bemerkbar zu sein scheint. In diesen rheinischen Gegenden, besonders in der Pfalz, fällt ja auch die größere Beweglichkeit, Heiterkeit, ja Leidenschaftlichkeit der Bevölkerung auf sowie ihr Hang zu Redseligkeit, zu Schlägereien. Ein sehr guter Beobachter, W. H. Riehl, hat in seiner „Naturgeschichte des Volkes" (Bd. I, 1856) den Rheingau denjenigen deutschen Menschenschlag genannt, „dessen Charakter wohl am meisten Wahlverwandtschaft mit dem italienischen hat". So empfand Riehl die seelischen Eigenschaften der westischen Rasse aus dem Rassengemische dieses Stammes heraus. Er wies auf die geringe Neigung zum Selbstmord hin, fand den „Rheingauer" leicht empfänglich für jede Art „Anregung und Aufregung", fand für ihn eine gewisse „Oppositionslust" bezeichnend sowie auch Sinn für das „Graziöse", für anmutige künstlerische Wirkung, er nannte diesen deutschen Stamm „schnell aufbrausend" und einen Stamm „neugierigster Geschöpfe". Auch vom Pfälzer weiß er zu berichten, daß dieser viel auf Schliff im Umgang und in der Bekleidung gibt. Ein pfälzisches Sprichwort laute: „Besser du sagst eine Dummheit, als du sagst gar nichts." Wenn Riehl diese Rheinfranken als leichtblütig, heiter, leicht erregbar, gesprächig, neugierig und schlagfertig zeichnet, so geht daraus der westische Einschlag recht deutlich hervor, wenn dieser Einschlag sich auch in rassenkundlichen Maßzahlen nur undeutlich äußern mag und rein westische Menschen auch in diesem deutschen Gebiet selten sein werden. Die Pfalz zeigt (wie der ostbaltisch untermischte Osten und der vorwiegend dinarische Südosten des deutschen Sprachgebiets) eine hohe Bestrafungsziffer für gefährliche Körperverletzung.[1] Die Bezeichnung „Kreuznacher Totschläger" (wegen der vielen Streitigkeiten) und „Pfälzer Krischer" (wegen des lebhaften Sprechens, „Kreischens") weisen ebenfalls auf den westischen Einschlag hin. Auch ein leichter dinarischer Einschlag soll sich im Kreise Kreuznach zeigen, wohin eingewanderte Salzburger (deren



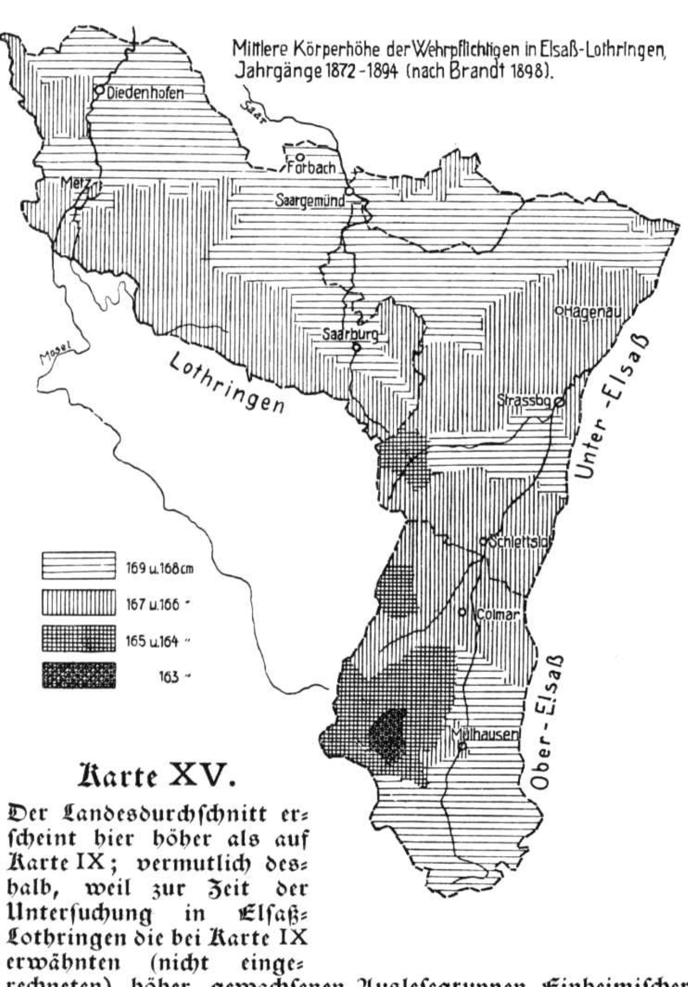
Karte XIV.

[1] Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung, 1923.

österreichische Namen noch mehrfach auffallen) dinarisches Blut mitgebracht haben. Roth, Beiträge zur Anthropologie der Pfalz (Mitteil. d. Pfälz. Vereins f. Naturkunde, N. F. Bd. III, 1928) nennt die Pfälzer nordisch-ostisch mit dinarischen und seltenen westischen Einschlägen; man wird aber häufigere westische Einschläge vermuten dürfen.

Vom ganzen westlichen Mitteldeutschland, besonders soweit dieses der fränkischen Mundart angehört, erhält man den Eindruck einer besonders starken Durcheinanderkreuzung der dort vorkommenden Rassen.

Elsaß-Lothringen zeigt sich als dunkelstes Gebiet deutscher Sprache. Schon die Gegend um Speyer u. der südliche Hardtwald sind ziemlich dunkel, vielleicht schon vorwiegend ostisch (?) und von der pfälz.-elsässischen Grenze zieht sich ein dunkles Gebiet durch ganz Elsaß hindurch, in welchem nur in der Rheinebene hellere Streifen vorkommen. Die Karte der Körperhöhe läßt vermuten, daß die Dunkelheit im Elsaß auch der dinarischen Rasse, nicht nur der ostischen, zuzuweisen ist. Lothringen zeigt wie Luxemburg, die Eifel und die Ardennen ein vorwiegend ostisches Gebiet, in welchem nur die Täler der Saar und ihrer Nebenflüsse etwas nordischer sind. Das innerhalb des deutschen Sprachgebiets als dunkelstes Gebiet erscheinende Elsaß-Lothringen erscheint jedoch in der französischen Aufstellung unter 84 europäischen Departements an 8. Stelle, ist also in bezug auf Frankreich ein verhältnismäßig helles Gebiet.



Karte XV.
Der Landesdurchschnitt erscheint hier höher als auf Karte IX; vermutlich deshalb, weil zur Zeit der Untersuchung in Elsaß-Lothringen die bei Karte IX erwähnten (nicht eingerechneten) höher gewachsenen Auslesegruppen Einheimischer verhältnismäßig geringer vertreten waren. Karte XV gibt also mehr ein Bild der ganzen wehrfähigen Bevölkerung als Karte IX

Baden gehört östlich einer Linie Heidelberg-Pforzheim — mit Ausnahme des Gebirges um Heidelberg und der südlicheren, höheren Teile des Neckarberglandes — jener mitteldeutschen Stufe eben noch vorwiegender nordischer Rassenzüge an. In diesem Gebiet äußert sich auch der oben erwähnte westische Einschlag noch, der es bewirkt, daß auch die badischen Pfälzer gelegentlich als „unbeständig und streitsüchtig" bezeichnet werden. Das übrige badische Gebiet, wenn man es im Gesamtdurchschnitt betrachtet, gehört vielleicht — wenn man die Rheinebene abzieht: wahrscheinlich — wohl im großen und ganzen einem eben schon vorwiegend ostischen Rassenbild an. Im einzelnen betrachtet, zeigen sich deutliche Abstufungen, die im allgemeinen das gleiche Bild wie die Gebirgsabstufungen bieten. Vorwiegend ostisch ist, wie oben vermerkt, der Schwarzwald, vor allem in seinen mittleren und nördlichen höheren Teilen. Die Höhen und höheren Täler um Baden-Baden, um den Kniebis und die Hornisgrinde sind auffallend ostisch; auffällig kurzgewachsen sind die Bewohner des

Bezirks Wolfach, der die durchschnittlich niedrigste Körperhöhe des Deutschen Reiches aufweist (1,61 cm). Die Nachbarbezirke schließen sich ihm an, auch die württembergischen Nachbarbezirke bis südlich in die Baar hinein. Durch die Baar bricht von Württemberg her — und herzuleiten durch das Neckartal bis vom Maintal her — der Ausläufer eines nordischen Zustroms, der sich im Gebiet des Feldbergs im Schwarzwald zerstreut. Ein zweiter Ausläufer des nordischeren Main-Neckarzustromes dringt ins badische Land dem oberen Donautal entlang und endet ebenfalls etwa im Feldberggebiet.

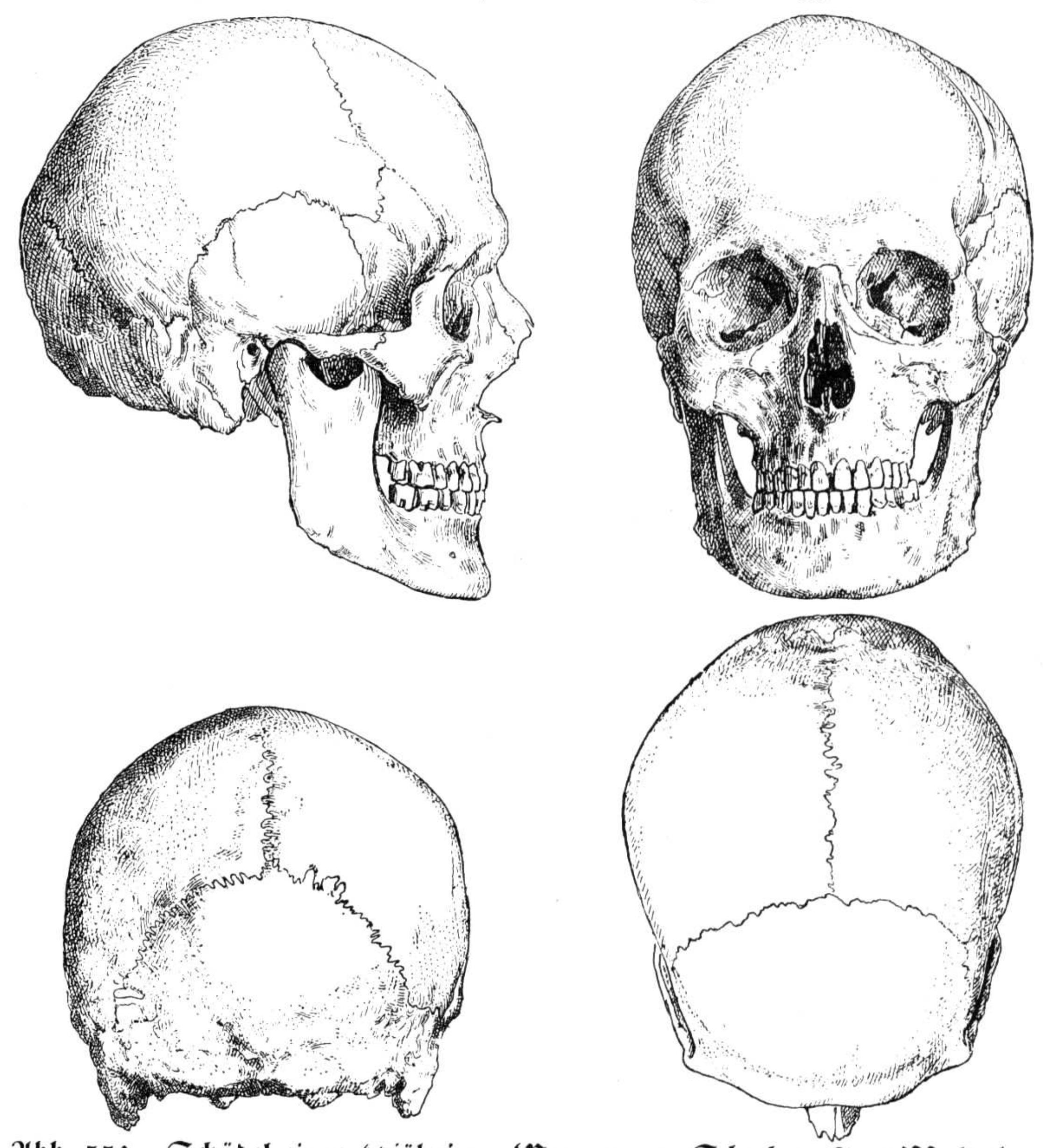


Abb. 378. Schädel eines 66jährigen Mannes aus Schachen, Amt Waldshut. Sch: 83,5, G: 94,93. Vorwiegend dinarisch mit nordischem Einschlag. (Nach Ecker)

Der Südhang des Schwarzwalds ist wohl vorwiegend (?) ostisch, jedoch mit einem sehr merklichen dinarischen Einschlag, vor allem im Gebiet des sog. Hotzenwaldes, wo die dinarische Rasse wahrscheinlich vorwiegt. Die breiteren, ebeneren Uferstrecken des Rheins im Gebiet der Schaffhausener rechtsrheinischen Kantonsgrenze weisen einen stärkeren nordischen Einschlag auf. Das schweizerische Gebiet aber unmittelbar um Schaffhausen ist anscheinend stärker ostisch durchmischt als das angrenzende badische. Hingegen ist das Westufer des Bodensees im weiteren Umkreis, etwa soweit die niedrigeren Bodenerhebungen verlaufen, wieder heller. Hierher reicht, vom hohenzollernschen Gebiet her, den

fruchtbaren Niederungen folgend, ein weiterer Ausläufer des nordischeren Main-Neckarzustroms.

Ziemlich ausgesprochen ist der Gegensatz einer dunklen gegen eine aufgehellte Bevölkerung da, wo der Steilabfall des Schwarzwaldes gegen Westen an die Rheinebene reicht. Durch die ganze rechtsrheinische Ebene läuft ein ununterbrochenes Band hellerer Bevölkerung, deutlich gegenüber Straßburg auf einer längeren Strecke nördlich und südlich von Kehl, deutlich im Bezirk Offenburg, wo die nordischeren Siedlungen in das Kinzigtal hineinreichen. Eine starke nordische Zumischung erscheint in der Südwestecke Badens, im Markgräflerland, im Gebiet des Wiesentals talaufwärts etwa bis Zell und rheinaufwärts bis etwa zum Einfluß der Aar und Wutach. Ein gewisser, nicht eben geringer, dinarischer Einschlag läßt sich vom südlichen Baden her noch bis nach Mittelbaden und weiter nördlich verfolgen (Abb. 141, 145, 146). Nach Ammon hat Baden 15% Köpfe unter Index 79 und 34% Kurzköpfe.

Die deutschen Teile der Schweiz, das Gebiet der hochalemannischen Mundart, ein im ganzen wohl vorwiegend ostisches, sicherlich aber da und dort stark dinarisch und schwach westisch untermischtes Gebiet, sind doch immer noch durch nordische Beimischung (schätzungsweise 30% nordischen Blutes im Gesamtkörper der deutschen Schweiz) gekennzeichnet, und zwar heben sich ziemlich scharfe Einzelzüge der Karte ab. In die Täler der Aar, Limmat und Reuß hinauf reichen nordische Kennzeichen, Nachwirkungen frügeschichtlicher alemannischer, vielleicht im einzelnen noch vorgeschichtlicher keltischer Einwanderungen. Die Beimischung ist so stark, daß die Hauptgebiete vorwiegend ostischer Rasse bzw. ostisch-dinarischer Rassenmischung nach Osten (Thurgau, Appenzell, St. Gallen mit Ausnahme des helleren Oberrheintals, Glarus, Graubünden, Tessin) und nach Westen (Wallis und Waadt) abgedrängt erscheinen. Erst an den Gebieten höchster Gebirgserhebungen enden die nordischen Einschläge; im Berner Oberland reichen sie sogar ziemlich hoch hinauf und besonders das Simmental scheint einen stärkeren nordischen Einschlag zu haben. Das Haslital im Berner Oberland soll nach einer Sage, die zuerst im 15. Jahrhundert auftaucht, sich aber nicht bewahrheiten läßt, von Schweden aus besiedelt worden sein. In diesem Tal sollen auch verhältnismäßig viel Blonde und Blauäugige unter der Bevölkerung sein. Wilhelm v. Humboldt fand nach seinem Tagebuch von der Reise nach Paris und der Schweiz 1798 die Bevölkerung von Meyringen im Haslital auffällig „edler" und „schöner", woraus auf einen stärkeren nordischen Einschlag zu schließen ist. Doch meldet er nichts von einer größeren Häufigkeit heller Farben: „Es ist unbeschreiblich, wie schön Männer und Weiber hier sind. . . Meistenteils feine Züge, eine feine edle Physiognomie, der schlankste Wuchs und lang in Flechten herabhängendes schwarzes Haar . . . Reinlichkeit." Somit darf für die Zeit um 1798 im Haslital eine nordisch-dinarische Mischung mit nur geringem ostischem Einschlag angenommen werden.

Auffällig ist die verhältnismäßig häufige Blondheit und verhältnismäßig große Körperhöhe in Unterwalden, dessen Einwanderungssage (vgl. Schillers Tell) ja auch Skandinavien als Urheimat des Stammes nennt. Die Virchowsche Schulkinderuntersuchung hatte in der Gesamtschweiz (also nicht nur in deren deutschen Gebieten) 25,7% „Blonde" gefunden; Ibinden fand in der deutschen Schweiz bei Erwachsenen 22% „Blonde".[1] In der ganzen deutschen Schweiz ist ein leichter westischer Einschlag bemerkbar, zunehmend gegen die

[1] Ibinden, Beiträge zur Anthropologie der Schweiz, Arch. f. Anthr., Bd. 38, 1911.

französische Schweiz, deren oft bemerkte „Beweglichkeit und Lebhaftigkeit" ja den westischen Einschlag auch in seelischer Hinsicht zeigt. Ob sich ein leichter Einschlag der orientalischen Rasse erhalten hat? — Im 10. Jahrhundert waren ja (wahrscheinlich vorwiegend orientalische) Sarazenen bis Wallis und Waadt vorgedrungen.

Am meisten „Blonde" fand Zbinden in den Kantonen mit überwiegend städtischer Bevölkerung, so in Basel-Stadt, Zürich und Genf. Hochgewachsene langköpfige Helle (vorwiegend nordisch) fanden sich in Simmental 2%, Schwyz 1,5%, Chur 1,1%, Stans und Sarnen 0,5%; kleine kurzköpfige Dunkle (vorwiegend ostisch) fanden sich in den gleichen Gebieten 25,8% bzw. 10,5%, 11,1%, 9,5%; kleine langköpfige Dunkle (vorwiegend westisch) in den gleichen Gebieten 9,4% bzw. 3,5%, 10,7%, 4,7%. Man wird sagen können, daß in der Schweiz reinrassig nordische Menschen etwa so selten seien wie in Nordwestdeutschland reinrassig ostische.

Die deutsche Sprachgrenze der Schweiz gegen die französische, italienische und ladinische Sprache läuft nirgends einer scharfen Grenze der Rassen oder der Rassenmischungen entlang. Während Zbinden im deutschen Kanton Glarus 7% „Blonde" gefunden hatte, fand er im italienischen Kanton Tessin 12%. Die deutsche Sprachinsel im Kanton Graubünden, die nördlich an die ladinische, südlich an die italienische Sprache grenzt, das deutsche Gebiet am Hinterrhein und Splügen, liegt mitten im vorwiegend ostischen Gebiet. Die romanische Sprachen sprechenden Teile der Schweiz sind im ganzen deutlich dunkler als die Gebiete deutscher Sprache. Doch scheinen die angeseheneren Geschlechter der französisch sprechenden Westschweiz noch einen beträchtlichen nordischen Einschlag bewahrt zu haben.

Württemberg ist gekennzeichnet durch einen nördlich-südlichen Zustrom nordischen Blutes, der von der Maingegend abzuleiten ist. Mit Ausnahme eines kleinen dunkleren Gebiets, das etwa die Ausbiegung der bayerischen Grenze südöstlich von Miltenberg ausfüllt, gehört das Land vom Main bis östlich in die Hohenloher Ebene hinein und bis westlich an den Schwarzwald zu jenem mitteldeutschen Gebiete, das man als ein Gebiet noch eben vorwiegend nordischer Mischung bezeichnen möchte. Gleich vorwiegend nordisch sind anscheinend die Gebiete längs des ganzen Neckartales. Im einzelnen ergeben sich einige Abstufungen: ein Gebiet beiderseits des Neckars um Heilbronn ist wesentlich dunkler als die Stadt Heilbronn selbst. Ein größeres Gebiet beiderseits des mittleren Kochers in der Gegend von Hall ist auffällig heller, besonders gegenüber dem unmittelbar südlich daran anschließenden Höhenzug, der auffällig dunkler ist. Heller ist auch ein kleineres Gebiet nordwestlich von Marbach. Das Gebiet der Filder südlich und südöstlich von Stuttgart soll (nach v. **Hölder**) nordischer sein als seine Umgebung; unmittelbar östlich davon dem Neckarlauf entlang und hart bis an den Fuß der Rauhen Alb erstreckt sich wieder ein Gebiet auffälliger Helligkeit, das südlich etwa bis Nürtingen, nördlich über Göppingen bis in die gebirgigen Erhebungen der Gegend um die Burg Hohenstaufen hineinreicht.

Von dieser Gegend aus verläuft nun ein besonderer Nebenarm des Main-Neckarstromes in fast genau südlicher Richtung; er folgt sehr deutlich dem Tal der Fils, überschreitet die Alb und zieht nach Ulm hinab, überschreitet die Donau, zieht mit seinem Endverlauf im württembergischen Gebiet die Iller, im bayerischen Gebiet die Günz hinauf und wendet sich vom Illergebiet noch einmal gegen das Ostufer des Bodensees, wo er in dunklerem Gebiet endet.

Ein zweiter Endverlauf des nordischen Zustroms war schon vom unteren

Oberlauf des Neckars aus, wahrscheinlich der Eyach folgend, über das Hohenzollerische Land etwa bei Sigmaringen an die Donau gelangt und verläuft von hier in zwei Armen ins dunklere Gebiet: der erste, den Talsenkungen folgend, gegen das Westufer des Bodensees zu; der andere, minder deutliche, nach Westen gerichtet, südwestlich an der Baar vorbei auf das Feldberggebiet zu. Die Mitte der Baar verläuft also halbinselförmig in ein helleres Gebiet hinein.

Es fehlt nur noch die Schilderung der vorwiegend ostischen Gebiete Württembergs. Diese sind zunächst der höhere Schwarzwald, dann — aber minder dunkel als dieser und wohl stärker dinarisch untermischt — die Rauhe Alb, ausgenommen die noch helleren Albübergänge des nordischen Zustroms. Von der Rauhen Alb reichen vorwiegend ostrassische Ausläufer in die Hohenloher Ebene hinein. In der Südhälfte Württembergs ist aber eine gewisse stärkere dinarische Beimischung (etwa 30% dinarisches Blut?) sicher. Dinarisches Blut mag aber auch in der Nordhälfte Württembergs noch wohl erkennbar sein. Lenz möchte in Württemberg einen Einschlag der fälischen Rasse vermuten, weil er gewisse seelische Züge der fälischen Rasse, so auch eine gewisse Starrköpfigkeit, für manche Württemberger bezeichnend findet.[1] In Württemberg zeigen (nach v. Hölder) die im Mittelalter klösterlich gewesenen Bezirke eine größere Häufigkeit von Kurzköpfen als die damals herrschaftlichen Bezirke.

Bayern nimmt ebenfalls teil an der Ausstrahlung nordischer Rasse vom Maintal aus. Das ganze bayerische Unterfranken gehört der mitteldeutschen Stufe eben noch vorwiegend nordischer Züge an, der gleichen Stufe also, die sich durch Württemberg hindurch so weit südwärts erstreckt. Vom bayerischen Unterfranken aus ziehen sich nun ebenfalls hellere Züge in südöstlicher Richtung nach Ober- und Mittelfranken hinein; die Aufhellung reicht aber schon in Oberfranken und Mittelfranken nur noch hin, die Grenze des eigentlich dunklen Gebiets weiter nach Süden zu drängen. Von einem immer noch deutlichen Vorwiegen nordischen Bluts wie in dem württembergischen Gebiet des Main-Neckarzustroms läßt sich südlich der Grenze Unterfrankens kaum noch sprechen. In Unterfranken liegt jedoch um Schweinfurt ein Gebiet besonderer Helligkeit, ebenso eines im Mainknie nördlich Bamberg; auch in Oberfranken ist das Rednitztal noch einmal besonders hell. Der Steigerwald und die Frankenhöhe scheinen aber schon merklich dunkler zu sein. In der Ansbacher und Gunzenhauser Gegend mögen sich verstärkte Einschläge dinarischer Rasse anzeigen: Nachwirkungen österreichischer Einwanderungen des 17. Jahrhunderts.

Die Bewohner des unteren Wiesenttals bei Bamberg sind von einem (nicht eigentlich rassenkundlich) Beobachtenden, Chr. Beck, so beschrieben worden, daß man dort eine der nördlichsten stärker vorwiegend dinarischen Bevölkerungen auf deutschem Boden vermuten darf: „Gestalten von sehr hohem Wuchs. . ., vorwiegend brünett, haben schwarze Augen und etwas dunkle Hautfarbe, weichen von dem brünetten Typ aber insofern ab, als sie kein breites, sondern ein schmales Gesicht mit hoher und gewölbter Stirn und leicht gebogener Nase haben; der Schädel geht mehr gerade in die Höhe, der Hinterkopf ist wenig entwickelt."[2] — In Oberfranken reicht ein dunkleres, vorwiegend ostisches Gebiet, dem fränkischen Jura folgend, schließlich über den Roten Main hinüber, hellt sich im Tal des Weißen Mains noch einmal merklich auf

[1] Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 1927, S. 555.

[2] Vgl. Schneider, Deutsche und fränkische Rassenkunde, Fränkische Heimat, Heft 7—9, 1925.

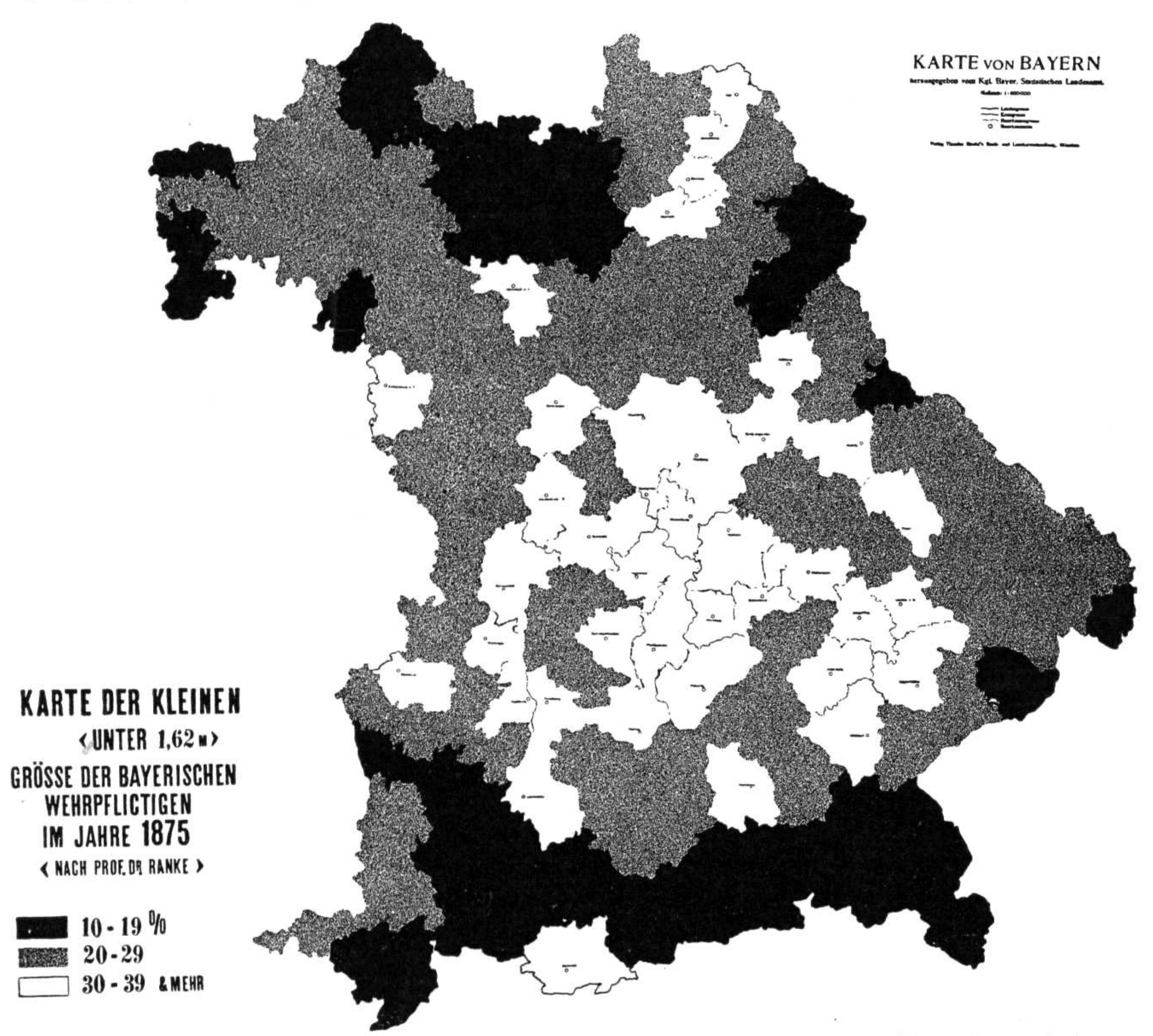
und setzt sich dann nach Osten dunkel in das dunkle Fichtelgebirge hinein fort, nach Norden, ein wenig aufhellend, in den Thüringer Wald hinein. Besonders auffällig ist die niedriggewachsene Bevölkerung um Bayreuth, in der Fränkischen Schweiz. Bei all diesen Gebieten ist die Dunkelheit wahrscheinlich mehr der ostischen Rasse zuzuschreiben, kaum schon einer ostisch-dinarischen Mischung, die Helligkeit ist überwiegend die der nordischen Rasse, doch ist bis gegen Nürnberg hin auch ein ostbaltischer Einschlag noch undeutlich wahrzunehmen. (Über einen fränkischen Gauschlag weiter unten!)

Das verhältnismäßig hellere Gebiet, das von Unterfranken her nach Süden zieht, endet überall an den Gebirgserhebungen. Das Tal der Rednitz bis Fürth hinauf, ebenso das Tal der Rezat bis zur wahrscheinlich dunkleren Frankenhöhe, scheinen nordische Siedlungsstraßen gewesen zu sein. Von diesen Tälern aus ziehen sich bis an die Grenze hin hellere Gebiete. Ganz deutlich hebt sich östlich und südlich dieses Fränkischen Terrassenlandes der vorwiegend ostische Fränkische Jura ab. Östlich seines nördlichen Verlaufs, in der bayerischen Oberpfalz, schließen sich noch einmal hellere Gebiete an. Vom oberen Egertal, von der Gegend um Eger her, zieht sich ein (durch nordisches und ostbaltisches Blut) helleres Gebiet gegen Amberg zu und endet am Jura. Heller ist jedoch das ganze Gebiet der Oberpfalz wohl bis zu den höheren Lagen des Böhmerwaldes — die Beddoesche Karte läßt sich hier nicht so leicht ablesen, da sich in Böhmen von Pilsen her ein noch helleres Gebiet gegen den Böhmerwald hinaufzieht. Das verhältnismäßig hellere Gebiet der bayerischen Oberpfalz endet im Süden am Nordhang des Bayerischen Waldes. Die Grenzgebiete um den Tillenberg im Norden wie überhaupt der ganze Böhmerwald, besonders südlich des Tals der Radbusa, sind vorwiegend ostisch oder ostisch-dinarisch.

Die Nordgrenze vorwiegender Ostrasse in Bayern wäre etwa so zu vermuten: gegen Osten der stärker dinarisch durchmischte Böhmerwald, dann anschließend der Bayerische Wald bis etwa zum Regen, von da zum Fränkischen Jura, den Jura entlang nach Norden und mit ihm sich wieder nach Süden wendend zur württembergischen Grenze. Alle bayerischen Gebiete südlich dieser Linie sind im großen und ganzen sehr dunkel — aber zwischen Donaulauf und Alpenhang und vielleicht schon in einzelnen Gebieten des Böhmerwaldes nicht mehr vorwiegend ostisch, sondern vorwiegend dinarisch. Es fällt auf, daß die Donau, sobald sie bei Ulm bayerisches Gebiet betritt, mindestens aber unterhalb der Günzmündung, in ein dunkles Gebiet kommt und dieses bis zur österreichischen Grenze nicht mehr verläßt; in Niederbayern tritt sie sogar in sehr dunkle Gebiete ein, deren eines an ihrem rechten Ufer etwa von der Gegend bei Straubing bis zur Isarmündung zieht und von da südlich über das Isartal bis etwa zum Rottal reicht, deren anderes an ihrem linken Ufer von etwa oberhalb der Isarmündung bis etwa unterhalb der österreichischen Grenze in Bayern auch auf das rechte Donauufer übergreift. Weitere sehr dunkle Gebiete sind der Bayerische Wald und der Südteil des Böhmerwaldes, ferner das Gebiet des Dachauer Mooses, das Gebiet des Erdinger Mooses und das Isartal um Landshut. All diese südlich der Donau gelegenen Gebiete weisen mit ihrer Dunkelheit aber weniger auf ostische als auf dinarische Rasse, auf eine dinarisch-ostische Mischbevölkerung mit um so geringerem nordischem Einschlag, je dunkler das betreffende Gebiet ist.

Gebiete besonders auffälliger Dunkelheit und zugleich höheren Wuchses sind in den bayerischen Alpen: eines, das vom Gebirge aus im Gebiet des Walchensees in die Ebene hineinreicht; ein anderes, das von den Salzburger Alpen im Gebiet des Chiemsees zur Ebene hinabreicht und im mittleren Inntal in der Gegend von Wasserburg an ein besonderes helles Gebiet angrenzt.

Hier sind auf bayerischem Boden die Gegenden besonders starker dinarischer Beimischung, ja einer vorwiegend dinarischen Bevölkerung (bis zu 70 % dinarisches Blut?), zu suchen. Die Karte XVI und auch Karte IX zeigen dies. Hier war es, wo der oben (S. 223) erwähnte W. H. Riehl „derbe, überkräftige Gestalten", Menschen von „unleugbarem, künstlerischem Instinkt", mit einem „ungeschlachten Wesen" und einem „Zug des Plumpen" gefunden hatte.



Karte XVI. Im Norden deutet das häufigere Vorkommen höheren Wuchses auf einen verstärkten Einschlag nordischer Rasse, im Süden auf einen verstärkten Einschlag dinarischer Rasse. Die Gebiete häufigsten niederen Wuchses deuten auf einen verstärkten Einschlag ostischer, im Nordosten auch ostbaltischer Rasse

Es fehlen noch die im dunklen Teil Bayerns liegenden helleren Gebiete: das um Wasserburg scheint sich nördlich bis gegen das Erdinger Moos hin auszudehnen. Ein größeres helleres Gebiet folgt, wie erwähnt, der Iller und Günz und breitet sich von dort auf der Hochebene im Gebiet der Allgäuer Mundart bis gegen den Lech hin aus. Breit schiebt sich aber in dieses Gebiet ein dunkles wohl vorwiegend dinarisches hinein, entsprechend den höher gelegenen Gebieten am Ober- und Mittellauf der Iller und der Günz. Die Gegend um Schongau erscheint besonders dunkel, dagegen besonders hell ein Gebiet zwischen Kaufbeuren und dem Lech um Oberdorf. Ein ebenso auffällig helleres Gebiet liegt zwischen Günz und Lech westlich von Augsburg und Zusmarshausen. Auch das rechte Ufer des Lech gegenüber Augsburg ist heller und ebenso

ein Gebiet der mittleren Paar nordöstlich von Augsburg, südlich des Donaumooses. Man sieht, daß die helleren Inseln im dunklen Teil Bayerns mit den helleren Gebieten Württembergs nicht schwer zu verbinden sind. Man wird sie auch nicht schwer mit der schwäbischen Mundart vereinen können, die sich ja über die württembergische Grenze hinaus weit ins bayerische Land hinein erstreckt. Gegen Norden und Westen ist Bayern heller, dunkel gegen Osten und Süden. In der ganzen Südhälfte Bayerns, vor allem aber südlich der Donau, gibt dinarisches Blut der Bevölkerung ihr Gepräge. Auf das dinarische Blut weist in Bayern auch die verhältnismäßig häufig vertretene „Adlernase" hin (die bei der nordischen Rasse selten ist). Ranke[1] hat in Altbayern 17 % Köpfe unter Index 80 festgestellt und bei Beobachtungen an jungen Männern 31 % Adlernasen, 37 % gerade Nasen und 25 % Stumpfnasen gefunden. Die Stumpfnasen weisen auf ostisches und zum geringeren Teil auf ostbaltisches Blut hin, ebenso die 24,4 % flache Nasenwurzeln, die Drews[2] nach Münchener Beobachtungen festgestellt hat.

+

Österreich ist gegen die bayerische Grenze zu heller. Weisbach[3] fand in Oberösterreich blonde Haare sowie blaue und graue Augen viel häufiger als in Niederösterreich. Die Kopflänge ist bei Ober- und Niederösterreichern gleich, die Kopfbreite ist in Niederösterreich etwas geringer. Vielleicht äußert sich darin ein geringer westischer Einschlag, der sich überall in den Ostalpen und vom Mittelmeergebiet her über das südslawische Sprachgebiet bis ins madjarische hinein verfolgen läßt.

Für Wien läßt sich ja auch aus der nicht geringen Zahl italienischer Namen innerhalb der Bevölkerung eine gewisse Einsickerung westischen Blutes annehmen. Für verschiedene oberitalienische Gebiete war ja Wien bis ins 19. Jahrhundert hinein die politische Hauptstadt; österreichisch-italienische Verbindungen waren nicht selten.

Im ganzen ist Deutschösterreich überwiegend dinarisch-ostisch besiedelt, allerdings mit hier schwächeren, dort stärkeren nordischen Einschlägen. (Der nordische Bluteinschlag im Gesamtkörper des österreichischen Volksstammes mag etwa 30—35 % ausmachen.) In der dinarisch-ostischen Mischung des gesamten österreichischen Gebiets scheint aber die dinarische Rasse zu überwiegen; sicherlich überwiegt sie in den eigentlichen Alpenländern. Am besten zählt man zunächst wegen der Schwierigkeit der Frage die helleren Gebiete auf. Diese sind: in Niederösterreich das ganze Grenzgebiet gegen Mähren, ja im Osten ein Gebiet jenseits der Grenze, das ziemlich genau der deutschen Sprachgrenze folgt und fast bis Brünn vorstößt. Im Süden reicht dieses hellere Gebiet oberhalb Wiens bis an das linke Donauufer. Wien selbst ist heller als seine Umgebung, am hellsten der Wiener Bezirk Hernals. Dieser von zahlreichen Tschechen und Nachkommen von Tschechen bewohnte Wiener Bezirk mag aber seine Helligkeit mehr der ostbaltischen als der nordischen Rasse verdanken, wie überhaupt Wien und die Gebiete der deutschen Sprachgrenze gegen Tschechen, Madjaren und Slowenen, so anscheinend vor allem das nördliche Niederösterreich und Mähren, dann das Burgenland und das südliche Kärn-

[1] Ranke, Der Mensch, Bd. 2, 1912, S. 41.

[2] Drews, Über das Mongolenauge als provisorische Bildung bei deutschen Kindern und über den Epikanthus, Arch. f. Anthropologie, Bd. 18, 1889.

[3] Weisbach, Die Oberösterreicher, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. 24, 1894.

ten, aber auch nach Steiermark südlich der hohen Gebirgsgegenden stärkeren ostbaltischen Einschlag zeigen. v. Eickstedt[1] möchte sich auch die seelische Haltung vieler Wiener aus dem ostbaltischen Einschlag erklären: „Für den aus Westeuropa kommenden Betrachter ist, bei je längerem Aufenthalt um so deutlicher, die Eigenart Wiens durch den Einschlag ostrassischen [ostbaltischen] Wesens bedingt. Das gilt für die Art von Lebensauffassung und Sich-geben, für die ‚kulturellen' Ausdrucksformen und -mittel genau wie für den Typus. Der — zu Hause und draußen — vielgefeierte Typus der ‚Wienerin' ist vorwiegend nordisch-ostrassisch [nordisch-ostbaltisch]. Wenn er dinarisch-ostrassisch [dinarisch-ostbaltisch] ist, wird der Komplexion mitunter nachgeholfen, was sehr kennzeichnend für die rassische Bedingtheit des Ideals ist."[1] Nach meinem Dafürhalten ist der weibliche Schlag, den man in Wien als „süßes Mäderl" feiert, weniger nordisch-ostbaltisch, als ostbaltisch-nordisch oder vorwiegend ostbaltisch und zwar in jenem Alter, das eine beauté du diable zeigen kann.

Das ganze oberösterreichische Donautal, vor allem das linke Donauufer, ist (wahrscheinlich mehr durch nordisches als durch ostbaltisches Blut) heller als seine sehr dunkle Umgebung. Heller ist auch ein größeres Gebiet nördlich und nordöstlich von Linz, das etwa dem Südhang des Greinerwaldes entspricht. An der bayerisch-österreichischen Grenze fällt ein helleres Gebiet auf, das wie ein Kreisausschnitt zwischen dem rechten Inn- und dem rechten Donauufer liegt und etwas über Schärding den Inn hinauf und entsprechend weit die Donau hinab reicht. Außer diesen Gebieten ist Oberösterreich desto dunkler, je höher man gegen die österreichischen Alpen hinaufkommt. Im dunklen Ennstal und in dessen Umgebung mag das Vorwiegen dinarischer Rasse besonders stark sein. Heller — und hier wohl hauptsächlich durch nordisches Blut — ist ein breiteres Gebiet der Ostgrenze Steiermarks und Niederösterreichs von Wiener-Neustadt nördlich bis fast an die Mur und im Süden ein breiter Streifen, der sich über die Cetischen Alpen und das Mürztal bis ins Murtal hinein und fast bis zur Murquelle hinauf erstreckt. In dem verhältnismäßig hellen Kärnten sind 30 % Köpfe unter Index 80 festgestellt worden. Das Murtal verläuft von oberhalb Graz an in dunklem — vorwiegend dinarischem — Gebiet. Heller — hauptsächlich wohl durch nordisches Blut — ist in Steiermark noch ein Gebiet, durch das die deutsch-slowenische Sprachgrenze mitten hindurchgeht, wobei der größere Teil dem slowenischen Sprachgebiet zufällt, einem slowenischen Sprachgebiet, das allerdings mit deutschen Sprachinseln stark durchsetzt ist. Auf deutscher Seite sind es die südlich Graz liegenden Gegenden um Landsberg und Schwanberg, auf slowenischer Seite das Gebiet um Cilli — Cilli selbst ist dunkler — und westlich davon das um Krainburg und Laibach. Das Drautal ist besonders dunkel — die Dunkelheit deutet hier auf ein besonders starkes Vorwiegen der dinarischen Rasse — bis auf eine Stelle oberhalb Lienz: dort liegt das südlichste verhältnismäßig hellere Gebiet, gebildet durch das oberste Drautal und das Pustertal. Noch weiter südlich finden sich im dinarischen Gebiet hie und da hellere Stellen, so um Rudolfswert und um Adelsberg. Die deutsche Sprachinsel Gottschee liegt in einem dunklen, wohl stark vorwiegend dinarischen Gebiet (Abb. 169).

Hiermit wären alle Ausnahmegebiete Österreichs bezeichnet, wenn man nicht das kleine hellere Gebiet des verbreiterten Rheintals oberhalb des Bodensees nennen wollte. Allein auch im sonstigen Alpengebiet bieten sich, zwar nicht mehr auf der Karte der Farben, immer aber noch auf der Karte der Schädel-

[1] v. Eickstedt, Gedanken über Entwicklung und Gliederung der Menschheit. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, Bd. 55, 1925.

formen noch Besonderheiten, die aufschlußreich sind. Das breitere Inntal zeigt noch merkliche nordische Beimischung bis oberhalb Innsbruck, in geringem Grad sogar bis zur Innquelle hinauf. Deutlicher noch zeigt solche nordische Beimischung das Zillertal, dazu die Ortschaft Finkenberg, ein Tal also, das doch als ein höheres Seitental vom Inntal abzweigt. Hier finden sich einmal die längeren bzw. minder kurzen Schädel oben im Seitental, die kürzeren unten im Haupttal. Die gleiche, auffällige Verteilung findet sich auch im Isel-, Kalser- und Tauerntal, den tirolischen Seitentälern des Drautals bzw. Iseltals. In diesen Fällen scheinen die Bewohner mit längeren Schädeln zur Höhe hin ausgewichen zu sein. Das Kalsertal soll deutlich einen stärkeren nordischen Einschlag aufweisen.

Gebiete längerer Schädel reichen in das Ostalpengebiet sehr kurzer Schädel und sehr dunkler Farben auch von Süden her; sie ziehen das Etschtal hinauf und östlich ins Fleimsertal hinüber und hinauf bis zum Fassatal. Bis hierher dringen, verbunden mit geringerer Körperhöhe, längere oder minder kurze Schädelformen, die wohl auf einen geringeren Einschlag westischer Rasse deuten, und ihre Nordgrenze entspricht ungefähr der deutsch-italienischen Sprachgrenze. Das Sau-, Drau- und Murtal entlang und hinauf hat sich die dinarische Rasse ausgebreitet — wobei wie bei dem leichten westischen Einschlag nicht an eine erobernde, kriegerische Ausbreitung, sondern an die friedliche Ausbreitung durch „Geburtensieg" zu denken ist. Das untere Etschtal, das Fleimstal, Judikarien, Wälschnonsberg und das Suganatal zeigen anscheinend schon geringe westische Beimischung; Ulten-Tisens, Obervintschgau, Wipptal, Inntal und Pustertal zeigen eine geringe nordische Beimischung, das meiste ostische Blut läßt anscheinend der salzburgische Pinzgau erkennen, stärkeren ostischen Einschlag auch Ultental, Burggrafenamt und Sarntal, und die Hauptmasse der Bevölkerung ist dinarisch und ostisch-dinarisch — so etwa bieten sich die Verhältnisse des östlichen Alpenzugs und seiner rassischen und sprachlichen Grenzübergänge.

Besonders kurzschädlig sind in den österreichischen Alpen (von West nach Ost aufgezählt) Vorarlberg mit Ausnahme des Rheintals und vielleicht des vorderen Illtals, darin vor allem der Bregenzer Wald — hier sollen jedoch auch etwas nordischere Menschen die höheren Lagen besiedeln; ferner die Allgäuer Alpen, sowohl auf der bayerischen wie auf der österreichischen Seite, das Stanzertal, das Ötztal, das Schnalsertal, das Passeiertal und das mittlere Eisacktal. Die höchsten Zahlen erreichen die Schädelmaße im Gebiet der West- und Ostladiner, der Deutschnonsberger und im Gebiet des oberen Lechtals. Doch ist auch unter den Ladinern blondes Haar noch nicht allzu selten. Köpfe und Schädel mit steilem Hinterhaupt finden sich anscheinend im inneren Tirol und bei den Ladinern am häufigsten. Die Abnahme der dinarischen Rasse gegen Westen und Norden zeigt sich deutlich in der Körperhöhe, die in Kärnten am höchsten ist und dann abnimmt über Steiermark, Niederösterreich, Salzburg, Oberösterreich. Die in Südtirol merklichen stärkeren nordischen Einschläge hat man als die rassischen Erbanlagen von Abkömmlingen der Goten bezeichnen wollen.[1]

Die kurzköpfigen Gebiete Österreichs zeigen durchschnittlich eine etwas größere Kopflänge als die angrenzenden südslawischen Gebiete, wenn sie sich im Längen-Breiten-Index nur wenig oder nicht von diesen unterscheiden; in Österreich macht sich so die stärkere nordische Zumischung bemerkbar.

Da die deutsche (bayerische) Sprachinsel Gottschee (der Wortton liegt auf

[1] Vgl. Sepp, Deutschland einst und jetzt, München 1896, S. 6; Emeraner Codex, fol. 52: „i Gothi Meranari".

der zweiten Silbe) mit ihren etwa 200 deutschen Gemeinden sich auf den Rassenkarten von ihrer slowenischen Umgebung nicht abhebt, ist anzunehmen, daß auch diese Deutschen überwiegend zur dinarischen Rasse gehören, höchstens, daß ihre nördlichere Abkunft sich durch stärkere Zumischung ostischen und nordischen Blutes anzeigt. Forschungen hierüber fehlen. Gottschee ist um 1360 von Deutschen bayerischen Stammes gegründet worden.

Die deutschen (bayerischen) Sprachinseln der Sieben-Gemeinden und der Dreizehn-Gemeinden im italienischen Sprachgebiet der Hochebene von Schläge (Asiago) scheinen ihrer Umgebung rassisch gleich zu sein. Ich nehme an, es handelt sich in der Hauptsache um dinarisch-ostisch-nordische Mischungen. Die dinarische Rasse oder wenigstens stärkere dinarische Beimischung reicht ja in den Alpen weit nach Westen und im italienischen Küstengebiet über Venetien bis in die Romagna hinein.

Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen und Mähren mit seinen $3^1/_2$ Millionen Deutschen unter tschechischer Herrschaft stellt sich dar wie folgt: Der Böhmerwald ist in seinen höheren Teilen vorwiegend ostrassisch, jedoch wahrscheinlich mit einer gewissen dinarischen Beimischung. Als ein Gebiet mit verstärktem nordischem Einschlag fällt das ganze Egertal auf mit Ausnahme des untersten Egerlaufs, der durch ein sehr dunkles ostisches Gebiet und zugleich auch durch tschechisches Sprachgebiet fließt. Schon unterhalb Saaz beginnt, der Eger aufwärts folgend, die deutsche Sprache und beginnt zugleich ein auffällig helles Gebiet, vergleichbar dem Maingebiet. Am Oberlauf der Eger, dem Nordhang des Kaiserwalds und Teplergebirges entsprechend, liegt sogar ein noch helleres Gebiet, vergleichbar der nordmitteldeutschen Stufe. Eine Linie von unterhalb Saaz östlich an Pilsen vorbei zum Gebirge gibt ungefähr die deutsche Sprachgrenze gegen die tschechische Sprache an; die gleiche Linie gibt auch die Grenze des vorwiegend nordischen Gebiets gegen ein ausgesprochen dunkles, vorwiegend ostisches Gebiet an. Die Elbe fließt von der Egermündung ab wieder durch deutsches Gebiet; an ihrem rechten Ufer reicht das deutsche Sprachgebiet noch höher hinauf. Von dort aus wendet sich die deutsche Sprachgrenze zum Lausitzer- und Riesengebirge. Ihr folgt ungefähr die Grenze einer vorwiegend nordischen Bevölkerung gegen eine Bevölkerung vorwiegend ostischer Rasse. Das Gebirge selbst aber ist vorwiegend ostisch; nur das Tal der Görlitzer Neisse hinauf reicht bis ins Quellgebiet ein auffällig heller Streifen. Die Sprachgrenze wendet sich noch vor dem Gebirge nach Südosten um, verläuft im vorwiegend ostischen, wahrscheinlich dazu ostbaltisch und leicht sudetisch untermischten Gebiet. Das deutsche Randgebirge ist hier so dunkel, wie das tschechische Landesinnere. Das Gebiet stärkerer nordischer Durchmischung beginnt erst jenseits, östlich des Gebirgskamms, gleich aber in besonderer Helligkeit. Das Eulengebirge schiebt sich als ein vorwiegend ostisches Gebiet am weitesten vor; gleich südlich davon zeigt aber das Tal der Glatzer Neisse mit seinen Seitentälern eine (durch nordischen und ostbaltischen Einschlag) besonders hellere Besiedlung.

Die deutschen Sprachinseln in Böhmen scheinen von ihrer Umgebung rassisch etwas verschieden zu sein. Die große Sprachinsel Iglau mit ungefähr 20000 Deutschen ist heller als ihre tschechische Umgebung. Zwittau und Mährisch-Trübau sind ebenfalls heller. Budweis gleicht seiner Umgebung. Brünn im vorwiegend ostrassischen Mähren ist etwas heller, ebenso Znaim. Der Bezirk Deutsch-Brod, der im 15. Jahrhundert gewaltsam tschechisch gemacht wurde, ist heute noch der verhältnismäßig blondeste aller tschechisch sprechenden Bezirke. Die Helligkeit dieser Gebiete ist durch nordischen und ostbaltischen Einschlag bewirkt.

Die Beschreibung ist am Ende, soweit es sich um das zusammenhängende Gebiet deutscher Sprache handelt oder um kleine Sprachinseln am Rand des Sprachgebiets. Deutsche wohnen aber auch in den baltischen Ländern, ferner über Polen, Galizien und Ungarn zerstreut und in Siebenbürgen. Die

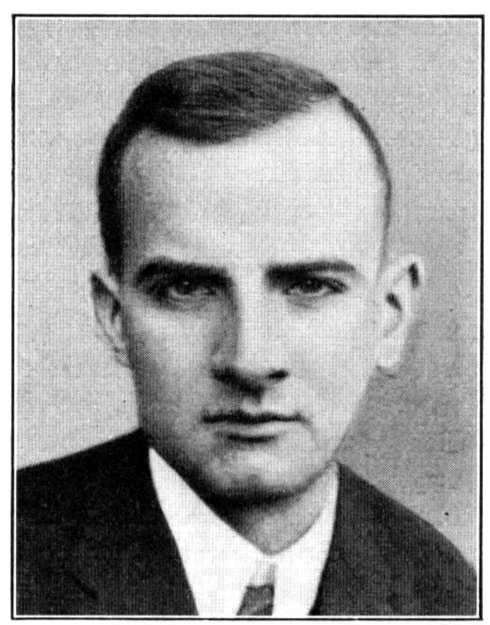


Abb. 378. H: blond, A: blau. Vorwiegend nordisch



Abb. 379. H: blond. Fälisch-ostbaltisch?

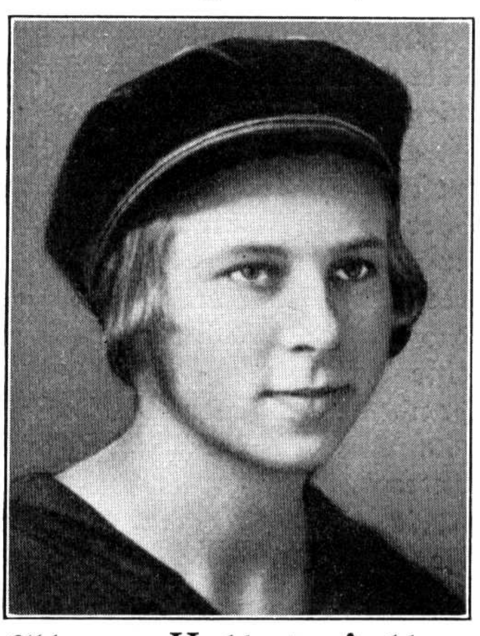


Abb. 380. H: blond, A: blau. Ostbaltisch-nordisch?



Abb. 381. H: blond. Nord. mit leichtem ostischem Einschlag

Deutsche aus Siebenbürgen

baltischen Deutschen gehören wohl im allgemeinen der nordischen Rasse an; öfters werden sie einen ostbaltischen Einschlag zeigen; Erhebungen fehlen.[1] Die polnischen, galizischen und ungarischen Deutschen mögen stärkerer ostbaltischer, dinarischer und ostischer Beimischung ausgesetzt sein. Die Deutschen in Siebenbürgen, Sachsen genannt, sprechen eine

[1] Bei den baltischen Deutschen findet sich öfters eine überlieferte Aufmerksamkeit auf Fragen des Blutes, geweckt durch die Abwehr „slawischen" Blutes.



Abb. 382 a, b. Vorwiegend nordisch mit dinarischem Einschlag. A: blau, H: blond



Abb. 383. Nordisch. A: blau, H: blond

Abb. 384. H: blond, A: blau. Vorw. nord. — mit dinarischem u. fälischem Einschlag?





Abb. 385 a, b. Vorwiegend nordisch mit dinarischem (und ostbaltischem?) Einschlag

Deutsche aus Siebenbürgen

mittelfränkische Mundart: sie sind um die Mitte des 12. Jahrhunderts von der Mosel und Eifel her eingewandert. Rassenkundlich ist die siebenbürgische Bevölkerung nicht untersucht worden. Sie mag bei ihrer Einwanderung nordischer gewesen sein, als die Gebiete um Mosel und Eifel heute sind, sie mag eine nordischere Auslese dargestellt, aber auch die leichten westischen Einschläge des Moselgebiets mitgebracht haben. Doch ist sie seit ihrer Ansiedlung in Siebenbürgen sicherlich der ostischen, ostbaltischen und dinarischen Beimischung ausgesetzt gewesen, wenn sie auch anscheinend noch recht viel nordisches Blut bewahrt hat und immer noch entschieden nordischer sein mag als die heutige Bevölkerung der Mosel- und Eifelgebiete. Die Siebenbürger mögen in der Hauptsache ein nordisch-ostisches Rassengemisch darstellen. Auf eine stärkere Durchdringung Siebenbürgens mit nordischem Blute konnte wenigstens im Jahre 1860 noch Wachsmuth in seiner „Geschichte der deutschen Nationalität", Bd. I, 1860, S. 257, hinweisen. Die Deutschen im Gebiete des heutigen Rumpfungarns scheinen in der Hauptsache ein ostisch-ostbaltisch-nordisches Rassengemisch auszumachen.

Die Deutschen in überseeischen Ländern, wenigstens die in Amerika, sind nach Beobachtungen amerikanischer Forscher durchschnittlich höher gewachsen als die Deutschen im Mutterland; auch dauert ihr Wachstum länger. Danach ist anzunehmen, daß sie eine nordischere Auslese darstellen.[1]

Das wendische (sorbische) Sprachgebiet, das heute in Sachsen und Preußen etwa das Viereck mit den „Diagonalen Löbau-Lübbenau und Bischofswerda-Pinnow"[2] umfaßt, unterscheidet sich da, wo rassenkundliche Nachforschungen gemacht worden sind, nicht von seiner Umgebung. Ich nehme jedoch nach dem Aussehen mir bekannt gewordener Menschen aus dem Spreewald an, daß sich im Spreewald stark ostische oder ostisch-ostbaltische Rasseninsel und ein merklicher sudetischer Einschlag finden.[3] — Die Kaschubische Sprachinsel in Westpreußen ist im Norden minder nordisch als ihre deutsche Umgebung, im Süden etwas dunkler als diese, im ganzen wohl etwas stärker ostbaltisch durchmischt. Gryncewicz wollte bei den Kaschuben „asiatische" Merkmale feststellen: bis zu 10 % Augen mit nach außen oben ziehender Lidspalte und mit Mongolenfalten.[4] Es wird sich dabei in der Hauptsache um sehr „asiatische" Ausprägungen ostbaltischer Merkmale handeln.

Menschen mit einem gewissen sudetischen oder innerasiatischen Einschlag würde ich nach meinen Beobachtungen am meisten in Nordost- und Ostdeutschland vermuten. Auch vom Südosten Böhmens scheint ein gewisser Einschlag sudetischen oder innerasiatischen Blutes ins altbayerische Gebiet hineinzureichen, wenn dabei nicht auch an einen ostbaltischen Einschlag zu

---

[1] Das geht auch hervor aus den S. 424/25 zu erwähnenden Angaben Clossons.

[2] Hirt, Geschichte der deutschen Sprache, 1919.

[3] Gerade im Spreewald haben sich auch bei der Virchowschen Schulkinderuntersuchung verhältnismäßig viele grau-äugige blonde Kinder gezeigt, welche Farbenzusammenstellung ja innerhalb der ostbaltischen Rasse häufiger ist als innerhalb der nordischen.

[4] Vgl. Stojanowski, Contributions à l'Anthropologie préhistorique de l'Europe septentrionale, Kosmos, Lemberg, Bd. 51, 1926, S. 924.

denken ist. Die Gesichtszüge, die in der Meinung des Volks oft „slawisch" genannt werden — in dieser Bezeichnung liegt wieder die alte Verwechslung von Sprache und Rasse vor — diese „slawischen" Züge Nord- und Ostdeutschlands sind meistens durch ostbaltisches, sudetisches oder innerasiatisches Blut bedingt, weniger durch ostisches. Vermutungen über die etwaige Menge sudetischen oder innerasiatischen Blutes, die sich im östlichen Deutschland zeigt, lassen sich schon deshalb kaum geben, weil in der Beimischung meist kaum zu ermitteln sein wird, ob der dunkle, kurzköpfige, breitgesichtige Einschlag mehr von den europäischen breitgesichtig-kurzköpfigen Rassen oder von innerasiatischem Blut herstammt. Einen leichten Einschlag sudetischen oder innerasiatischen Blutes vermute ich in Deutschland von Osten her abnehmend bis zur Linie der sog. Sorbengrenze (limes sorabicus; vgl. Karte VIII, S. 269), also auf dem gleichen Gebiet, wo sich ein stärkerer ostbaltischer Einschlag zeigt. Den ostbaltischen und einen leichten innerasiatischen und sudetischen Einschlag in Ostdeutschland mehren stetig die Tausende von polnischen und russischen Wanderarbeitern, die auf den Gütern angestellt werden. Seit neuerer Zeit bringt die Durchsetzung des rheinisch-westfälischen Industriegebiets mit polnischen Arbeitern diesen Gegenden, wie auch Blutuntersuchungen anzeigen, manchen ostbaltischen und einigen sudetischen und innerasiatischen Einschlag, welche Einschläge in den Bevölkerungen Mittel- und besonders Osteuropas gegen Osten hin immer stärker werden.

Diese Betrachtung mag überleiten zu der Frage des zahlenmäßigen Anteils der deutschen Bevölkerung an den einzelnen Rassen überhaupt. Wieviel nordische Deutsche gibt es? Wieviel ostische? Wieviel dinarische usw.? — Oder wenigstens: wieviel nordisches, westisches, dinarisches, ostisches, ostbaltisches und fälisches Blut ist in der Gesamtmischung? Solche Fragen könnten nur durch eine sehr genaue Durchforschung des deutschen Volkes beantwortet werden. Eine gewisse Abschätzung aber des deutschen Blutes muß versucht werden, schon deshalb, weil sich hierüber die fehlerhaftesten Angaben finden.

Die nordische Rasse mag etwa 50% des deutschen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets etwa 55%, in der südlichen etwa 40%.

Der ostische Einschlag mag etwa 20% des deutschen Blutes betragen — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets etwa 15%, in der südlichen wohl eher 25%.

Der dinarische Einschlag mag etwa 15% des deutschen Blutes ausmachen — in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets höchstens 5%, in der südlichen etwa 20—25%.

Der ostbaltische Einschlag mag sich auf etwa 8% belaufen, in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets 10%, in der westlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets etwa 3—4%, in der östlichen 15%, in der südlichen (ohne die deutsche Schweiz und Österreich) vielleicht 2%.

Der fälische Einschlag mag etwa 5% des deutschen Blutes ausmachen, in Nordwestdeuschland, Nordhessen und Westthüringen etwa 10% oder etwas mehr, in Süddeutschland vielleicht 2—3%.

Der westische Einschlag mag sich höchstens auf 2 % des deutschen Blutes belaufen, in der südlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets vielleicht 5 %.

Auf einen eigentlich sudetischen und einen innerasiatischen Einschlag mögen etwa 2 % kommen, in der östlichen Hälfte des deutschen Sprachgebiets vielleicht 4 %.

Eine solche Aufstellung nun ist aber nicht mehr als ein Versuch, die Verhältnisse ungefähr zu bestimmen, ein Versuch, dessen wissenschaftlicher Wert recht gering sein muß. Die Hauptbestandteile des deutschen Blutes sind jedenfalls der nordische, der ostische und der dinarische. Ein falsches Bild aber entstünde, wenn man aus der obigen Schätzung auf die jeweiligen Zahlen reinrassiger Menschen schließen wollte, sei es der nordischen, der dinarischen, der ostischen oder der ostbaltischen Rasse. Die gegenseitige Zerkreuzung aller europäischen Rassen ist so stark vorgeschritten, daß reinrassige Menschen äußerst selten sind. Man muß sich nur an die Summe der in den Abschnitten 5 bis 8 mitgeteilten Körpermerkmale erinnern, um zu erkennen, daß selten alle Merkmale einer Rasse bei einem Menschen anzutreffen sind. Man schätzt zu hoch, wenn man annimmt, daß etwa ein Zehntel aller Deutschen noch rein nordisch sei. Die rein nordischen oder doch stark vorwiegend nordischen Deutschen mögen eher 6—8 % des deutschen Volkes ausmachen.

Die rein ostischen Deutschen sind sicher viel geringer an Zahl. Anzeichen bestehen, daß die Zerkreuzung der Ostrasse, bzw. der vorwiegend ostischen Gebiete, viel früher begonnen hat als die der Nordrasse. Außerdem zerkreuzen sich im deutschen Süden und Südosten die ostische und die dinarische Rasse immer gegenseitig. Beachtet man nach den Karten VIII und XII die Hundertsätze der Braunäugig-braunhaarigen, so sieht man, daß die Reindunklen außer an den südlichen und südöstlichen Rändern des deutschen Sprachgebiets ziemlich selten sind. Nun sind aber noch lange nicht alle Reindunklen ohne mehr oder minder starke Einschläge der hellen europäischen Rassen, so daß man also die Hundertsätze reinrassiger Vertreter der dunklen europäischen Rassen nicht hoch ansetzen darf. Man wird vielleicht 2—3 % der Gesamtbevölkerung deutscher Sprache reinrassig ostisch annehmen können und 2—3 % reinrassig dinarisch. Reinrassig ostbaltische Deutsche werden noch seltener sein und nicht einmal 1 % der Gesamtbevölkerung ausmachen. Ein gewisser starker Kern reiner Nordrasse scheint seit vorgeschichtlicher Zeit bis ins 19. Jahrhundert gesicherter bestanden zu haben als die nichtnordischen Einschläge. Anzeichen sind vorhanden, daß die begonnene Zerkreuzung der vorwiegend nordischen Gebiete erst ein Werk der letzten Jahrhunderte ist. Diese Verhältnisse hat der 21. und 22. Abschnitt zu betrachten. So erklärt es sich auch, daß man in Deutschland eher einen reinrassig nordischen als einen reinrassig dinarischen oder gar ostischen Menschen antrifft, so sehr auch die Überzahl der Mischlinge zunächst vom Gegenteil überzeugen möchte. Dazu stimmt auch, daß wenigstens zur

---

[1] Ferner wäre hier zu bedenken, was S. 249 ff. über Erscheinungsbild und Erbbild, S. 257 über Überdeckbarkeit gesagt worden ist.

Zeit der Virchowschen Schulkinderuntersuchung sich in Mitteleuropa gegen Süden eine langsamere Zunahme der „Braunen" trotz schnellerer Abnahme der „Blonden" ergab, was darauf hinweist, daß gegen Süden hin mehr die Mischung zwischen „Blonden" und „Braunen" zunahm als die „Braunen" selbst. Fast alle auf den ersten Blick rein ostisch aussehenden Menschen zeigen eine geschehene Kreuzung an, meistens, außer im Alpengebiet, eine solche mit nordischer Rasse. Öfters habe ich bei Menschen mit ostischem Körperbau und ausgeprägtem ostischen Wesen, die dazu noch aus stark vorwiegend ostischer Gegend stammten, doch eine Augenfarbe von dunklem milchigem Blau gefunden.[1]

Aus all dem Obigen geht wieder hervor, daß in Deutschland — und so ist es in ganz Europa — die meisten Menschen Mischlinge sind. Für

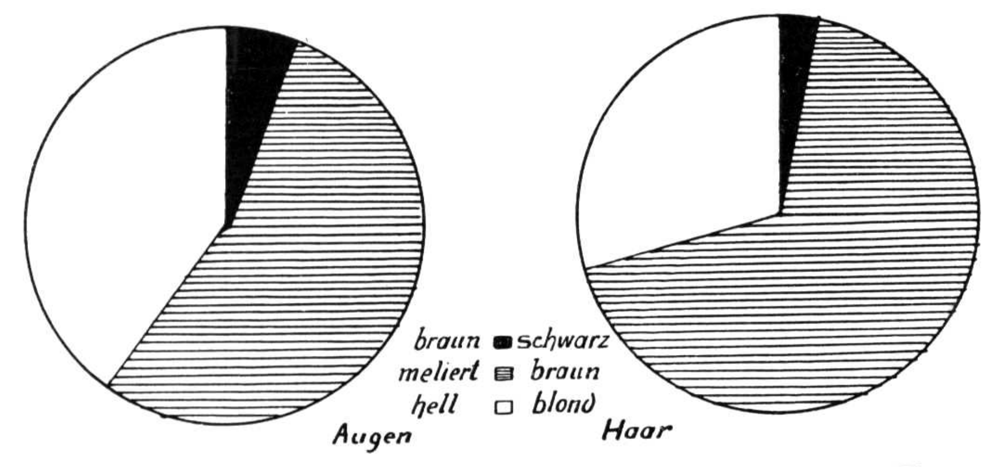


Abb. 386. Verteilung der Augen- und Haarfarbe in Tirol
(Nach Frizzi)

Deutschland ist im Gesamtdurchschnitt ein sehr starker Einschlag, wohl fast schon ein Überwiegen des nordischen Blutes, anzunehmen. Das geht bei näherer Betrachtung schon aus der beschriebenen Rassenverteilung über das deutsche Sprachgebiet hervor und erscheint ziemlich erklärt, wenn man bedenkt, daß ja nicht nur Nordwestdeutschland und große Teile Ost- und Mitteldeutschlands einem vorwiegend nordischen Gebiet angehören, daß ja nicht nur starke Vorstöße nordischen Blutes in die bezeichneten süddeutschen (vorwiegend ostischen oder ostisch-dinarischen oder vorwiegend dinarischen) Gebiete hinein erkennbar sind, sondern daß die Gebiete der Ostrasse wie der dinarischen Rasse meistens, wenn nicht immer, zugleich Gebiete geringerer Bevölkerungsdichte sind. Mindestens gilt das für die Alpen,

[1] So erklärt es sich auch, warum Bilder rein ostischer Menschen so schwer zu erhalten sind und warum z. B. in Ripleys Werk die als ostisch (alpin) bezeichneten Menschen fast alle Mischlinge sind. Bei der ostischen Rasse entfällt ja auch der Vorteil, bezeichnende Abbildungen unter den Bildnissen bedeutender Menschen auszuwählen. Reinrassige Vertreter der ostischen Rasse sind unter den überragenden Menschen anscheinend kaum oder gar nicht vertreten. Es ist mir zum Vorwurf gemacht worden, ich hätte als Beispiele für ostische Züge nur Bilder unbedeutender Menschen gewählt. Seit der dritten Auflage habe ich daher versucht, möglichst diesen scheinbaren Mangel auszugleichen. Aber das verhältnismäßig sehr häufige Vorkommen nordischer und geringere Vorkommen ostischer Züge bei bedeutenderen Menschen ist eben kein Zufall.

die bayerische Hochebene, den fränkischen Jura, den Schwarzwald, den Hunsrück, die Eifel und den Böhmerwald. Volksdicht ist das Gebiet vorwiegender Ostrasse nur im tschechischen Böhmen und im Norden des wallonischen Gebiets; diese volksdichten Ostrassengebiete sind aber nicht deutsch. Allerdings sind auch im vorwiegend nordischen Gebiet siedlungsarme Strecken, so in Oldenburg und Hannover, in Mecklenburg und Pommern und schließlich in Schleswig-Holstein. Aber umgekehrt: die dichtbesiedelten Täler in den sonst vorwiegend ostischen oder ostisch-dinarischen Teilen Süddeutschlands, das Rheintal, das Aare-, Limmat- und Reußtal, das Neckartal und seine ganze weitere Umgebung, das Rednitztal, in Niederösterreich das Donautal, all diese Gebiete dichter Besiedlung sind ja zu gleicher Zeit Gebiete mehr oder minder starker, im Neckartal besonders starker, nordischer Beimischung mitten in vorwiegend ostischen oder ostisch-dinarischen und zugleich dünner besiedelten Umgebungen.

So bestätigt auch im allgemeinen das Bild der Bevölkerungsdichte einen sehr starken Einschlag, wenn nicht schon ein Überwiegen des nordischen Blutes im deutschen Volkskörper, und die Verteilung der Haar- und Augenfarbe in den dunkelsten Gebieten Deutschlands zeigt, daß — selbst unter Berücksichtigung von Auslesevorgängen, welche die helle Haar- und Augenfarbe gegenüber anderen Merkmalen der nordischen Rasse begünstigt haben (vgl. S. 177) — auch dort immer noch verhältnismäßig viel nordisches Blut in der Mischung vorhanden ist (vgl. Abb. 385), denn die dort vorhandenen hellen Farben sind überwiegend der nordischen Rasse und nur zu geringerem Teil der ostbaltischen Rasse zuzuschreiben. Dazu muß bedacht werden, daß einzelne nordische Merkmale im Bluterbe des Volkes stärker vertreten sind als der Augenschein (das Erscheinungsbild) zeigt; hierüber S. 257.

Eingehende Nachforschungen könnten die Rassenkarten des deutschen Sprachgebiets noch viel mehr in den Einzelheiten klären. Soll dieses Buch nicht zu umfangreich werden, so muß es sich ein Eingehen auf Teilfragen versagen. Sache rassenkundlicher Darstellungen einzelner Landschaften wird es sein, auf Einzelheiten einzugehen.

Da und dort stammen z. B. die Bewohner eines Dorfes zum großen Teil von Zigeunern ab und zeigen noch deren leiblich-seelisches Wesen (vgl. S. 172). Da und dort, so in der Wetterau, mag sich ein westisch-vorderasiatischer Einschlag zeigen, der auf römische Soldaten zurückgehen mag (vgl. S. 390). Entlang den römischen Landstraßen mag es zu Vermischungen der unfreien Bevölkerungsschicht mit römischen Soldaten gekommen sein. Welche Bedeutung für die rassische Besiedlung alte Verkehrswege wahrscheinlich schon seit der Jungsteinzeit hatten, deutet an verschiedenen Stellen Sommer, Familienkunde, Vererbungs- und Rassenlehre (1927), an, dessen scharfsinniger Nachforschung die Aufdeckung eines vorgeschichtlichen Verkehrsnetzes gelungen ist.[1] Die zehntausend niedersächsischen Männer, Frauen und Kinder, welche Karl „der Große" über die anderen germanischen Stämme zwangsweise verteilt hat, haben für

[1] Vgl. auch Reallexikon der germ. Altertumskunde unter „Verkehrswege".

manches minder nordische Gebiet wohl eine gewisse Vernordung bedeutet. Ob man in Dörfern, deren Namen diese Besiedlung verrät, wie Großsachsen, Lützelsachsen und Hohensachsen zwischen Weinheim und Heidelberg, heute noch gegenüber der Umgebung einen stärkeren nordischen oder auch nordisch-fälischen Einschlag findet? — Ansiedlungen von Hugenotten in Deutschland lassen heute noch einen westischen Einschlag auch in der seelischen Haltung erkennen. Man spricht z. B. von der Leidenschaftlichkeit der Bevölkerung der Odenwalddörfer Rohrbach, Wembach und Hahn, die hugenottische Gründungen sind. Einen westischen Einschlag neben dinarischem und ostischem brachten wohl diejenigen Franzosen und Piemonteser der deutschen Bevölkerung zu, die Anfang des 17. und Ende des 18. Jahrhunderts,

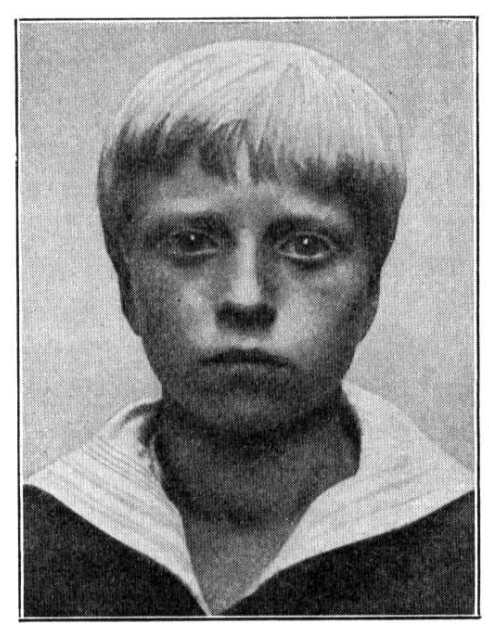
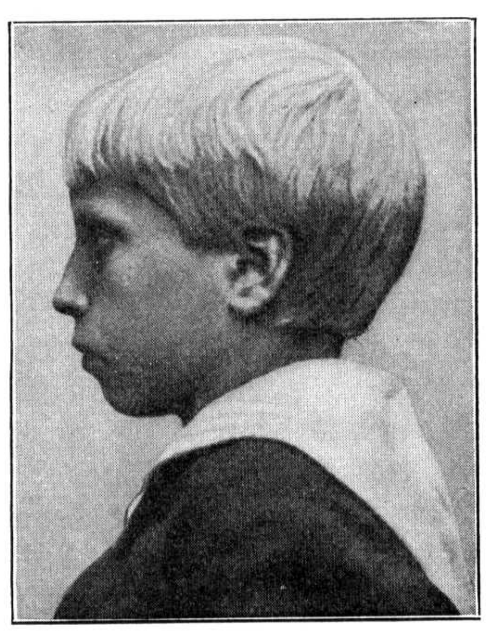



Abb. 387 a, b. Freiburg i. Br. (Vater süddeutsch, Mutter nordostdeutsch). Vorwiegend nordisch mit ostischem oder ostbaltischem Einschlag. K: 80,37; G: 91,14. 14jährig.

aus ihrer Heimat wegen ihres waldensischen Glaubens vertrieben, in die württembergischen Oberämter Maulbronn und Calw einwanderten. Ein weiterer westischer Einschlag hat die schon seit vorgeschichtlicher Zeit westisch durchmischten Gegenden um den Mittelrhein durchdringen können durch die nicht seltenen Verbindungen mit französischen Soldaten der französischen Revolutionsheere. Goethes „Belagerung von Mainz" berührt diese Verbindungen.[1] Friedrich der Große hat in Friesland Zigeuner angesiedelt. In Jütland und Schleswig sind Süddeutsche eingewandert.

Vereinzelt sind Slawen im deutschen Westen angesiedelt worden, so z. B. als Leibeigene von Klöstern in Fulda und Lorch. Türkische Gefangene aus der Zeit der Türkenkriege sollen in Österreich da und dort in geringer Zahl angesiedelt worden sein. Italienische Arbeiter mit deutlichem westischem und gelegentlich deutlichem negerischem Einschlag sind in Süddeutschland

[1] Im Ingelheimer Anzeiger, Nr. 143 vom 9. Dez. 1911, schreibt ein Geistlicher, der die entsprechenden Kirchenbücher durchgesehen hatte: „Die ungewöhnlich hohe Anzahl von unehelichen Kindern in jenen Jahren läßt darauf schließen, daß die Befreier der Rheinlande sich auch am weiblichen Geschlecht schändlich vergingen."

nicht selten eingebürgert worden und haben deutsche Mädchen der untersten Volksschicht geheiratet.

Alle diese Erscheinungen sollten näher untersucht werden, können hier aber nur als Beispiele erwähnt, nicht weiter erörtert werden.

+

Die geschilderte Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache weckt vielleicht allzusehr die Vorstellung, als ob von einem Gebiet Deutschlands zum andern, hauptsächlich aber von Norden nach Süden gleichmäßig abgestufte Übergänge wären, als ob etwa die Körperhöhe beim Übergang von einem nordischen zu einem ostischen Gebiet allmählich und in immer gleichgerichteter Abnahme bzw. Zunahme geringer, die Schädel allmählich kürzer, die Haare allmählich dunkler würden. Dies ist aber nicht der Fall. In jeder nicht eben sehr einheitlichen Bevölkerung wird man immer wieder neben vielen Mischlingen auch reinrassige oder nahezu reinrassige Menschen der einen oder anderen Rasse finden. Überall wo sich Rassen gekreuzt haben, entstehen durch sogenannte Entmischungen auch wieder reinrassige Menschen. Dazu kommt in jeder Landschaft die Rassenverteilung in der Senkrechten, die Verteilung über die verschiedenen Volksschichten (vgl. S. 200). Erst die Aufzeichnungen der Forschung ergeben die Durchschnittswerte, die für irgendein Gebiet gelten, die Durchschnittswerte, die allein zur Kartendarstellung verwendet werden können.[1]

Außer den Kreuzungserscheinungen, die überall statthaben und zu deren Verständnis eine Kenntnis der Vererbungsgesetze unerläßlich ist, scheinen sich auch in Mischgebieten durch besondere Auslesevorgänge hin und wieder geradezu Verschränkungen der Rassenmerkmale zu ergeben. Von den beiden möglichen nordisch-ostischen oder auch nordisch-ostbaltischen Kreuzungserscheinungen: schmalgesichtige Kurzschädel und breitgesichtige Langschädel scheint der schmalgesichtige Kurzschädel in Deutschland häufiger zu sein. Recht häufig scheint mir in Deutschland eine Kopfform zu sein, die in Seitenansicht eine nordische Kopfumrißlinie, in Vorderansicht aber eine mehr oder minder starke Verbreiterung des Kopfes über und hinter der Ohrgegend zeigt, also zumeist auf einen ostischen oder ostbaltischen Einschlag hinweist (vgl. Abb. 386). Östlich der Saale, besonders aber in Sachsen, Schlesien und bis weit nach Polen hinein, sind durch nordisch-ostische und nordisch-ostbaltische Kreuzungen braune und blonde kurzgewachsene Mittelköpfe verhältnismäßig so häufig, daß Deniker sie — zu Unrecht, wie Czekanowski[2] gezeigt hat — geradezu zu einer Nebenrasse (race secondaire) vereinigt hatte, die er „Weichselrasse" (race vistulienne) nannte. Ich glaube jedoch, nach mannigfachen Beobachtungen

---

[1] An sich besagen aber solche Durchschnittswerte (Mittelzahlen) sehr wenig, denn die gleichen Durchschnittswerte können hier als rechnerisches Ergebnis der Messung einer ganz anders zusammengesetzten Bevölkerung erscheinen als dort; es gilt eben in jedem Falle zu bestimmen, welche Einschläge und in welchem Mischungsverhältnisse die betr. Einschläge eben den gefundenen Durchschnittswert ergeben haben.

annehmen zu dürfen, daß sich unter den blonden und braunen Mittel- und Kurzköpfen der von Deniker zur „Weichselrasse“ gerechneten Bevölkerungen breitgesichtige Kurzköpfe häufiger erst in Polen finden, indessen mir in Sachsen die Häufigkeit blonder schmalgesichtiger Kurzköpfe (nordisch-ostischer, nordisch-ostbaltischer und dinarisch-ostbaltischer Herkunft) aufgefallen ist.

In anderen Gebieten, z. B. in der Lüneburger Heide, sollen hochgewachsene dunkle Kurzköpfe (salzburgischer Herkunft?, vgl. S. 352) vorkommen. Hochgewachsene dunkle Kurzköpfe kommen im Elsaß häufiger vor und anscheinend auch im burgundischen Gebiet der Schweiz und Frankreichs. Deniker hat diese Kurzköpfe aber mit Recht zur dinarischen Rasse gerechnet. Auch im südlichen Böhmerwald scheint es sich weniger um eine häufige nordisch-ostische Kreuzungserscheinung zu handeln als um dinarische Menschen, deren Vorkommen dann von den Ostalpen (Ennstal) abzuleiten wäre (?). Auf der Rauhen Alb sind — als eine nordisch-dinarische Kreuzung? — die hochgewachsenen blonden helläugigen Kurzköpfe häufiger. Die schmalgesichtigen Kurzschädel Berchtesgadens, die einigen Betrachtern aufgefallen sind, sind einfach dinarische Menschen. Einige Schwarzwaldgebiete niedrigsten Wuchses und kürzesten Kopfes sind bei einer Nachforschung blonder gefunden worden als die badischen Gebiete höheren Wuchses und minder kurzer Schädel; hier scheint also — da ostbaltisches Blut in Baden kaum anzunehmen ist — einmal durch besondere Auslesevorgänge eine eigentliche Verschränkung der Merkmale mindestens zeitweilig stattgefunden zu haben. In Baden ist ja auch der höhere Wuchs durch nordisches und durch dinarisches Blut bedingt, so daß vor allem in Südbaden durch einen dinarischen Einschlag leicht der höhere Wuchs mit dunkleren Farben zusammenkommen kann. Auffällig ist, daß Virchows Schulkinderuntersuchung diese gleichsam regelwidrige Blondheit des betreffenden Gebiets noch nicht feststellte, daß erst Ammon, der zwanzig Jahre später dort untersuchte, auf diese Verschränkungserscheinung stieß. Es scheint hier nur zu einer vorübergehenden Merkmalzusammenstellung gekommen zu sein, wie sie ja nach den Vererbungsgesetzen möglich ist.

Verhältnismäßig viele Blonde mit kürzerem Kopf finden sich auch in dem durch seine Blondheit in dieser Umgebung auffälligen schweizerischen Kanton Unterwalden, wo ebenfalls kaum an einen ostbaltischen Einschlag gedacht werden darf. Wahrscheinlich spielen, wie mehrfach betont, beim Zustandekommen solcher Verhältnisse auch Ausleseerscheinungen wie z. B. die höhere Tuberkulosesterblichkeit der „Braunen“ (vgl. S. 177 ff.) eine Rolle.

An „Nebenrassen“, an Bildung neuer Rassen, an „rassenhafte Mischungen“ und dergleichen darf bei all diesen Fällen nicht gedacht werden. Es handelt sich nicht um vererbliche Merkmalvereinigungen, sondern um Häufungen gewisser Kreuzungszusammenstellungen in einzelnen Gebieten. Ripley spricht bei Betrachtung solcher Erscheinungen mit Recht von vorübergehenden Merkmalzusammenstellungen (transitory compounds of

[2] Czekanowski, Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. 20, 1925, S. 68.

human traits).[1] Zu erklären ist dabei allerdings noch, wodurch es gerade in diesem Gebiet zu dieser, in jenem Gebiet zu jener Auslese von Kreuzungszusammenstellungen kommt.

Durch solche zeitweilige Häufungen gewisser Kreuzungszusammenstellungen und durch Ausleseverhältnisse mögen auch die wahrzunehmenden Stammesunterschiede innerhalb der einzelnen Völker mitbewirkt sein, so wenn man von einem besonderen schwäbischen, fränkischen oder alemannischen Gesicht, von einem besonderen westfälischen oder holsteinischen Gesicht redet. Zum Teil scheinen solche Stammesunterschiede des Aussehens in Zügen zu liegen, die erst im Einzelleben erworben werden, also nicht-erblich sind. Auf solche Züge hat Nörrenberg hingewiesen in einem Aufsatz: „Mundart und Mienenspiel",[2] und in ähnlicher Weise möchte der Psychologe Hellpach den Einfluß der Mundart auf die Bildung der Gesichtszüge dartun, besonders auf die Bildung des „Fränkischen Gesichts" und des „Schwäbischen Gesichts".[3] Eine Einwirkung der Mundart außer der Häufung gewisser erblicher Züge möchte ich annehmen gegenüber einem verkniffenen Zug um die Mundwinkel, der bei Deutschen sächsischer Mundart und verschiedener rassischer Zusammensetzung ziemlich häufig zu beobachten ist.

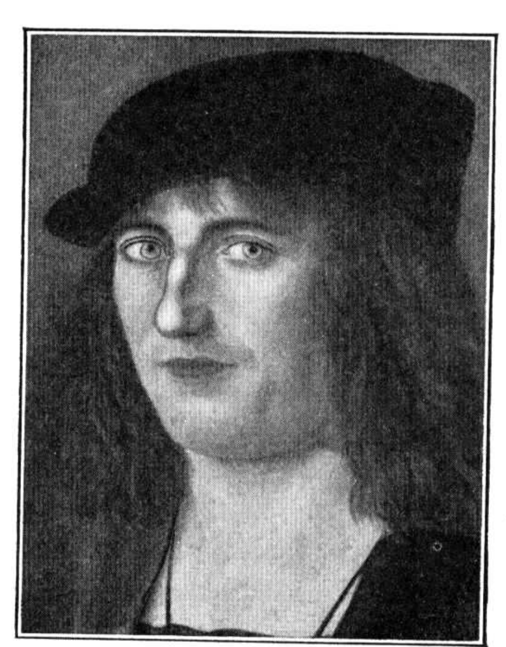


Abb. 388. Jörg Ketzler aus Nürnberg. (Gem.: J. Elsner.) Vorwiegend nordisch mit Andeutung des „Fränkischen Gesichts"

[1] Als eine solche Häufung von Kreuzungszusammenstellungen wollte ich mir früher auch das Auftreten der ostbaltischen Rasse erklären, ehe ich erkannte, daß die ostbaltische Rasse Eigenmerkmale hat, die bei den Rassen gar nicht vorhanden sind, aus denen eine solche Kreuzungszusammenstellung in dem vorwiegend ostbaltischen Gebiet entstanden sein müßte.

[2] Kölnische Zeitung Nr. 882, 1913.

[3] Hellpach, Das Fränkische Gesicht. Sitzungsberichte der Heidelberger Akad. d. Wiss., Mathem.-naturw. Kl., Abt. B, Biol. Wiss., 1921. — Eigene Beobachtungen haben mich auch schon ein Mitwirken der Mundart vermuten lassen. Daneben spielen erworbene, nicht-vererbliche Bewegungseigenheiten eine bedeutsame Rolle. An ihnen kann man mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit Menschen, die rassisch einander ganz gleich sind, doch nach Volks- oder Stammeszugehörigkeit voneinander scheiden. Darauf wurde ich besonders aufmerksam, als ich nach Rückkehr von einem längeren Aufenthalt in Paris und Frankreich meine Bewegungen und Gangart etwas abgeändert fühlte, auch bemerkte, daß dies aufmerksameren Beobachtern nicht entging. Nach kurzer Zeit verloren sich diese Einwirkungen wieder. Etwa ein Jahr darauf fiel mir die Gangart eines Mannes auf, den ich mit einem Bekannten vorübergehen sah. Ich nannte diese Gangart bei mir selbst „Boulevardschritt". Als ich einige Tage darauf den Bekannten nach dem mir unbekannten Mann fragen konnte, erfuhr ich, daß es ein eben aus Paris zurückgekehrter Maler sei. So mögen sich nicht nur im Gang, sondern vor allem auch in Arm- und Handbewegungen Volks- und Stammeszugehörigkeit zeigen. Von diesen erwor-

Da ich in den verschiedenen Stammesunterschieden, die sich in verschiedenen Gauschlägen oder „Gautypen" (v. Eickstedt)[1] zeigen, vielfach nicht-erbliche, sondern für das Einzelleben erworbene Züge, daneben zeitweilige Häufungen von Kreuzungszusammenstellungen und wechselnde Ausleseverhältnisse vermute, möchte ich auch annehmen, die heute etwa kennzeichnend erscheinenden Züge eines Volksstammes (d. h. einer dieselbe Mundart sprechenden Bevölkerung) lassen sich jeweils nur einige Geschlechter lang verfolgen, bis eben eine andere Kreuzungszusammenstellung so häufig geworden ist, daß sie als bezeichnend für eine Landschaft oder einen Stamm gilt. Es ist zu bedenken, daß die uns da und dort auffallenden Gauschläge auch innerhalb ihres Stammes eine geringe Minderheit bilden, immerhin eine Minderheit, die sich als „Gauschlag" einprägen kann.

Es gibt z. B. ein „fränkisches Gesicht": davon kann man sich auf dem Gebiet der fränkischen Mundart überzeugen, nach Hellpach hauptsächlich auf einem Gebiet um die Linie Saarbrücken—Wunsiedel (bayerisches Oberfranken). Bei seinem Zustandekommen scheinen nordische und ostische, gegen Osten auch ostbaltische Merkmale eine Rolle zu spielen. Dieses „fränkische Gesicht" kommt zwar gelegentlich innerhalb aller deutschen Landschaften vor, doch anscheinend nur beim fränkischen Stamme so häufig, daß es als etwas Besonderes beachtet wird. Aber man darf auch im fränkischen Gebiet nicht erwarten, das „fränkische Gesicht" bei mehr als 5 % der Bevölkerung zu finden. Gauschläge sind in der Hauptsache zeitweilige Häufungen von Kreuzungszusammenstellungen in einem bestimmten Gebiete, die geeignet sind durch irgendwelche einprägsamen Kennzeichen der eingehenderen Beobachtung aufzufallen. Auslesevorgänge mögen dabei im Spiele sein, insofern als in diesem Gebiet vielleicht diese, in jenem jene Kreuzungszusammenstellung zeitweilig besonders gut „angepaßt" erscheint oder eine höhere Kinderzahl erreicht; unter diesen Kindern wird ein Teil immer wieder die auffallende Merkmalzusammenstellung aufweisen. Ein solcher Gauschlag könnte im Lauf der Jahrhunderte sich über eine ganze Landschaft ausbreiten, wenn innerhalb dieser Landschaft immer nur die den Gauschlag zeigenden Menschen sich fortpflanzten und alle anderen Stammesangehörigen auf Fortpflanzung verzichteten. Da dies aber nie und nirgends der Fall ist, wird sich die erbliche Zusammensetzung eines Stammes immer wieder ändern, werden Gauschläge auftreten und verschwinden. Daher ist das „fränkische Gesicht" unserer Tage — breit auf der Höhe der Jochbogen und gegen das Kinn zugespitzt, vorspringende Nase und zurückfliehendes Kinn — heute im fränkischen Stamme wahrscheinlich in anderer Häufigkeit vertreten als um 1700, in anderer Häufigkeit als um 1500, heute vielleicht gerade in der Häufigkeit, daß es als eine besondere Merkmalverbindung in gewissen Gebieten auffallen kann.

Eine andere Erscheinung, die ins Gebiet der Erblichkeitsforschung gehört,

---

benen Zügen sind die vererblichen Züge zu trennen, die oben als rassische Bewegungseigenheiten behandelt worden sind.

[1] v. Eickstedt hat sich besonders der Frage der „Gautypen" gewidmet in seiner Arbeit „Betrachtungen über den Typus des Menschen", Umschau, 1924.

eine Art geschlechtsgebundener Vererbung, ist in England, Dänemark, Schweden und Norwegen[1] wie in Deutschland und anderwärts beobachtet worden: daß nämlich in nordisch-ostischen, nordisch-sudetischen und nordisch-innerasiatischen Mischgebieten unter den Frauen mehr dunkle, unter den Männern mehr helle sind. Die Frauen scheinen so die dunklere Rasse des betreffenden Gebiets länger zu bewahren, die Männer mehr von der helleren Rasse im Erbvorgang an sich zu nehmen. Die Vererbung scheint also geschlechtsgebunden zu sein: die Töchter eines Mischgeschlechts folgen in solchen Gebieten mehr der dunkleren, die Söhne mehr der helleren Rasse. Ich habe im Schwarzwald oft die Beobachtung gemacht, daß die Männer minder ostisch aussehen: die Bärte sind oft dunkelrotbraun, die Haare selten so dunkel wie die der Frauen, die Gesichter — wohl ebenso oft durch dinarische wie durch nordische Beimischung — länger, die Nasen stärker und beides in höherem Grad, als es für den Mann ohnehin schon kennzeichnend ist. In ostisch-dinarischen Mischgebieten habe ich immer wieder beobachtet, daß die Frauen mehr der ostischen, die Männer mehr der dinarischen Rasse folgen (vgl. Abb. 141, S. 91). Daher die große Schwierigkeit, Bilder männlicher Vertreter der ostischen, wie auch der ostbaltischen und sudetischen Rasse zu erhalten.

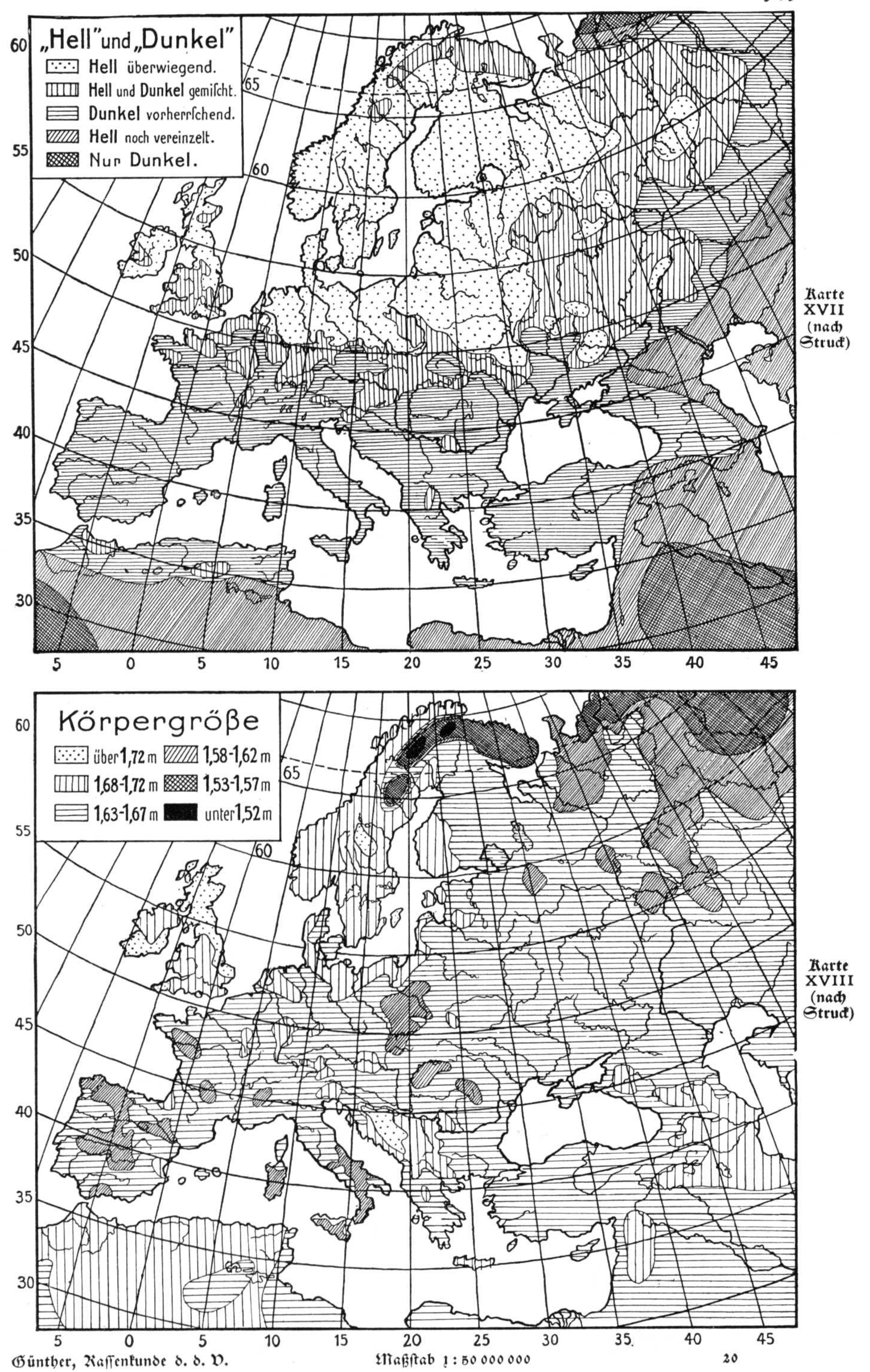
Dagegen ist es nicht sicher, ob diese geschlechtsgebundene Vererbung auch für eine nordisch-dinarische Mischbevölkerung gilt; Serbien hat 71 % braunäugige Männer, dagegen 66 % braunäugige Frauen.[2] Bei nordisch-ostbaltischer Mischung in einer Familie scheinen die Töchter mehr der ostbaltischen, die Söhne mehr der nordischen Rasse zu folgen.

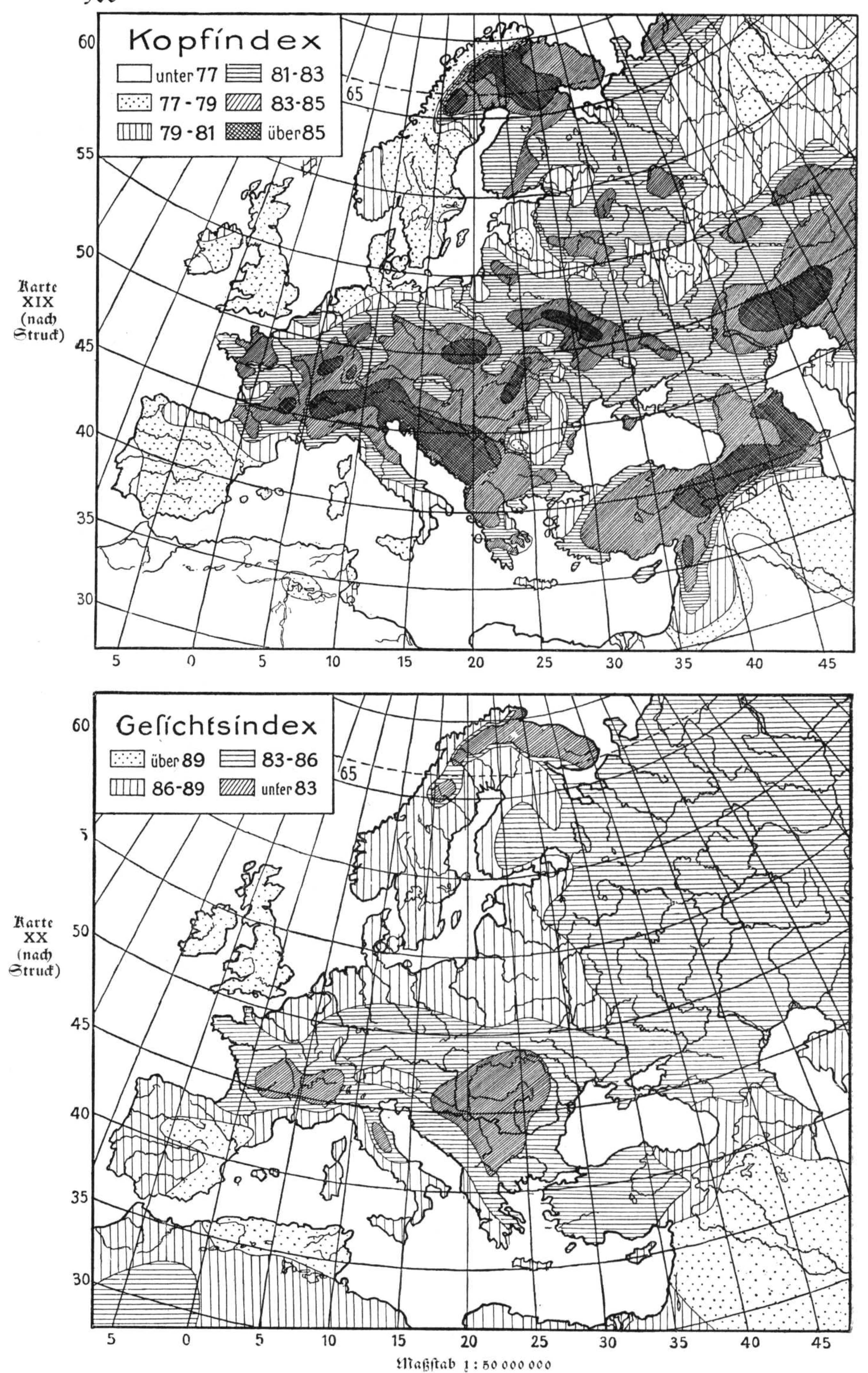
Die Verteilung der europäischen Rassen über Europa behandelt die „Rassenkunde Europas". Hier seien nur vier rassenkundliche Karten Europas nach Struck (Dresden) wiedergegeben, dazu eine Karte über die Gebiete vermutlich stärksten Vorwiegens der in diesem Buch und in der „Rassenkunde Europas" erwähnten Rassen. Vier rassenkundliche Erdkarten (Körperhöhe, Kopfindex, Hautfarbe und Haarform) nach Struck finden sich in der „Rassenkunde Europas".[3]

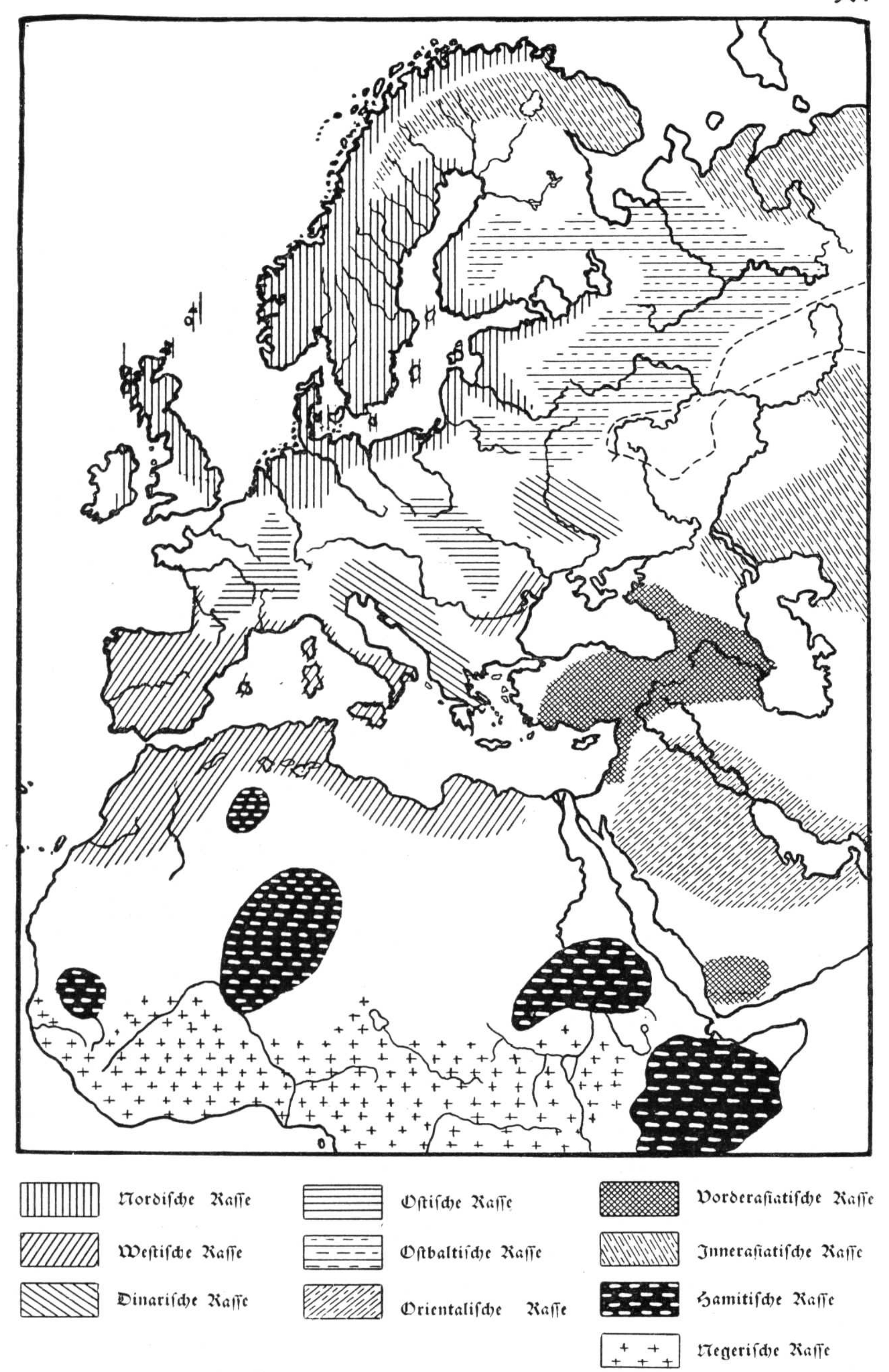
[1] Für Norwegen widerspricht dem jedoch Bryn, Der nordische Mensch, 1928.

[2] Vgl. Havemann, Über geschlechtsverschiedene Vererbung von Rassenmerkmalen, insbesondere der Färbungsmerkmale, Volk und Rasse, Heft I, 1927.

[3] Für die Rassen der Erde neuerdings: Fischer, Spezielle Anthropologie, Rassenlehre (im Bande „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923) und Haddon, The Races of Man, 1924, Pittard, Les Races et l'Histoire, 1920, Fleure, The Races of Mankind, 1928. Deniker, Les Races et les Peuples de la Terre, 2. Aufl. 1926, ist in vielem veraltet.


„Hell" und „Dunkel"
Hell überwiegend.
Hell und Dunkel gemischt.
Dunkel vorherrschend.
Hell noch vereinzelt.
Nur Dunkel.
Karte XVII (nach Struck)
Körpergröße
über 1,72 m
1,68-1,72 m
1,63-1,67 m
1,58-1,62 m
1,53-1,57 m
unter 1,52 m
Karte XVIII (nach Struck)
Maßstab 1 : 50 000 000


Kopfindex
unter 77
77 - 79
79 - 81
81 - 83
83 - 85
über 85
Karte XIX (nach Struck)
Gesichtsindex
über 89
86 - 89
83 - 86
unter 83
Karte XX (nach Struck)
Maßstab 1 : 50 000 000



Die gestrichelte Linie umgrenzt das Gebiet stärksten Vorwiegens einer bisher nur ungenügend beschriebenen und meist „Rjäsantypus“ genannten Rasse; über diese vgl. „Rassenkunde Europas“)

Karte XXI. Darstellung der Gebiete vermutlich stärksten Vorwiegens einzelner Rassen

21. Die Rassen Alteuropas
Die Entstehung der nordischen Rasse

Einer Erörterung über die vorgeschichtlichen Rassenverhältnisse Europas könnte eine Untersuchung vorausgestellt werden, wie es überhaupt zur Entstehung von Rassen kommen kann. Die Frage nach der Entstehung der Rassen ist aber innerhalb dieses Buches deshalb minder wichtig, weil die Darlegung immer nur die gegenwärtige Rassenlage des deutschen Volkes zu erklären und abzuleiten sucht. Auslese und Ausmerze in der längere Zeiträume dauernden Abschließung (Isolation) einer bestimmten Umwelt werden am meisten zur Entstehung der erbgleichen Menschengruppen beigetragen haben, die man als Rassen bezeichnet. Auf Grund einer solchen Erklärung hat Bryn[1] versucht, die Entstehung der heutigen Rassen im Zusammenhang mit den erdgeschichtlichen (geologischen) Verhältnissen seit der Tertiärzeit zu erklären und die Abschließungsgebiete (Isolationsgebiete) zu ermitteln, in denen es zur Entstehung bestimmter Rassen kam.

Eine Streitfrage, die sich gleich bei Betrachtung der Uranfänge menschlichen Lebens erhebt, ist die nach der Einstämmigkeit (Monogenese, Monogenie, monophyletische Abstammung) oder Mehrstämmigkeit (Polygenese, Polygenie, polyphyletische Abstammung) der Gattung Mensch. Goethe und Gobineau neigten zur Annahme einer Mehrstämmigkeit. Die Mehrzahl der gegenwärtigen Forscher hat sich für die Annahme einer Einstämmigkeit ausgesprochen im Gegensatz zu den Anthropologen Buschan und Boas und den Geologen Steinmann und Arldt und zu dem Anthropologen Klaatsch. Klaatsch z. B. wollte die Gabelung der Gattung Mensch in verschiedene Unterarten so weit zurückverlegen, daß er von gorilloiden und orangoiden Menschenrassen sprach, also von Menschenrassen, deren Abzweigung voneinander der Anlage nach schon vollzogen gewesen sei, als die eine Menschenart noch mit dem Schimpansen, die andere noch mit dem Orang und Gorilla gemeinsame Urformen gehabt habe. Auch Sergi hat eine Zeitlang Mehrstämmigkeit angenommen. Neuerdings hat Kurz den Gedanken der Mehrstämmigkeit wieder aufgenommen, als ihm Untersuchungen chinesischer Gehirne Klaatschs Anschauungen von einem (am ehesten der innerasiatischen Rasse und den dieser verwandten Rassen zuzuschreibenden) „orangoiden" Menschenschlag nahe gelegt hatten, von einem Menschenschlage, der von einem afrikanisch-europäischen „gorilloiden" Schlag zu trennen wäre. Kurz möchte diese Trennung in älteste Rassengruppen bis in Ergebnisse der Sprachwissenschaft hinein verfolgen.[2]

Betrachtet man die Rassen des heutigen Europas, so möchte man ob der

---

[1] Bryn, Menneskerasene og deres utviklingshistorie, Oslo 1925. — Hinzuweisen ist für solche Fragen außerdem auf Eugen Fischer, Rasse und Rassenentstehung beim Menschen, 1927.

[2] Kurz, Das Gehirn des Gelben und die mehrstämmige Abkunft der Menschenarten, Anatomischer Anzeiger, Bd. 58, 1924.

gemeinsamen Merkmale einerseits die nordische und die westische Rasse, andererseits die ostische und die ostbaltische Rasse auf je eine gemeinsame Urform zurückführen. Man möchte die beiden letzteren in einen Zusammenhang mit der kurzgewachsenen, breitgesichtig-kurzköpfigen innerasiatischen Rasse einstellen, damit dann auch in einen weiteren Zusammenhang mit der sudetischen Rasse.

Es ist eine Streitfrage, wie alt der Mensch überhaupt sei. Noch vor einem Jahrhundert wollte man an einen fossilen Menschen überhaupt nicht glauben. Dann aber mehrten sich die Funde so, daß eine ganze Wissenschaft der vorgeschichtlichen Menschenreste entstanden ist.[1]

Das früheste Zeugnis einer Besiedlung Europas durch menschliche Geschöpfe ist ein massig und grob wirkender kinnloser Unterkiefer, der bei Mauer bei Heidelberg gefunden wurde. Die elliptische Rundung des Kiefers, vor allem aber die nicht über die anderen Zähne hinausragenden Eckzähne, weisen deutlich auf ein menschliches Wesen hin. Doch sind dem Unterkiefer auch Merkmale eigen, die außer an einen Vormenschen durch einzelne Züge an den Gorilla haben denken lassen und so allerdings einen Menschen ergäben, der auch einem heutigen Australier gegenüber noch „tierisch" erscheinen würde. Der Unterkiefer von Mauer stammt nach neueren Anschauungen aus dem mittleren Diluvium. Klaatsch und Schwalbe wollten ihn dem Ende der Tertiärzeit zuweisen, Obermaier dem Beginn der Quartärzeit.

Die früheste Rasse Europas, die sich deutlich feststellen läßt, ist die sog. Neandertalrasse (Neandertal-Spy-Form, Homo neandertalensis, früher auch, doch minder glücklich, als Homo primigenius bezeichnet), so benannt nach ihrer ersten Fundstätte in den Höhlen des Neandertals bei Düsseldorf (1856). Der Neandertaler wird, wenn man seine entwicklungsgeschichtliche Stellung genauer angeben will, besser als eine Art (species) denn als eine Rasse bezeichnet, da er noch nicht zur heute lebenden Menschenart, zum Homo sapiens, gehört. Klaatsch wollte den Neandertaler als einen Nachkommen aus dem gorilloiden Zweige der Vormenschheit auffassen. Reste des Neandertalers haben sich in verschiedenen Ländern gefunden, so daß man sich von ihm ein ziemlich deutliches Bild machen kann. Er hatte eine grobe, gedrungene Gestalt, war etwa 1,55 bis 1,60 m hoch, ging mit aufrechter Haltung, kurzbeinig und langrumpfig, mit etwas nach vorn lastendem Kopf auf kurzem Hals, hatte einen schweren langen und flachen Schädel, eine niedrige, fliehende Stirn, stark vorspringende, wie zu einem Dach zusammengewachsene Überaugenwülste, nach vorn stehende Kiefer und Zähne und ein zurückweichendes Kinn.

Es handelt sich also um einen Menschen, der, wenn auch dem Affen nicht etwa näherstehend als dem heutigen Menschen, für uns doch noch fast auf der Stufe der Tierheit erscheint. Wann war und wie lange dauerte die eigentliche Zeit der Neandertalrasse? — Solche Fragen werden sich vielleicht nie genau lösen lassen. Steinmann[2] verlegt den Neandertaler in die mittlere Diluvialzeit, er müsse „etwa der vorletzten Eiszeit und dem Be-

[1] Vgl. Werth, Der fossile Mensch, Bd. I—III, 1921—1928.
[2] Steinmann, Die Eiszeit. 1916.

ginn der letzten Zwischeneiszeit angehören". Mit Bezeichnungen der Archäologie ausgedrückt, dauert die Zeit des Neandertalers vom Beginn bis gegen Ende des Moustérien. Der Neandertaler ist der „Träger der altpaläolithischen Faustkeilkultur".[1] Aus dem Zusammenleben des Neandertalers mit einer dem heutigen Europa fremden — und mit dem Neandertaler von





Abb. 389. Jugendlicher Schädel der Neandertalrasse aus Le Moustier noch vor gänzlicher Ausbildung des Überaugendaches (nach Weinert)

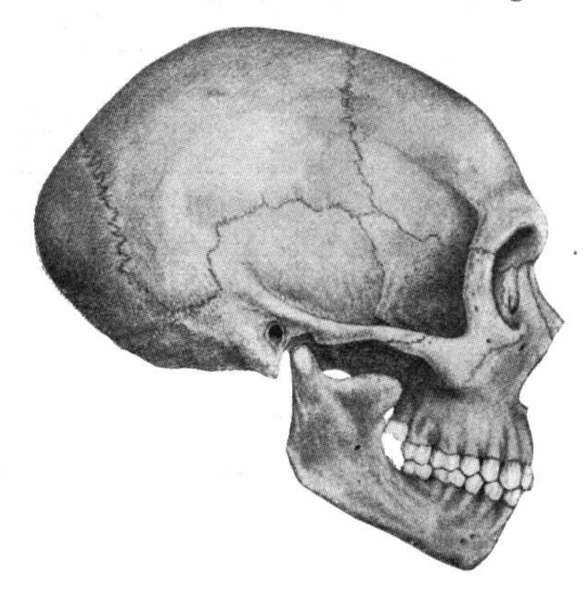


Abb. 390. Schädel des Neandertalers aus Le Moustier,
gezeichnet nach der Neuzusammensetzung durch Weinert

Afrika eingewanderten? — Tierwelt nimmt man an, er sei älter als die letzte Eiszeit. Bei Beginn der letzten Vereisung scheint die Neandertalrasse westlich und östlich der Alpen aus ihren mitteleuropäischen Sitzen abgewandert zu sein. Fundstätten des Neandertalers liegen in Spanien, Frankreich, Belgien, Deutschland, Mähren, Kroatien und Palästina und erstrecken sich über außerordentlich lange Zeiträume, vielleicht bis zu 100000 Jahren. Diesen Zeiträumen gehören die einfach behauenen Faustkeile und Beile aus Feuerstein an, die sich erhalten haben, während sich die leichter zerstörbaren Werkzeuge des Neandertalers ja nicht bis heute erhalten konnten. Ist der Neandertaler im Blut der Europäer ganz verschwunden?

Die Rassen, die sich nach der Neandertalrasse zeigen, könnten mit ihr nicht

[1] Hubert Schmidt, Vorgeschichte Europas, Bd. I, 1924.

nur in menschenfresserischem (?) Kampf gelegen, sondern sich auch mit ihr gekreuzt haben.[1] Kreuzungen sind seit Urzeiten immer wieder vorgekommen zwischen allen Rassen, die Europa besiedelt haben. Sollten vom Neandertaler noch heute einige Spuren in menschlichen Zügen zu lesen sein? Schlaginhaufen hat Funde aus dem Wauwyler See bei Luzern beschrieben, welche in eine sehr viel spätere Zeit, zwischen Magdalénien und Beginn der Jungsteinzeit, gehören und „neandertaloide" Merkmale zeigen.[2] Da und dort könnten sich so als Beimischung zu anderen Rassen einzelne Erbanlagen der Neandertalrasse noch jahrtausendelang erhalten haben und in einzelnen Menschen durch Erbhäufung von beiden Eltern her wieder



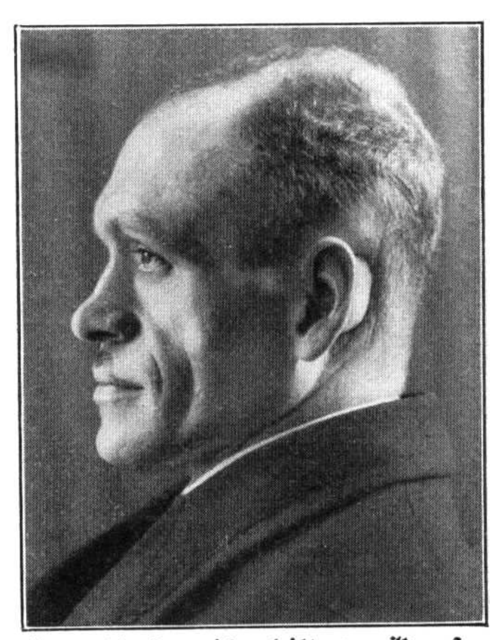


Abb. 391 a, b. Friesland. A: hell, H: hell. Krankhaft mißgebildeter Kopf

deutlicher hervorgetreten sein. Wilser möchte eine gewisse Häufung von Erbanlagen vorgeschichtlicher Rassen besonders unter den (vorwiegend nordischen) Friesen annehmen: „Gerade unter den Friesen mit ihren oft flachen Schädeln, fliehenden Stirnen und starken Augenwülsten scheinen die Urrassen der älteren Steinzeit (Homo primigenius und Homo mediterraneus fossilis) gelegentlich wieder durchzuschlagen."[3] Daß man ein häufigeres Auftreten von Neandertalmerkmalen bei Kretinen vermutet hat, habe ich S. 178 erwähnt. Grant[4] vermutet ein gelegentliches Auftreten von Neandertalmerkmalen bei Teilen der irischen Bevölkerung. Wahrscheinlich werden aber gelegentlich auch bei krankhaft mißgebildeten Köpfen bzw. Schädeln, Einschläge altsteinzeitlicher Rassen angenommen (vgl. Abb. 391).

Es wäre auch möglich, daß das Blut einer von manchen Forschern als

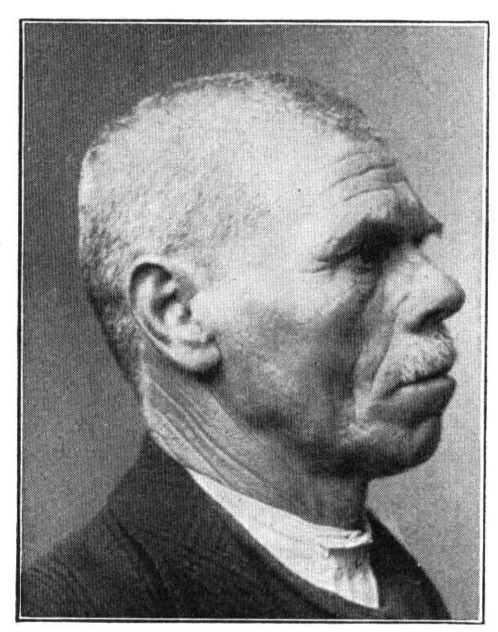
[1] Man darf sich jedoch fragen, ob zwischen der Art des Neandertalers und der des ihm folgenden Homo sapiens überhaupt eine fruchtbare Kreuzung möglich war.

[2] Schlaginhaufen, Die menschlichen Skelettreste aus der Steinzeit des Wauwyler Sees und ihre Stellung zu anderen anthropologischen Funden aus der Steinzeit, 1925.

[3] Wilser, Die Germanen, Bd. II, 1914.

[4] Grant, The Passing of the Great Race, 1922.

negerähnlich beschriebenen Rasse noch nicht ganz aus dem Körper Europas ausgeschieden wäre, einer Rasse, von der Überreste in einer Grotte am Mittelmeer bei Mentone gefunden wurden, bezeichnenderweise in einem sehr warmen Gebiet Europas, das einer Besiedelung von Afrika her — falls es sich um eigentlich afrikanische Menschen handelt — damals um so offener stand, als noch eine Landbrücke von Afrika nach Europa herüberführte. Diese Rasse von Mentone (Grimaldirasse) war über mittelgroß, mit schmalem Becken, langschädlig, breitgesichtig (niedriges Gesicht), mit stark vorspringenden Kiefern, schwachem Kinn, flacher Nase und abstehenden Jochbeinen. Sie hatte besonders lange Vorderarme und Unterschenkel; ich



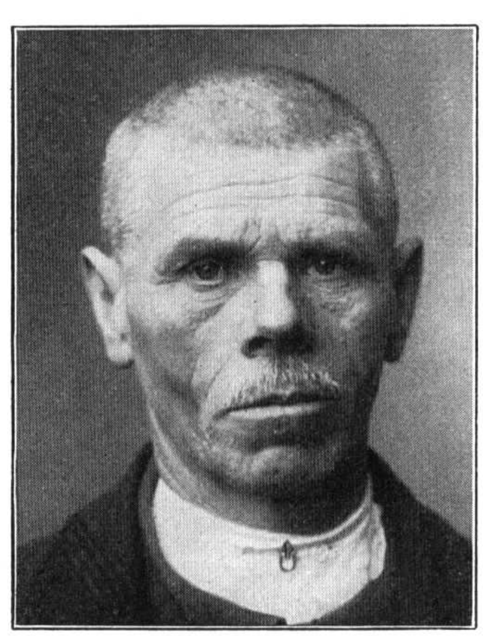


Abb. 392. Oberfranken (Bayern). K: 82,06; G: 91,31; H; schwarz; A: blau; fälischer Einschlag und Einschlag einer altsteinzeitlichen Rasse (Unterkiefer)?

möchte sie aber trotz all dieser „afrikanischen" Merkmale, da Schädelform und Art der Vorkiefrigkeit Besonderheiten zeigen, nicht in allzu große Nähe der Negerrasse stellen. Werth möchte ihr doch Kraushaar zuschreiben.[1] Die Rasse scheint sich in Europa nicht lange gehalten zu haben. Handelt es sich um eigentlich afrikanische Menschen, so ist dies aus der Gebietslage leicht erklärlich: Europa kann oder konnte schon von jener Vorzeit ab afrikanisch nicht mehr besiedelt werden. Man will jedoch in der Gegenwart noch Reste der Rasse von Mentone, wenigstens gewisse Häufungen einzelner ihrer Erbanlagen, vor allem ihre Vorkiefrigkeit, in Oberitalien, in der Schweiz und in der Bretagne annehmen.

Gelegentlich begegnet man Menschen auch außerhalb des Gebietes sudetischer Durchmischung mit deutlich vorstehenden Kiefern, nicht allzu selten auch Menschen mit gekräuseltem oder krausem Haar. Weisen solche Züge etwa zum Teil doch auf weit zurückliegende vorgeschichtliche Kreuzungen hin?

Man hat beobachtet, daß Verbrecher nicht selten körperliche Merkmale aufweisen, die an tiefstehende oder vorgeschichtliche Rassen erinnern, so

[1] Werth, Der fossile Mensch, Berlin 1921—28.

z. B. auffällig starke Überaugenwülste (häufig bei Mördern), vorstehende Kiefer, plumpe Unterkiefer, fliehende Stirnen, wohl auch geringere Hirnmasse, so daß der Rassenforscher Lombroso (1836—1909) schon auf die — heute aufgegebene — Ansicht eines zum Verbrechen geborenen besonderen Menschenschlags (uomo delinquente) gekommen ist. Schon daß solche Merkmale auch bei nicht-verbrecherischen Menschen vorkommen, konnte Lombrosos Annahme erschüttern. Doch ist Lombrosos Ansicht, wenn sie sich auch nicht halten läßt, durchaus nicht so unsinnig, denn „wenn eine Rasse durch eine andere verdrängt wird, so pflegt ja im allgemeinen doch etwas von ihrer Erbmasse in Mischung erhalten zu bleiben, und es ist da-





Abb. 393. Schädel der Aurignac-Rasse („Homo aurignacensis Hauseri") aus Combe-Capelle

her ganz gut möglich, daß auch von den frühdiluvialen Rassen Europas noch Erbanlagen in der europäischen Bevölkerung zerstreut vorhanden sind und daß ihre Träger mit den Forderungen des sozialen Lebens besonders leicht in Widerstreit geraten".[1] Vielleicht darf man auch in solchen bei Verbrechern häufiger vorkommenden Erscheinungen wie stark abstehenden Ohren, sehr flachen Nasenwurzeln, aufgestülpten Nasenspitzen, kleinen, „ausdruckslosen" oder „glasigen" Augen, Fehlen des Ohrläppchens, in manchen Fällen Merkmale sehen, die zum Teil den durch Vermischung weit verstreuten Erbanlagen vorgeschichtlicher Rassen angehören. —

Noch zur Zeit des Neandertalers oder gleich nach ihm, in dem von der Archäologie Aurignacien genannten Zeitraum des jüngeren Diluviums, tritt in Europa — von Osten und letztlich von Asien einwandernd? — eine neue Rasse auf, die Rasse von Aurignac, auch (nach einem der Fundorte) Brünn-Rasse oder auch der „Lößmensch" genannt — nach Klaatsch eine Form, welche vom orangoiden Zweig der Vormenschheit abzuleiten sei, nach Reche die Urform der westischen (mediterranen) Rasse, nach Klaatsch und Werth die Urform der nordischen

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I. München 1927.

Rasse, nach anderen auch die gemeinsame Urform der nordischen und der westischen Rasse, nach Kossinna eine Rasse, welche mit der Cro-magnon-Rasse zusammen die Bestandteile zur Herausbildung der nordischen Rasse abgegeben habe. Klaatsch und E. Fischer vermuten eine Einwanderung der Aurignacrasse aus dem Osten. Lößmensch hat man die Rasse deshalb genannt, weil sich ihre Gebeine hauptsächlich in Lößschichten fanden.

Diese Gebeine zeigen nun einen Menschenschlag, den die Wissenschaft nicht mehr zur Art (species) des Neandertalers zählt, sondern nun schon zur Art des heute lebenden Menschen: Homo sapiens. Mit dem Auftreten dieser Art (species) hebt sich merklich der Gesittungsstand. Der Neandertaler war über die bloße Lebensfristung, über den bloßen „Kampf ums Dasein", anscheinend nicht hinausgekommen. Mit dem Aurignacmenschen beginnen höherstehende Gesittungsformen; Bestattung und Schmuck aus Schneckenschalen treten auf, es beginnen schon künstlerische Äußerungen: die Aurignacrasse schuf die ältesten, bisher bekannt gewordenen Kunstwerke. Die Rasse ist von mittlerem Wuchs (etwa 1,60 m), viel schlanker und feingliedriger als der Neandertaler, mit zierlichen Händen und Füßen, sehr langschädlig, flach- und breitnasig. Der Kopf wird aufrecht getragen, die Schnauzenbildung des Neandertalers fehlt, das Kinn ist unbetont. Werth möchte sich die Aurignacrasse lockenhaarig vorstellen.

Als der Neandertaler Mitteleuropa vielleicht noch innehatte, scheint die Rasse von Aurignac (oder von Brünn) den Süden und Westen Europas besiedelt zu haben. Fundstätten sind Combe-Capelle, Brüx und Brünn. In einem späteren Zeitabschnitt ist es vielleicht zu Mischungen gekommen zwischen der Aurignacrasse und breitgesichtig-kurzköpfigen Menschen, die gegen Ende der Altsteinzeit auftreten:

Die als Furfoozrasse zusammengefaßten Kurzschädel, so benannt nach einem Fundort in Belgien, stellen den ersten kurzköpfigen Menschenschlag Europas dar. Zur gleichen Rasse oder zu einem ähnlichen Rassengemische zählen wahrscheinlich auch die Funde, die als Grenellerasse beschrieben worden sind und einer Bevölkerung angehören, die sich anscheinend von den Seealpen bis zur Bretagne verbreitet hat. Die unter solchen Namen bekannten Schädel (wenigstens die Furfoozschädel) sind aber vielleicht schon Schädel von rassengemischten Bevölkerungen mit leichten Einschlägen einer langschädligen Rasse, vielleicht der unten zu beschreibenden Cro-magnon-Rasse. Es handelt sich um Schädel, welche zumeist kuglig rund erscheinen, mit runder gewölbter Stirn, niedrigem breitem Gesicht, kurzen und breiten Nasen, sehr wenig vorspringenden Kiefern, um kurzgewachsene Gestalten mit kurzen Gliedmaßen bei verhältnismäßig langem Rumpf. Von einzelnen Forschern, so auch von Boule und Reche, wird vermutet, diese breitgesichtigen Kurzköpfe stellten eine Menschengruppe asiatischer Herkunft dar, gleichsam die nach Rückzug des Eises am weitesten westwärts vorgedrungenen Vertreter der innerasiatischen Rasse, die entweder von dieser Rasse abgezweigt seien, bevor diese die sie kennzeichnenden Merkmale, z. B. die Mongolenfalte, ausgebildet habe, oder die einige der innerasiatischen Merkmale durch Auslesevorgänge verloren hätten.

Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem breitgesichtig-kurzköpfigen Men-

schenschlag aus der Zeit des Übergangs der Alt- in die Jungsteinzeit um die Urformen der ostischen (alpinen) Rasse. Man kann heute breitgesichtig-kurzköpfige Menschen von West-, Mittel- und Nordeuropa verfolgen bis nach Innerasien, und Vorstöße asiatischer Menschen (Lappen, Hunnen, Mongolen, Türken) sind immer wieder von Innerasien ausgegangen. So ergibt sich die Vermutung einer ursprünglich innerasiatischen (und der Gesittung nach nomadischen?) Herkunft der breitgesichtigen Kurzköpfe Europas. Auslesevorgänge hätten aus einer mehr oder weniger einheitlichen, in Innerasien urheimischen Menschengruppe getrennte Gruppen gebildet: die innerasiatische (mongolische) Rasse, die ostische Rasse und schließlich auch die angenommene sudetische Rasse, sowie die ostbaltische Rasse. Lenz nennt ja die breitgesichtigen Kurzköpfe Europas, die er gar nicht zu einer Rasse oder zu Rassen zusammenschließen will, kurzweg „mongolid". — Es fehlt aber nicht an Forschern, welche eine Entstehung der kurzköpfigen Rassen innerhalb Europas annehmen und die Annahme einer Einwanderung abweisen. Schon Giuffrida-Ruggeri hat auf die schon auf dem Übergang von der Alt- in die Jungsteinzeit (Mesolithikum) in Portugal (Mugem) auftretenden Kurzköpfe hingewiesen, die zum Teil an die Furfoozrasse erinnern, zum Teil „mongolide" (innerasiatische) Züge haben. Eugen Fischer gibt auch die Möglichkeit einer Entstehung der heutigen europäischen breitgesichtigen Kurzkopfrassen innerhalb Europas zu. Ich möchte den geographischen Zusammenhang der zwei oder (mit der angenommenen sudetischen Rasse) drei „mongoliden" Rassen Europas nach Osteuropa und Asien hin auch als einen Abstammungszusammenhang sehen, wenn ich diese Rassen auch noch nicht mit H. Pöch als „ausgesprochen mongolid"[1] bezeichnen würde, falls dieses „mongolid" mehr als einen Abstammungszusammenhang, nämlich eine noch heute bestehende engere Formverwandtschaft bezeichnen soll.

Im gleichen Abschnitt der Erdgeschichte wie diese breitgesichtigen Kurzköpfe sind auch die Funde einzuordnen, welche man nach dem ersten Fundort der Rasse in der Dordogne als Rasse von Cro-magnon, auch als Homo spelaeus (Wilser und Lapouge) und Homo priscus (Lapouge) zusammengefaßt hat — wenn es sich um eine Rasse und nicht um ein Rassengemisch mit Vorwiegen eines bestimmten Schlages handelt. Als man die ersten fünf Knochengerüste fand, hielt ein französischer Forscher sie für Franzosen unserer Zeit: so hoch entwickelt erschien die Rasse auf den ersten Blick. Die Funde mehrten sich; die Cro-magnon-Menschen scheinen hauptsächlich dem erdgeschichtlichen Abschnitt des sogenannten Bühlvorstoßes der Alpengletscher und somit der Gesittungsstufe des sogenannten mittleren Aurignacien angehört zu haben; man fand sie im ganzen mittleren Frankreich, in Belgien, in Niederösterreich, in den Niederlanden, in Norddeutschland, Dänemark und Schweden. Die Forschung hat versucht, die Cro-magnon-Rasse von der erwähnten Aurignac-Rasse abzuleiten. Das erscheint sehr fraglich.

[1] H. Pöch, Beiträge zur Anthropologie der ukrainischen Wolhynier, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch. Wien, 1926.

Die Rasse von Cro-magnon erscheint in Europa gleichzeitig mit einer Welle kälteliebender Tiere (z. B. Mammut, Auerochs, Renntier) und wird daher auch die Rasse der Renntierjäger genannt. Sie ist die Schöpferin der verhältnismäßig hochstehenden Gesittung der spätesten Altsteinzeit, ist



Abb. 394. Schädel der Cro-magnon-Rasse, des sog. „Alten Mannes", gefunden bei Les Eyzies (Dordogne) — wie bei Abb. 395 mit einigen besonders stark ausgesprochenen Merkmalen dieser Rasse

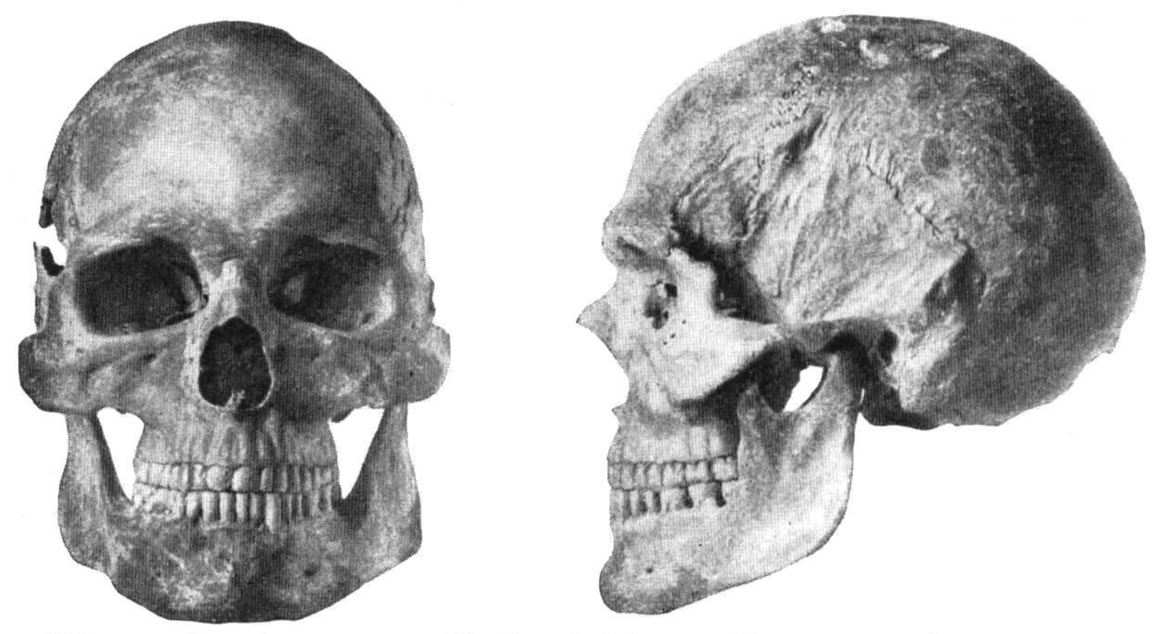


Abb. 395. Der Cro-magnon-Rasse nahestehender Schädel aus Obercassel bei Bonn a. Rh., ergänzt. (Nach Verworn-Bonnet-Steinmann)

die Schöpferin der bildenden Kunst jenes Zeitraums und in jeder Hinsicht leiblich und geistig so ausgezeichnet, daß manche Forscher sie mit Bewunderung genannt haben. Ihre Gesichtszüge zeigen schon ganz „neuzeitliche" Formen, ihr Körperbau hervorragende Kraft, der Schädel beträchtliche Geräumigkeit, so daß die Forschung ausführt, die Rasse der Renntierjäger habe durch einige ihrer Züge die höchsten und edelsten Stufen menschlicher Bildung erreicht (Broca). Ihre Körperhöhe beträgt beim Mann bis über 1,80 m, ist beim Weibe anscheinend geringer, als sonst dem Geschlechts-

unterschied entspricht. Der sehr kräftig gebaute Schädel ist mittelbreit bis lang (Längenbreitenindex durchschnittlich 77,2) und flach gebaut, das Gesicht ist mittelbreit oder besser: niedrig gebaut, mit auffallend niedrigen, eckigen Augenhöhlen, hochgebauter, verhältnismäßig kurzer Nase, eingezogener Nasenwurzel und meist ziemlich weiter Nasenöffnung des Oberkiefers. Die Stirn steigt ziemlich steil an, zeigt vorspringende Verdickungen über den Augenhöhlen, die meist zu einem Wulst zusammenwachsen, der wie ein Dach über die Augen hängt. Das Kinn ist ziemlich kräftig ausgebildet. Reche möchte dem Gesichtsausdruck „etwas Brutales" zuschreiben.[1]

Die Rasse wird anscheinend gegen Ausgang der letzten Eiszeit zur herrschenden Rasse Mitteleuropas und verdrängt mehr oder weniger die andern dort ansässigen Rassen. Vermischungen kommen vor. Die der Cro-magnon-Rasse zugeschriebenen Schädel sind im allgemeinen in den östlichen Fundplätzen minder lang- oder mittelköpfig gefunden worden als in den westlichen.

Die hohe Erfindungsgabe und das Gesittungsvermögen der Renntierjäger hat die zweckmäßigere und kunstvollere Gestaltung der Stein- und Knochenwerkzeuge bewirkt und ebenso eine bildende Kunst von hervorragender Darstellungskraft. Die Wandmalereien der Höhlen von Combarelles und Font de Gaume, besonders aber die der Höhle von Altamira bei Santander (Nordspanien), Darstellungen von Bison, Eber usw. sind ja nach Abbildungen sehr bekannt geworden.

Plötzlich — wenigstens für unsere rückblickende Betrachtung — hören aber die Funde auf. An Stellen, wo die Schichten menschlicher Siedlungen eine Stufenleiter der Rassen und Gesittungen ergeben, bricht der Aufschluß mit den Renntierjägern ab. Es folgt eine Schicht, die zu ihrer Auflagerung Jahrtausende gebraucht hat, und erst dann setzen sich die Spuren fort, jetzt Spuren aus der Jungsteinzeit und aus anderen Gesittungen, aus Gesittungen, die nun schon den Ackerbau kennen. Es ist die oft genannte Kluft („der Hiatus") zwischen der späten Altsteinzeit und der frühen Jungsteinzeit, welche auch durch die dänischen Funde aus der zu erwähnenden Maglemosezeit noch nicht befriedigend ausgefüllt wird. Die Renntierjäger scheinen abgewandert zu sein. In welcher Richtung aber? — Das deuten Funde an, die um so jünger sind, je mehr man nach Norden kommt. Daraus könnte sich der Schluß ergeben, die Renntierjäger seien mit den Renntieren selbst, auf welche sie als ursprünglich ackerbauunkundige, schweifende Jäger zunächst angewiesen waren, einer einsetzenden Erwärmung unseres Erdteils ausgewichen und nach Norden abgewandert. So ist auch Wilser, geführt durch vorgeschichtliche Funde, auf schwedischem Boden, zu der Ansicht gekommen, die Rasse der Renntierjäger sei nach Schweden abgewandert und habe dort ihre Umbildung zur nordischen Rasse erfahren. „Die ältesten schwedischen Schädel und Gebeine sind denen der französischen Renntierjäger ungemein ähnlich und stellen die Verbindung her zwischen den Rassen des Diluviums und des Alluviums, wie in den Abfallhaufen der dänischen und schwedischen Küsten ein lückenloser Übergang der alten in die

[1] Reallexikon der Vorgeschichte Bd. V, 1926 unter „Homo priscus".

neuere Steinzeit zu erkennen ist."[1] Wenn auch die ältesten schwedischen Schädel bzw. deren Durchschnittsmaße der Cro-magnon-Rasse nicht näher stehen als der nordischen, wenn es auch — mindestens heute noch — zu viel gesagt ist, daß sich in Skandinavien ein „lückenloser" Übergang ergebe, und wenn auch der für eine Rassenumbildung in skandinavischer Umwelt zur Verfügung stehende Zeitraum (seit Abschmelzen des skandinavischen Eises) zu kurz erscheint — Südschweden ist erst seit etwa 12000 v. Chr. eisfrei geworden —, so hat doch diese Annahme einer Umbildung der Cro-magnon-Rasse in die nordische Rasse immer wieder einzelne Forscher angezogen.

In Dänemark und an den Westufern der Ostsee zeigen sich die Spuren zweier Gesittungsstufen der frühen Jungsteinzeit, die man (nach einem Fundort) als Maglemose- (oder Mullerup-)Kultur und (nach den Funden in weitverbreiteten „Küchenabfall"-Ansammlungen) als Kultur der Kökkenmöddinge (dänisch „Kökkenmödding" = Küchenabfall) bezeichnet hat. In den Kökkenmöddingen treten zum erstenmal in Alteuropa als eine neue Errungenschaft menschlicher Gesittung Tongefäße auf, „sehr einfache Formen aus grobem, schwach gebranntem Ton".[2] Und hier in Jütland, Schleswig-Holstein und Südschweden ergeben sich gewisse Übergänge von der altsteinzeitlichen in die jungsteinzeitliche Gesittungsstufe, die anderwärts fehlen. Auch zeigt die Maglemose-Gesittung eine bildende Kunst, die unverkennbare Beziehungen zur altsteinzeitlichen Kunst Spaniens zeigt, welche ja eine Schöpfung der Cro-magnon-Rasse ist. In diesen und den anderen ältesten skandinavischen Gesittungsstufen zeigen sich, soweit man aus den spärlichen Menschenresten schließen darf, sowohl Cro-magnon-artige Formen wie nordische, wie auch Mischformen.

Dennoch ergeben sich gewichtige Gründe gegen die Annahme einer Umbildung der Cro-magnon-Rasse in die nordische Rasse — Gründe, welche weiter unten, bei Erörterung der Entstehung der nordischen Rasse, angeführt werden müssen. Hier sei vorerst nur eine Tatsache erwähnt, welche gegen eine solche Annahme sprechen kann:

Wäre es nämlich zu einer Umbildung der Cro-magnon-Rasse in eine andere Rasse gekommen oder hätte die Cro-magnon-Rasse Bestandteile zu einem Rassengemische abgegeben, welches sich zu einer neuen Rasse herausgebildet hätte, so müßte noch die Tatsache erklärt werden, daß in dem gleichen Gebiete Nordwesteuropas, wo solche Umbildungsvorgänge sich vollzogen haben müßten und wo eine von der Cro-magnon-Rasse doch nicht unwesentlich verschiedene Rasse, die nordische, aufgetreten ist, sich zugleich heute noch ein Menschenschlag findet, der unverkennbar nur aus einem Nachleben der Cro-magnon-Rasse seit der Altsteinzeit bis in unsere Tage zu erklären ist, die fälische (dalische) Rasse. Man könnte nur an eine noch nicht ganz vollzogene, d. h. sich weiter vollziehende Umbildung denken. Ich vermag mich heute — nachdem Paudler, Hentschel und Kern[3] für das Menschenbild des heutigen Europas das weit mehr als gelegentliche Auf-

[1] Wilser, Die Rassengliederung des Menschengeschlechtes.
[2] H. Schmidt, Vorgeschichte Europas, Leipzig 1924.
[3] Paudler, Die hellfarbigen Rassen, Heidelberg 1924; Hentschel, Vom

tauchen einer Rasse betont haben, die sich nur als eine Fortsetzung der Rasse von Cro-magnon verstehen läßt — kaum mehr für eine solche Annahme zu entscheiden.[1]

Gerade Westfalen scheint ein Erhaltungsgebiet der Cro-magnon-Rasse zu sein; darauf weisen schon frühmittelalterliche Funde hin. Hauschild[2] fand eine größere Anzahl Schädel in den germanischen Reihengräbern Nordwestdeutschlands im Gesichtsteil abweichend von den andern Reihengräberschädeln der Merowingszeit. Das Gesicht der nordwestdeutschen Schädel beschreibt Hauschild als das „Cro-magnon-Gesicht“, das in süddeutschen Reihengräbern nur vereinzelt vorkomme, da diese süddeutschen Reihengräber überwiegend nordische Formen zeigten. „Die Göttinger Gegend scheint das Zentrum für jene Cro-magnon-Formen zu sein.“ Hauschild

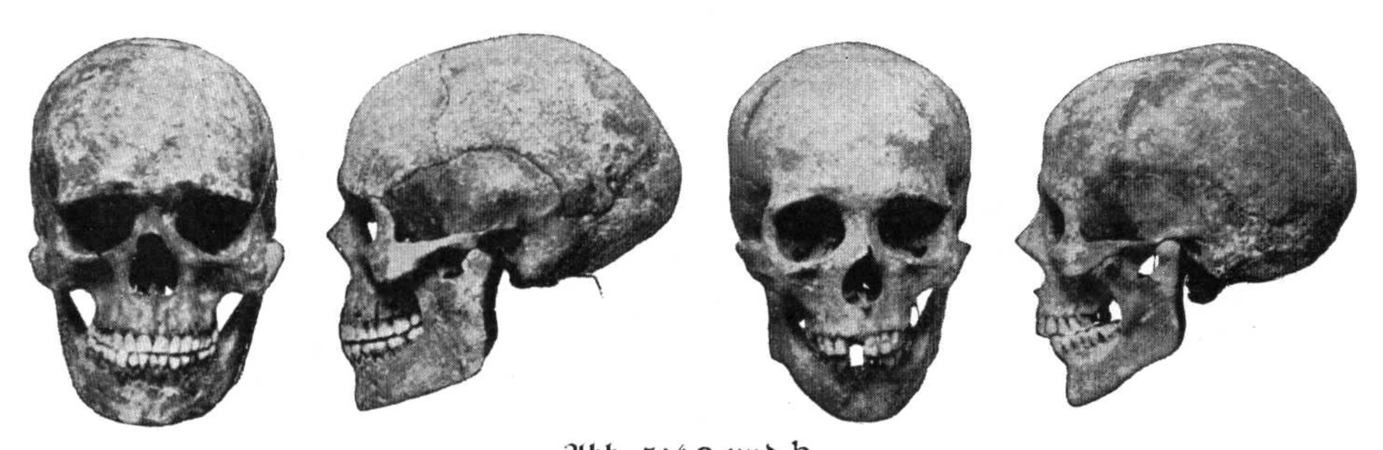


Abb. 396 a und b.
a) „Groner Typ“. b) „Nordendorfer Typ“
(Nach Hauschild)

unterschied dann einen vorwiegend fälischen „Groner Typus“ von einem vorwiegend nordischen „Nordendorfer Typus“, die er nach Hauptfundorten benannte (vgl. Abb. 396). Dabei fand er, daß sich innerhalb der Eisenzeit (seit etwa 900 v. Chr.) das Mengenverhältnis der Gesichtsformen „zugunsten der Formen mit hohen Augenhöhlen“ geändert habe.[3] Die — von

---

Vormenschen zum Indogermanen, Leipzig 1927; Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen, München 1927.

[1] Die drei Forscher haben diesem Rassenbilde die Benennung „dalische Rasse“ gegeben. Es wäre ja nicht ratsam, eine so schwerfällige Benennung wie „Cro-magnon-Rasse“ für die Betrachtung gegenwärtiger Rassenverhältnisse beizubehalten, selbst wenn der betr. Menschenschlag gar keine abwandelnde Auslese erfahren hätte, seitdem er vor vielleicht 60000 Jahren zum erstenmal in Europa aufgetreten ist. Ich möchte aus den S. 25 angegebenen Gründen nicht von einer „dalischen“, sondern von einer „fälischen Rasse“ sprechen.

[2] Hauschild, Zur Anthropologie der Cro-magnon-Rasse, Ztschr. f. Ethnologie, Heft 1/4, 1923.

[3] Einer solchen Änderung im Mengenverhältnis müßten dann aber Auslesevorgänge zugrundeliegen, also nicht eine Umwandlung der Cro-magnon-Rasse in die nordische Rasse, sondern ein Verdrängen der ersteren durch die letztere, sei es durch Ein- und Abwanderungen, sei es durch stärkere Vermehrung der nordischen Rasse. Der Zeitraum — einige Jahrhunderte der Eisenzeit — für eine durch Auslese innerhalb der Cro-magnon-Rasse vor sich gehende Umbildung ist viel zu kurz.

mir nach dem vermutlich besten europäischen Erhaltungsgebiete der Rasse, nach Westfalen, benannte — fälische Rasse unserer Tage wäre also im großen ganzen der gleiche Menschenschlag wie die altsteinzeitliche Cro-magnon-Rasse. Man wird immerhin geringe Unterschiede zwischen dem Cro-magnon-Schlage und dem fälischen Schlage anerkennen müssen, so eine größere Breite und Schwere des Knochenbaus des fälischen Schlages gegenüber dem schlankeren, leichteren Cro-magnon-Schlag, so vielleicht eine geringere Stärke des Überaugenwulstes bei dem fälischen Schlag. Man darf sich auch die altsteinzeitliche Cro-magnon-Rasse vielleicht als dunkeläugig und dunkelhaarig vorstellen und dementsprechend erst den jungsteinzeitlichen Übergang — soweit von einem solchen gesprochen werden darf — zur fälischen Rasse als sich-aufhellend (depigmentierend) oder hell geworden.[1]

Die Cro-magnon-Rasse wurde, wie oben schon erwähnt worden ist, von verschiedenen Forschern als Stammrasse der nordischen Rasse angesehen, sie sollte sich im späteiszeitlichen Nordwesteuropa durch Auslesevorgänge zur nordischen Rasse umgebildet, umgezüchtet haben. Diese Frage leitet über zu der umstrittenen und ihrer überzeugenden Lösung noch harrenden Frage von der Herkunft und Entstehung der nordischen Rasse.

Schliz hatte gewisse an die Cro-magnon-Rasse erinnernde Züge an steinzeitlichen dänischen und schwedischen Schädeln beobachtet, vor allem waren ihm die Schädel der unten zu erwähnenden jungsteinzeitlichen Megalithbevölkerung Nordwesteuropas als Schädel von Nachkommen der Cro-magnon-Rasse erschienen. So mußte ihm auch der Gedanke naheliegen, die später auf gleichem Gebiet vorwiegende nordische Rasse, wie schon der französische Rassenforscher de Quatrefages gewollt hatte, von der Cro-magnon-Rasse abzuleiten. Er sprach diesen Gedanken 1912 aus in seiner Arbeit „Beiträge zur Prähistorischen Ethnologie".[2] Wilser wollte die frühskandinavischen Funde in gleichem Sinne ausdeuten. Das ist schon oben (S. 317/318) erwähnt worden. Montelius, der schwedische Vorgeschichtsforscher, hat die gleiche Anschauung ausgesprochen in seiner Arbeit „De mandelformiga flintverktygens alder.[3] Auch Eugen Fischer erwägt als Rasseforscher die Möglichkeit einer Umbildung von Cro-magnon-Rasse in nordische Rasse auf südskandinavischem Gebiet. „Man darf vielleicht eine recht kleine Gruppe annehmen, die dann unter den sich ändernden Verhältnissen (Klima, Jagdtiere) in neuer scharfer Auslese und Inzucht all die eigentümlichen Merkmale erworben hat, wie sie innerhalb der ganzen Menschheit nur der nordischen Rasse zukommen."[4] Doch nimmt Fischer auch ein Nachleben der reinen Cro-magnon-Formen, somit eine fälische (dalische) Rasse an: „Die breiten alten Cro-magnon-Formen treten auch heute noch immer wieder auf . . . Es sind also neben den (aus der Cro-magnon-Rasse herausgebildeten) nordischen Formen in der Bevölkerung sozusagen unverändert gebliebene breitgesichtige Formen auch heute noch zu treffen; das hat man in Niedersachsen wie in Schweden gefunden."[4] Fischer lehnt im Anschluß an diese Ausführun-

[1] In Tydalen in Norwegen hat Bryn (En nordisk Cro- magnon-type, Ymer, 1921) allerdings auch einen dunklen fälischen Schlag angetroffen; dessen Betrachtung gehört aber in die „Rassenkunde Europas".

[2] Prähistor. Ztschr. Bd. 4, 1912, S. 36 ff.

[3] Antikvarisk Tidskrift, Bd. 20, 1919.

[4] Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 3. Aufl. München 1927.

gen Paudlers Annahme eines „gesonderten Ursprungs der nordischen Rasse aus einer gänzlich unbekannten Wurzel"[1] ab.

Nicht eben „aus einer gänzlich unbekannten Wurzel", sondern von der (von ihm als eine besondere Rasse angesehenen) Form von Laugerie-Basse (Dordogne), einer nicht guterhaltenen Form der Cro-magnon-Rasse, oder auch von der unten zu erwähnenden Form von Chancelade wollte Paudler in seinem oben erwähnten Buche die nordische Rasse ableiten. Eine schlanke Langkopfrasse sei von Südfrankreich donauabwärts nach Südosteuropa abgewandert, wo sie sich dann zur nordischen Rasse oder dem, was Paudler nordische Rasse nennen würde, umgebildet habe. Soviel ich sehe, hat bisher weder Vorgeschichtsforschung noch Rassenforschung eine Möglichkeit entdecken können, eine solche altsteinzeitliche Ausbreitung irgendwie durch Funde zu belegen.

Der schwedische Rassenforscher C. M. Fürst machte darauf aufmerksam, daß die nordische Rasse mehr Ähnlichkeiten, ja Übereinstimmungen mit der Aurignac-(Brünn)-Rasse als mit der Cro-magnon-Rasse zeige. So möchte auch Werth, einer der gründlichsten Kenner der steinzeitlichen Menschenreste, die nordische Rasse am ehesten von der Aurignac-Rasse ableiten.[2] Der Schädel der nordischen Rasse weicht von dem der Aurignac-Rasse hauptsächlich dadurch ab, daß er etwas breiter oder minder ausgesprochen schmal ist und ein ausgesprochenes Kinn besitzt. Mir war der Aurignac-Schädel als derjenige steinzeitliche Schädel erschienen, welcher der nordischen Rasse verhältnismäßig am nächsten stehe, jedenfalls (wie ich mich in der 3. Auflage [1923] dieses Buches ausdrückte) näherstehe als der Schädel der Cro-magnon-Rasse. Boule, der französische Erforscher der alteuropäischen Rassen, trat 1923 der Schlizschen Anschauung von einer Abstammung der nordischen von der Cro-magnon-Rasse entschieden entgegen.[3]

Der Vorgeschichtsforscher Kossinna möchte die nordische Rasse von den Rassen von Aurignac und Cro-magnon ableiten, so in seinem Werke „Ursprung und Verbreitung der Germanen in frühgeschichtlicher Zeit" Bd. I, 1926. Diese beiden Rassen hätten sich in der Späteiszeit und bis zum Beginn der Jungsteinzeit miteinander gekreuzt. Das Kreuzungsergebnis stelle die nordische Rasse dar. In der Tat lassen sich Merkmale aus beiden Rassen so zusammenstellen, daß sich ein der nordischen Rasse sehr nehestehendes Menschenbild ergibt, wenn die neue Rasse aus jeder der Elternrassen etwa gleichviel Anlagen entnimmt. In solcher Weise gehen aber Kreuzungen zweier Rassen nicht oder nur unter besonderen Bedingungen vor sich. Das ist S. 253 näher erörtert worden. Kossinna kann immerhin für die Verwirklichung der besonderen Voraussetzungen zur Entstehung einer Rasse aus einem Rassengemische mit den besonderen Verhältnissen und den Zeiträumen der Späteiszeit rechnen.

Eine Ableitung der nordischen Rasse allein von der Aurignac-Rasse hat Ekholm, der schwedische Vorgeschichtsforscher, versucht, so in seiner Arbeit „Die erste Besiedlung des Ostseegebietes".[4] Er weist die Ableitung der nordischen Rasse von der Cro-magnon-Rasse ab und führt gegen diese Annahme auch an, daß schon die für einen solchen Zusammenhang öfters herangezogene Maglemose-Gesittung (vgl. S. 318) Eigenheiten besitze, „für die — so viel man bis jetzt sehen kann — Westeuropa kein Gegenstück aufzuweisen hat". Schon die Maglemose-Gesittung weise auch auf eine Einwanderung hin,

[1] Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. I, 3. Aufl. München 1927.

[2] Werth, Der fossile Mensch, Bd. I, 1921, S. 332.

[3] Boule, Les Hommes fossiles, 2. Aufl. 1923.

[4] Wiener Prähistor. Ztschr., 12. Jahrg., 1925.

welche von Mitteleuropa her längs der Südgrenze der letzten Vereisung (Unterlauf der Weser, mittlere Elbe, obere Oder) den europäischen Nordwesten erreicht habe. Mitteleuropa bis zum sich nach Norden zurückziehenden Eisrande und so später bis an die Küste der Ostsee ergibt sich nach Ekholm als das Entstehungsgebiet der nordischen Rasse als einer Umzüchtung aus der Aurignac-Rasse. Damit würde sich vereinen lassen, daß der älteste schwedische Schädel, der Schädel von Stångenäs (Bohuslän) aus der Zeit um 6000 v. Chr., schon rein oder nahezu rein nordische Formen zeigt,[1] dazu im Stirnteil vielleicht einen Anklang an die Cro-magnon-Rasse.

Reche nimmt ebenfalls eine Entstehung der nordischen Rasse in Mitteleuropa oder doch Mittel- bis Westeuropa an, wenn er, der früher eher an die Aurignac-Rasse gedacht hat, heute die nordische Rasse von der sog. Chancelade-Rasse ableiten will, einer „Rasse", welche bisher allerdings nur durch den einen Fund von Chancelade (bei Périgueux, Südfrankreich) vertreten wäre. Der Schädel von Chancelade kennzeichnet sich durch einen langen, schmalen, hochgewölbten Gehirnteil, mittelhohes, mittelbreites Gesicht, verhältnismäßig hochgebaute Augenhöhlen, sehr schmale hochgebaute Nase, steile Stirn mit schwachen Überaugenbögen, Geradkieferigkeit, betontes Kinn. Es scheint sich um eine Abart der Cro-magnon-Rasse zu handeln, die sich dann also im Lauf altsteinzeitlicher Jahrtausende durch Auslese ungefähr in der Richtung auf die nordische Rasse von der Cro-magnon-Form entfernt hätte. Einzelne Forscher wollen aber die „Rasse" von Chancelade als einen besonderen Menschenschlag anerkennen. Die Körperhöhe der Chancelade-Rasse war — wenn man aus dem einen erhaltenen Skelett schließen darf! — geringer als die der Rasse von Cro-magnon, doch bezogen auf die Körperhöhe andrer Steinzeitrassen nicht gering, nämlich etwa 1,60 m. Reche[2] führt nun aus, diese „Abart der Cro-magnon-Rasse", eine Art Übergang von dieser zur nordischen Rasse, scheine „nach Norden gewandert zu sein und die Gebiete besetzt zu haben, welche die zurückweichenden nordischen Gletscher freigaben". An den Küsten der Nord- und Ostsee habe sie eine zweite Heimat gefunden, in der sie sich später zur nordischen Rasse umgewandelt zu haben scheine. „Die Rasse von Chancelade steht jedenfalls der nordischen bei weitem am nächsten, so daß es einer ‚Umwandlung' kaum bedurfte; im Grunde ist wohl die Rasse von Chancelade bereits als ‚nordische' Rasse zu bezeichnen." — In der Tat ist die beträchtliche Körperhöhe der nordischen Rasse auf dem Wege der Auslese erst in längeren Zeiträumen erworben worden. Die ältesten jungsteinzeitlichen Gebeinreste der nordischen Rasse zeigen zum Teil eine Körperhöhe an, die derjenigen der „Rasse" von Chancelade nicht überlegen ist.

Reches Annahme hätte indessen so lange nicht befriedigend gewirkt, als die nordische Rasse noch von dem einzigen Fund von Chancelade hätte abgeleitet werden müssen. Da brachten die Schädelfunde vom Pritzerber See (Prov. Brandenburg), Funde vom Übergang der Alt- in die Jungsteinzeit, eine bedeutungsvolle Bestätigung. Nach Reches Untersuchung stehen diese Schädel dem diluvialen Schädel von Chancelade besonders nahe, aber ebenso auch den nordischen Schädeln vom Typus „II", welche Reche beschrieben hatt: und welche der später zu erwähnenden schnurkeramischen Gesittung angehören. Die Pritzerber sind nach Reche als Vertreter einer Gruppe der ältesten Einwanderer

---

[1] Fürst, Stångenäskraniets renässans, Fornvännen, Jahrg. 20, 1925 (S. 274—294).

[2] Reche, Das rassische Werden des deutschen Volkes im Lauf der Jahrtausende; Ztschr. f. Volkaufartung und Erbkunde, 2. Jahrg., Nr. 4, 1927.

nordischer Rasse in Nordwesteuropa anzusehen, wohin diese Einwanderer von Westeuropa aus gelangt seien.[1]

Reches Ansicht erhält eine Stütze durch Sallers umfangreiche Arbeit mit der eigentlich unzutreffenden Überschrift „Die Entstehung der ‚nordischen‘ Rasse“.[2] Diese Arbeit bringt zwar eine ungemein fleißige und sehr dankenswerte Bewertung alt- und jungsteinzeitlicher Schädel als Rassenformen, bleibt aber doch entsprechend ihrer Methode — einer Methode, mit der man im heutigen Deutschland, geschweige im heutigen Europa, hundert oder mehr „Rassen“ feststellen könnte — fast ohne eigentliches Ergebnis. Doch wird sie — zusammen mit einer S. 330 zu nennenden Arbeit Sallers — letzten Endes zu einer Bekräftigung der Anschauungen Reches dienen; obschon die verhältnismäßig große Seltenheit steinzeitlicher Funde — aus der jüngeren Altsteinzeit Reste von etwa 60 Menschen — und die Unmöglichkeit, in jedem Einzelfalle zu bestimmen, ob gefundene Schädel reinrassig oder mischrassig seien, auch bei Mehrung der Funde immer noch Fragen genug unbeantwortet lassen wird.

Man hat gegenüber der wohl nie ganz zu überwindenden Mehrdeutigkeit mancher steinzeitlicher Schädelfunde als Rassenformen immer schon versucht, die Entstehungs- und Urheimatfragen nicht nur mit Hilfe der Bodenfunde zu erhellen, sondern auch durch Betrachtung umfassender Rassenverwandtschaften und Gesittungszusammenhänge. So wollte Hentschel („Varuna“, 1. Aufl. 1901, 4. Aufl. 1924) einen weiten Zusammenhang verwandter Rassen von Ozeanien bis nach Nordwesteuropa erkennen. Nach ihm zeigen die Südseevölker langköpfig-schmalgesichtige, schmalnäsige, lockenhaarige Menschengruppen, die den Betrachtern schon immer „europäisch“ oder wenigstens „europäid“ erschienen sind. Hentschel wies aber auch auf übereinstimmende Züge der Gebräuche, Sitten, Sagen und Überlieferungen hin, welche einzelne Menschengruppen der Südsee mit Völkern des europäischen Gesittungskreises verbänden. Die eigenartigen Beziehungen zwischen nordgermanischen Vorstellungen vom Gotte Thor und den Vorstellungen gewisser Südseevölker vom Gotte Maui hat Graebner[3] behandelt, dabei einen umfassenden Gesittungszusammenhang erhellend. Hier — in einer Rassenkunde des deutschen Volkes — soll nur kurz auf diese weitreichenden Vermutungen hingewiesen werden, denen gegenüber jedoch auch daran zu erinnern ist, daß gerade die Gruppen der am meisten „europäid“ erscheinenden Ozeanier sich durch Kurzköpfigkeit von ihren langköpfigen ozeanischen Nachbargruppen unterscheiden.

Man wird gewiß an bestimmte Zusammenhänge der schlanken, schmalgesichtig-langköpfigen Rassen oder eines Teils von ihnen denken dürfen. Ich wollte dem von Hentschel zuerst umschriebenen Zusammenhang nur so weit folgen, wie er sich mir auch als ein sprachlicher Zusammenhang darzustellen schien, weshalb ich im Absatz „Rasse und Sprache“ dieses Buches seit der 3. Auflage (1923) auf einen indogermanisch-semitisch-hamitischen Sprachzusammenhang hinwies, dem ein nordisch-westisch-orientalisch-hamitischer Rassenzusammenhang entspreche (vgl. auch Anhangsabschnitt). Will man die rassischen Verwandtschaftsbeziehungen zunächst noch nicht wie Hentschel bis Ozeanien ausdehnen, so wird man doch mindestens für Abstammung und Urheimat der vier genannten schlanken, langköpfig-schmalgesichtigen, schmalnäsigen, weichhaarigen Rassen nach einer gemeinsamen Wurzel suchen müssen. Die westische

[1] Reche, Die Schädel aus der Ancyluszeit vom Pritzerber See und ihre Beziehungen zu den steinzeitlichen Rassen Europas, Archiv f. Anthropologie, Bd. 21, 1928, S. 122—190.

[2] Ztschr. f. Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 83, 1927.

[3] Graebner, Thor und Maui, Anthropos XIV/XV, 1919/20.

und die orientalische Rasse können unmittelbar zusammengefaßt werden.[1] Sie erscheinen als zwei wenig geschiedene Schläge einer Rasse, zwei verschieden gerichteten Auslesevorgängen entsprechend. Ihre Zusammenziehung als zwei Schläge einer Rasse erscheint umsomehr geboten, als in Indien wieder ausgesprochen westische, also nicht orientalische Formen auftreten, die „Ost-mediterranen", wie sie von v. Eickstedt genannt worden sind. So läßt sich ein vorgeschichtlicher Rassenzusammenhang von Westeuropa bis Indien annehmen, eine Stammrasse, aus der sich die orientalische Rasse als ein Sonderschlag abgezweigt hat. Die hamitische (äthiopische) Rasse[1] entstammt wahrscheinlich einer Ahnenform der gleichen Stammrasse durch einen wieder etwas anderen Auslesevorgang. Wo aber liegt örtlich und zeitlich die gemeinsame Wurzel für die westisch-orientalisch-hamitische (äthiopische) Stammrasse und die nordische Rasse? —

Die oben erwähnten Vermutungen Hentschels haben neuerdings eine wertvolle Stütze erhalten durch die Kulturgeschichtsforschung der Ratzelschen Schule, besonders die sog. Kulturkreisforschung, wie sie zunächst von Frobenius, Ankermann, Graebner und Foy, dann auch von Menghin, P. Schmidt und P. Koppers ausging. Eine Gesittungsverwandtschaft war verfolgt worden, welche die Seefahrergesittungen der Südsee mit den Hirtengesittungen des heutigen (hamitischen) Ostafrikas und ferner den Urgesittungen der Völker semitischer und indogermanischer Sprache verbindet. Als die Rassen, von denen die indogermanischen Sprachen einerseits, die semitischen andererseits verbreitet und anderen Rassen bzw. Rassengemischen übermittelt worden sind, ergeben sich aber einerseits die nordische, andererseits die orientalische Rasse. Es mußte schließlich naheliegen, auch nach Verbindungen zwischen Kulturkreisforschung und Rassenkunde zu suchen. Geschah das bisher nicht von seiten der Rassenkunde, so wird sich das aus der noch in Anfängen und Widersprüchen steckenden Kulturkreisforschung erklären lassen.[2] Für die Altsteinzeit hat Bumüller, Die Urzeit des Menschen, 1925 (S. 67—71), die Nichtübereinstimmung der verschiedenen Annahmen von urgeschichtlichen Kulturkreisen mit den Gesittungskreisen Alteuropas dargetan. Sowohl Vorgeschichte wie Rassenforschung werden aber für Alteuropa gerne die Gesittungsverhältnisse der späten Altsteinzeit und der Jungsteinzeit von der früheren Altsteinzeit abzuleiten versuchen — und zwar zunächst ohne Hinblick auf die bisherigen Annahmen der Kulturkreisforschung, die aus Verhältnissen der Vorgeschichte außereuropäischer Gebiete gewonnen sind.

Dennoch bleibt es ein Verdienst Kerns und gehört zu den anregendsten, obschon, wie sich nach dem eben Angeführten schon erwarten läßt, nicht überzeugendsten Teiles seines Buches: „Stammbaum und Artbild der Deutschen" (1927), daß er eine Verbindung gewisser Ergebnisse und Annahmen der Kulturkreisforschung mit den Tatsachen der Rassengeschichte Alteuropas versucht hat, ein Verdienst, welches sicherlich immer anerkannt werden wird, auch wenn viele Einzelheiten der Kernschen Auffassung als unhaltbar abgelehnt worden sind. Graebner hatte die oben erwähnten malayisch-polynesischen, asiatisch-afrikanischen und indogermanischen Wechselbeziehungen als einen umfassenden „Kulturkreis" beschrieben, den der „jüngeren vaterrechtlichen Kulturen", wie er

[1] Über die orientalische und die hamitische (äthiopische) Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, München 1930.

[2] Über Wesen, Ergebnisse, Widersprüche und noch bestehende Fragwürdigkeiten der Kulturkreisforschung vgl. Reallexikon der Vorgeschichte unter „Kulturkreis" und E. K. Winter, Die historische Ethnologie und die Sozialwissenschaften, Ztschr. f. d. ges. Staatswissenschaften, Bd. 82, Heft 3, 1927.

ihn bezeichnete. Innerhalb dieses Kreises hatte er gewichtige Übereinstimmungen in Weltanschauung, Verfassungen, Sagen und in Gegenständen nachgewiesen, zugleich gezeigt, daß eben dieser Kulturkreis zu anderen in bedeutungsvollem Gegensatz stehe. Der Schluß lag nahe, die Völker dieses Kulturkreises, wie Hentschel gewollt hatte, sich in vorgeschichtlicher Zeit als Nachbarn zu denken, so also Indogermanen, asiatisch-afrikanische Hirten und malayisch-polynesische Seefahrer, bzw. deren Vorfahren und rassische Stammformen. Dabei hatte Graebner allein Tatsachen der Gesittungsforschung, nicht solche der Rassenkunde beachtet. Kern zog nun, wie Hentschel, auch Tatsachen der Rassenkunde zur Erhellung herbei.

Auf solchem Wege ist Kern zur Annahme einer „eurasischen" Urheimat der westischen, orientalischen, hamitischen (äthiopischen) und seiner „nordeurasischen" Rasse gekommen — wobei er als „nordeurasisch" eine Rasse bezeichnet, die später als Bestandteil eines späteiszeitlichen Rassengemisches in Nordwesteuropa zur Herausbildung desjenigen Menschenschlags beigetragen habe, der gemeinhin — und so auch im vorliegenden Buche — als nordische Rasse beschrieben wird. Dabei bezeichnet Kern als „eurasisch" das Steppengebiet, welches von Südosteuropa in das westliche Asien hineinreicht und welches auch zur Eiszeit schon eisfrei war.

Für die hamitische (äthiopische) Rasse wird man, wie ich in der „Rassenkunde des jüdischen Volkes" berichtet habe, am ehesten eine Urheimat in Südwestasien, vielleicht um den Persischen Meerbusen, suchen, wofür auch genügend hamitische (äthiopische) Anklänge in der Bevölkerung der Westküste Indiens sprechen könnten. Die „Urheimat" der Völker semitischer Sprache und ursprünglich orientalischer Rasse wird man vielleicht mit Ungnad[1] in Südosteuropa suchen dürfen.

Eine Nachbarschaft der orientalischen und hamitischen (äthiopischen) Rasse in dem Gebiete von Südeuropa bis zum Persischen Golf ist für einen Abschnitt der Vorgeschichte durchaus möglich. Die Sprachwissenschaft fordert eine vorgeschichtliche Nachbarschaft dieser beiden Rassen, indem sie semitische und hamitische Sprachen als nahe verwandt erwiesen hat.

Ob man sich aber, wie Kern will, Südosteuropa und die westasiatischen Steppen nicht nur als Entstehungsraum für die orientalische und hamitische (äthiopische) Rasse, sondern auch für Kerns Vorstufe zur nordischen Rasse, seine vermutete „nordeurasische" Rasse, und für die breitgesichtigen Kurzkopfrassen Europas denken darf — das scheint sehr fraglich. Der zur Verfügung stehende eiszeitliche und nacheiszeitliche Raum und die Steppenart des Gebietes lassen die Annahme einer größeren Anzahl von Abschließungs-(Isolations-)gebieten, wie sie Rassen — und besonders eine sich aufhellende (depigmentierende) Rasse wie die nordische — zu ihrer Herausbildung brauchen, einfach nicht zu. Außerdem läßt sich nicht vorstellen, daß die Witterungs- und Lebensverhältnisse in einer Steppenlandschaft diejenige Umwelt abgegeben hätten, die innerhalb einer Menschengruppe eine Auslese in der Richtung auf helle Haut-, Haar- und Augenfarben bewirkt hätte. Zu einer solchen Aufhellung bedarf es doch offenbar des Auftretens bestimmter Mutationen (Idiovariationen) und dazu der Auslesebedingungen einer wolkenreichen und wahrscheinlich auch waldreichen Landschaft.

Kerns Versuch einer Vermittlung von Kulturkreislehre und Rassengeschichte Alteuropas bleibt dennoch anziehend genug. Sehr frühe Beziehungen der „jüngeren vaterrechtlichen Kulturen" können bestanden haben. Sie brau-

[1] Ungnad, Die ältesten Völkerwanderungen Vorderasiens, Breslau 1923.

chen aber nicht oder nur zum Teil auf Rassenverwandtschaft beruhen, können vielmehr ebensogut durch Gesittungsbeziehungen bei vorgeschichtlicher Nachbarschaft erklärt werden — wenn man schon mit einzelnen „orthodoxen Vertretern der Kulturkreislehre" (wie man gesagt hat) eine gegenseitig unabhängige Entstehung ähnlicher Gesittungsformen an verschiedenen Orten (d. h. den sog. Parallelismus) und ebenso eine Entwicklung ähnlicher Formen aus ursprünglich verschiedenen (d. h. die sog. Konvergenz) als Erklärungsgrund durchaus ablehnen möchte.

Kern läßt die von ihm vermutete „nordeurasische" Rasse oder eine vorwiegend durch diese Rasse zusammengesetzte Menschengruppe von Südosteuropa nach Mittel- und Nordwesteuropa vorrücken und dort gemeinsam mit der Cro-magnon-Rasse zur Entstehung der nordischen Rasse beitragen, wie sie dieses Buch beschrieben hat; er schließt sich darin also wieder Paudler an, wie dies auch Hentschel getan hatte. Mit Paudlers, Hentschels und Kerns Annahme verträgt sich ohne weiteres die Annahme des Sprachwissenschafters Schrader von einer Urheimat der Stämme indogermanischer Sprache in Südrußland, wie sich mit Reches und Kossinnas Annahmen die Anschauung des Sprachwissenschafters Hirt von einer Urheimat der Stämme indogermanischer Sprache in der „norddeutsch-russischen Tiefebene" verträgt. Diese Annahme erfordert den Nachweis vorgeschichtlicher Auswanderungen indogermanischer Stämme von Nordwesteuropa her, jene den Nachweis solcher Wanderungen von Südosteuropa aus. Wäre aber die nordische Rasse oder ihre Stammform in der Altsteinzeit in Südosteuropa entstanden, so wäre es kaum verständlich, warum noch zu Herodots Zeiten (5. Jahrhundert v. Chr.) Stämme indogermanischer Sprache und überwiegend nordischer Rasse sich erst im Süden und Westen Rußlands verbreitet hatten, während im Innern Rußlands noch Stämme finnisch-russischer Sprache und überwiegend ostbaltischer Rasse siedelten.

Mir scheint der von Kern nach Graebner aufgewiesene Zusammenhang der „jüngeren vaterrechtlichen Kulturen" entweder nur zum Teil, nämlich nur für die nordische, westische, orientalische und hamitische (äthiopische) Rasse einen Rassenzusammenhang darzustellen, zum anderen Teil einen weit in die Vorgeschichte zurückreichenden Gesittungszusammenhang, oder aber der in Betracht kommende, zuerst von Hentschel vermutete Rassenzusammenhang weist auf eine Vorzeit zurück, die heute noch nicht zu erhellen ist, wohl auch kaum je zu erhellen sein wird. Höchstens an die Rasse von Aurignac (oder Brünn) ließen sich für diese Vorzeit noch Vermutungen anschließen und an deren vielleicht anzunehmenden Einwanderungsweg von Südasien her; — auch asiatische Steppentiere scheinen ja mit dem Menschenschlag von Aurignac in Europa eingedrungen zu sein. Dieser Rasse oder deren Stammform und dann zu vermutenden, nach verschiedenen Richtungen hin sich verzweigenden Schlägen dieser Rasse ist vielleicht der Anstoß oder ein Anstoß zum Entstehen der „jüngeren vaterrechtlichen Kulturen" zuzuschreiben. Einen altsteinzeitlichen Zusammenhang der Hamito-Semiten mit der „Rasse von Aurignac" hält auch Loewenthal für „allenfalls denkbar".[1] Bei einer solchen Annahme würde aber die Geltung des Mutterrechts in der Vorgeschichte der Völker semitischer Sprache und ursprünglich orientalischer Rasse Schwierigkeiten verursachen.[2]

Der indogermanische Sprachstamm, ausgebildet von Stämmen überwiegend nordischer Rasse, die im 3. und 2. vorchristlichen Jahrtausend mit ihren Erb-

[1] Loewenthal, ΘΑΛΑΤΤΑ, Untersuchungen zur älteren Geschichte der Indogermanen, Wörter und Sachen, Bd. X, 1927.

[2] vgl. hierzu Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930, S. 114.

anlagen die sich schließlich ausbildenden indogermanischen Einzelsprachen weithin verbreiteten, setzt aber zur Ausbildung und Erklärung seiner Eigenart eine weit in die Vorgeschichte zurückreichende Absonderung der ihn ausbildenden Menschengruppe voraus, und zwar die Absonderung innerhalb einer Umwelt, die sich wesentlich von den Urheimatgebieten der Stämme hamitischer (äthiopischer) Rasse und hamitischer Sprache und denen orientalischer Rasse und semitischer Sprache unterscheidet. Auch wer sich nur oberflächlich mit dem Bau der hamitischen, semitischen und indogermanischen Sprachen beschäftigt hat, muß erkennen, daß zwar die indogermanischen, semitischen und hamitischen Sprachen in einen sehr weiten Verwandtschaftskreis zu gehören scheinen, daß aber das Hamitische, das Semitische und allem Anschein nach die untergegangenen Sprachen der westischen (mediterranen) Rasse miteinander nahe, hingegen mit dem Indogermanischen wenn überhaupt, so doch nur sehr entfernt verwandt sind. Die Sprachwissenschaft muß ja von einem „Alleinstehen des Indogermanischen" reden.[1] Hätten sich die Stämme indogermanischer, semitischer und hamitischer Sprache, wie Kern will, im „eurasischen" Steppengebiet gebildet und wären sie noch bis über die Altsteinzeit hinaus Nachbarn gewesen, so müßte die Verwandtschaft des Indogermanischen mit den beiden anderen Sprachstämmen — wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden darf — viel enger sein und dürfte sich nicht nur auf eine solche Gemeinsamkeit beziehen wie den Besitz eines grammatischen Geschlechts der Hauptwörter. Wenn aber Meinhofs Annahme über die Entstehung des grammatischen Geschlechts der Hauptwörter aus sprachlichen Erscheinungen einer urhamitischen Sprachstufe sich bestätigen läßt, so könnte diese Annahme höchstens noch für die Erklärung des genus der semitischen Sprachen herangezogen werden, und das genus im Indogermanischen wäre aus einer ganz anderen Wurzel abzuleiten.

Als späteiszeitlicher Raum für die Herausbildung der nordischen, westischen, orientalischen und hamitischen (äthiopischen) Rasse kommen jedenfalls die eisfreien Gebiete vom Persischen Golf bis Mittel- und Westeuropa in Betracht.

In welchem Teilgebiet dieses Raumes die Entstehung der nordischen Rasse vor sich ging, das ist eine Frage, welche einerseits von der Rassenforschung zu beantworten sein wird — und diese hat (vgl. die S. 323 erwähnten Arbeiten Sallers und Reches) auf Mittel- bis Nordwesteuropa hingewiesen —, andererseits auch von der Sprachforschung, von dieser insofern, als sich ergeben hat — und diesen Nachweis zu erbringen, sollte meine „Rassenkunde Europas" versuchen —, daß die Völker indogermanischer Sprache von Irland und Island bis nach Indien und bis an die chinesische Westgrenze — wo die blonden blauäugigen Tocharer saßen — Gründungen von Stämmen nordischer Rassenherkunft waren.

Einen Weg zur Erforschung der gegenseitigen Nachbarschaft und räumlichen Verteilung der Stämme indogermanischer Sprache hat schon Johann Schmidt 1872 in seiner Schrift „Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen" eingeschlagen. Er kam zu der sog. Wellentheorie: es hätten sich innerhalb der indogermanischen Ursprache auf erweitertem Urheimatgebiet oder bei Abwanderung einzelner Stämme einzelne Mundarten, die allmählich zu Einzelsprachen wurden, strahlenförmig ausgebreitet, doch immer so, daß sie andere mundartliche Kreise überschritten, mit denen sie also Gemeinsamkeiten aufweisen müssen, aus denen die ursprüngliche räumliche Anordnung des ganzen Sprachstammes erschlossen werden könne. Die „Wellentheorie"

[1] Hirt, Indogermanische Grammatik, 1927, Bd. I S. 47: „Das Alleinstehen des Indogermanischen und Gründe dafür."

führte zu dem in Abb. 397 wiedergegebenen Bilde sprachlicher Verwandtschaft auf Grund räumlicher Berührungen.

Wilke hat nun in seiner Arbeit „Archäologie und Indogermanenproblem“[1] diese Anordnung der indogermanischen Einzelsprachen mit den durch die Vorgeschichtsforschung erschlossenen und erschließbaren Ursitzen der Einzelvölker indogermanischer Sprache verglichen und kam so zu dem durch Karte XXII dargestellten Ergebnis, aus dem er folgerte, man dürfe nunmehr „den indogermanischen Typus mit dem nordischen gleichsetzen“. Die Sprachverwandtschaft innerhalb des indogermanischen Sprachstammes ergibt somit das gleiche Bild wie die erschließbare räumliche Anordnung der Ursitze indogermanischer Völker. Von sprachwissenschaftlicher Seite liegen zur Frage nach den Ursitzen der Indogermanen die Antworten vor, welche Johansson in seiner Arbeit „Var låg

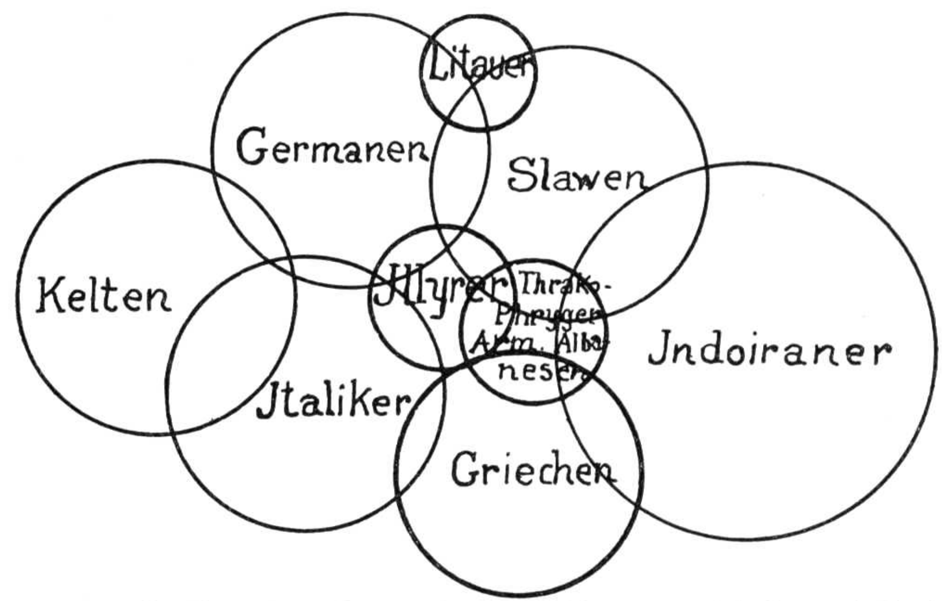


Abb. 397. J. Schmidts Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen (nach Wilke)

vår folkstams urhem“[2]) und neuerdings Kretschmer in der kleinen gemeinverständlichen Schrift „Die indogermanische Sprachwissenschaft“ (1925) gegeben haben. Johansson verlegt die litauisch-lettischen Ursitze nach Kurland, Litauen und Ostpreußen, die slawischen an den mittleren und oberen Dnjepr, die indoiranischen östlich oder südöstlich von den slawischen, die armenischen nach Rumänien oder nordöstlich der Karpathen, die hellenischen nach Ostungarn, die italischen nach Westungarn oder Böhmen, die keltischen nach Thüringen, Franken und Westböhmen, die germanischen nach Südskandinavien und Norddeutschland. Kretschmer hat im großen ganzen die gleiche Auffassung, nur daß er die Indoiraner mehr gegen die mittlere Donau rückt, den Kelten ausgedehntere Ursitze zuweist, die Italiker im heutigen Österreich sucht und andere minder wesentliche Abweichungen in Einzelfragen vertritt. Die auf Karte XXII dargestellten „Ursitze“ können jedoch noch nicht die ältesten Sitze dieser Völker sein, vielmehr geht aus ihrer Sprach- und Gesittungsverwandtschaft hervor, daß sie alle in einem engeren „Urheimat“-gebiet nachbarlich beisammen gewohnt haben müssen. Wo aber lag dieses „Urheimat“-gebiet? —

Verschiedene Antworten der Sprachwissenschaft sind in diesem Zusammenhange wichtig: Schrader[3] nahm eine südrussische Urheimat der Indoger-

[1] Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle, I, 3, 1918.
[2] Nordisk Tidskrift, 1911.
[3] Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 1906/07.

manen an, und zwar überwiegend aus sprachwissenschaftlichen Gründen — „aber seine Gründe sind nicht stichhaltig"[1] — und ohne die vorgeschichtliche Forschung genügend heranzuziehen. Er blieb bei seiner Auffassung auch in dem nach seinem Tode erschienenen Abschnitt über die Urheimat der Indogermanen im Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde (1917—1926), welchem Abschnitt Nehring jedoch einen Vermerk beigegeben hat, der auf die Bedenken hinweist, welche heute gegenüber Schraders Auffassung bestehen. Loewenthal[2] möchte aus sprachwissenschaftlichen Gründen die Urheimat der Stämme nordischer Rasse und indogermanischer Sprache im Karpathenvorlande und Oder- und Weichselabwärts vermuten.



Karte XXII. Die archäologisch und sprachwissenschaftlich erschlossenen Ursitze der Völker indogermanischer Sprache (nach Wilke)

Vgl. hierzu die Karte der sprachwissenschaftlich erschlossenen Ursitze nach Johansson in der Wiener Prähistorischen Zeitschrift, Bd. XII, 1925, S. 15.

Die meisten Sprachwissenschafter neigen heute zu der Auffassung, welche Hermann Hirt vorgetragen hat, so vor allem in seinem Werke „Die Indogermanen, ihre Urheimat und ihre Kultur" (1905—1907) und die er mit vertiefter Begründung wieder in seiner „Indogermanischen Grammatik" (1927) vorträgt: Hirt nimmt an, die Indogermanen seien von der „norddeutsch-russischen Tiefebene" ausgegangen; ihre ersten Ausbreitungszüge möchte er in die Zeit zwischen 1800—2000 v. Chr. verlegen. Die Annahme unterscheidet sich wenig von der Benders, der in seinem Buche „The Original Home of the Indo-Europeans" (1923) die Urheimat der Indogermanen in das frühgeschichtliche Gebiet litauischen Volkstums verlegt, von dem der heutige Staat Litauen einen Teil ausmacht. Kretschmer nennt die Ansicht von einer mitteleuropäischen bis norddeutschen Urheimat der Indogermanen die wahrscheinlichste.

[1] Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925.
[2] ΘΑΛΑΤΤΑ, Untersuchungen zur älteren Geschichte der Indogermanen, Wörter und Sachen, Bd. X, 1927.

Ein Stämmeverband von Wanderhirten in einer Steppenlandschaft, wie es Kerns Auffassung entspräche, können die Indogermanen mindestens in der Zeit, wo sie den eigenen Sprachstamm in der dazu nötigen Abschließung ausbildeten, nicht mehr gewesen sein, denn die älteste Schicht des indogermanischen Wortbestandes weist auf eine „Urheimat" hin, welche Wälder umfaßte, in denen z. B. Bär, Eichhörnchen und Biene vorkommen. Darré hat, wie früher schon Much, das Schwein als eine „Leitrasse", als kennzeichnendes Haustier der sich verbreitenden Stämme indogermanischer Sprache, ja als „heiliges Tier" dieser Stämme erwiesen und rassenphysiologische Gründe für die Zusammengehörigkeit von Schwein und nordischer Rasse angeführt, zugleich aber dargetan, daß damit für die Indogermanen ein waldreiches und niederschlagreiches Gebiet als „Urheimat" angezeigt sei.[1] In seinem gegen Kerns Auffassung gerichteten Buche „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse" (1929) hat Darré unter Anführung der heutigen Ergebnisse von Sprachwissenschaft und Vorgeschichtsforschung versucht, die leiblichen und seelischen Züge der nordischen Rasse aus einem „mitteleuropäischen Waldbauerntum" der Jungsteinzeit abzuleiten. Durch Herbeiziehung einer Reihe von Zeugnissen aus den Gebieten der Erdkunde, Witterungskunde, Tierkunde und Tierzucht, ferner der Siedlungskunde und Landwirtschaftsforschung ist Darrés Buch zu einer besonders wertvollen Stütze der Anschauung von einer nicht nomadischen, sondern bäuerlichen und nicht südeuropäischen, sondern mittel- bis nordwesteuropäischen „Urheimat" der Stämme überwiegend nordischer Rasse und indogermanischen Sprachstammes geworden.

Eine mitteleuropäische „Urheimat" ließe auch eine Erklärung dafür zu, daß die Kentum-Sprachen, die westlichen indogermanischen Sprachen, durch ihren ältesten Wortbestand auf Ackerbau und Viehzucht treibende Stämme hinweisen, die Satem-Sprachen, die östlichen indogermanischen Sprachen auf Stämme, bei denen die Viehzucht überwog, der Ackerbau geringer war. Die östlichen Stämme müssen schon frühzeitig auf das osteuropäische Steppengebiet übergegriffen haben, wie ja auch sie zuerst in Osteuropa auf östlich-gerichteten Ausbreitungswegen und etwa in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends mit Stämmen finnisch-ugrischer Sprache und vorwiegend ostbaltischer Rasse zusammengestoßen sind, die ihnen indogermanische Wörter der Satem-Sprachen als Fremdwörter entnommen haben.

Da die „norddeutsch-russische Tiefebene", in der Hirt (vgl. S. 329) die vorgeschichtlichen Stämme indogermanischer Sprache sich ausbreiten sieht, zur Zeit der weitesten Ausbreitung des Inlandeises vergletschert war, ergeben sich für die Altsteinzeit als innerster Urheimatbezirk für die nordische Rasse die eisfreien Gebiete Mitteleuropas, darunter vor allem auch das „Quellgebiet der deutschen Ströme", in welchem Saller (nach seiner S. 323 angeführten Arbeit) steinzeitliche Schädelfunde gehäuft findet, deren Formen den heutigen nordischen Schädelformen nahestehen.

Die Frage nach der Urheimat der nordischen Rasse engt sich für die Vorgeschichtsforschung wie für die Rassenforschung bei Erwägung jungsteinzeitlicher Verhältnisse immer mehr ein auf die Erörterung der Gesittungs- und Rassenherkunft der Schnurkeramiker Thüringens. Diese sind zugleich die früheste Gruppe, der man den indogermanischen Sprachstamm zuweisen darf, und diejenige, bei der die Gebeinfunde am eindeutigsten auf ein starkes Überwiegen der nordischen Rasse schließen lassen. Diese rassische Eigenart der thüringischen Schnurkeramiker ergibt sich auch wieder aus Sallers Arbeit

[1] Darré, Das Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten, Volk und Rasse, Heft 3, München 1927.

„Frühneolithische Skelettfunde aus Thüringen",[1] die (S. 362) bei den thüringischen Schnurkeramikern insbesondere Einschläge der „Chanceladerasse" feststellt, in der Reche (vgl. S. 322/23) die Stammform der nordischen Rasse gesehen hatte. Die indogermanische Eigenart der Schnurkeramiker ist neuerdings nicht nur von Schuchhardt, sondern auch von Menghin und Childe betont worden. Wenn aber Saller das Indogermanentum sich erst im „späteren Neolithikum" und zwar hauptsächlich durch die Chancelade-Rasse von Südosteuropa her ausbreiten läßt, so sprechen gegen ihn schon allein die S. 338 zu erwähnenden Befunde der schwedischen Ortsnamenforschung.

So etwa liegt gegenwärtig die Frage nach der Urheimat der nordischen Rasse. Ob Paudler, Hentschel und Kern eine „eurasische" oder südrussische Urheimat der nordischen Rasse oder ihrer Stammform annehmen, ob Wilser, Eugen Fischer, Montelius, Kossinna, Ekholm, Åberg, Loewenthal und Reche eine mittel- bis nordwesteuropäische Urheimat annehmen: einig sind mit Menghin und Childe (The Aryans, 1926) für die Altsteinzeit alle darin, daß nordische Rasse und Indogermanentum ursprünglich irgendwie zusammengehören.

Man könnte annehmen — und einer solchen Annahme würden die Funde nicht widersprechen —, daß diese „Rasse" von Chancelade oder eine andere Stammform der oben erwähnten „Pritzerber" sich von West- oder Südeuropa her zu Beginn der nacheiszeitlichen Wärmezeit gegen Nordeuropa ausgebreitet habe und dann bei neuerlicher Verschlechterung des Klimas derjenigen mittel- bis nordwesteuropäischen Umwelt ausgesetzt worden sei, die leiblich und seelisch der nordischen Rasse durch Auslese ihre letzte Ausgestaltung gegeben hätte. Dies mittel- bis nordwesteuropäische Gebiet muß zur Nacheiszeit diejenige Umwelt dargestellt haben, die sich aus dem ältesten Sprachbestand des indogermanischen Sprachstammes erschließen läßt.

In diesem — auch von Hirt und Kretschmer bezeichneten — Raume ergaben sich die kurzen Sommer, ergaben sich Eis und Schnee; hier war die Tierwelt, bestehend aus Bär, Wolf, Hirsch, Elch, Wildschwein, Biber, Otter und Eichhörnchen, die Pflanzenwelt bestehend aus Birke, Kiefer, Fichte, Esche, Espe, Ulme, Buche und der vielleicht heilig gehaltenen Eiche möglich — alle die Umweltverhältnisse also, auf welche der älteste Wortbestand der indogermanischen Sprachen hindeutet, die Umweltverhältnisse zugleich, aus deren auslesender Wirkung Darré die leiblichen und seelischen Züge der nordischen Rasse abzuleiten versuchen konnte. Im erweiterten mittel- bis nordeuropäischen Gebiete der indogermanischen Ursitze ist auch eine viel größere Anzahl alter und heutiger Berg- und Flußnamen noch sprachlich deutbar als außerhalb dieses Gebietes.[2]

Innerhalb der eisfreien Siedlungsräume Europas wird man sich die westeuropäischen Gebiete bis zum schließlich nordwärts weichenden Eis-

[1] Zeitschr. für Anatomie u. Entwicklungsgeschichte, Bd. 90, 1929, S. 343 ff.

[2] Wären die Indogermanen erst um 1800 oder um 1500 v. Chr. in Mitteleuropa und Nordwesteuropa eingewandert, wie Hentschel bzw. Paudler meinen, so müßte sich hier eine lange Reihe nichtindogermanischer Berg-, Fluß- und Ortsnamen ergeben, Spuren der vorindogermanischen Besiedlung. Um 1800 v. Chr. war ja Mittel- und Nordwesteuropa schon verhältnismäßig dicht besiedelt. Die Einwanderung müßte dann so geschlossene Gesittungskreise mit verhältnismäßig dichter Besiedlung durchstoßen haben wie in Ostdeutsch-

rand als die Sitze der Cro-magnon-Rasse denken müssen; dafür sprechen auch vorgeschichtliche Funde. Mittel- bis südosteuropäische Gebiete wird man sich als den Siedlungsraum der Rasse oder des Rassengemisches denken müssen, aus welchem sich die nordische Rasse gebildet hat. Im „eurasischen“ Gebiete mögen sich die Rassenbildungsvorgänge abgespielt haben, welche zur Entstehung der hamitischen (äthiopischen) und der orientalischen Rasse geführt haben (vgl. S. 325). Vor Abschließung der sich zur nordischen Rasse umbildenden Gruppe durch einen entstehenden Waldgürtel mögen in Südosteuropa am westlichen Rande des „eurasischen“ Gebietes auch Berührungen, entweder Vermischung oder Austausch von Gesittungsgütern, mit den Menschenschlägen des eiszeitlichen „Eurasiens“ stattgefunden haben.

Die durch einen Auslesevorgang, bewirkt durch die besonderen Verhältnisse der Späteiszeit, sich zur nordischen Rasse umbildende Gruppe erweiterte ihr hauptsächlich mitteleuropäisches Gebiet dem weichenden Eise folgend gegen Norden und seitlich gegen Westen und Osten. Es ist wahrscheinlich, daß sich die oben erwähnten Annahmen Hirts, Benders und Loewenthals schließlich dahin vereinigen lassen, daß sich der späteiszeitliche Raum der sich zur nordischen Rasse ausbildenden Menschengruppe indogermanischen Sprachstamms von einem Gebiet zwischen Mitteldeutschland bis zum Nordhang der Karpathen nordwestlich, dem Eise folgend, gegen die untere Elbe und nordöstlich gegen das heutige Litauen hin ausgebreitet habe. Das wäre etwa das Gebiet, das Karsten als Urheimat der Stämme indogermanischer Sprache bezeichnet: „bloß das mittlere Europa in etwas erweitertem Sinne“.[1]

Die spät- und nacheiszeitlichen Jahrtausende haben den nordischen Menschen auch in seinen seelischen Zügen geschaffen. Sie bedeuten „die Geburtsstunde der nordischen Seele“, wie Uebel sich ausgedrückt hat.[2] Nicht das Meer, wie man vermutet hat, sondern ursprünglich nur die Weiten der norddeutsch-russischen Tiefebene und die „Urwanderungen“ (Uebel) entlang den Urstromtälern haben die Auslesebedingungen geschaffen, welche das seelische Bild der nordischen Rasse schufen.[3] In der Bezwingung einer Umwelt, wie sie die Späteiszeit am Rande des weichenden Eises durch Jahrtausende hindurch bot, hat man die Ursachen zu derjenigen Auslese erkennen wollen, deren Ergebnis die nordische Rasse ist. So auch Lenz:

---

land die „nordillyrische Kultur“ Kossinnas oder die von Schuchhardt den germanischen Semnonen zugeschriebene sog. Lausitzer Kultur. In diesem Abschnitt der Bronzezeit hatten aber die von Mitteleuropa ausgehenden nord-südlichen und west-östlichen Wanderungen der Stämme indogermanischer Sprache und nordischer Rassenherkunft schon begonnen, die Much, Kossinna, H. Schmidt und Schuchhardt beschrieben haben. Schuchhardt, Alteuropa, 1926, S. 3, erwähnt eine Ausbreitung der mittel- bezw. nordwesteuropäischen Schnur- und Megalithkeramik schon für die Zeit um 2500 v. Chr.

[1] Karsten, Die Germanen, 1928, S. 49 (in Pauls Grundriß der germanischen Philologie).

[2] Uebel, Nacheiszeit und nordische Rasse, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 18, Heft 4, 1925.

[3] Das hat wohl auch Spengler empfunden, als er in seinem „Untergang des Abendlandes“ seine „faustische Kultur“, die Schöpfung des „Abendlandes“, von dem „Urerlebnis“ weiträumiger Ebenen abzuleiten versuchte.

„Die seelische Eigenart der nordischen Rasse hängt offenbar mit der nordischen Umwelt zusammen, aber nicht so, daß das naßkalte Klima unmittelbar ihre sorgende Sinnesart erzeugt hätte, sondern vielmehr in dem Sinne, daß Familien mit dem leichten Sinn des Südländers, die nicht auf lange Zeit vorauszudenken pflegen, viel häufiger im nordischen Winter zugrunde gingen. Die Rasse ist also in gewissem Sinne das Produkt ihrer Umwelt, aber nicht das direkte Produkt der Umwelt im lamarckistischen Sinne, sondern das Züchtungsprodukt der Umwelt. Von wesentlicher Bedeutung sind dabei natürlich auch die ursprünglichen Entwicklungsmöglichkeiten einer Rasse. Auch mongolide Rassen sind durch Auslese an nördliches Klima angepaßt worden. Während aber bei der nordischen Rasse die Überwindung der Unwirtlichkeiten der Umwelt durch Steigerung der geistigen Kräfte erreicht wurde, geschah die Anpassung der arktischen Mongoliden durch Züchtung äußerster Bedürfnislosigkeit“.[1]

Die späteiszeitlichen Jahrtausende in den Tiefebenen vor der zurückweichenden Gletscherstirn könnten es auch gewesen sein, welche innerhalb der sich zur nordischen Rasse umbildenden Menschengruppe eine Aufhellung der Haut-, Haar- und Augenfarben, eine „Depigmentierung“, mit sich brachten.[2] Außer der sich vollziehenden Auslese von einer vorauszusetzenden dunklen „vornordischen“ Menschengruppe zu der hellen nordischen Rasse muß sich auf dem bezeichneten norddeutsch-russischen Gebiet auch die Gesittungssteigerung vollzogen haben, welche aus Sammlern und Jägern schließlich auch Hirten und in der Jungsteinzeit endlich auch Ackerbauer werden ließ — falls eine solche Reihenfolge der Gesittungsstufen angenommen werden darf.

Die früheste Stufe der indogermanischen Sprachentwicklung setzt neben Viehzucht schon Ackerbau voraus. Die in Jütland und Norddeutschland gefundenen steinzeitlichen Pflüge zeigen, daß innerhalb Alteuropas die Stufe der Pflugwirtschaft zuerst in Nordwesteuropa erreicht worden ist, wie später auf gleichem Gebiete und aus den gleichen landschaftlichen und rassenseelischen Ursachen bei germanischen Stämmen zum erstenmal der schwere Räderpflug auftaucht.

Haben die nordischen Stämme den Ackerbau aus sich selbst entwickelt oder durch eine Gesittungsübertragung vermittelt erhalten? — Kern möchte die schlanken Rassen, den „Bewegungstypus“, und so auch seine vorwiegend „nordeurasischen“ Stämme indogermanischen Sprachstammes, gerne als vaterrechtliche Hirten, hingegen die untersetzten, die „Seßhaften“, aber auch seine „dalische“ (fälische) Rasse, als mutterrechtliche Ackerbauer sehen und neigt dementsprechend dazu, den Ackerbau oder dessen Vorstufe, den Hackbau, als eine Wirtschaftsform zu sehen, welche von den breitgesichtig-kurzköpfi-

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927.

[2] Man darf sich vielleicht vorstellen, daß nicht die ganze „vornordische“ Menschengruppe hell wurde, daß vielleicht einzelne Erbstämme von der zur Aufhellung führenden Auslese nicht oder nicht genug erfaßt wurden: man kann ja gelegentlich auf der skandinavischen Halbinsel (und auf den Britischen Inseln?) Menschen sehen, welche bis auf die dunkleren Farben durchaus nordisch sind, und muß vielleicht nicht in allen solchen Fällen an eine Rassenkreuzung denken. Doch könnte diese Frage nur durch eingehende Sippenforschung gelöst werden.

gen, untersetzten Rassen Europas einerseits, von der Cro-magnon-Rasse (der späteren fälischen Rasse) andererseits, in Alteuropa verbreitet worden wäre. In anderen Erdteilen ergibt sich ja öfters die Übereinanderschichtung viehzüchtender Herren und ackernder Knechte. Für Alteuropa läßt sich keine so einfache Antwort finden, zumal die sicherlich sehr schlanke westische Rasse, ein ausgesprochener „Bewegungstypus", mutterrechtliche Pflanzer gestellt hat. Die untersetzten breitgesichtig-kurzköpfigen Wanderhirten Innerasiens, zu denen doch die untersetzten breitgesichtig-kurzköpfigen Rassen Europas wahrscheinlich irgendwelche Beziehungen haben (vgl. S. 315), können gegen Kern das Beispiel eines scheinbar „seßhaft" gebauten, doch umherschweifenden Menschenschlags abgeben. Es wäre sogar möglich, daß sich bei gemehrter vorgeschichtlicher Erkenntnis ein Jäger- oder Wanderhirtentum der steinzeitlichen Vorfahren der ostischen und ostbaltischen Rasse ergäbe.[1]

Die Frage, wo der alteuropäische Ackerbau seine Wurzeln hat, kann noch nicht als geklärt gelten. Sollte der nordwesteuropäische Ackerbau auf die dem nordwesteuropäischen Eisrande nachrückende Cro-magnon-Rasse zurückgehen, die nordische Rasse also diese Gesittungsform von der Cro-magnon-Rasse übernommen haben? — Es hat nicht an Vermutungen gefehlt, welche sich für ein Entstehen des Hackbaus in Südfrankreich schon in der Altsteinzeit ausgesprochen haben. Die Bevölkerung der Kökkenmöddinge, welche vielleicht aus einem nordisch-fälischen Rassengemische bestand, muß schon einen sehr einfachen Ackerbau gekannt haben. Im Kreise der Bandkeramik, also im Kreise der nordischen oder vorwiegend nordischen Urkelten, Urhellenen, Urthraker und deren Nachbarstämme, zeugen die sehr häufigen Funde von Hacken von dem ersten ausgedehnten Hackbau Alteuropas. Die ganze spätere Geschichte der durch ihr Begehren nach Ackerland bei stärkerer Vermehrung der Stämme zu Wanderungen und Kriegen geneigten vorwiegend nordischen Stämme der Indogermanen, die Wanderungen selbst in ihrer auch durch Darré[2] wieder betonten Eigenart als Auszüge von Bauernschaften lassen den Ackerbau als ein besonders früh erworbenes Kennzeichen der Stämme überwiegend nordischer Rasse erscheinen. Sollte doch eine überwiegend der Cro-magnon-Rasse angehörende jungsteinzeitliche Menschengruppe Nordwesteuropas den Indogermanen, dieser überwiegend nordischen Menschengruppe, den frühesten Ackerbau Alteuropas vermittelt haben?

In der Späteiszeit muß ja das bedeutsame Ereignis eingetreten sein, daß in Nordwestdeutschland nordische Rasse mit Cro-magnon-Rasse zusammenstieß, wie Uebel (vgl. S. 332) und Kern betont haben. Man wird annehmen dürfen, daß die Cro-magnon-Rasse eine ähnliche Aufhellung der Haut-, Haar- und Augenfarbe erfahren hatte wie die nordische Rasse. Diese helle breitgesichtige Mittel- bis Langkopfrasse soll nun im folgenden wieder fälisch genannt werden.

[1] Diese Fragen werden noch schwieriger, Kerns Annahmen zugleich fragwürdiger, wenn sich wirklich erweisen läßt, daß das Wanderhirtentum den Ackerbauern gegenüber die jüngere Gesittungsstufe darstellt, nicht, wie bisher vielfach geglaubt wurde, die ältere; vgl. hierzu Hettner, Der Gang der Kultur über die Erde, Leipzig, 1929, S. 38.

[2] Darré, Das Bauerntum als Lebensquell d. Nord. Rasse, München 1929.

Ich möchte annehmen, daß die Ausbreitung der nordischen Rasse, bzw. vorwiegend nordischer Menschengruppen, vom eisfreien Mitteleuropa aus und die der fälischen Rasse, bzw. vorwiegend fälischer Menschengruppen, vom eisfreien Westeuropa aus etwa in dem Zeitabschnitt zu einem Zusammenstoß der beiden Rassen geführt hat, als der Eisrand sich der heutigen Ostseeküste näherte, spätestens jedoch in einem Zeitabschnitt um 8000 v. Chr. Es muß nach anzunehmenden kriegerischen Zusammenstößen, die in der germanischen Sage vielleicht als Kampf der Götter mit den Riesen bewahrt sind, schließlich zu friedlichem Ausgleich auf annähernd „ebenbürtiger" Grundlage gekommen sein.[1] Diesem Ausgleich folgte in gewissem Ausmaß eine Rassenmischung, ihm muß ferner schließlich ein sich aus sich selbst vollziehendes Aufsteigen der nordischen Geschlechter in die Schicht der gehobenen „edlen" Geschlechter gefolgt sein, denn in die frühe Geschichte treten auch die nordwesteuropäischen Stämme Alteuropas mit mehr oder minder deutlicher Führung durch nordischere und nordische Geschlechter ein.

Von der nordischen Rasse übernahmen die Stämme fälischer Rasse die indogermanischen Sprachen. Doch könnte das Urgermanische einzelne Wörter aus den Sprachen fälischer Stämme entlehnt haben, denn eine Anzahl von Wörtern des Urgermanischen finden sich nicht in den anderen indogermanischen Sprachen, und zwar sind das gerade Wörter aus dem See- und Strandleben. Die fälische Rasse könnte so zur Lehrmeisterin der nordischen Rasse auf der See geworden sein, hätte in der nordischen Rasse allerdings eine sehr gelehrige Schülerin gefunden. Nordische Entschlossenheit muß die seelische Weiträumigkeit, welche im Zeitabschnitt der „Urwanderungen" (Uebel) durch Auslese gewonnen war, nun von der Tiefebene auf die See übertragen haben. Auf der See spielte sich fortan der Fernendrang der nordischen Rasse gerne ab. Aus den Sprachen der fälischen Rasse könnten Wörter wie See, Damm, Schiff, Boot, Segel, Steuer, Bord, Brise,

[1] Ich kann Loewenthal nicht zustimmen, wenn er annimmt, die nordischen Germanen hätten die nordwesteuropäischen Cro-magnon-Bevölkerungen „zum Großteil beseitigt, zum Kleinteil verknechtet." Wäre beim nordisch-fälischen Zusammenstoß die fälische Rasse beseitigt worden, so fänden sich heute nicht mehr solche verhältnismäßig deutlichen Einschläge fälischer Rasse. Wäre die fälische Rasse verknechtet worden, so würde fälisches leiblich-seelisches Wesen wohl noch uns Heutigen als „knechtisch" vorkommen oder wenigstens als „unterlegen" oder „unedel" oder „unvornehm". Im Falle der ostischen und ostbaltischen Rasse wirken vorgeschichtliche Herren- und Knechteanschauungen noch heute nach. Jedes Witzblatt kann zeigen, daß mit der Leiblichkeit der ostischen und ostbaltischen Rasse unbewußt auch heute noch die Vorstellung einer Unterschicht, „unedlen" oder „unvornehmen" Wesens verbunden ist. Auch heute noch gilt ostisches und ostbaltisches Aussehen in den oberen Schichten der abendländischen Völker als „nicht eigentlich standesgemäß", obschon in diesen Schichten heute schon verhältnismäßig viele vorwiegend ostische oder ostbaltische Menschen vertreten sind. Ähnliche Vorstellungen haben sich nie mit dem leiblich-seelischen Bild der fälischen Rasse verbunden, was eine entsprechende Vermutung über deren vorgeschichtliches Geschick zuläßt. Andererseits ist aber auch die allgemein abendländische Vorstellung, daß Schmalheit des Gesichts „edler" sei als Breite des Gesichts ein Anzeichen für eine gewisse vor- und frühgeschichtliche Überschichtung der nordischen über die fälische Rasse.

Hafen, Ebbe, Klippe, Strand, Geest, Au (= Insel), Netz, schwimmen und ebenso eine Anzahl Fischnamen stammen, die ohne Entsprechungen in den übrigen indogermanischen Sprachen sind. Auf solche Zeugnisse des Wortschatzes hat Paudler hingewiesen.[1]

Aus der Gesittung der fälischen Rasse scheint, wie Paudler ebenfalls gesehen hat, jene Spur einer mutterrechtlichen Einwirkung auf das indogermanische und somit auch germanische Vaterrecht hinzuweisen, welche durch die oft erwähnten Stellen bei Tacitus (Germania 20, Annalen XII, 29) angezeigt ist. Tacitus berichtet dort, daß außer dem Vater auch dem Mutterbruder eine gewisse herrschende Stellung in der Sippe angewiesen war.[2] Eine gewisse Ehrenstellung des Mutterbruders war anscheinend nicht nur den Germanen, sondern auch den — wahrscheinlich auch fälisch untermischten — Kelten eigen. Paudler möchte sich auch die Durchbrechung der Zehnerrechnung (des dezimalen Systems) der Indogermanen durch eine Zwanzigerrechnung (vigesimales System) aus Einflüssen einer fälischen Urgesittung erklären. Die Zwanzigerrechnung tritt besonders auf keltischem Gebiete auf.[3]

Aus einem nordisch-fälischen Rassengemische will nun Kern erst die nordische Rasse, wie sie dieses Buch beschreibt, entstanden sehen. Der von ihm „nordeurasisch" (vgl. S. 325) genannte Menschenschlag ist nach Kern noch nicht die hier nordisch genannte Rasse, vielmehr erhält dieser eine Reihe von Merkmalen erst durch Kreuzung mit der fälischen Rasse.[4] Kern läßt also die

[1] Betont muß aber werden, daß es sich bei den vielleicht nicht-indogermanischen Wörtern der germanischen Sprachen entgegen der Meinung Paudlers um eine ganz geringe Anzahl handelt, „daß selbst Wörter indogermanisch sein können, die nur im Germanischen nachweisbar sind, ja daß davon eine gewisse Anzahl indogermanisch sein müssen" (Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, 1909). Liebich, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache, 1905, rechnet etwa 4,8% alte und neuaufgenommene, nicht-indogermanische Wortstämme im Deutschen (davon aber 4,3% Entlehnungen aus dem Semitischen und aus „uralaltaischen" Sprachen). Zu der Frage eines nicht-indogermanischen „Substrats" des Germanischen vgl. auch Neckel, Germanen und Kelten, 1929.

[2] Vgl. Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde unter „Mutterrecht" und „Neffenrecht". Die Begriffe „Mutterrecht" und „Vaterrecht" werder weiter unten S. 355 erläutert werden.

[3] Aus dem Zusammentreffen und der Kreuzung nordischer und fälischer Rasse wollte Paudler auch die germanische Lautverschiebung erklären, eine Erklärung, die auf den ersten Blick verlockend erscheint; hierüber der Anhangsabschnitt „Rasse und Sprache".

[4] Kern sieht seine „nordeurasische" Rasse etwa wie die weibliche Ausgestaltung der nordischen Rasse, ja noch mehr: als „nordeurasisch" möchte er einen Menschenschlag bezeichnen, der von der nordischen Rasse abweicht durch mehr gewölbte, steilere Stirn ohne Überaugenbögen im männlichen Geschlecht, durch unausgesprochenes Kinn und andere Einzelzüge, so daß er von der Glätte und nach Paudler von der „fast weiblichen Sanftheit" des „nordeurasischen" Kopfes spricht. Dementsprechend bildet Kern als nordische oder „nordeurasische" Rasse eine Auswahl von weichen Männer- und Frauenköpfen ab, unter den Männerköpfen einige, die man schon als halbweiblich bezeichnen möchte, also Randerscheinungen zwischengeschlechtlicher Ausprägung, wie sie in jeder Rasse gelegentlich im männlichen Geschlecht vorkommen. Es ist auffällig, daß Kern gerade die Hellenen als echt nordisch oder „nordeurasisch" sehen möchte,

in vorliegendem Buch beschriebene nordische Rasse einzelne, hauptsächlich im männlichen Geschlecht auftretende Merkmale erst durch einen Einschlag fälischer Rasse gewinnen. Er möchte der nordischen Rasse eine Anzahl von Merkmalen, welche sie mit der fälischen Rasse gemeinsam oder scheinbar gemeinsam hat, gleichsam abziehen, um diese dann als fälischen (dalischen) Einschlag deuten zu können. Die fälischen Überaugenwülste (tori supraorbitales) sollen so nordische Überaugenbögen (arcus superciliares) gebildet haben, das fälische Kinn (vgl. S. 147) soll das nordische Kinn ergeben haben. Fälische Züge sollen die „nordeurasische" Rasse so abgewandelt haben, daß das von Kern beschriebene Glatte, Fade, Zierliche mehr verschwunden, das Kühne, Scharfe, Kantige im männlichen Geschlecht aufgetreten sei.[1]

Nicht als Träger der Bronze und somit etwa mit dem Beginn der nordeuropäischen Bronzezeit um 1800 v. Chr., wie Hentschel entgegen den Aussagen der Vorgeschichte annehmen will, noch weniger erst um 1500 v. Chr., wie Paudler meint, sondern spätestens in der Zeit, als die Ostsee zu einem Binnensee mit Süßwasser geworden war, muß außer einzelnen Gruppen nordischer Rasse, wie sie etwa die Funde vom Pritzerber See anzeigen (vgl. S. 322 f.) auch ein nordisch-fälisches Rassengemische mit Einschlägen einer oder mehrerer Kurzkopfrassen gegen die skandinavische Halbinsel vorgedrungen sein, wo die Kurzköpfe sich besonders auf dänischem Gebiet stärker verbreitet haben. Ekholm hat ja in seiner S. 321 genannten

---

da er hellenische Bildwerke von Göttern und Helden, die der hellenischen Kunst entsprechend bewußt mehr „den Menschen" denn Mann oder Weib darstellen, für ausschlaggebende Zeugnisse rassenkundlicher Art nimmt. Wo die Hellenen aber geschichtliche Einzelmenschen darstellen, erscheinen gleich die männlich-nordischen Züge, wie sie dieses Buch beschreibt. Vgl. Hekler, Die Bildniskunst der Griechen und Römer, 1912.

[1] Diese Annahmen Kerns lassen sich aber gegenüber dem Bestehen einer nordischen Rasse, wie sie dieses Buch beschrieben hat, mit den Vererbungsgesetzen nicht vereinigen. Bei Kreuzung zweier Rassen vererben sich die einzelnen Anlagen unabhängig voneinander, wie S. 253 f. beschrieben wurde. Man kann sich zwar eine besondere Auslese vorstellen, welche in Jahrtausenden aus einem Rassengemische eine neue Rasse entstehen läßt; aber daß in solcher Auslese die neue Rasse von der einen oder der anderen immer nur gewisse Einzelheiten der Überaugengegend, der Kinnform, der Stirnform usw. übernimmt und alle anderen Kreuzungsformen (Mixovariationen) immer wieder ausgemerzt worden wären — das läßt sich nicht vorstellen. Außerdem sind in jedem Rassengemische Einzelmerkmale möglich, welche nicht von einer einzigen Rasse herzuleiten, sondern zwei oder mehr Rassen gemeinsam sind. Der Anblick gerade der skandinavischen Bevölkerungen schlankstеn Wuchses und schmälster Gesichter — vgl. auch die Feststellungen bei Bryn, Der Nordische Mensch, 1929 — könnte Paudler und Kern vom Bestehen der nordischen Rasse überzeugen, wie sie im fünften Abschnitt dieses Buches beschrieben und durch die Bilder bei Fischer-Günther, Deutsche Köpfe nordischer Rasse, München 1930, bezeichnet worden ist. Um Einzelmerkmale feinerer Art kann indessen ja so lange noch gestritten werden, bis eingehende Untersuchungen vorliegen; das wurde S. 336 betont. Kern möchte besonders ein solches Merkmal wie das der fälischen Augeneinbettung zur Abgrenzung fälischer von nordischen Zügen besonders heranziehen. Damit hat er gerade ein Merkmal gewählt, dessen Spielraum (Variationsbreite) wahrscheinlich so groß ist, daß er in den Spielraum entsprechender Merkmale anderer Rassen übergreift, zur Abgrenzung gegen diese also besonders ungeeignet ist.

Arbeit auf eine Einwanderung aus Mitteleuropa hingewiesen, welche den Urstromtälern folgte. Der älteste schwedische Schädel, der von Stångenäs (vgl. S. 322), erscheint als nordisch oder vorwiegend nordisch. Die „nordische Langschädelform“ der Jungsteinzeit, welche Scheidt[1] beschreibt, der langköpfige Bevölkerungsteil der skandinavisch-nordwestdeutschen Megalithkeramiker, läßt sich im Durchschnitt am ehesten als nordisch mit fälischem Einschlag begreifen.

Wäre Nordwesteuropa erst im zweiten vorchristlichen Jahrtausend von Stämmen indogermanischer Sprache besiedelt worden, so müßte, wie oben ausgeführt, die Ortsnamenforschung Reihen von nicht-indogermanischen Ortsnamen finden. Die Annahmen Paudlers werden aber auch durch ein bedeutungsvolles sprachliches Zeugnis widerlegt: die ältesten schwedischen Ortsnamen zeigen keine nicht-indogermanischen Bestandteile. Noch wertvoller aber ist der Nachweis des schwedischen Ortsnamenforschers Hellquist,[2] daß die ältesten Bewohner Schwedens den indogermanischen Ablaut zur Ortsbezeichnung gebraucht haben.[3] Dem See Naten entströmt der Fluß Näta, dem See Aurr der Fluß Yrja, der Seename Vætur gehört zum Flußnamen Vata usw. Stämme indogermanischer Sprache müssen demnach Schweden besiedelt haben in derjenigen Vorzeit, in welcher der Ablaut noch als eine Wortbildungsmöglichkeit lebendig war. Das führt vielleicht bis in den Zeitabschnitt der Kökkenmöddinge (um 5000 v. Chr.) zurück.

Der fälische Einschlag muß innerhalb der Stämme indogermanischer Sprache desto schwächer geworden sein, je ferner dem Nordwesten Alteuropas sie siedelten. Die Germanen scheinen den stärksten fälischen Einschlag gehabt zu haben, unter ihnen die Stämme auf späterem nordwestdeutschem Boden. Die Kelten mögen in ihren nördlichen Stämmen fälisch durchmischt gewesen sein, vielleicht hat eine leichte fälische Durchmischung bis zu den Ursitzen der Italiker (Römer) in Süddeutschland gereicht. Die Satem-Stämme, darunter Altinder, Altperser, Altarmenier, mögen keinen fälischen (dalischen) Einschlag gehabt haben, unter den Kentum-Stämmen auch die Hellenen keinen.

Es scheint dann zu einer Auslese gekommen zu sein, welche die nordische Rasse begünstigte, vielleicht weil diese als Adelsrasse entsprechend den vor-

---

[1] Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, München, 1924.

[2] G. E. Hellquist, Studier över de svenska sjönamnen, 1903—06. — Lindroth, Våra ortsnamn, 1930, faßt seine Untersuchungen so zusammen: „Es ist deshalb von Bedeutung, daß man unter den schwedischen Ortsnamen, die man als die ältesten ansehen kann, keinerlei sichere Spur einer anderen als der indogermanischen Sprache gefunden hat, aus der unsere eigene hervorgegangen ist.“

[3] Der Ablaut ist eine sprachliche Erscheinung, welche nicht aus den indogermanischen Einzelsprachen zu erklären ist, sondern auf die indogermanische Ursprache und deren früheste Stufe zurückgehen muß. Lateinische Beispiele: tego: toga, precor: procus; deutsche Beispiele: Kern: Korn, Hahn: Huhn. Im Germanischen dient der Ablaut besonders der Beugung (Flexion) der starken Zeitwörter: beißen, biß, gebissen; gießen, goß, gegossen; binden, band, gebunden; gebären, gebar, geboren; geben, gab, gegeben; fahren, fuhr, gefahren.

und frühgeschichtlichen Verhältnissen höhere Kinderzahlen erreichte. Die Mehrehe war allen Stämmen indogermanischer Sprache in ihrer Frühzeit gemeinsam, wenn sie sich auch bei Hellenen und Römern nicht mehr nachweisen läßt. Bei den Germanen findet sich die Mehrehe (Vielweiberei) zu Beginn ihrer Überlieferungen mit Ausnahme der skandinavischen Stämme nur noch als Ausnahme, bei den skandinavischen Fürsten als Regel (vgl. Tacitus, Germania, 18). Gerade die Edelinge der Germanen lebten oft in Mehrehe und konnten so wahrscheinlich eine überdurchschnittliche Kinderzahl erreichen.[1] Jedenfalls hat Hauschild eine Abnahme der fälischen, eine Zunahme nordischer Schädelformen in der Eisenzeit eben da festgestellt, wo die fälische Rasse wahrscheinlich am besten erhalten war, auf heutigem westfälischem Gebiet (vgl. S. 319). Damit ist aber schon der nahezu frühgeschichtliche Abschnitt erreicht, in welchem die Vorfahren der frühmittelalterlichen Deutschen aufgetreten sind. Hierüber der nächste Abschnitt! Im folgenden müssen noch die vorgeschichtlichen Geschicke der übrigen europäischen Rassen verfolgt werden.

+

Etwa mit dem Beginn der Jungsteinzeit (um 7000 v. Chr.) sind die heutigen europäischen Rassen vertreten und bietet Europa etwa folgendes Bild: Die Ostrasse, bzw. eine Bevölkerung überwiegend ostischer Rasse, scheint sich von den Alpen aus gegen Westen und Nordwesten auszubreiten; im Südwesten und Westen Europas, auf den Britischen Inseln, in Frankreich, Spanien und Italien siedeln vorwiegend westische Bevölkerungen; in Dänemark und Südschweden, in Nordwest- und Mitteleuropa siedelt eine Bevölkerung vorwiegend nordischer Rasse, im Nordwesten und in Südschweden untermischt mit fälischer Rasse. Wann sich die ostbaltische und die dinarische Rasse zum erstenmal zeigen, ist heute noch nicht genügend erhellt.

Für die Geschichte der Gesittungen Alteuropas kommen hauptsächlich drei Rassen in Frage: die nordische, die fälische und die westische. In diesem Buch kann auf Einzelheiten dieser Urverhältnisse menschlicher Gesittung nicht eingegangen werden. Die Vorgeschichte Europas, soweit diese sich aus den vorzeitlichen Stilarten und Stilwanderungen erkennen läßt, hat in jünster Zeit eine aufschlußreiche Darstellung gefunden durch das

[1] Vgl. die Abschnitte „Bastard", „Beischläferin", „Familie" und „Polygamie" im Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde und im Reallexikon der germanischen Altertumskunde. — Man darf überhaupt bei Betrachtung der „Entstehung" der nordischen Rasse schon eine Einwirkung der Auslese zu Ständen bedenken. Die nordische Rasse war vielleicht von urgeschichtlichen Zeiten an schon eine Art Edelingsrasse, deren leiblich-seelische Züge sich auch im Gegensatz zu einem andersrassigen und schließlich untergeschichteten Menschenschlag ausgebildet haben könnten. Es ist durchaus nicht nötig, ein alteuropäisches Gebiet anzunehmen, innerhalb dessen nur Menschen nordischer Rasse gelebt hätten; Hentschel hat in seinem „Varuna" (1914) mehrfach auf die Möglichkeiten einer Rassenentstehung aus Ständeschichtung und Aufkommen geschlossener Adelskreise hingewiesen; noch dringender hat Ritter, Rassenbildung durch gesellschaftliche Auslese, Die Sonne, Jahrg. VI, 1929, S. 444—450, auf solche Möglichkeiten aufmerksam gemacht.

schon angeführte Buch „Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils" (2. A. 1926) von Carl Schuchhardt. Da zeigen sich denn zwei große Gesittungskreise, ein westeuropäischer, der sich, wie auch Wilke schon dargelegt hatte, nach Osten dem Mittelmeer entlang ausdehnt, und ein nordeuropäischer, der, wie auch M. Much, Kossinna und H. Schmidt erwiesen hatten, auf verschiedenen Wanderungen, einmal die Donau abwärts nach Griechenland und Kleinasien, einmal über die Alpen nach Italien, einmal die Weichsel hinauf und den Dnjepr und Dnjestr hinab, seine Gesittungsformen aussendet. Es versteht sich, daß man Schuchhardts Ergebnisse nicht unmittelbar mit Rassennamen belegen darf. Es handelt sich um Völker, die Mischungen eingehen können, es handelt sich bei dem Archäologen Schuchhardt zunächst nur um Kunstformen und ihre Wanderungen. Zwischen zwei Rassen mag es immer Menschenschläge geben, die leiblich mehr der einen angehören, der Gesittung nach aber mehr Bestandteile der anderen aufgenommen haben. Im großen und ganzen jedoch gliedern sich Schuchhardts Ergebnisse denen der Rassenforschung an. Die Tatsache erscheint, daß Europa drei schöpferische Rassen hervorgebracht hat: die westische, fälische und nordische. Die Gesittungsgeschichte Alteuropas läßt sich in der Hauptsache als Ausbreitung, Auseinandersetzung und Absterben westischer und nordischer Gesittungsformen beschreiben.

Ehe jedoch solch ein Überblick über diese nordischen und westischen Schöpfungen gegeben wird, möge hier ein Ausblick auf das Auftreten der andern europäischen Rassen, zunächst der ostischen Rasse folgen. — Wie ist es zu deuten, daß zur Gesittung Europas die Ostrasse anscheinend in keinem Gebiet Wesentliches beigetragen hat? Die Ausbreitung der andern Rassen ist immer zugleich die Ausbreitung bestimmter Stilformen. Wie ist es zu erklären, daß die ostische Rasse eine sozusagen stillose Rasse ist?

Die Vermutung, daß die ostische wie die ostbaltische und sudetische Rasse asiatischer Herkunft seien, ergibt sich einerseits aus der Leibesgestalt, andrerseits aus dem Umstande, daß vom eigentlichen Heimatgebiet innerasiatischer Stämme bis zu den Pyrenäen und bis nach Südwestnorwegen immer wieder breitgesichtig-kurzköpfige untersetzte Bevölkerungen leben. S. 314 ist erwähnt worden, daß Reche und Boule wie andere Forscher eine asiatische Herkunft der europäischen Kurzkopfrassen annehmen. Vielleicht sind die beiden europäischen Kurzkopfrassen gegen Ende der Altsteinzeit in einem Zeitabschnitt von Osteuropa aus allmählich vorgedrungen, als von dort her bei vorübergehendem Vorherrschen eines trockenen Klimas sich Grassteppen bis nach Frankreich ausbreiten konnten, Grassteppen, wie sie sich als Rückzugserscheinung heute noch in Ungarn zeigen. Auch dort wie in Südrußland hat eben diese Landschaft auch in geschichtlicher Zeit innerasiatische und ostbaltische Stämme von Wanderhirten angezogen.

Ein ost-westliches Einsickern der ostischen Rasse läßt sich aber erst etwa von den Donauländern oder von den Alpen her feststellen und selbst da undeutlich. Die Siedlungszüge der Ostrasse dürfen in Mittel- und Westeuropa wohl nicht so sehr als Einwanderung betrachtet werden; im Fall der Ostrasse scheint es sich um eine Einsickerung — Ripley spricht von „infiltration", Lapouge von „invasion interstitielle" — ein lang-

sames, aber zähes Fortschleichen, vielleicht entlang den Gebirgszügen, zu handeln. Die südlich- und östlich-gerichteten Wege der indogermanischen Stämme vorwiegend nordischer Rasse sind zu erkennen an Burgen, alle Zeichen deuten auf Eroberung und Herrschertum. Anders die Ostrasse: sei es, daß ostische Bevölkerungen als Ausbreitungswege die von anderen Rassen und Völkern nicht begehrten, unfruchtbaren Gebirge wählten, sei es, daß sie als Renntiernomaden an einzelnen Gebirgsstöcken sitzen geblieben und dann nach Aussterben der auf die Renntierflechte angewiesenen Renntiere zu schweifenden Jägern geworden, von den sich ausbreitenden, die Wälder allmählich rodenden Bevölkerungen anderer Rasse immer weiter in die Waldgebiete hinein und in die Gebirge hinauf verdrängt wurden — die Sagen von den immer als dunkelhäutig, dunkelhaarig und dunkeläugig, auch niemals schmalgesichtig gedachten Zwergen mögen sich daher ableiten —: jedenfalls ist noch heute im Zeitalter der Freizügigkeit die ostische Rasse mehr die Rasse der unbegehrten oder minder begehrten Landstrecken. Scheidt[1] hat darauf hingewiesen, daß jungsteinzeitliche Siedlungen mit ausschließlich kurzköpfiger Bevölkerung nicht gefunden worden sind, wohl aber eine beträchtliche Anzahl mit ausschließlich langköpfiger Bevölkerung. Die Siedlungen der Kurzköpfe hätten sich demnach gegen das Eindringen fremder Siedler nicht so wehren können wie die Siedlungen der Langköpfe.

Von den Alpen aus scheint sich die Ostrasse in zwei Verzweigungen geteilt zu haben: eine Einsickerung nahm ihren Weg über das Rhônetal in die Auvergne und konnte sich dort im unbestrittenen Gebirgsgebiet weit verbreiten und sich von der Auvergne aus in südwestlicher Richtung bis zu den Pyrenäen ausdehnen. Wichtiger für Deutschland ist die gegen Norden gerichtete Einsickerung der Ostrasse. Sie folgte anscheinend den Gebirgen. Mindestens boten sich die Gebirge nach vorübergehender Ebenensiedlung im Alpenvorlande immer wieder als Zufluchtstätten. Die Einsickerung folgte im Westen anscheinend dem Wasgenwald und den Ardennen. Von den Ardennen, vom heutigen wallonischen Gebiet aus, fand die Ostrasse ihren zweiten Einsickerungsweg nach Frankreich hinein, wo sie sich im Marnegebiet besonders verbreitet zu haben scheint. Schon in der Jungsteinzeit sind nach Schädelfunden kurzköpfige Bevölkerungen im Osten Frankreichs und in Belgien verbreitet gewesen und anscheinend minder dicht auch in der Bretagne. Von Belgien aus scheint die Ostrasse dann Holland erreicht zu haben, wo sie heute noch ziemlich deutlich abgegrenzte Gebiete besitzt; von hier aus hat sie wohl an der Küste entlang als Fischerbevölkerung ihren Weg bis nach Jütland, Dänemark, Südschweden und Südwestnorwegen gefunden.[2] Wahrscheinlich herrschte unter den breitgesichtig-kurzköpfigen Stämmen der Jungsteinzeit das Mutterrecht.

---

[1] Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, München 1924.

[2] Caesar berichtet im „Gallischen Krieg" von einem weder keltischen noch germanischen Volk an Rhein- und Scheldemündung, das nur von Fischen und Vogeleiern lebe. Handelt es sich hier um eine ziemlich abgeschlossen lebende vorwiegend ostische Bevölkerung, die noch nicht keltisiert oder germanisiert war? Jahrhunderte später forderte Ludwig der Fromme den Utrechter Bischof auf, auf der Insel Walchern eifrig Mission zu treiben. Dort sei eine sehr ruchlose Bevölkerung, bei der Blutschande herrsche. Sollte ein Überleben mutterrecht-

Gegen Ende der Steinzeit fand von Nordfrankreich aus der Vorstoß einer kurzköpfigen Bevölkerung nach Mitteldeutschland statt; die eindringenden Kurzköpfe brachten in diese Gegenden anscheinend zum erstenmal das Kupfer mit. Es zeigt sich in ihren Dolchen und Speeren. Das Eindringen scheint eine Eroberung gewesen zu sein, auf welche bald eine friedliche Vermischung der Kurzköpfe mit der übrigen mitteldeutschen Bevölkerung folgte, nachdem die Eindringenden, durch Metallwaffen überlegen, für dieses Gebiet vielleicht die Steinzeit in die Metallzeit übergeführt hatten. Dem Eindringen der Kurzköpfe entsprach aber auch die Verbreitung einer gewissen Gefäßform, des sog. Glockenbechers, und dieser läßt auf die Herkunft ihrer Kunstform schließen: der Glockenbecher stammt aus Spanien, aus dem von Schuchhardt beschriebenen Gesittungskreis Westeuropas, der im großen und ganzen einem westrassischen Ausbreitungskreis damaliger Zeit gleichkommt. Mit dem Glockenbecher ist also nicht etwa eine arteigene Stilform dieser Kurzköpfe zu erfassen, und auch die Kupferverwendung ist nichts, wodurch sich etwa eine arteigene Gesittung eines kurzköpfigen Menschenschlags erkennen ließe. Das Kupfer mußte sich von den Ländern aus verbreiten, wo es gefunden wurde; die Kurzköpfe mußten es dem westeuropäischen Gesittungskreis entnommen haben.

Wenn man aber die für diese Bevölkerung kennzeichnenden, unter ihr häufigen Schädelformen betrachtet,[1] so möchte man vermuten, der Vorstoß nach Mitteldeutschland von Nordfrankreich her sei von einer ostisch-dinarischen Bevölkerung (mit dinarischer Herrenschicht?) ausgegangen. Jedenfalls ist er nicht einer reinrassigen oder nur stark vorwiegend ostischen Menschengruppe zuzuschreiben.

In der Schweiz und in Süddeutschland mag es wohl zu breiteren Siedlungen gekommen sein, hier mag die ostische Rasse — da und dort aber in Zumischung zur dinarischen Rasse — durch einen gewissen Zeitraum hindurch nahezu alleinherrschend gewesen sein, besonders in dem westlichen Teil des Pfahlbautengebiets. Das südwestdeutsche Rheintal war ihr vielleicht eine Zeitlang von Vorstößen der Westrasse verwehrt (?). Der Schwarzwald blieb ihr wohl von Anfang an, ebenso der schwäbische und fränkische Jura und in Auseinandersetzung mit der dinarischen Rasse Teile des süddeutschen Ostens.

In Norddeutschland aber scheint sie vorgeschichtlich nur in unwirtliche Gebiete eingesickert zu sein, in Moorgegenden (so vor allem in Oldenburg?) und dicht bewaldete Landstrecken. In Holland lagen an einem Fundort ihre Gebeine über nordischen Knochenresten eingeschichtet. Nordwestdeutschland war beim Zusammentreffen nordischer und ostischer Menschen schon durch eine nordisch-fälische Bevölkerung dichter besiedelt.

Auch nach Italien scheint die Ostrasse mehr eingesickert als erobernd ein-

---

licher Verhältnisse bei einer abgeschlossenen vorwiegend ostischen Bevölkerung den christlichen Franken den Eindruck der „Blutschande" gemacht haben?

[1] Z. B. bei Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeluntersuchungen der deutschen Länder, Korrespondenzblatt der Deutschen Anthrop. Gesellschaft, Jahrg. 51, 1910; Beiträge zur prähistorischen Ethnologie, Prähistorische Zeitschrift, Bd. 4, 1912, S. 36 ff.

gedrungen zu sein. Nach Oberitalien scheint sie von den Alpen aus mit anderen Rassenteilen, wohl von nordischen Rassenteilen gedrängt oder geführt, ihre Siedlungen vorgeschoben zu haben. Der italienische Rassenforscher Sergi[1] konnte noch — aus der falschen Vorstellung einer asiatischen Herkunft der indogermanischen Sprachen schließend — die ostische Einsickerung nach Italien als die beginnende sprachliche Indogermanisierung Italiens auffassen; der italienische Sprachforscher de Michelis, welcher die Urheimat der Völker indogermanischer Sprache zwischen unterer Donau und Dnjepr finden wollte, folgte ihm in dieser unhaltbaren Annahme.[2] Die indogermanische Sprache der späteren Römer kam aber erst mit den Italikern, diesen vorwiegend nordrassischen Stämmen, nach Italien. Der Einbruch der Italiker zeigt sich — durchaus entsprechend der von de Michelis abgelehnten „nordistischen Schule" (scuola nordistica) der Vorgeschichts- und Rassenforschung — deutlich als der Einbruch eines besonderen nordischen Stils, der — in Übereinstimmung mit sprachwissenschaftlichen Ergebnissen — auf das östliche Süddeutschland als die Urheimat der Italiker hinweist; hierüber die „Rassenkunde Europas" (1929) und die „Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes" (1928).

Sowohl in der Schweiz wie in Italien, wie auch in Südwestdeutschland finden sich in den Pfahlbauten vielfach ostische Schädel. Sind die Menschen der Ostrasse das eigentliche Volk der ältesten Pfahlbauten? In der Schweiz möchte es so scheinen, da dort die ältesten Pfahlbauten zugleich fast nur ostische Gebeinreste enthalten. Die Gefäßformen schon der ältesten Schweizer Pfahlbauten, die immer wieder von ostischen Menschen besiedelt wurden, zeigen die Beziehung zu einer westeuropäischen Welt, zu Frankreich, England und Spanien. Der Anbruch der Kupferzeit in den Schweizer Pfahlbauten ist zugleich gekennzeichnet durch einen Wandel ihrer Siedler: nordische Menschen sind mit einer neuen Gesittungsform eingedrungen. Sie müssen aber allmählich an Zahl wieder geschwunden sein. Die Einsickerung der Ostrasse, die jetzt im süddeutschen Gebiet anscheinend durch nordische Stämme in die Metallzeit hineingeführt worden war, setzte sich wieder fort: die Schweizer Pfahlbauten der Bronzezeit zeigen wieder eine ziemlich einheitlich kurzköpfige Bevölkerung, die den heutigen vorwiegend ostischen oder ostisch-dinarischen kurzköpfigen Menschen der Schweiz gleicht. Erst in der Eisenzeit zeigt sich in der Schweiz eine starke Welle nordischer Siedler.

In Böhmen und Schlesien finden sich in jungsteinzeitlichen Gräbern kurzschädliger Menschen Gefäße des sog. bandkeramischen Stils. Die Bandkeramik aber, die sich nach Schuchhardt („Alteuropa") vom „Donaukreis" nach Osten verbreitet hat, stellt einen Stil dar, dessen Ausbildung und Verbreitung Schuchhardt hauptsächlich dem Urkeltentum, daneben Teilen der Italiker (Römer), Hellenen, Thraker und Indoiranier zuschreiben möchte. Die Bandkeramiker zeigen sich jedenfalls als Langköpfe mittleren bis niederen Wuchses und mögen ein nordisch-westisches Rassengemisch dargestellt haben. Reche möchte sie gänzlich der nordischen Rasse zuzäh-

[1] Sergi, Origine e diffusione della stirpe mediterranea, 1895.
[2] de Michelis, Origine degli Indoeuropei, 1903.

len.[1] v. Scheltema[2] möchte der Bandkeramik selbst eine Mittelstellung zwischen der Kunst des alteuropäischen Nordens und der des Südens zuschreiben. Das würde der Annahme einer nordisch-westischen Rassenmischung entsprechen. In seinen ostmitteldeutschen Herrschaftsgebieten muß das ursprünglich vorwiegend nordische Urkeltentum seinen bandkeramischen Stil Menschen ostischer und dinarischer Rasse übermittelt haben, im Schuchhardtschen „Donaukreise" Menschen von vielleicht vorwiegend westischer Rasse. Auch in Böhmen und Schlesien hat die Ostrasse keinen eigenen Stil gezeugt, und als im gleichen Gebiet in einem späteren Zeitabschnitt die sog. Schnurkeramik sich verbreitete, da geschah dies, wie Schuchhardt annimmt, durch eine Welle nordischer Menschen germanischen Stammes.

Wie die einzelnen vorgeschichtlichen Gruppen ostischer Menschen darauf verzichtet haben, in der Ausbildung ihrer Gefäß- und Gerätformen Eigenes zu schaffen, so müssen sie schließlich auch verzichtet haben, eine arteigene Sprache zu sprechen. Man wird sich selbstverständlich hüten, dieser frühen Vorzeit ganz bestimmte Sprachformen zuzuschreiben; man wird sich hüten, irgendwie an bestimmte ostrassische „Völker" zu denken; noch darf man nur Ausdrücke wie „Bevölkerungen" wählen. So viel ist indessen sicher, daß zu jeder Rasse auch eine bestimmte Sprachurform gehört wie eine bestimmte Kunsturform. Beides muß die Ostrasse schon in der ersten Dämmerung der Vorgeschichte verloren haben.

Man weiß, daß die afrikanischen Zwergvölker (Pygmäen) keine eigenen Sprachen besitzen, sondern immer die Sprache ihrer gegenwärtigen Nachbarn sprechen. Der Wortschatz ihrer heutigen Sprachen enthält aber eine Anzahl Schichten, die einen großen Teil der afrikanischen Besiedlungsgeschichte erzählen: er enthält übereinandergeschichtet Wörter aus den Sprachen all der Völker, welche in der Nachbarschaft der Zwerge früher einmal gewohnt haben müssen.[3] Man muß im Leben der Völker zwischen arteigener Sprache und artfremder Sprache unterscheiden. Die afrikanischen Zwergvölker haben seit langen Zeiten keine arteigene Sprache mehr, sie wechseln je nach der Nachbarschaft eine artfremde Sprache gegen eine andere aus. Sollten ähnliche Verhältnisse die frühe Geschichte der Ostrasse bezeichnen? Sollten seit ihrem Eintritt in die europäische Welt die Menschen der ostischen (alpinen) Rasse Sprache, Stile, Gemeinschaftsformen und Siedlungswesen von Andersrassigen, von Artfremden, erhalten haben?

Zu dieser Vermutung könnte man Entsprechungen finden im leiblichen Befund. Sicherlich gehört die Ostrasse in keinen Zusammenhang mit den europäischen langschädligen Rassen, sicherlich auch in keinen mit der dinarischen Rasse. Gewiß aber ist, daß sich leicht ein Zusammenhang ergibt zwischen den kurzgewachsenen, breitgesichtig-kurzköpfigen Rassen Europas und der innerasiatischen Rasse. Wenn wir nach einem Gesittungsbild suchen, wie es der Ostrasse arteigen wäre, wenn wir nach der Sprachform suchen, die der Ostrasse angestammt wäre — ostbaltische und innerasiatische Art mag uns da einen gewissen Hinweis geben.

---

[1] Im Abschnitt „Bandkeramik" des Reallexikons der Vorgeschichte.
[2] v. Scheltema, Die altnordische Kunst, 1923.
[3] Struck in Petermanns Geographischen Mitteilungen, 1911, II., S. 328, und in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 46, 1914, S. 171.

zwischen der innerasiatischen (mongolischen) Rasse und der ostischen Rasse bestehen bestimmte unten zu erwähnende Unterschiede. Gewisse Unterschiede bestehen auch zwischen den vorgeschichtlichen breitgesichtigen Kurzköpfen und den heutigen. Vielleicht ließe sich das Bild der Ostrasse aus einer Umzüchtung unter der Herrschaft des artfremden, dinarischen, westischen und nordischen Schönheitsbildes erklären. Das Breitgesicht mit abstehenden Jochbeinen könnte unter fremdem Einfluß schließlich sich selbst als unschön empfunden haben. Die Folge innerhalb der Ostrasse müßte eine Bevorzugung der Gesichter gewesen sein, deren Jochbeine am wenigsten an den Wangenseiten hervortraten. Die nordische Körperhöhe mag schließlich als „schön" gegolten haben. Die Folge hätte eine Ausmerzung der Menschen niedersten Wuchses aus dem Erbgang der Ostrasse sein müssen. Es versteht sich, daß die Umzüchtung einer ganzen Rasse größte Zeiträume benötigt; aber an Zeit dazu hat es ja sozusagen nicht gefehlt, und vielleicht darf man die Vorstellungen über den „schönen" und „edlen" Menschen, welche ich in „Adel und Rasse" (1927) verfolgt habe, auch schon für vorgeschichtliche Verhältnisse in gewissem Maße annehmen. Daß aber eine solche Umzüchtung auch heute noch unvollkommen, noch nicht abgeschlossen wäre, dafür könnte das gelegentliche Auftreten „asiatischer", „hunnischer" Züge in ganz Europa sprechen (Abb. 398). Daß ferner ein fortgesetztes westlich gerichtetes Einsickern von Asien her heute noch stattfindet, zeigt die Erscheinung von Mischlingen, die nicht mehr durch ostische oder ostbaltische und schließlich nicht einmal mehr durch sudetische Beimischungen, sondern nur noch durch innerasiatische zu erklären sind.

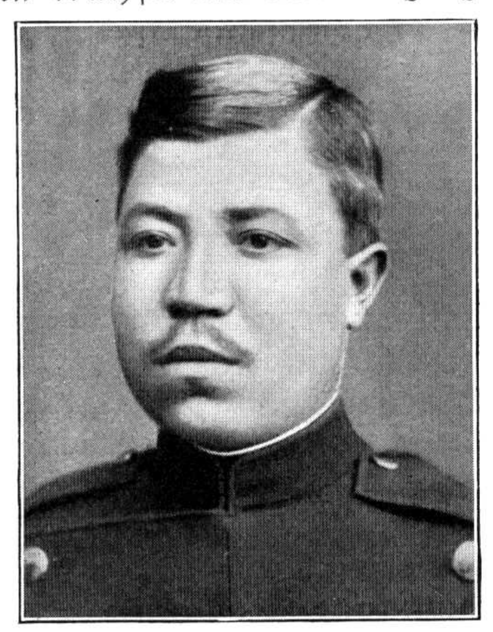


Abb. 398. Württemberg. Ostisch-innerasiatisch? Übergangsform zwischen innerasiatischer und ostischer Rasse?

Der innerasiatische Schädel, der übrigens meist nicht so kurz ist wie der ostische, hat gegenüber diesem eine minder steile Stirn. Die Stirn des innerasiatischen Schädels ist schmäler, die Jochbeine liegen etwas höher, laden breiter aus und verringern nach vorn zu ihren gegenseitigen Abstand nicht so stark wie die Jochbeine am ostischen Schädel. Die innerasiatischen Jochbeine biegen vorn mehr ausgesprochen rechtwinklig in die Gesichtsfläche um und die Umknickstelle liegt ganz vorn. Das innerasiatische Gesicht erhält durch seine Jochbeinbildung und durch die mehr als bei der ostischen Rasse nach vorn und außen gerichteten Jochbeine eine deutliche breiteste Stelle. Es läßt sich daher oft als breites Eirund umschreiben (Abb. 161), das ostische indessen eher als quadratisch, da ihm die breitere Stirn eignet. Die Augen liegen beim innerasiatischen (und ostbaltischen) Gesicht weiter auseinander als beim ostischen. Kennzeichnend innerasiatisch ist beim ersten Anblick vor allem eine gewisse flächige Leere der Gesichtszüge (welche von gewissen Buddhabildwerken gut getroffen wird). Zu dieser flachen Gesichtsbildung trägt beim innerasiatischen Gesicht nicht nur die (gegenüber der ostischen) flachere und breitere Nase bei, sondern auch der untere Augenhöhlenrand, der weiter nach vorn liegt, viel weniger hinter dem oberen Augenhöhlenrand zurückliegt als bei den europäischen Rassen. Endlich zeigt das innerasiatische Gesicht leicht vorstehende Kiefer mit breit gerundeten Zahnfächern (Abb. 161). Man könnte also vielleicht sagen,

daß die Umzüchtung zur Ostrasse nicht eigentlich die Jochbogenbreite wesentlich verringert, sondern sie durch eine Verbreiterung und steilere Aufrichtung der Stirn unauffälliger gemacht habe. Das ostische Gesicht hat durch seine größere Stirnbreite die Jochbogenbreite im Anblick des Gesichts so ausgeglichen, daß in der Vorderansicht ein Gesichtsumriß erscheint, der nicht mehr eigentlich „asiatisch", der jetzt schon „europäisch" wirkt.

So könnte man an eine durch Auslesevorgänge vor sich gegangene Umzüchtung der ostischen (alpinen) Rasse aus der innerasiatischen denken. Doch bleibt jedenfalls auch die (mir besser erscheinende) Annahme offen, die ostische Rasse stelle einfach eine besondere Gruppe, die westlichste Gruppe eines ursprünglich asiatischen Menschenschlags dar, dessen mittlere Gruppe die innerasiatische Rasse sei und zu dem ferner auch die ostbaltische und angenommene sudetische Rasse und in weiterem Abstand die Eskimos und ein Rasseneinschlag gehören, der sich bei den amerikanischen Menschengruppen zeigt. Gerade der Menschenschlag, der — kurz gesagt — „asiatische" Merkmale zeigt, läßt ja eine große Mannigfaltigkeit der Formen erkennen und hat sich über einen großen Teil der Erde verbreitet. In Europa, dieser Halbinsel Asiens, wäre der „asiatische" Menschenschlag also durch die ostische, ostbaltische und sudetische Rasse vertreten.[1] Wie S. 315 gezeigt wurde, will Lenz im Falle der breitgesichtig-kurzköpfigen untersetzten Menschenschläge Europas gar nicht von besonderen Rassen reden, sondern eben von einem „mongoliden" Schlag mit verschiedenen Artungen oder auch fremden Einschlägen. Hella Pöch[2] möchte der ostischen und ostbaltischen Rasse „eine von den Europäiden getrennte Stellung einräumen und sie als ausgesprochen mongolid bezeichnen".

+

Über das vorgeschichtliche Auftreten der ostbaltischen Rasse liegen heute noch kaum Untersuchungen vor. Sie mag in der jüngeren Steinzeit von Osteuropa aus mit einzelnen Ausläufern schon bis gegen Mitteleuropa (Ostdeutschland?) gereicht haben (?). Ihr Urheimatgebiet oder wenigstens das Gebiet, in dem sie in Abgeschlossenheit sich als besondere erbgleiche Menschengruppe mit einer besonderen Sprachform — der finnisch-ugrischen — ausgebildet hat, wird man mit der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft und so auch mit Wiklund[3] zwischen Moskau und dem Ural

[1] Gegen eine Ableitung der ostischen Rasse aus einem Zweige des Menschenschlages, der sich in Asien zur innerasiatischen Rasse ausgebildet hat, wird gelegentlich Reicher, Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachykephalen, Ztschr. f. Morphologie u. Anthropologie, Bd. XV, 1913/14, angeführt. Doch hat ja Reicher nicht ostische Schädel mit innerasiatischen („mongolischen") verglichen, sondern alpenländische Kurzkopfformen, welche eben eine ostisch-dinarische Mischung mit nordischen Einschlägen darstellen. Indessen müßte ja auch ein Vergleich rein ostischer mit rein innerasiatischen (mongolischen) Schädeln den deutlichen Abstand der beiden Rassen voneinander ergeben, der oben geschildert ist.

[2] Pöch, Beiträge zur Anthropologie der ukrainischen Wolhynier, Mitteilungen der Anthr. Gesellsch. zu Wien, Bd. 60/61, 1926.

[3] Wiklund, Om de västfinska folkens urhem och deras flyttning därifrån, Le monde oriental, Bd. 10, 1916. Zu den finnisch-ugrischen Spra-

suchen müssen, oder aber, wenn man weiter gegen die Eiszeit hin zurückgehen will, zwischen Schwarzem Meer und dem nördlich zurückweichenden Eise. Noch weiter in die Vorgeschichte zurück läßt sich nur vermuten, daß es sich bei der ostbaltischen (wie bei der ostischen) Rasse um eine Menschengruppe handelt, die in einen Zusammenhang mit den kurzgewachsenen, breitgesichtig-kurzköpfigen Menschengruppen Innerasiens gehört. Die ostbaltische Rasse würde sich dann als eine Rasse darstellen, die in ihrem Körperbau und Schädelbau der innerasiatischen Rasse nähersteht als die ostische Rasse, die aber in ihrem Urheimatgebiet nahe der gegen Norden zurückweichenden Eisgrenze durch Auslese eine Aufhellung der Farben (Depigmentierung) erfahren hat, ähnlich derjenigen Menschengruppe, die sich zur nordischen Rasse umgebildet hat. Auf Beziehungen zur innerasiatischen Rasse, der die altaische Sprachform eigen ist, weist ja auch die entfernte Verwandtschaft dieser altaischen Sprachen zu den finnisch-ugrischen Sprachen, welche der ostbaltischen Rasse arteigen sind.

Schon früh müssen Stämme ostbaltischer Rasse mit Stämmen nordischer Herkunft zusammengetroffen sein. In den finnisch-ugrischen Sprachen finden sich Lehnwörter aus dem indoiranischen Zweig der indogermanischen Sprachen, und zwar in einer Lautform, die zeigt, daß die indoiranischen Sprachen damals noch fast der indogermanischen Grundsprache gleich waren.[1] Es finden sich dann Lehnwörter aus verschiedenen jüngeren Stufen indogermanischer Sprachen, zuletzt auch aus dem Urgermanischen und aus germanischen Einzelsprachen, so daß dadurch die Vermutung bestärkt wird, Völker nordischer Herkunft seien auf ihren südöstlich-gerichteten Wanderungen durch Osteuropa immer wieder in Berührung mit Stämmen ostbaltischer Rasse geraten.

Von ihrer Urheimat zwischen Moskau und Kasan oder zwischen Moskau und dem Ural[2] haben sich einzelne ostbaltische Stämme nördlich und nordwestlich bewegt, eine einfache, wahrscheinlich mutterrechtliche Gesittung mit gering entwickelter Gefäßbildnerei, mit Jagd und Fischfang verbreitend, mit Hund und Schaf als Haustieren: so die finnischen Stämme (zu denen auch Esten, Liven und Kuren gehören), so die permischen Stämme (Syrjänen, Permier). Es wird auch angenommen, die sogenannte kammkeramische Gesittung der Jungsteinzeit stelle die Gesittung des finnisch-ugrischen Urvolkes (ostbaltischer Rasse) dar. Einzelne Stämme ostbaltischer Herkunft verbreiteten sich gegen Westen, so die Madjaren — die allerdings heute bedeutende Einschläge der anderen europäischen Rassen zeigen, doch immer noch, besonders unter dem Stamm der Palozen, deutlich das ostbaltische Blut. Menschengruppen innerasiatischer (?) Rasse übernahmen bei Berührung mit solchen ostbaltischer Rasse finnisch-ugrische Sprachen: so die Lappen, so die Samojeden. Finnisch-ugrische Sprachen übernahmen auch die Ostjaken und Wogulen, die vorwiegend (?) einer dunklen langköpfigen

chen gehört das Finnische, Estnische, Lappische, Mordwinische, Tscheremissische, Wotjakische, Syrjänische, Permische, Ostjakische, Wogulische, Samojedische und Madjarische.

[1] Vgl. hierzu auch Spinnyei, Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft, 1910, und Die Herkunft der Ungarn, 1920.

[2] Vgl. Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde unter „Finnen".

Rasse („Rjäsantypus") angehören.[1] Die nordwestlich vorrückenden Finnen vorwiegend ostbaltischer Rasse scheinen in der Bronzezeit die Ostsee im Gebiet der heutigen Randstaaten Rußlands erreicht zu haben. In diesen Gebieten mußten sie nordische Einschläge erhalten, denn dort saßen schon vorwiegend nordische Stämme baltischer (litauisch-lettischer) Sprache und mehr vereinzelt germanische Einwanderer vorwiegend nordischer Rasse.

Das entscheidendste Ereignis in der Geschichte der ostbaltischen Stämme muß ihre Berührung, ja Durchdringung mit den Urslawen gewesen sein, diesen zu jener Zeit noch vorwiegend nordischen Stämmen. Es kam zu Vermischungen und vor allem dazu, daß ein sehr großer Teil der ostbaltischen Stämme die slawische (also indogermanische) Sprache übernahm. Mit den Wanderungen der Slawen wurden dann ostbaltische Bestandteile überall dahin verbreitet, wo sich Einzelvölker slawischer Sprache bildeten. Daher empfinden wir heute, wo in den slawischen Völkern die nordische Schicht dünn geworden ist, ostbaltische Gesichtszüge und Wesenszüge so leicht als „slawisch".

Die Finnen, außer den vorwiegend nordischen Finnen im Südwesten Finnlands, und die ihnen verwandten Stämme haben mit der finnisch-ugrischen Sprache auch die ostbaltische Rasse anscheinend am besten bewahrt. Dann folgen wohl gleich die Großrussen, die vorwiegend ostbaltisch sind, aber eine slawische (also indogermanische) Sprache sprechen, dann die übrigen Völker slawischer Sprache und die Madjaren, die ihre finnisch-ugrische Sprache bewahrt haben, wenn sie auch heute im ganzen nicht mehr vorwiegend ostbaltisch sind.

Das erste Auftreten der sudetischen Rasse fällt nach Reches Untersuchungen wahrscheinlich in die Jungsteinzeit; damals muß diese Rasse — wahrscheinlich von Osteuropa her — das östliche Mitteleuropa erreicht haben.[2]

+

Über das Auftreten der dinarischen Rasse in Vorgeschichte und Geschichte läßt sich heute noch kaum etwas aussagen. Es scheint, daß die dinarische Rasse in Europa erst auftrat, als die anderen Rassen Europas sich schon längere Zeiträume hindurch ausgebreitet hatten. Man muß annehmen, daß zur Zeit des ersten Auftretens der anderen europäischen Rassen die dinarische Rasse mit der vorderasiatischen noch annähernd eine Einheit bildete. Die Urheimat dieser Rasse muß ein Gebiet Vorderasiens gewesen sein, vielleicht das Gebiet, in welchem heute die vorderasiatische (armenoide) Rasse verhältnismäßig am reinsten vertreten ist. Mit dem Vordringen eines Teils dieser Rasse nach Europa mögen dann Auslesevorgänge verbunden gewesen sein, die schließlich zur Abspaltung eines dinarischen Zweigs von einem vorderasiatischen geführt haben (vgl. S. 109 f.). Beide Zweige mögen nach längerer Absonderung erst viel später, vielleicht erst in geschichtlicher Zeit, wieder aufeinander gestoßen sein, wie dies heute im südöstlichen Europa der Fall ist.

---

[1] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 139.

[2] Reche, Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen, Arch. f. Anthrop., Bd. VII, 1908.

Über den Zeitpunkt des ersten vorgeschichtlichen Auftretens der dinarischen Rasse schreibt Fischer: „In der Eiszeit ist sie nicht nachweisbar. Es ist wohl anzunehmen, daß sie um diese Zeit noch in Vorderasien saß. Die ersten Spuren finden wir erst in der jüngeren Steinzeit, und dann dürfte sie wohl nochmals in der Bronzezeit sich erheblich ausgebreitet haben. In der jüngeren Steinzeit dürften die äußersten Vorposten in den sogenannten Rundgräbern Englands ihre Reste hinterlassen haben. So kann es uns nicht wundern, daß wir heute noch dinarische Rassenmerkmale bis ins Herz von Europa finden.“[1]

Hat die dinarische (oder die ostische) Rasse bei ihrer Einwanderung „europafremde“ Haustiere mitgebracht? Das graue Alpenrind scheint mit innerasiatischen und südasiatischen Rindarten verwandt zu sein. Gerade in den Alpensprachen, gleichviel welchen Sprachstammes, findet sich ja auch ein Wort für „Kuh“, das im Hochalemannischen der Schweiz „Lobe“ lautet, und aus den einzelnen heutigen Alpensprachen nicht zu erklären ist. Auch andere „Alpenwörter“, die den verschiedenen Sprachen der Alpen gemeinsam sind, könnten Wörter aus den untergegangenen Sprachen ostischer oder dinarischer Stämme darstellen.[2]

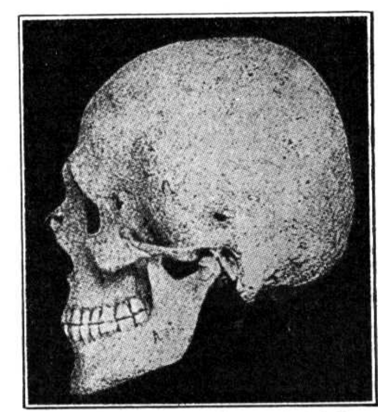


Abb. 399. Vorgeschichtlicher Schädel vom Adlersberg bei Worms. Dinarisch

Oben (S. 342) ist von einer kurzköpfigen Bevölkerung berichtet worden, die sich beim Übergang der Steinzeit in die Metallzeit von Nordfrankreich aus quer durch Mitteldeutschland verbreitete, dorthin die sogenannten Glockenbecher und das Kupfer mitbringend. Die Vermutung ist dabei geäußert worden, daß diese Bevölkerung einen gewissen Einschlag dinarischen Blutes hatte. Möglicherweise war es eine Bevölkerung dieser Art, nur mit einem stärkeren nordischen Einschlag, die von Frankreich um 2000 v. Chr. nach England hinüberdrang und deren Körperreste sich in den dortigen Rundgräbern (round barrows) finden. Die englische Vorgeschichtsforschung nennt sie Beaker Peoples oder Beaker Makers, also Becherleute, weil der Glockenbecher für sie bezeichnend ist, und beschreibt die dinarischen Merkmale eines Teils der Becherleute (hochgewachsen, schmalgesichtig-kurzköpfig mit steilem Hinterhaupt, starke Nase, derbe (rugged) Züge usw.) deutlich.[3] Man wird sich die Beaker Makers als ein dinarisch-nordisch-ostisches Rassengemisch vorstellen müssen.

Gegen Ende der Steinzeit war Südbayern und wohl auch große Teile Österreichs von einer ostisch-dinarischen Bevölkerung besiedelt, der wahrscheinlich auch ein geringer nordischer Einschlag eigen war, ehe dann die Bronzezeit eine nordische Überflutung dieser Gebiete brachte.[4]

---

[1] Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927.

[2] Vgl. Hirt, Indogermanische Grammatik, Teil I, 1927, S. 171.

[3] Vgl. Fleure, Anthropology and older histories, Journal of the Anthr. Inst., 1918, und Keith, Bronze Age Invaders in Britain, Journal of the Anthropological Institute, 1915.

[4] Vgl. v. Trautwitz-Hellwig, Rassenverhältnisse der Stein- und Bronze-

Offensichtlich ist die Beimischung, ja das Vorwiegen dinarischer Rasse bei einer bronzezeitlichen Bevölkerung, der ebenfalls der westeuropäische Glockenbecher eigen war und deren Körperreste sich auf dem Adlerberg bei Worms gefunden haben. Dort hat man neben einer geringeren Zahl nordischer Langschädel eine überwiegende Zahl vorwiegend dinarischer Kurzschädel gefunden. Die betreffende Bevölkerung, „eine weniger seßhafte, einwandernde, reisige Bevölkerung, die die Höhen besetzt",[1] scheint in der frühen Bronzezeit von Westen her als ein Stamm von Bogenschützen in das heutige mitteldeutsche Gebiet eingedrungen zu sein; einer westeuropäischen Gesittung hatte diese Bevölkerung auch den Glockenbecher entnommen.

Ebenfalls in der frühen Bronzezeit scheint die Schwäbische Alb und Teile Bayerns von einer ostisch-dinarischen Bevölkerung mit stärkerem dinarischem Einschlag bewohnt gewesen zu sein; die Hügelgräber dieser Gegenden enthalten ihre Körperreste.

Ein Gesittungskreis der frühesten Bronzezeit, der in seinen Gefäßformen nach Schuchhardt eine nahe Verwandtschaft mit dem Glockenbecherkreise zeigt, ist die sog. Aunjetitzer Kultur, eine Mischgesittung mit Beziehungen zum Süden, Osten und Norden des früh-bronzezeitlichen Europas. Ihr Mittelpunkt ist Nordböhmen, von wo sie bis nach Ostthüringen, wie nach Schlesien, Mähren, Niederösterreich und Ungarn gereicht hat. Allem Anschein nach war in dem (in der Hauptsache ostisch-dinarischen?) Rassengemische der diesem Kreis entsprechenden Bevölkerung die dinarische Rasse stark vertreten. Reche nimmt bei den Aunjetitzern einen starken nordischen Einschlag an. — So scheint die frühe Bronzezeit ein Zeitabschnitt stärkerer dinarischer Ausbreitung gewesen zu sein. Indessen eine eigentlich dinarische, etwa der vorderasiatischen Herkunft entsprechende Gesittung zeigt sich dabei nirgends. Die sog. Aunjetitzer Kultur weist nach Schuchhardt auf südlichen Ursprung, hat aber Einflüsse von Norden und Osten erfahren. Ein südlicher Ursprung würde wohl dem Vordringen vorwiegend dinarischer Bevölkerungen aus Südosteuropa entsprechen. Aber wie die Glockenbechermenschen des deutschen Westens, so hatte auch die Bevölkerung der Aunjetitzer Gesittung ihre Formen zum Teil dem westeuropäischen Kreis entnommen, der im wesentlichen eine Schöpfung überwiegend westischer Bevölkerungen darstellt. „Es muß irgendwo in Süddeutschland oder Österreich die Abzweigung aus der westlichen Pfahlbaukultur erfolgt sein; wo läßt sich bisher nicht erkennen."[2] Ein Zusammenhang, auf den Kossinna und andere hingewiesen haben, führt von der Aunjetitzer Gesittung, besonders deren Gefäßstil, zur sog. Lausitzer Gesittung, von der weiter unten die Rede sein wird.

Ein verstärktes Vordringen dinarischer Menschen oder vorwiegend dinarischer Bevölkerungen scheint die spätere Hallstattzeit gebracht zu haben. Man hat ja die Hallstattgesittung oder einzelne ihrer Güter vom Bal-

---

zeit in Südbayern, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch., Wien, Bd. 53, 1923, S. 251 ff.

[1] Fischer, „Spezielle Anthropologie oder Rassenlehre" im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

[2] Schuchhardt, Alteuropa, 2. Aufl., München 1926.

kan her ableiten wollen, woher eine dinarische Einwanderung wohl auch erfolgt sein müßte. Schon in der frühen Hallstattzeit scheint sich eine dinarisch untermischte Bevölkerung vom Nordhang der Alpen nach Böhmen (und Schlesien?) vorgeschoben zu haben. Seit der späteren Bronzezeit zeigen sich in der Schweiz dinarische Schädel. Die spätere Hallstattzeit brachte eine Verbreitung dinarischen Blutes nach Südwestdeutschland; zu dieser Zeit auch in den südbadischen Hotzenwald? Diese vorwiegend dinarischen Menschen müssen wohl damals dem keltischen Volkstum angehört haben. Die überwiegend nordischen Kelten waren damals in die Alpen eingedrungen, wo sich dann eine nordisch-dinarisch-ostische (nordisch-dinarisch-ostisch-westische?) Bevölkerung bilden mußte. Für Süddeutschland scheint zur Zeit der keltischen Herrschaft besonders in der späteren Eisenzeit eine Mischung nordischer und dinarischer Rasse bezeichnend gewesen zu sein. Durch die Keltenherrschaft mag gelegentlich dinarisches Blut wie auch ostisches weithin über Europa verbreitet worden sein, so wahrscheinlich auch wieder nach England.



Abb. 400. Ostpreußin salzburgischer Abstammung. Vorwiegend dinarisch. Vgl. auch Abb. 158 und 218

Das dinarische Blut in der Ukraine, in den Karpathen und in Ungarn stammt vielleicht noch großenteils aus dem Zeitabschnitt der Aunjetitzer Kultur, so vielleicht auch das dinarische Blut Böhmens (und Schlesiens?). Das dinarische Blut des heutigen Gebiets stärksten Vorwiegens der dinarischen Rasse mag aus viel früherer Zeit stammen. Den dinarischen Einschlag im *deutschen* Volkskörper möchte ich verschiedenen Wellen dinarischer Ausbreitung zuschreiben, den allenthalben im heutigen Mitteldeutschland ersichtlichen leichten Einschlag hauptsächlich vorgeschichtlichen Völkerbewegungen, das Vorwiegen dinarischen Blutes in den östlichen Alpengebieten hingegen zum Teil auch einer späteren Welle dinarischer Ausbreitung, dem Vordringen südslawischer Stämme im frühen Mittelalter. Diese letztere, geschichtliche Welle dinarischer Ausbreitung betrachtet der 22. Abschnitt. Erst bei dieser Welle kann man eigentlich von einem Eindringen dinarischen Blutes ins *deutsche* Volkstum reden. Für die Vorgeschichte verbieten sich Völkernamen; nur das Keltentum konnte einmal genannt werden.

In manchen Fällen wird man das Auftreten dinarischer Merkmale außerhalb des Alpengebiets auf verhältnismäßig späte, oft erst neuzeitliche Einwanderung vorwiegend dinarischer Menschen aus den Ostalpen zurückführen müssen. Im späteren Mittelalter z. B. wurden Tiroler Bergleute zum Bau von Bergwerken in den Schwarzwald berufen. In den Heeren des Dreißigjährigen Krieges waren die Kroaten, einem vorwiegend dinarischen Gebiet entstammt, stärker vertreten. In verwüsteten Dörfern Süd- und Westdeutschlands wurden nach dem Dreißigjährigen Krieg eine An-

zahl Tiroler und Schweizer angesiedelt, die ihre Erbanlagen den betreffenden Bevölkerungen übermittelten. Um ihres protestantischen Glaubens willen mußten im Jahre 1731 25—30000 Salzburger, also Bewohner eines vorwiegend dinarischen Gebiets, auswandern; sie siedelten sich außer in Nordamerika großenteils im ostpreußischen Bezirk Gumbinnen an, teils auch in Württemberg und Hannover (daher die vereinzelten hochgewachsenen dunklen Kurzköpfe der Lüneburger Heide?). Aus dem vorwiegend dinarischen Zillertal mußten um ihres protestantischen Glaubens willen im Jahre 1837 414 Menschen auswandern; sie gründeten die Ansiedlung Zillertal in Schlesien (Kreis Hirschberg).

In einigen Fällen konnte ich bei vorwiegend dinarischen Menschen Südwestdeutschlands österreichische Abstammung und österreichische Namen feststellen. Man denke auch daran, daß gewisse badische Gebiete „vorderösterreichisch" waren und so Beziehungen zu Österreich bestanden. Die in Molkereien beschäftigten „Stallschweizer" waren früher meist wirkliche Schweizer und als solche wohl öfters vorwiegend dinarisch. Sicherlich aber ist der größte Teil des leichten dinarischen Einschlages in süd- und mitteldeutschen Gebieten vorgeschichtlicher Einwanderung zuzuschreiben.

In all den betrachteten vorgeschichtlichen Erscheinungen aber zeigt sich, daß die dinarische Rasse ebensowenig wie die ostische mit einer arteigenen Gesittung erkenntlicher Art nach Mitteleuropa vorgedrungen ist.

Man möchte bei Betrachtung der Rassen- und Gesittungserscheinungen Alteuropas zu der Vermutung kommen, die der ostischen Rasse auf ihrem ostwestlich gerichteten Einsickerungsweg durch Europa nachdrängende und mehr erobernd eindringende dinarische Rasse habe den Hauptteil der ostischen Bevölkerungen der Jungsteinzeit gegen Westen vor sich hergedrängt und in Splittern gegen Nordwesten und Norden zerstreut, so daß heute die dichteste Zusammendrängung vorwiegend ostischer Bevölkerungen sich von der Schweiz und Südwestdeutschland bis nach Frankreich hinein findet.

+

Die Schilderung der vorgeschichtlichen Schicksale der westischen Rasse, bzw. vorwiegend westischer Bevölkerungen, kann sich ziemlich eng den Ergebnissen von Schuchhardts „Alteuropa" anschließen und braucht, da die westische Rasse für das deutsche Volkstum minder wichtig ist, nur einige Hauptsachen zu erwähnen.

Der Name westische Rasse, der auf die Britischen Inseln, Frankreich und Spanien als Heimatgebiete dieser Rasse weisen soll, empfahl sich mir auch aus archäologischen Gründen. Westeuropäische Gesittungsformen haben sich, wie auch Wilke schon gezeigt hat, wirklich nach Osten ausgebreitet, den Küsten des Mittelmeers entlang. Ob die Ausbreitung dieser Gesittungsformen geradezu einer rassischen Ausbreitung gleichkommt, ob also die östlicheren Mittelmeergebiete eine eigentliche Einwanderung oder Eroberung durch westische Menschen erfahren haben, steht nicht fest. Nur dies läßt sich sagen, daß die Eigentümlichkeiten westrassischer Gesittung ihre erste Ausbreitung im Westen Europas erfahren haben und daß die dort entfalteten Gerät- und Gefäßformen dann eine ungestörte Ausbreitung nach Osten

fanden, wobei die Grundformen sich so einheitlich gleichblieben, daß dadurch auch eine gewisse Einheitlichkeit des Menschenschlags, der sie pflegte und weiterbildete, angezeigt ist. Selbst für die Tatsache der Beimischung westischen Blutes in den ägyptischen Bevölkerungen ergeben sich in Schuchhardts „Alteuropa" immer wieder auffällige Entsprechungen der vorgeschichtlichen Funde. —

Vielleicht darf man die Gesittung des sog. Jung-Capsiens der Mittelmeerländer und Nordwestafrikas, eine Gesittung der spätesten Altsteinzeit, der westischen Rasse bzw. überwiegend westischen Bevölkerungen zuweisen; mit größerer Wahrscheinlichkeit ergibt sich eine Beziehung der westischen Rasse zu der westeuropäischen Gesittung des sog. Tardenoisiens, die sich aus dem Jung-Capsien entfaltet hat.

Es gab in der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Forschung eine Richtung, die alle menschliche Gesittung aus dem Osten stammen ließ: „das Licht aus dem Osten (ex oriente lux)". Und noch heute findet sich diese falsche und veraltete Ansicht in vielen Handbüchern und volkstümlichen Schriften. Wie alle Kunst, alle menschliche Gesittung überhaupt, von Osten stammen sollte, so schließlich auch selbst die Völker, welche die sog. indogermanischen Sprachen mit sich gebracht hätten. Je mehr aber die Forschung in die vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zusammenhänge eindringt, desto mehr erhellt die Unhaltbarkeit solcher Herleitungen. Mag im Westen die iberische Halbinsel auch Einflüsse, vielleicht auch eine schwache Einwanderung, vom Morgenlande her schon im vierten Jahrtausend v. Chr. erfahren haben — Wilke hat auf jungsteinzeitliche Einfuhrstücke morgenländischer Herkunft auf spanischem Boden hingewiesen —, so gilt doch im ganzen Schuchhardts Satz: „Nicht vom Osten, wie die meisten immer noch glauben möchten, sondern vom Westen her, aus der alten Kultur des Paläolithikums von Frankreich und Spanien, hat das Mittelmeer seine Hauptanregungen erhalten. Das zeigt sich im Haus- und Grabbau, in der Skulptur und in der Gerät- und Gefäßbildnerei. Die älteren Stufen pflegen im westlichen Mittelmeere zu sein, und die letzte Ausgestaltung hat sich in der Regel im mykenischen Kreise vollzogen."[1] Allerdings nach Ausbreitung der westeuropäischen Gesittung (westischer Rasse) über die Mittelmeerländer in der Jungsteinzeit scheint ein frühbronzezeitlicher Vorstoß vorderasiatischer Rasse von Kleinasien nach Westen erfolgt zu sein, welcher dem etruskischen Volk einen gewissen vorderasiatischen Einschlag (und die etruskische Sprache?) und Teilen der Bevölkerung Spaniens die baskische Sprache gebracht hat; hierüber die „Rassenkunde Europas" (1929).

Spuren von Verkehrsverbindungen jungsteinzeitlicher Bevölkerungen westischer Rasse führen vom Mittelmeer nach Westeuropa, besonders auch von der Loiremündung nach Irland. Die Britischen Inseln zeigen sich in der Jungsteinzeit als überwiegend westisches Gebiet. Es ist nun äußerst aufschlußreich, bei Schuchhardt die Einzelheiten der im Westen entstandenen, sich ostwärts ausbreitenden Formen zu verfolgen; zu erfahren, wie

[1] Schuchhardt, Alteuropa. 2. Aufl. 1926.

sie aus einem Geist gebildet sind, der in England der gleiche ist wie in Troja, in Troja der gleiche wie in Spanien. Eine Gesittung ergibt sich, gekennzeichnet durch runde Häuser, denen runde Grabanlagen nachgebildet sind, gekennzeichnet durch die Bestattung der Toten in Hockerlage im Innern des Hauses, gekennzeichnet durch den Glauben an ein „seliges Jenseitsleben“ (Schuchhardt), durch Säulenverehrungen und durch eine Reihe kennzeichnender Züge, welche von den kennzeichnenden Zügen der nordischen Formen meist klar und einheitlich unterschieden sind.

Schuchhardt scheint mir hierin jedoch zu irren, daß er die sog. Dolmen und Menhirs, große Steinsetzungen, die sich von Nordwesteuropa aus den europäischen Küsten des atlantischen Ozeans und den afrikanischen Küsten des Mittelmeers entlang[1] verfolgen lassen, daß er diese Steinsetzungen gänzlich für die von ihm beschriebene westeuropäische Gesittung in Anspruch nimmt, während die bei den Dolmen gefundenen Schädel, die Schädel also einer besonders bestatteten Bevölkerungsschicht, öfters nordische Merkmale zeigen. In der „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ (1930), wo die Dolmenfrage näher zu betrachten war, habe ich die Vermutung ausgesprochen, die Dolmen seien errichtet worden von einzelnen Wellen nordischer und nordisch-fälischer Menschen, welche von der Nordsee aus den Küsten entlang als Oberschicht vorwiegend westischer Bevölkerungen bis nach Afrika gedrungen seien und ihre letzten Ausläufer bis nach Abessinien ausgesandt hätten. In Abessinien kommen heute noch vereinzelte Blonde und Helläugige vor. In den Dolmen Algiers fand man Gebeine, die eine durchschnittliche Körperhöhe von 1,74 m und einen durchschnittlichen Schädelindex von 75 ergaben.

Innerhalb der westeuropäischen Gesittung vorwiegend westrassischer Herkunft haben sich Formen ausgebildet, die über den Kreis der Westrasse hinausgreifen mußten. So kam Spanien durch seinen frühentdeckten Kupfer- und Silberreichtum in der frühesten Metallzeit dahin, die sog. Dolchstäbe als Handelsware auszuführen in Länder, welche die Formen nachahmten: Dolchstäbe spanischer Herkunft finden sich auch in Nord- und Süddeutschland. Erst als eine spätere, der Steinzeit fernere Zeit sich das Schwert bildete, schwanden die Formen des Dolchstabs allenthalben. Die Erfindung der Bronze, dieser Verschmelzung von Kupfer und Zinn, scheint im westrassischen Gebiet vor sich gegangen zu sein. „Es gibt nur *eine* Stelle, wo Kupfer und Zinn zusammen gefunden werden, das ist Cornwall“,[2] und Cornwall ist heute noch durch seine stark westisch untermischte Besiedlung gekennzeichnet. Die Hockerbestattung des westeuropäischen Gesittungskreises hat mehrfach in das damalige Gebiet nordischer Rasse hineingereicht. Schuchhardt möchte sie als die Schlaflage des Südens erklären. Die Bestattungsform der Nordrasse, bevor sie zur Verbrennung überging, war die Bestattung in Strecklage.

All die westeuropäischen Formen wandern nun nach Osten und bilden sich

[1] Besonders in Schweden, Dänemark, Jütland, Schleswig-Holstein, Norddeutschland, Belgien, britische Inseln, Westfrankreich, Portugal, Spanien, Marokko, Algier, Tunis, Cyrenaika, Palästina.

[2] Schuchhardt, Alteuropa, 2. Aufl., 1926.

in längeren Zeiträumen zu den frühgeschichtlichen Kunstformen aus, welche einen Teil der ägyptischen, nordafrikanischen, und die früheste vorhellenische und frühhellenische Gesittung Griechenlands kennzeichnen. Da, wo auch heute noch in Nordafrika westisches Blut stark zugemischt ist, nämlich in Ägypten nilaufwärts, am Nordrand Afrikas entlang bis nach Marokko — überall da finden sich schon in der ältesten Geschichte westrassische Gesittungsformen. Das Rundhaus, das für diese westeuropäische Gesittung kennzeichnende Haus, entwickelt sich in Italien bis zum römischen Haus. „Die alte einfache Rundhütte hat man vervielfacht und in größerer Zahl symmetrisch um einen rechteckigen Hof gelegt. Im Laufe der Zeit sind dann die einzelnen Räume rechteckig geworden und das Kegeldach ist einem flachen Dach gewichen, aber immer ist der Binnenhof geblieben, in dem gekocht und gewirtschaftet wurde, so daß man ihn noch im Atrium des Pompejanischen Hauses wiedererkennt." (Schuchhardt.) Und am Rundhaus und seiner Weitergestaltung erkennt man einen sicheren Bestandteil der westrassischen Gesittung. Sein Kennzeichen ist „der offene Hof, um den sich die Wohnräume im Hufeisen herumlegen. In ihm hat offenbar ursprünglich unter freiem Himmel der Herd gestanden und immer ein gut Teil häuslichen Lebens sich abgespielt. Mit diesem Hofe als Mittelpunkt steht das mittelländische Haus in stärkstem Gegensatze zu dem nordischen Megaronhause, das darauf ausgeht, den Herd unter Dach zu bringen und damit für die kältere Jahreszeit einen großen wohnlichen Raum zu schaffen. So bringt das Hofhaus den Süden, das Herdhaus den Norden zum Ausdruck." (Schuchhardt.)

Der westischen Rasse müssen ursprünglich der Hackbau und mutterrechtliche Zustände arteigen gewesen sein, eine Gesittung also, bei welcher die Verwandtschaft und der Erbgang des Kindes nicht durch den Vater, sondern durch die Mutter bestimmt wird. Dem Mutterrecht (Matriarchat) entspricht gewöhnlich keine Dauerehe, der Begriff der ehelichen Treue und der diesem entsprechende Begriff des Ehebruchs sind nicht entwickelt, und meistens ist den mutterrechtlichen Gesittungen ein freier geschlechtlicher Verkehr der Mädchen und der verheirateten Frauen eigen. Man muß annehmen, daß der ganzen Westrasse das Mutterrecht arteigen war. Es findet sich zu verschiedenen Zeiten bei allen alteuropäischen Bevölkerungen überwiegend westischer Rasse. „Dieses vielbesprochene Mutterrecht wird von den Alten auf das bestimmteste für die Lykier in Kleinasien bezeugt. In Spuren findet es sich aber auch auf der Kleinasien gegenüber gelegenen Insel Kos und in Griechenland bei den epizephyrischen Lokrern, in Ober- und Mittelitalien bei dem rätselhaften Volke der Etrusker. Aus dem hohen Norden Europas wissen wir von den Pikten, die einen Teil der vorindogermanischen Bevölkerung Englands ausmachten, daß hier auf einen Herrscher regelmäßig nicht der eigene Sohn, sondern der Sohn seiner Schwester folgte."[1] Die Basken, deren Sprache zwar durch Menschen vorderasiatischer Rasse überbracht zu sein scheint, die aber in Spanien immer noch vorwiegend westisch

[1] Vgl. Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, unter „Mutterrecht".

sind, weisen heute noch ein Erbrecht auf, das der ältesten Tochter eines Hauses das Erbe übergibt; von ihr erst erhalten dann die Söhne ihre Erbteile zugewiesen. Das Ansehen des Vaters ist bei den Basken gering.

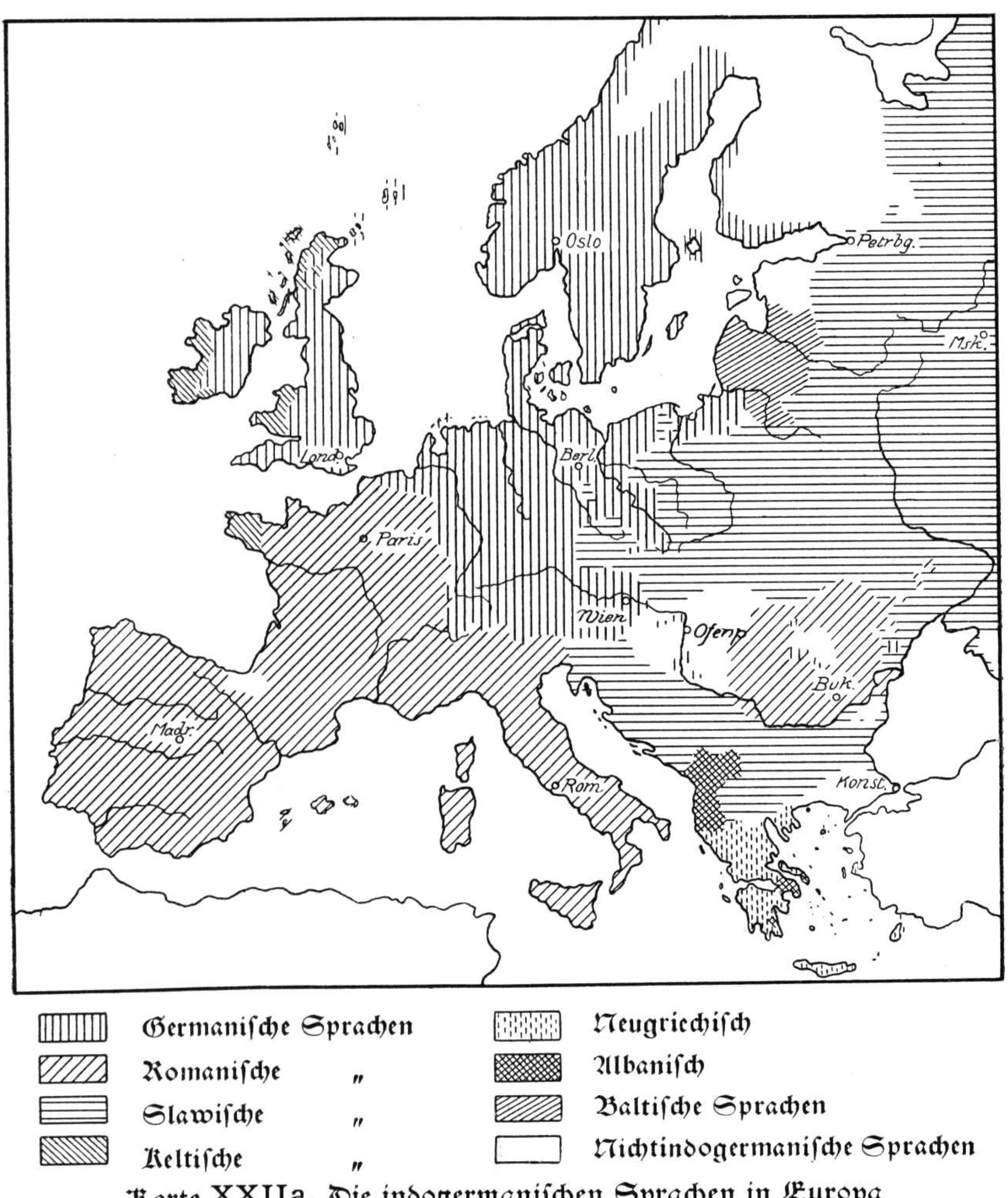
Die indogermanischen Sprachen zeigen, daß das Vaterrecht schon in der Vorzeit der Stämme nordischer Rasse galt, welche die indogermanischen Sprachen verbreitet haben. Die genaue Übereinstimmung der gemeinindogermanischen Wörter für Verwandtschaftsbeziehungen erweist, daß diesen nordischen Stämmen immer die Vaterfamilie eigen war, die klare rechtliche Stellung des Mannes als Gatte und Vater (die im römischen Recht dann als patria potestas erscheint).

Außer den Etruskern, deren rassische Zusammensetzung die „Rassenkunde Europas" behandelt, zeigen die Mittelmeervölker meist gleich bei ihrem Eintritt in die Geschichte Spuren eines Abbruchs alter, der Westrasse entsprechender Gesittung, eines Abbruchs, bewirkt durch Einwanderungen nordischer Eroberer. Damit wird eine Schilderung dieser spätesten Zeiten vorwiegend westischer Gesittungskreise zugleich zur Schilderung der frühesten Einbrüche nordischer Stämme im Mittelmeergebiet, welche aber der „Rassenkunde Europas" (1929) und der „Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes" (1928) zukommt.

Als Endergebnis der nordischen, vor allem hellenischen und italischen Einwanderungen im Mittelmeergebiet hatten diese Bücher den Untergang der der westischen Rasse zuzuschreibenden Gesittung als einer selbständigen Erscheinung zu schildern. Die nordrassischen Hellenen und Italiker (Römer) beginnen jetzt ihre Geschichte und zwingen den Mittelmeerlandschaften und ferneren Gebieten ihre Ausdrucksformen auf. Gesittungen entstehen, die einen Ausgleich nordischen und westischen Lebens darstellen; ihre Richtung ergibt sich zuerst aus dem nordischen Willen der führenden Oberschicht und später aus dem Schwinden dieser Oberschicht. Die einheimischen westischen oder in Italien auch dinarischen und ostischen, in Griechenland auch dinarischen und vorderasiatischen Menschen, werden zuerst die Geführten, Beherrschten, die Dienenden und Gehorchenden; später, mit dem Versiegen des nordischen Blutes, beginnt ihre Zeit wieder. Als die altrömische Welt, diese Welt aus nordischem Blute, untergegangen war, mußte das einheimische vorwiegend westische Blut wieder seinen Ausdruck finden, dem dann auch die ostischen Menschen Italiens wieder folgten. Sollte z. B. der Rundbau des Pantheons nicht solch ein Anzeichen westischen Wiederauflebens sein? Sind die sog. romanischen Sprachen nicht mitbestimmt durch westischen Geist?[1] Romanische Sprachen zeigen sich heute eben auf einem Gebiet, in dem die westische Rasse entweder vorwiegt oder doch beigemischt ist. Sind die gottesdienstlichen Formen der Mittelmeervölker nicht mitbestimmt durch das westische Blut? Kynast hat in seinem „Apollon und Dionysos" (1927) am Beispiel der hellenischen Religion die Einwirkung des Rassenwandels auf einen Glauben dargelegt.

[1] Die arteigenen Sprachen westischer Rasse, zu denen wohl das Piktische, Iberische und Ligurische gehört haben, sind untergegangen.

Der vorgeschichtliche Untergang westischer Eigengesittung und Selbständigkeit war, wie oben erwähnt, eine Folge nordischer Eroberungszüge. Die Vorgeschichte wie die frühe Geschichte Europas, die frühe Geschichte wie



Karte XXIIa. Die indogermanischen Sprachen in Europa

die Geschichte des frühen Mittelalters, geben immer wieder Kunde von einzelnen Erobererscharen wie von Erobervölkern, die aus dem Norden kamen und in südliche und östliche Gebiete eindrangen. Die Schriftsteller des Altertums haben den Norden Europas den „Mutterschoß der Völker" (vagina nationum) genannt.[1] Ist schon ihnen die Vorstellung geläufig ge-

[1] Vgl. Jornandes, IV: Scandzia insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum.

wesen von einer Herkunft frischer, geschichteschaffender Völker aus dem Norden?

Schuchhardt („Alteuropa") — wie vor oder mit ihm Much, Kossinna und Hubert Schmidt — verfolgt diese Eroberungszüge als Archäologe im einzelnen:

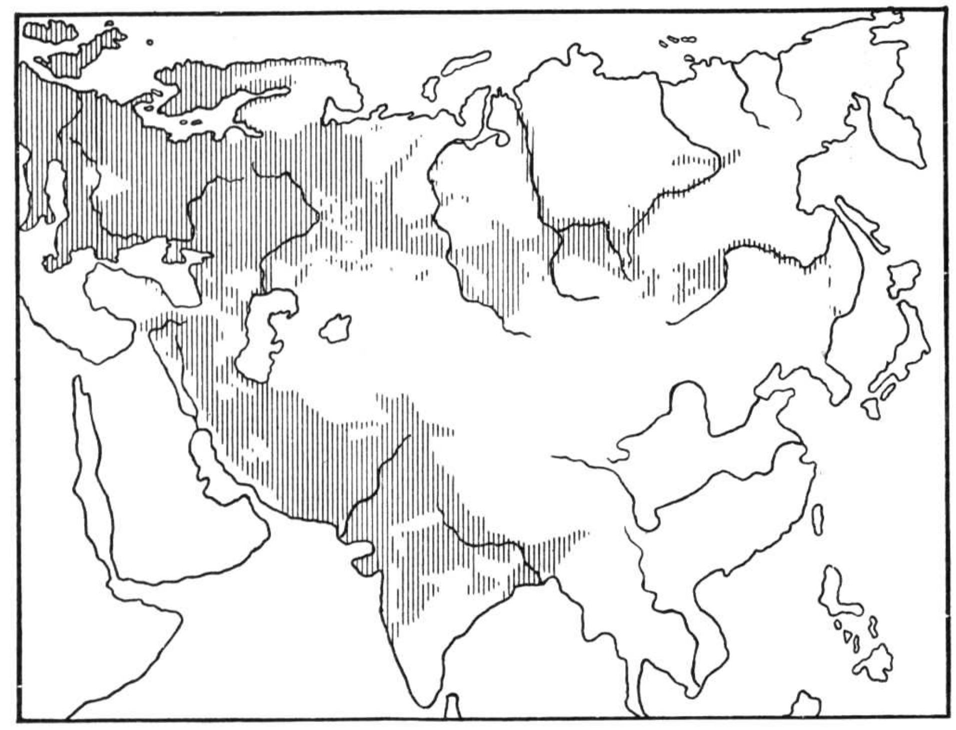
„In breitem Strome können wir nunmehr die verschiedenen Stilarten der Steinzeit von Mittel- und Süddeutschland nach dem Balkan wandern sehen. Mit ihnen zieht das rechteckige Haus, und der Zug geschieht in schwerer Rüstung: Burgen bezeichnen seinen Weg. Nicht bloß friedliche Durchdringung, Eroberung ist die Losung gewesen. So wird Troja am Hellespont erreicht, so durch Thessalien und Böotien Mykene und Tiryns. Auf der Burg von Tiryns liegt unter dem von Schliemann freigelegten Megaron-Palaste ein riesiges Rundhaus als Denkmal der alten Mittelmeerkultur. Die Mischung der nordischen Elemente mit dem alten Mittelmeergute schafft die mykenische Kultur. Damit beginnt für das Mittelmeer eine neue Ära. In Italien kommt der nordische Zustrom erst über die Straße von Valona herüber nach Apulien und Sizilien, dann auch über die Alpen in die Po- und Tiberlandschaft. In die Westländer Frankreich und Spanien ist er erst erheblich später, zur Hallstattzeit, gelangt. In diesen gleichmäßig vom selben Zentrum ausgehenden Strömungen, die nach und nach ganz Europa überfluten, haben wir, das leuchtet wohl ein, die Indogermanisierung unseres Erdteils zu erblicken."

Dies ist eben die wichtigste Grundtatsache unserer ganzen europäischen Vergangenheit und Gegenwart: die Indogermanisierung unseres Erdteils, ja die Indogermanisierung eines größeren Gebiets, eines Gebiets, das sich von Indien bis nach Irland und Island in seiner Längsrichtung erstreckt. Diese Indogermanisierung ist nach ihren sprachlichen wie nach ihren rassischen Folgen schon S. 327 ff. erwähnt worden.

Mit ihren Gesittungen, mit ihrem Blut, haben vorwiegend nordische Einzelstämme über Europa und darüber hinaus ihre Sprachen, die sog. indogermanischen (indoeuropäischen, früher auch „arisch" genannten) Sprachen, verbreitet, haben sie den unterworfenen Völkern übermittelt. Hier tut sich der Zusammenhang zwischen Sprache und Rasse auf, der im Anhang dargestellt werden soll. Die nordische Rasse könnte schließlich — zu empfehlen ist es aber durchaus nicht! — die indogermanische Rasse genannt werden. Auch die geradezu abzuweisende Bezeichnung „arische Rasse" könnte sich in diesem Zusammenhang einstellen.[1] Es ist aber sehr

[1] Die Sprachwissenschaft hat früher die indogermanischen Sprachen öfters als arische Sprachen bezeichnet; heute wendet sie die Bezeichnung arisch meist nur auf den indisch-persischen Zweig der indogermanischen Sprachen an. Die Rassenforschung hat in ihren Anfängen die (nicht vorhandene) weiße oder kaukasische Rasse ab und an als arisch bezeichnet, später auch ab und an die Völker indogermanischer Sprache als arische Völker und schließlich auch die nordische Rasse als arische Rasse. Heute ist die Bezeichnung arisch wissenschaftlich unbrauchbar geworden und ihre Anwendung ist dringend zu widerraten, zumal sich in nicht-wissenschaftlichen Kreisen das Wort arisch in noch mehr Bedeutungen herumtreibt, meist in einer ganz verschwommenen Anwendung auf die Völker, die nicht semitische Sprachen sprechen. Den „Ariern"

wahrscheinlich, daß einzelne vorwiegend nordische Stämme, die im Vergleich zu den von ihnen unterworfenen Bevölkerungen an Zahl zu gering waren, ihre Sprache im Fremdgebiet aufgegeben haben, wie im Mittelalter einzelne germanische Stämme, die Goten in Spanien, die Langobarden in Italien, die Franken und Normannen in Frankreich, ihre Sprachen aufgegeben haben. Die Spuren nordischen Vordringens zeigen sich in der Geschichte vieler Völker, die nicht mehr in den Kreis der Völker indogermanischer Sprache hineingehören. Dieses Buch kann die Einzelheiten nicht aufzählen, die sich alle zusammenfügen zu einem gewaltigen Bild nordischer



Karte XXIII. Das heutige indogermanische Sprachgebiet

Wanderungen, Kämpfe, Siege und Untergänge. Deutlich geht aus allen Tatsachen der Vorgeschichte und Geschichte hervor: die Ausbreitung der Nordrasse seit der Jungsteinzeit ist nirgends Einsickerung gewesen; sie ist überall Eroberung gewesen, bewaffnete Landsuche und Landnahme bäuerlicher Sippen- und Stammesverbände;[1] sie geschah überall „in schwerer Rüstung" (Schuchhardt) und zeigt eine geschichteschaffende Gestaltungskraft, die in der ganzen Geschichte ohnegleichen ist.

Die „Rassenkunde Europas" sollte zu zeigen versuchen: sobald diese Nordstämme in einem Fremdgebiet erscheinen, beginnt eine Auseinandersetzung der Gesittungen, in der die vaterrechtliche nordische Gesittung mit ihren Einzelzügen der Stammesverfassung, des Glaubens, des Rechts, der Sitte, der Zeitrechnung usw. schließlich siegt, eine Auseinandersetzung der

werden dann die „Semiten" entgegengesetzt. Die Bezeichnung „Semiten" ist aber in der Rassenkunde ebenfalls aufgegeben worden, da Menschen und Völker verschiedenster Rassenherkunft semitische Sprachen sprechen.

[1] Hettner, Der Gang der Kultur über die Erde, 1929, S. 54, nennt die alteuropäische Gesittung der „ursprünglichen Indogermanen" als ein Beispiel der „Pflugkultur der seßhaften Halbkulturvölker".

Stile, die schließlich mit dem Sieg des nordischen endet; es beginnt der Wandel im Schönheitsbild des unterworfenen Volkes: helle Haut und helles Haar, helle Augen und hoher schlanker Wuchs geben das Maß des schönen Menschen an wie bei den Eroberern, so bei den Beherrschten; die indogermanische Sprache der überwiegend nordischen Herrenschicht siegt, obgleich die nordischen Eroberer den Unterworfenen gegenüber an Zahl wohl meist geringer sind. Damit ist dann das Fremdvolk nordrassisch beherrscht und sprachlich indogermanisiert.

Wo heute ein Volk eine indogermanische Sprache spricht, muß dessen Gebiet früher das Herrschgebiet einer nordrassischen Herrenschicht gewesen sein. Was man in der Sprachwissenschaft Indogermanisierung nennt, stellt sich rassenkundlich dar als die Landnahme und Herrschaft einer nordischen Herrenschicht.

Die Herrenschicht (Adel und freie Bauern) mag meistens schon lange geschwunden sein, die überbrachte Sprache wird — mehr oder weniger abgewandelt — heute noch gesprochen. In diesem Sinne kann man die Völker, die heute indogermanische Sprachen sprechen, mit Bartholomae als die „Spracherben des indogermanischen Urvolks“ bezeichnen.[1]

Auch der älteste Wortbestand, der aus der Vergleichung aller indogermanischen Sprachen erschlossen werden kann, weist ja, wie S. 331 erwähnt wurde, auf eine Urheimat hin, deren tierische und pflanzliche Umwelt, deren Himmelsstrich und Wetterlage, deren menschliche Gesittung auf eine mittel- oder nordeuropäische Heimat hinweisen, wie andererseits auch Funde in all diesen Völkern übereinstimmend den Anbau von Körnerfrüchten nordeuropäischer Herkunft und die Verwendung von Ostseebernstein bezeugen. Der Pflug hat sich von Nordwesteuropa her mit diesen nordischen Stämmen verbreitet. Hirse und Gerste verbreiteten sich mit den nordischen Stämmen von Mitteleuropa aus, und ebenso der Fachbogen, der die Weberei ermöglicht hat.[2] Darré hat, wie erwähnt, das aus dem feuchten Waldgebiet Mittel- und Nordwesteuropas stammende Schwein als „Leithaustier“ für nordische Völkerwellen indogermanischer Sprache erwiesen.

Wenn solche Hinweise sprachlicher und vorgeschichtlicher Art nicht zu erbringen wären, so bestünden zur Aufhellung der Fragen die ältesten Zeugnisse der indogermanischen Völker über ihre Leibesbeschaffenheit oder wenigstens über die Leibesbeschaffenheit ihrer oberen Stände, ihres Adels, ihrer Führer, ihrer freien Bauernschaft. Da ergibt sich denn, daß die alten Inder wie die alten Perser, die Hellenen wie die Römer, die Kelten wie die alten Slawen, im großen ganzen die gleichen Rassenmerkmale aufwiesen wie die Germanen des Frühmittelalters und wie heute noch die Menschen nordischer Rasse: hohen schlanken Wuchs, helle Haut, helles Haar und helle Augen; und wo sich Gebeine aus der Frühzeit dieser Völker erhalten haben, weisen sie neben dem hohen Wuchs in der Regel auch die schmalgesichtig-lange Schädelform auf, die der nordischen Rasse eignet.

Man könnte beim Verfolgen des Gedankens der Vernordung und Ent-

[1] Vgl. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, unter „Indogermanische Sprachen“.

[2] Karutz, Der Fachbogen, Kosmos, Heft II, 1923.

nordung der Bevölkerungen indogermanischer Sprache geradezu eine „Formenlehre“ nordrassischer Ausbreitung und Stammesgeschichte entwerfen, welche die gemeinsamen Züge im Entstehen und Niedergang aller nordrassisch bedingten Völker aufzeigt. Ich habe das in der „Rassenkunde Europas“ versucht und gebe die betreffenden Stellen im Auszug hier wieder:

Die Gesellschaftsform, die politische Form — wenn man für diese Frühzeit derlei Ausdrücke gebrauchen darf — änderte sich wohl zumeist beim Verlassen der Ursitze. Da, wo Nordrasse rein erhalten in geschlossenem Gebiet siedelt, muß sich eine Art Volksherrschaft ergeben, ausgeübt von den angesehensten Männern der einzelnen Stämme. Den Gebieten reiner Rasse konnte wohl eine Art republikanischer Ordnung eignen, weil, wenn überhaupt je, so hier einmal in Wirklichkeit lauter Freie und Gleiche siedelten und eine Schichtung nur möglich ward durch die besondere Begabung und Tatkraft einzelner Sippen und nur solange deren Tatkraft dauerte und sich forterbte. Die Volksherrschaft, eine Art Republik, konnte sich einstellen wie unter den nordischen Isländern, so unter den nordischen Dithmarschern und so auch in frühester Vorzeit überall in den Gebieten überwiegend nordischer Rasse. Sobald aber der Heimatboden verlassen war, mußten sich aristokratische Formen, mußte sich eine Adels- oder Königsherrschaft ergeben. Der nordische Stamm zog durch fremdes Land, unterwarf sich fremdrassiges Volk, man beherrschte es als Adels- und Bauernschicht, als die Herren. Burgen mußten zur Beherrschung errichtet werden. Es ist bezeichnend, daß das mittel- bis nordwestdeutsche Gebiet, in welchem während vorgeschichtlicher Zeiten die nordische Rasse vorherrschte, keine Burgen kennt. Es ist bezeichnend, daß Burgen den Weg aller indogermanischen Stämme nordischer Rassenherkunft angeben, Burgen, in denen die rechteckigen Häuser und Säle stehen.

In dauernden Kämpfen mag das Schicksal der einzelnen Stämme sie dahin geführt haben, wo ihre eigentliche Siedelung begann. Waren die einzelnen Nordvölker erst seßhaft geworden, hatten die Nachschübe nordischer Scharen einmal aufgehört, so begann der Vorgang, der zur Ausbildung gesonderter Volkstümer führen mußte. Die Oberschicht fühlte sich schließlich nicht mehr als fremd, sondern eben als der Adel und Bauernstand eines bestimmten Volkes oder besser: bestimmter Stämme, denn bei allen Völkern indogermanischer Sprache ist die Urform des Gemeinschaftslebens der aus Sippen (Großfamilien) bestehende Stamm, der von einem Herzog mit begrenzter Macht geführt wird. Die staatliche Vereinigung solcher Stämme zu einem Volk unter einem König ist jeweils erst eine zweite Stufe der Gemeinschaftsentwicklung gewesen. Die Verschmelzung der beiden Rassenschichten zu einem sich eins fühlenden Volke liegt den geschichtlichen Aufzeichnungen dieser Völker meistens schon weit voraus. In ihr eigenes geschichtliches Bewußtsein treten diese Völker schon als abgeschlossene Volkstümer ein: der nordische Hellene sieht den nordischen Makedonen als seinen Feind, der nordische (patrizische) Römer sieht den nordischen Kelten als seinen Feind und tritt ihm entgegen als der Schützer auch der westischen und ostischen (plebejischen) Unterschicht. Die Verschmelzung der Rassen ist damit vorbereitet. Langsam geht sie vor sich, solange die

Adels- und Königsherrschaft besteht, solange die klaren Standesgrenzen bestehen, Standesgrenzen, entstanden aus Rassengrenzen. Diese Zeiten klarer Schichtung sind zugleich die Heldenzeitalter der einzelnen nordrassisch-bedingten Völker. Ein Wettbewerb der Kühnheit, der Fahrten und Kämpfe, reißt das ganze Volk zu den Taten fort, von denen die altindische und altpersische Dichtung berichten, von denen die griechische Ilias, der angelsächsische Beowulf, die Edda, die isländische Saga wie das deutsche Nibelungenlied künden. Die adligen Menschen solcher Zeiten fragen sich immer, ob all ihr Tun vor den „Vätern" bestehen könne; sie haben ein festes Gesetz der Ehre, sie halten auf Sippenzucht, sie wählen sich das Weib fast nur aus den andern freien Geschlechtern, geben ihre Töchter fast nur den bewährten Männern. Die Sippen, die an Tüchtigkeit und Tatkraft berühmt sind, verbinden Töchter und Söhne miteinander. Schwächliche Kinder werden ausgesetzt oder getötet. Das oberste Gesetz ist Heldentum, der einzelne denkt weniger an sich als an Sippen- und Stammesehre. Streng fordert er von sich, daß er alle überlieferten Gesetze der Rache, des Zweikampfs, des Erbrechts und des Glaubens halte. Es gilt: Treue gegen sich selbst, Treue gegen die Artgenossen, Ausbreitung und Verteidigung des entstandenen Volkstums; geschätzt ist Freigebigkeit, Großmut, Edelsinn, Wahrheitsliebe, Selbstvertrauen. Die „angeborne Farbe der Entschließung", diese echt nordische Farbe, gehört zu Wesen und Anblick der nordischen Menschen dieser Frühzeiten. So erstehen die Gesittungen der Frühzeit nordisch-bedingter Völker, die uns durch die unbewußt sichere Erfassung der Gesetze reinen Blutes, gesunder Nachkommenschaft und kriegerischer Ehre immer wieder erstaunen.

Doch schon die Volkwerdung der nordischen Oberschicht mit der unnordischen Unterschicht hat die Möglichkeit der Rassenmischung geschaffen. Jede Verfassungsänderung kann die Schichtung stören und dient uns heute als ein Anzeichen einer Störung des Rassentums. Die untergeschichteten Volksteile drängen mit dem Schwinden der Oberschicht auf Machtverschiebung. Darum schreitet die Rassenmischung vor, sobald „das Volk" (der Demos, die Plebejer, die unteren Kasten) die Schichtung erschüttert hat. Dies geschieht oft unter der Anführung nordischer Männer, die aus dem oder jenem Grund Adelshasser geworden sind. Die Unterschicht erhält Rechte; viele ihrer Glieder sind reich geworden, und ihr Geld erwirbt ihnen Einfluß im Staat. So kommt es allmählich zu einer „Volksherrschaft". Volksherrschaft bedeutet jetzt aber etwas ganz anderes als in den Gebieten überwiegender Nordrasse, wo tatsächlich Freie und Gleiche auf ihrem Grund und Boden saßen.[1] Jetzt ist Volksherrschaft gleichbedeutend mit dem Massentum, das keine bedeutenden Männer mehr erträgt, wie es einmal der aus dem Adel stammende Philosoph Herakleitos von Ephesos ingrimmig schildert, der nach seiner Anschauung den Ephesern riet, sie möchten

[1] Damit ist zu vergleichen, daß „der demokratische Gedanke" im schwedischen oder norwegischen Volksleben nicht dasselbe bedeutet wie „der demokratische Gedanke" im Volksleben stärker entnordeter Völker — zumal nicht in Norwegen, wo die staatlich führende Schicht fast vier Jahrhunderte lang bis 1814 aus dem minder nordischen Dänemark kam.

sich alle „Mann für Mann“ hängen, da es ihre Meinung sei: „Von uns soll keiner der wackerste sein oder, wenn schon, dann anderswo und bei andern.“[1] Volksherrschaft bedeutet jetzt Massentum, geleitet durch einzelne Umstürzer und vor allem durch das Geld der unnordischen Emporkömmlinge. Die Verfassung wird eine Verfassung des Massentums. Sie richtet sich nicht mehr nach Grundbesitz und Abstammung, sondern nach dem Geldbesitz. Die grundbesitzende Adelsschicht verarmt gegenüber der geldbesitzenden Schicht der Emporkömmlinge. Die Verarmung führt den Adel zu fragwürdigen Verbindungen mit der geldbesitzenden Schicht selbst; so entarten viele seiner Glieder. Kapitalistische Zustände sind schon Kennzeichen einer Verschiebung im Rassentum und fördern rasch das Schwinden der nordischen Oberschicht. Der griechische Elegien- und Spruchdichter Theognis, der zur Zeit eines solchen Wandels lebte, hat von seiner Adelsanschauung aus eine solche Machtverschiebung deutlich geschildert: „Reichtum hat die Rasse verwüstet.“

Rassenkundlich ist es nun sehr bezeichnend, daß der Emporkömmling auffällt und sich lächerlich macht. Der Reichtum wirkte so lang edel, als er wesentlich Grundbesitz war und einer Schicht angehörte, die rassenmäßig zum Herrschen befähigt und zum Besitz erzogen war, die den Reichtum weniger um seiner selbst willen, als um der Machtausdehnung, Hortesfreude und Ehre willen begehrte. Der Reichtum wird etwas Gemeines, sobald ihn eine Schicht ansammelt, die nicht die große Gesinnung dazu hat; er wird etwas Gemeines in dem Augenblick eines nordisch-bedingten Volkes, wo der unnordische Mensch zu Reichtum kommt. Dieser hat nicht die Lebensweise geerbt, die zum Reichtum gehört, damit Reichtum nicht unedel sei. Herrschen und Besitz liegt ihm nicht im Blute; daher übertreibt er, daher sucht er die Kleidung und die Gebärden der nordischen Schicht nachzuahmen und macht sich dabei lächerlich, denn er vergreift sich darin täglich. Der „Protz“, der Emporkömmling, der Reichgewordene — solche Gestalten sind nordrassisch sehr selten. Würde etwa einmal ein nordischer Mensch aus der Armut in den Reichtum versetzt, er hätte die Lebensweise der ursprünglich übergeschichteten Rasse so in sich, daß er nicht auffiele. Lächerlich und widerlich macht sich der Emporkömmling dadurch, daß er die Lebensweise nordischer Rasse nachahmen will.[2] Die Geschichte aller nordrassisch-bedingten Völker zeigt die Gestalt des politisch einflußreichen Reichgewordenen — die römischen Satiriker zeichnen oft sein Bild — und der Zeitpunkt, in dem er auftritt, zeigt den begonnenen Rassenzerfall an. Von diesem Augenblick an beschleunigt sich der Niedergang eines solchen Volkes.

Die Zerklüftung zeigt sich im täglichen Leben. Untergeschichtete Volksteile sind zu Reichtum gekommen, Volksteile, die in sich keine eigene Ehre ausgebildet hatten, die, ungehemmt durch überliefertes Würdegefühl, ihren

[1] Diels, Fragmente der Vorsokratiker, Bd. I, 1912.

[2] In diesem Zusammenhang könnte man darauf hinweisen, daß man in Frankreich von Menschen unvornehmeren Aussehens oder Auftretens sagt: „Il n'a pas de race“ („Er hat keine Rasse“, d. h. nichts von dem Blut der [wenigstens früher] führenden nordischen Rasse).

Reichtum ausnützen. Jetzt wird alles käuflich: der Staat wird käuflich, das blonde Haar, das Adel vortäuschen soll, der Adel selbst wird käuflich. Die Anschauungen der früheren Oberschicht werden dem sich wandelnden Volk lächerlich: das Heldenzeitalter liegt weit dahinten. Gebräuche, die aus dem Rassentum der vornordischen Bevölkerung stammen, tauchen wieder auf. Die Sitten ändern sich, die Schichtung des Volks wird durch schrankenlose Freiheit und Freizügigkeit, vor allem aber durch das Aufsteigen der neuen Reichen verwischt. Die Rassenvermischung hat den Adel zersetzt, die neuen Reichen bestimmen den Staat und wenden ihre Macht gegen die freien Bauern an, die jetzt an nordischem Blut noch verhältnismäßig am reichsten sind. Das Land verödet, die Städte wachsen. Die Allver-

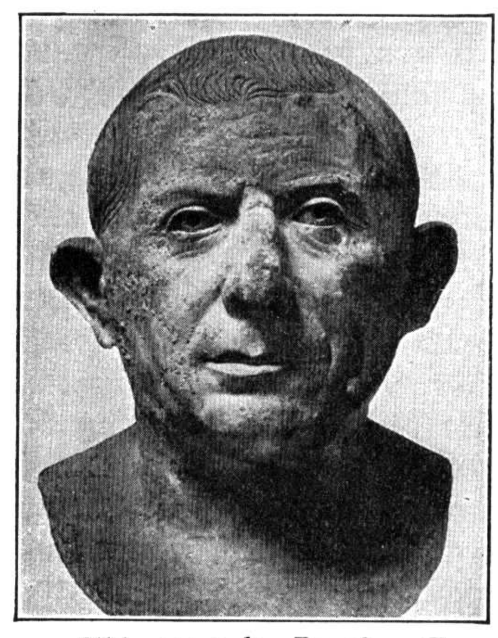
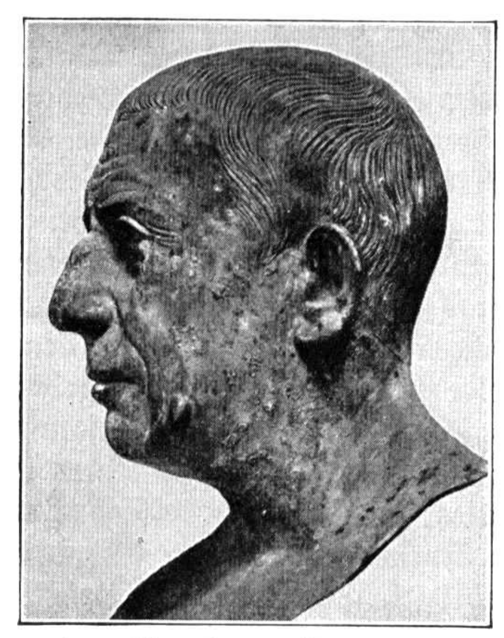



Abb. 401 a, b. Lucius Caecilius Jucundus, Bankier in Pompeji.
Vorwiegend vorderasiatisch.
(Vgl. hiermit die Römerköpfe in der „Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes")

mischung (Lundborg: „das Blutchaos"), zu der das Herbeiströmen fremder Rassenbestandteile beiträgt, erzeugt den Pöbel der großen Städte, Menschenmassen, die ihrem Mischblut nach gänzlich richtungslos und als Masse jedem Einfluß ausgesetzt sind. Das späte Rom ist dafür ein gutes Beispiel.

Waren die Frühzeiten durch ein unbewußtes rasseförderndes und tüchtigkeitsförderndes Verhalten gekennzeichnet, so hat sich jetzt ein Wandel vollzogen, der zur Erhaltung gerade des minderwertigen Blutes führt, zur Erhaltung und Vererbung krankhafter Erbanlagen: die Tüchtigkeit ist jetzt nicht mehr Auslesegrundsatz, eher die großstädtische Gerissenheit; die Tochter des tüchtigsten Geschlechts wird nicht begehrt, sondern die Tochter aus reichem Haus, mag sie auch die schlechtesten Erbanlagen besitzen. Eine gewisse Flucht vor Verantwortung gegenüber der Volkszukunft mag zur Aufzucht auch solcher Kinder führen, die man früher ausgesetzt oder getötet hätte. Bei Homer ist Thersites der einzige Krüppel, bei den römischen Schriftstellern der Spätzeit ließen sich lange Aufstellungen von körperlichen Mißbildungen und Anzeichen seelischer Entartung finden. Zum Fortkommen dient in solchen Spätzeiten eine aufrechte Gesinnung am wenigsten;

den Aufrechten mag oft Meuchelmord oder Verbannung (Ostrakismos, Proskription, Religionsverfolgungen, Adelsvertreibungen) gleichsam aus dem Erbgang des Volkes entfernen. Die Spätzeiten beschleunigen so jeweils die Entartung so sehr, daß sich ein Volkstum in kurzer Zeit völlig verwandelt. Der Geldreichtum selbst mag sich für seine Zwecke unbewußt oder bewußt geradezu Entartung und Pöbel züchten; eine Masse fällt ihrer Art nach am ehesten dem Geldeinfluß anheim; sie läßt sich vom neuen Reichtum, dem unsichtbaren Geldreichtum, Brot und Spiele bezahlen und sich dann gegen die letzten Bestände des zwar viel geringeren, aber sichtbaren Reichtums des Grundbesitzes lenken.

War der Grundbesitz bis in spätere Zeiten hinein in Händen einer angestammten Schicht, die noch manche nordischen Züge bewahrt haben mochte, so geht auch er in der Spätzeit in die Hand des städtischen Geldreichtums über. Im städtischen Geldgeschäft des untergehenden Griechenlands und Roms scheinen Menschen mit vorderasiatischen Zügen häufig gewesen zu sein; der vorderasiatischen Rasse ist ja im allgemeinen eine besondere Händlergabe und Menschenkenntnis eigen (vgl. S. 227). Gregor von Tours berichtet von den jüdischen und syrischen Händlern, die in Gallien umherzogen, und eben Juden und Syrier sind Völker mit stärkerem vorderasiatischem Einschlag (vgl. Abb. 401).

Das Ende Griechenlands wie das Ende Roms ist gekennzeichnet durch den Mangel überragender Menschen: das nordische Blut der Frühzeit ist zum größten Teil versiegt. Das Ende Griechenlands wie das Ende Roms ist gekennzeichnet durch mehr oder weniger unsichtbare Herrschaft einzelner Geldmänner, durch Pöbelgesinnung des immer mehr entartenden, immer gründlicher mischrassigen Volks, endlich durch ein langsames Aussterben ganzer Gebiete. Die Zeugnisse des Altertums erwähnen den Zerfall ehemals volksreicher Städte: die Mittelmeerländer waren erschöpft. Nur die Nachkommen der Sklaven aus fernsten Erdgebieten empfanden keinen Ekel. Tausende aber — darunter sicher viele der Bestgesinnten — nahmen begierig das Mönchstum des sich ausbreitenden Christentums an sich, wandten sich von dieser faulenden Welt und starben ohne Nachkommen. Der „Untergang" war da.

So etwa endete notwendig die Geschichte aller nordrassisch-bedingten Völker, die einmal in ihrem Fortgang eine Richtung eingeschlagen hatten, die zur Austilgung der nordischen Volksglieder führte. Der Verlauf mußte sich beschleunigen in den Völkern, die einmal endgültig vom Heimatbezirk nordischer Rasse abgetrennt worden waren. Inder, Hellenen, Perser, Römer und Teile des keltischen Volkes waren ihren Gebieten nach getrennt vom Zusammenhang nordischer Völker, wie er im nordwesteuropäischen Gebiete, nahe der Urheimat, länger bestehen bleiben mußte. Eine Erneuerung nordischen Blutes war innerhalb der südlichen Völker unmöglich.

Überblickt man all die Untergänge der großen Reiche und der schöpferischen Gesittungen von Indien bis übers Abendland hin: immer erscheint dies klar ersichtlich, daß jeder „Untergang" eines Volkes indogermanischer Sprache bedingt ist durch das Versiegen des Blutes der schöpferischen Rasse, der Nordrasse. —

Ein Buch hat die Runde in Deutschland und Europa gemacht: „Der Untergang des Abendlandes“ von Oswald Spengler. Alle Zeichen eines jeden Niedergangs der großen Gesittungen hat Spengler in seinem Buch betrachtet, die Ursache selbst, das Versiegen des nordischen Blutes innerhalb der betrachteten Volkstümer, hat Spengler nicht gesehen. Es lohnt sich heute, die Spenglerschen Behauptungen rassenkundlich zu prüfen.

Spengler sieht es gleichsam als ein Sich-selbst-ergreifen der hellenischen, geschichtslos, dauerlos lebenden Seele an, „als ein Symbol ersten Ranges und ohne Beispiel in der Kunstgeschichte“, daß die Hellenen der Vorzeit „plötzlich“ vom Steinbau zum Holzbau „zurückkehren“. Und weiter stellt er fest: „In der homerischen Zeit so gut wie in der vedischen erfolgt der plötzliche, materiell nicht zu motivierende Schritt vom Begräbnis zur Verbrennung.“ So muß Spengler bei all dem übersehen, daß es nicht die gleiche „Seele“ ist, die sich so äußert. „Plötzlich“ oder „mit rätselhafter Vehemenz“ sollen nach Spengler in einer mit formloser Menschheit erfüllten Landschaft Gesittungen entstehen. Eine solche Auffassung hat dies übersehen: zumeist sind Gesittungen entstanden durch erobernd in eine Landschaft eindringende Stämme, öfters wohl Stämme von Wanderhirten, die sich als staatlich gestaltende Herren über die „formlose Menschheit“ einer ohne staatsbildende Fähigkeiten dahinlebenden, oft Hackbau treibenden Bevölkerung setzen. Im Falle der indogermanischen Gesittungen Indiens und Griechenlands waren es die nordrassischen, erobernd eindringenden Inder der wedischen Zeit und die nordrassischen, erobernd eindringenden Hellenen der „homerischen“ Zeit, welche ihre nordischen Sitten „plötzlich“ mit sich in die Länder brachten, in denen sie dann ihr „Seelentum“ weiter entfalteten: sie bringen die Verbrennung mit, die allen nordrassischen Völkern gemeinsam ist,[1] sie bringen den Holzbau mit, der bei den vorwiegend nordischen Skandinaviern heute noch herrscht. So übersieht Spengler immer wieder die rassischen Bedingungen des Geschichtsbildes. Beispiele könnten vermehrt werden. Hier fehlt der Raum. Hätte sich Spengler eine rassenkundliche Geschichtsauffassung dienen lassen, so hätte ihm auch nicht entgehen können, daß man von einem Altern des hellenischen Volkes, streng beobachtend, gar nicht reden darf, ebensowenig von einem Altern des römischen Volkes und ebensowenig von einem in oder nach einer Spätzeit heraufkommenden „neuen Lebensgefühl“. Das „entartende“ Volk ist ja schon lange nicht mehr das nordrassische hellenische Volk, dessen Ebenbilder seine Künstler in Marmor bildeten. Das entartende Rom ist schon lange nicht mehr das nordrassische Rom, das ein Weltreich gegründet hatte. Das „neue Lebensgefühl“ aber war jedesmal das Lebensgefühl der Mischbevölkerungen, die in der „Spätzeit“ nach wie vor ihr Massenleben unschöpferisch fortlebten, und jeder „Untergang“ der Geschichte von Indien bis übers Abendland hin war immer das Versiegen des Blutes der schöpferischen Rasse in einem Staats- und Geistesleben.

Eugen Fischer faßt solche Erscheinungen des „Untergangs“ und „Alterns“ einmal so zusammen: „Ein Altern eines Volkes gibt es wohl, nie-

[1] Vgl. Ilias, Äneis, Beowulf.

mals aber das Altern einer Rasse. Die menschlichen Rassen altern an sich ebensowenig und sterben ebensowenig wie tierische und pflanzliche Rassen. Sie können nur ausgetilgt werden, also eines unnatürlichen Todes sterben. Was der Historiker als Degeneration, Siechtum und Altern eines Volkes, ja was er als Untergang eines Volkes sieht, sind die Folgen verkehrter Auslese der Rassenbestandteile des betreffenden Volkes. Wenn die erbmäßigen Träger der betreffenden Begabung, wenn die rassenmäßigen Führer durch irgendwelche Auslesevorgänge ausgetilgt oder ausgeschaltet sind, ist eben das Volk nicht mehr dasselbe, was es vorher war. Wenn ein Volk durch kriegerische oder auch durch friedliche, allmählich durch Einwanderung erfolgende Rassenmischung in seiner rassenmäßigen Zusammensetzung ein anderes geworden ist, wird auch seine geistige Leistung eine andere werden müssen. Diese andere Art, vor allen Stücken ein wirtschaftliches und politisches Sinken, wird, wie gesagt, der Geschichtsforscher häufig als Alterserscheinung auffassen, es ist in Wirklichkeit eine rassenmäßige Veränderung."[1]

Wenn man also vom „Altern" eines Volkstums indogermanischer Sprache sprechen will, so kann darunter nur verstanden werden: das Schwinden des Blutes der vorwiegend nordischen schöpferischen Oberschicht. Vor Spengler hatte schon Breysig[2] auf die Gleichläufigkeit der hellenischen, römischen und deutschen Geschichte hingewiesen und dargetan, daß ein Hellene der Zeit 500 v. Chr. etwa auf gleicher „Stufe" stehe wie ein Römer der Zeit 330 n. Chr. und ein Deutscher der Zeit 1500 n. Chr. Aber Breysig hat ebensowenig wie Spengler erkannt, daß diese Art der „Gleichzeitigkeit" in der Geschichte indogermanischer Völker durch die gleiche Stufe der Entnordung bedingt ist.[3]

---

[1] Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1927.

[2] „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte." 1905. — Als Erster vertrat jedoch den Gedanken des „Stufenbaus" im Völkerleben der römische Geschichtsschreiber Varro (116—27 v. Chr.), nach ihm der römische Redner Publius Annius Florus (2. Jahrh. n. Chr.); nach ihnen der italienische Philosoph Vico (1688—1744), den Gedanken des „Untergangs" des Abendlandes als Erster Graf Gobineau, nach ihm Graf Vacher de Lapouge.

[3] Breysig betrachtet aber auch das „Altern" von Völkern weit außerhalb des Bezirks der (von nordischen Stämmen überbrachten) indogermanischen Sprachen, von Völkern also, bei denen nicht eine Entnordung als Ursache des Niedergangs angesehen werden darf. Eingehendere Forschung wird jedoch auch in solchen Fällen — falls eben nicht gewaltsame Zerstörung von außen vorliegt, — jeweils das Schwinden einer schöpferischen Oberschicht vermuten dürfen und feststellen können: das Schwinden einer dem Volksdurchschnitt rassisch gleichgearteten Schicht Höherbegabter oder das Schwinden einer vom Volksdurchschnitt rassisch verschiedenen Oberschicht. Ich neige zu der Annahme, daß fast jeder zu beobachtende Gesittungsaufschwung aus Übereinanderschichtung zweier Rassen entstanden ist, aus der Kraftentfaltung, die anscheinend jeweils beim Zusammenwirken Führender und Geführter entsteht. Damit ergäbe sich bei jedem „Untergang" eines Volkes und einer Gesittung die Frage, ob nicht eine übergeschichtete Rasse und welche Rasse in dem betreffenden Volk dahingeschwunden ist. Es ist z. B. überaus wahrscheinlich, daß der Bedeutung der nordischen Rasse im Leben der indogermanischen Völker die Bedeutung entspricht, welche die hamitische (äthiopische) Rasse im Leben vieler Afrikastämme, besonders der Stämme hamitischer Sprache, gehabt hat

Auch die Betrachtung derjenigen seelischen Züge, die allen Völkern indogermanischer Sprache gemeinsam waren oder sind, würde ein Urteil abgeben über die sich in solchen Zügen äußernde Rassenseele, die Nordische Seele; ich habe in der „Rassenkunde Europas" (3. Aufl. 1929) diese seelischen Züge nach Eduard Meyer zu kennzeichnen versucht.

---

und hat. Wenn hingegen ein Volk und eine Gesittung durch eine lange Zeitdauer eine gewisse Stetigkeit der kennzeichnenden Züge zeigen, wie es in China erscheint, so wird man auch eine verhältnismäßig ungestörte Bevölkerungsschichtung mit etwa gleichbleibendem Erhaltungszustand der einzelnen Schichten annehmen dürfen. Gumplowicz hat schon in den früheren Ausgaben seines Buches „Der Rassenkampf" (3. Aufl. 1928) den Gedanken ausgesprochen: „Ohne Rassengegensätze gibt es keinen Staat und keine staatliche Entwicklung, und ohne Rassenverschmelzung gibt es keine Kultur und keine Zivilisation."

22. Rassengeschichte der keltischen und germanischen Stämme. Rassengeschichte des deutschen Volkes

Von all den Völkern nordischer Herkunft sind für das heutige Europa und vor allem für die Rassengeschichte Deutschlands besonders wichtig: die Kelten und die Germanen, die zweitletzte und die letzte Welle der Nordrasse. Die Vorherrschaft der Kelten in Europa mag sich zeitlich etwa vom Jahre 900 bis zum Jahre 200 v. Chr. erstrecken mit einem Machthöhepunkt um 400 v. Chr. Die keltische Urheimat verlegt die Sprachwissenschaft nach Süddeutschland, vor allem ins Donautal. Schuchhardt möchte die sog. Bandkeramik, einen bestimmten donauländischen Gefäßstil, den Kelten zuschreiben (vgl. S. 334). Innerhalb der Bandkeramik unterscheidet man wieder zwei Arten, die Spiralkeramik und die Hinkelsteinkeramik. Als Urheimat dieser Stile muß etwa das östliche Süddeutschland und Mähren und Böhmen gelten. Wieder würden so Sprachwissenschaft und Vorgeschichte auf eine gleiche Urheimat hinweisen. Beide würden auch auf die gleichen Ausbreitungswege hinweisen. Schon in der Jungsteinzeit zeigen sich durch die Ausbreitung der Bandkeramik Völkerscharen an, die vom Urgebiet des keltischen Volkes auszogen, Stämme, die Pflugwirtschaft besaßen und Viehzucht trieben. Siebenbürgen wird erreicht, Südrußland wird erreicht und schon in einer Zeit, die der mykenischen vorausgeht. Sollen wir schon dieses Vordringen mit einem Völkernamen der späteren Zeiträume belegen? Wenn ja, so wird sich am ehesten der Name der Kelten bieten, falls man dabei nicht auch an frühe Wanderungen uritalischer, urhellenischer und urthrakischer Stämme denken muß.

Auch in Deutschland hat die Spiralkeramik ihr Gebiet erweitert. „Die Spiralkeramik ist den Rhein hinuntergegangen bis zum Neuwieder Becken und von da wahrscheinlich durch die Eifel nach Belgien. Die böhmische Hinkelsteinkeramik aber hat sich in einer großen Welle durch Sachsen und Thüringen bis in die Harzgegend geworfen. Ihre letzten Ausläufer erreichen östlich und südöstlich von Braunschweig die Grenze der Megalithkultur" (Schuchhardt). Urkeltische Stilformen erreichen also die Grenze gegen das Urgebiet der Germanen. Die Sprachwissenschaft legt in Übereinstimmung hiermit die Ostgrenze der Kelten an eine Linie Lüneburger Heide—Hildesheim—Göttingen—Eisenach—Thüringer Wald.[1] Von Süddeutschland und von den Rheinlanden aus richtete sich dann ein Vorstoß der Kelten nach Westen, in das später nach einem keltischen Stamm benannte Gallien. Man wird die erste Einwanderung keltischer Stämme in das linksrheinische Gebiet in die Zeit um 900 v. Chr. verlegen dürfen. Vorgeschichtliche Funde zeigen an, daß der nordische Zustrom der Kelten in der Hallstattzeit nach Frankreich und von dort aus nach Spanien gelangt ist.

Es begann die weite Ausdehnung, die fernen Erobererzüge der Kelten,

[1] Vgl. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache. 1919.

welche die nächsten Jahrhunderte umfassen und deren rassengeschichtlichen Verlauf die „Rassenkunde Europas“ (1929) beschreibt.

Das mächtige Volk der Kelten mußte in all seinen Eroberungsgebieten, in Frankreich und Spanien, in den Alpenländern und in der Poebene, langsam der Rassenmischung verfallen. Noch in der frühen Eisenzeit erscheinen die Schädel des gallischen Stammes der Kelten fast durchweg nordisch. In der späteren Eisenzeit sind schon reichlich Kurzköpfe unter ihnen vertreten.[1] Auf deutschem Gebiet mögen die Kelten anfänglich stark vorwiegend nordisch, im Norden ihres Volksgebietes vorwiegend nordisch mit fälischem Einschlag gewesen sein, und mancher nordische Deutsche könnte ebensowohl von Kelten wie von Germanen abstammen (ja sogar von Urhellenen oder Uritalikern, die heutigen deutschen Boden besiedelt hatten). Auf mitteleuropäischem Gebiet scheinen die Kelten außer in Böhmen und Schlesien eine gewisse Verdrängung ostischer und dinarischer Menschen erreicht zu haben; mindestens hat die keltische Herrschaft, darunter die Herrschaft der keltischen Helvetier in der Schweiz und im Alpengebiet, den Verostungsvorgang wieder aufgehalten. Wie sich über die vorwiegend ostisch besiedelte Pfahlbauschicht Süddeutschlands und der Schweiz mit dem Anbruch der Bronzezeit eine nordische Schicht gelegt hat, so muß wohl auf eine Zeit ungestörter ostischer, vielleicht auch dinarischer Ausdehnung und Einsickerung der Vorstoß der vorwiegend nordischen Kelten erfolgt sein, der die nichtnordische Bevölkerung wieder in unwirtlichere Gebiete verdrängte. Waren die Kelten in Böhmen, in Süddeutschland, im Alpengebiet und in Oberitalien der Vermischung mit ostischer und dinarischer Rasse ausgesetzt, so in Frankreich, England und Spanien hauptsächlich der Vermischung mit westischer Rasse. Der Name der Keltiberer weist deutlich auf ein Volkstum hin, das aus einer überwiegend nordischen Herrenschicht und einer iberischen, d. h. überwiegend westischen Unterschicht bestand. In dem Maße, wie die Rassenmischung fortschritt, scheint auch der Zerfall der keltischen Macht begonnen und sich vollzogen zu haben. Die Vorherrschaft der Kelten in Mitteleuropa, sich um 900 v. Chr. ankündend, um 500—400 v. Chr. einen Höhepunkt erreichend, schwindet schließlich und endet um 200 v. Chr. Innere Zwiste, in denen sich die nordische Oberschicht gegenseitig ausmerzen mußte, gingen dem Niedergang voraus, Zerfall der Geldwährung begleitete ihn. Es ist bezeichnend, daß die keltischen Völker bei ihrem ersten Erscheinen und in ihrer früheren Geschichte von den Schriftstellern des Altertums übereinstimmend als hochgewachsen, blond und blauäugig geschildert werden; von der Spätzeit keltischer Völker wird immer schon ein Wuchs überliefert, der nicht mehr die Größe der Germanen erreiche und eine mehr rötliche oder rote Haarfarbe.[2]

[1] Hamy, Les premiers Gaulois, L'Anthropologie 1906/07.

[2] Der Gegensatz eines entnordeten gegenüber einem noch überwiegend nordischen Volke erscheint im Gegensatze jener gallischen Frauen der Stadt Gergovia, von denen Caesar berichtet, gegenüber den germanischen Frauen teutonischen Stammes, von denen Plutarchos berichtet: Als Gergovia von den Römern belagert wurde, warfen die Frauen der eingeschlossenen Bevölkerung, mit entblößter Brust über die Stadtmauer liegend, den römischen Soldaten Kleider und Silber zu und baten um Gnade. Einige ließen sich an den Händen

Ein nordisch-westisches Rassengemisch, in dem allerdings mit der Zeit der ostische Einschlag immer stärker wurde, scheint dann in Frankreich das eigentliche „gallische“ Wesen erzeugt zu haben, wie es die alten Schriftsteller, vor allem Caesar, beschrieben haben: jene Eigenschaften, die wir auch im heutigen Franzosentum noch zu erkennen glauben. Deutlich mischten sich da westisch-leidenschaftliches, erregbares Wesen mit nordisch-kriegerischem Wesen, nordische Schöpferkraft mit westischer Munterkeit und Eitelkeit. Was wir heute als bezeichnend „keltisch“ empfinden, ist in der Hauptsache ein nordisch-westischer Rassenausgleich.[1]

+

Es gibt in der frühen Geschichte Stämme, von denen die Forschung nicht weiß, ob sie zu den Kelten oder zu den Germanen zu rechnen seien. Diese Frage ist z. B. auch für die Trevirer (nach denen die Stadt Trier genannt ist) noch nicht entschieden. Die nördlichsten keltischen Völker des Niederrheins erschienen den zeitgenössischen Beobachtern leiblich genau so wie die Germanen, die noch in ihrer norddeutschen Urheimat saßen. Hier ist nicht der Raum, die ersten Anzeichen neuer nordischer Völkerwanderungen, die vom norddeutschen Boden ausgingen, zu verfolgen. Die Kimbern und die Teutonen sind bekannt,



Abb. 402. Steinzeitlicher Fund von Groß-Morin (Westpreußen): Schädelbruchstück, zur Megalithbevölkerung gehörend. Bruchstück eines außergewöhnlich kräftigen männlichen Schädels nord. Rasse. (Größte Länge 203; größte Breite [da beschädigt schätzungsweise] 136; Längenbreitenindex etwa 67,0)

---

die Stadtmauer hinunter und warfen sich den Soldaten in die Arme. — Die nach dem Fall aller germanischen Männer gefangenen Germaninnen baten, man möge sie entweder töten oder zu Vestalinnen — den zu keuschem Leben verpflichteten und vom Staat behüteten Tempeldienerinnen — machen. Als die Römer dies verweigert hatten, fanden sie am nächsten Morgen die Frauen mit ihren Kindern erhängt.

[1] Gänzlich falsch ist es aber, den heutigen ostischen Menschen als „keltisch“, als „type celtique“ (Broca) zu bezeichnen. Zu solcher Fehlbezeichnung läßt sich verleiten, wer die heutigen Bewohner einiger ehemals keltischer Gebiete betrachtet. Die Kelten in ihrem mittel- und süddeutschen Heimatbezirk waren vorwiegend nordrassisch, die keltischsprechenden Menschen aber, die, aus England verdrängt, sich in der Bretagne niederließen, waren vielleicht schon eine vorwiegend ostische Bevölkerung geworden, so daß heute allerdings die keltischsprechende Bretagne ostische Bewohner hat. Ebenso darf man sich zu der falschen Bezeichnung „keltische Rasse“ auch dadurch nicht verleiten lassen, daß die Bewohner des einstens keltischen Machtgebiets Böhmens, der Alpen, gewisser Teile Süddeutschlands und weiter Strecken Frankreichs heute vorwiegend ostisch sind. In all diesen Fällen hat mindestens seit dem späteren Mittelalter eine sich immer mehr verstärkende Einsickerung ostischer Rasse das Bild der Bevölkerung gänzlich verändert. Die keltischsprechenden Teile Frank-

und die Geschichte des Altertums erhallt von ihrem Heldentum und ihrem heldischen Untergang. Die keltischen Stämme wie das römische Reich erfuhren die neue Unruhe, die den Norden erfaßt hatte.

Das letzte, jüngste Volk der Nordrasse, die Germanen, rüsteten sich zu einer Machtentfaltung, die der Geschichte durch ihr sichtbarstes Ereignis, durch die Völkerwanderung, bekannt ist. Man sollte die Völkerwanderung genauer als die germanische oder letzte Völkerwanderung bezeichnen. Nur deshalb, weil diese Völkerwanderung geschichtlich schon so aufgehellt und überhaupt in eigentlich geschichtliche Zeiten fällt, ist sie zu dieser besonderen Bedeutung gekommen. Die eingehendere Forschung aber enthüllt sie nur als die letzte Welle der Nordrasse und als die, welche für die Geschichte unserer Zeit die wichtigste geworden ist, weil sie die Besiedlungsverhältnisse und Staatenbildungen Europas und Deutschlands begründet und schließlich durch die Erstarkung des englischen Volkes die vorwiegend nordische Besiedlung Nordamerikas ermöglicht hat.

Man wird mit Arldt[1] die germanische Völkerwanderung — so ist sie am besten zu bezeichnen — zeitlich begrenzen durch den Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr. und wird dann noch eine letzte, die normannische Welle, von 700 bis 1100 n. Chr. verzeichnen. Sogar die Kriegszüge der Schweden unter Gustav Adolf und Karl XII. könnte man noch als Vorstöße nordischer Rasse deuten, endlich auch noch die Besiedlung Nordamerikas bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Schon lange aber vor dem Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr., schon etwa zwei Jahrtausende vorher, in der Jungsteinzeit, lassen sich Wanderungen und Eroberungswege verfolgen, die aus dem Gebiet Nordwestdeutschlands hervorgegangen sind. Zwei jungsteinzeitliche Bezirke weisen in Deutschland mit den Zeugnissen ihrer Kunstformen auf eine frühe Gesittung hin, die man einer germanischen Urzeit zuschreiben muß: in Südschweden, Dänemark und Norddeutschland der Bezirk der sog. Megalithkeramik und in Thüringen der Bezirk der sog. Schnurkeramik. Die älteste Stufe ist die der Megalithkeramik.[2] Sie zeigt in ihrem Kunstschaffen eine Formenschönheit und einen Formenreichtum, die dem künstlerischen Wirken aller anderen vorgeschichtlichen Gebiete überlegen sind. Auf diesem Gebiet der Megalithgräber (Hünenbetten) ist in der Steinzeit zuerst eine Gesittung erstanden, die als eine Urform germanischer Artung angesprochen werden darf, und eben dieses Gebiet kennt schon in der Jungsteinzeit die höchste Wirtschaftsform, die Pflugwirtschaft (vgl. S. 333). Hier war der Gesittungsstand der schweifenden Jäger und der ihm folgende des

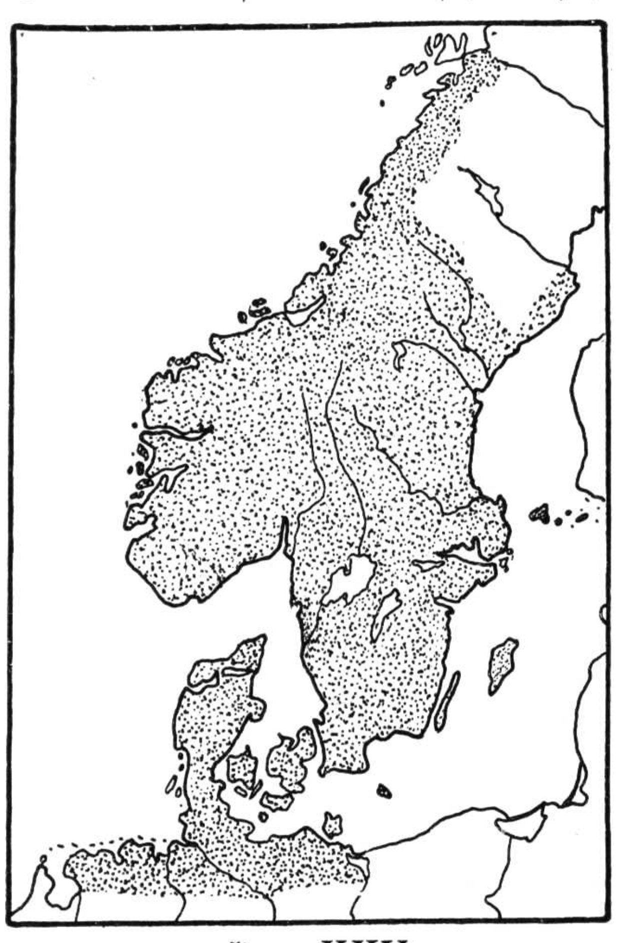
reichs sind heute vorwiegend ostisch, die keltisch sprechenden Teile Irlands heute vorwiegend westisch, die keltischsprechenden Teile Schottlands hingegen immer noch vorwiegend nordisch. Von den Franzosen wird besonders auch im Rheinland die „keltische Rasse" immer noch zu Werbezwecken verwendet.

[1] Arldt, Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen, 1917.

[2] Auf die Ausbildung dieser Gesittung der Megalithkeramik haben westeuropäische Einflüsse eingewirkt, was dann gar nicht verwunderlich erscheint, wenn man die im Gebiete der Megalithkeramik auftretende fälische Rasse in der S. 335 beschriebenen Weise von dem altsteinzeitlichen Westeuropa ableitet.

Hackbaus schon verlassen, vielleicht als eine Folge des Anstoßes, den die Gesittung des steinzeitlichen Nordwesteuropas durch das Zusammentreffen nordischer und fälischer Rasse erfahren hatte (vgl. S. 335).

Das Klima muß diese günstige Entwicklung befördert haben. Es scheint im Nordwesten Europas etwas wärmer und minder feucht gewesen zu sein als heute. Südschweden, Dänemark und Nordwestdeutschland scheinen zu den dichtest bevölkerten Gebieten des jungsteinzeitlichen bis bronzezeitlichen Alteuropas gehört zu haben. Gerade in diesem Gebiet scheint sich



Karte XXV

Das geschlossene Siedlungsgebiet der Germanen um 2000 v. Chr. (nach Montelius)

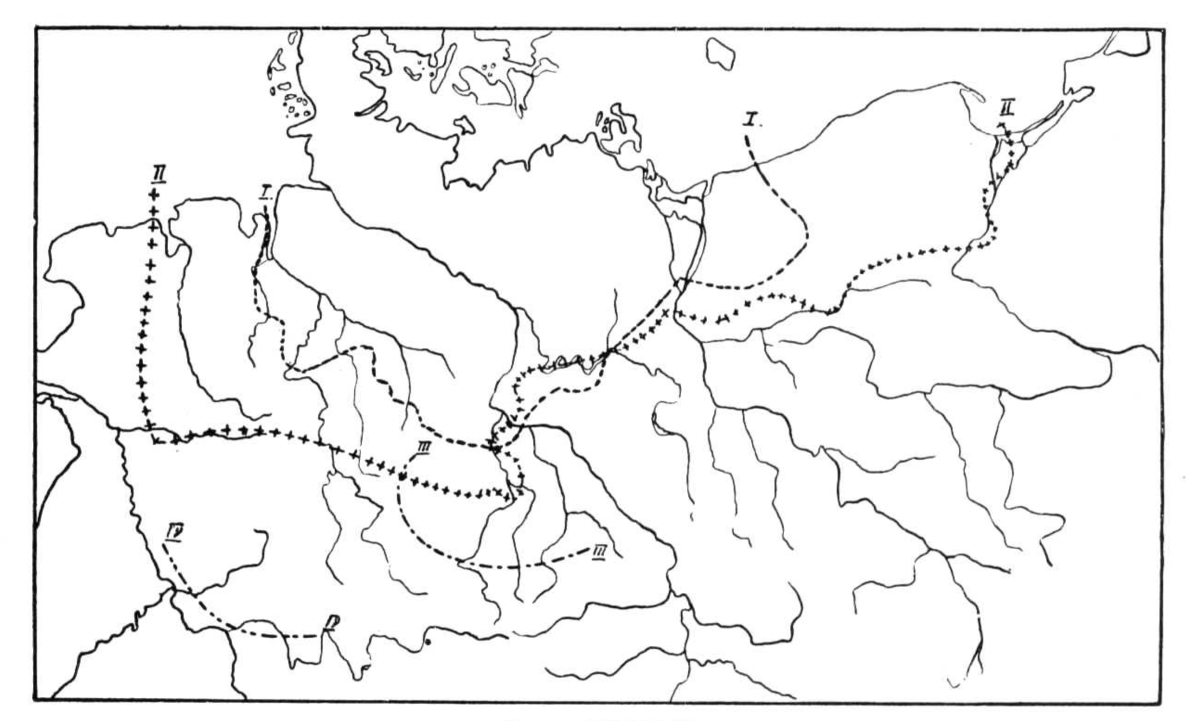
Die Germanen waren aber schon in der Jungsteinzeit über das geschlossene Siedlungsgebiet hinaus nach Finnland, in die baltischen Küstenländer, nach Mitteldeutschland und der Weichsel entlang bis nach Galizien vorgedrungen.

Sprachlich haben sich die Germanen (durch die I. Lautverschiebung) vermutlich um 500 v. Chr. von den anderen Völkern indogermanischer Sprache getrennt. — Im Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr. haben sich germanische Stämme über ganz Mittel-, West- und Südeuropa verbreitet. — Sprachlich haben sich die einzelnen germanischen Stämme im 4. Jahrhundert n. Chr. voneinander getrennt.

aber auch die Mischung oder Übereinanderschichtung der nordischen und der fälischen Rasse günstig gezeigt zu haben. Fälische Wucht und wohl auch eine im Cro-magnon-Erbe liegende Kunstbegabung wurden anscheinend in befruchtender Weise von nordischer Schöpferkraft und nordischem Vorwärtsdringen durchwirkt.

Fälische Langsamkeit und Beharrung sind im Nordwesten Alteuropas, im Gebiet der Megalithkeramik, wohl zu spüren. Dieser ganze Gesittungskreis folgt den Anregungen der anscheinend nordischeren Nachbargesittungen nur langsam, kennzeichnet sich durch längeres Festhalten am Überlieferten. Die Leichenverbrennung ging von nordischeren Gebieten, sei es, wie Schuchhardt will, vom Kreise der Schnurkeramik, sei es vom Kreise der Bandkeramik aus: „Der Megalithkreis hat die Verbrennung gewiß nicht erfunden, in seinem Bereiche ist nicht ein einziges Beispiel nachzuweisen. Seine Bewohner waren anscheinend schon ebenso konservative Leute, wie die heutigen niedersächsischen Bauern. Nur wo die Megalithkultur sich

über ihre alten Grenzen hinausbegibt und in der Fremde unter dem Einfluß hauptsächlich der Schnurkeramik, einmal auch des Gemisches von Schnur- und Bandkeramik, nimmt sie die Verbrennung an."[1] Immer wieder drängt sich Schuchhardt der Vergleich mit den gleichfalls oder besser: immer noch fälisch durchmischten Niedersachsen der Gegenwart auf: „Wes Stammes die Sachsen waren, desselben waren auch die Megalithgräberleute, gleichviel ob sie sich selber schon Germanen nannten oder nicht."[2] Der nordisch-fälische Kreis der Megalithkeramik führt Neuerungen gar nicht oder am spätesten durch, indessen der vorwiegend nordische (vgl. S. 330/31) thü-



Karte XXVI

I. Südgrenze des geschlossenen Siedlungsgebiets der Germanen 1750—1400 v. Chr. (nach Kossinna).
II. Südgrenze des geschlossenen Siedlungsgebiets der Germanen 1400—750 v. Chr. (nach Kossinna).
III. Das Vordringen der swebisch-erminonischen Stämme der Germanen bis um 600 v. Chr. (nach Wahle und Kossinna).
IV. Das Vordringen der swebisch-erminonischen Stämme der Germanen bis um 100 v. Chr. (nach Kossinna).

ringische Kreis der Schnurkeramik sich ausbreitungsbedürftig zeigt und wandelbarer.

Aus dem thüringischen Gebiet hat sich die urgermanische Kunstform der Schnurkeramik über die mittlere Elbe verbreitet und ist dann fernhin gewandert. Welche Einzelstämme mögen sie verbreitet haben? — Ein Weg „hat die Weichsel hinauf- und den Dnjepr und Dnjestr hinuntergeführt. Es ist schon derselbe Weg gewesen, den später, kurz vor der römischen Zeit, germanische Völkerschübe von der Ostsee zum Schwarzen Meer genommen haben. Es läßt sich aber noch ein anderer Weg erkennen, auf

[1] Schuchhardt, Die Anfänge der Leichenverbrennung, Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wissenschaften, XXVI, 1920.
[2] Schuchhardt, Alteuropa, 2. Aufl., 1926.

dem ebenfalls von der mittleren Elbe her die Kultur nach dem Südosten gedrungen ist. Der geht zunächst nach Süden in das Ostalpengebiet und von da die Drau und Sau hinunter durch Slavonien auf die Balkanhalbinsel".[1] Eroberungszüge vor- oder urgermanischer Stämme mögen also schon früh vom heutigen ostmitteldeutschen Gebiet aus vorgedrungen sein.

Man wird nur mit größter Vorsicht die Stilgebiete und Stilwanderungen einer so frühen jungsteinzeitlichen Gesittungsstufe mit Völkernamen belegen. Deutlicher schon bieten sich aber die Verhältnisse Nord- und Mitteldeutschlands in der Bronzezeit, vor allem aber in dem Zeitabschnitt, den im Süden des heutigen deutschen Gebiets die Hallstattzeit bezeichnet. In Schweden, Dänemark und Teilen Nordwestdeutschlands scheint das Ende der Bronzezeit und die frühe Eisenzeit durch eine merkliche Klimaverschlechterung auch eine gewisse Senkung der germanischen Gesittungshöhe bewirkt zu haben. Darauf hat Sernander hingewiesen.[1] Verfall der Kunstform durch übertrieben große Ausführungen, zugleich aber auch Fundarmut kennzeichnen auf dänischem und schwedischem Boden die Jahrhunderte von etwa 750 bis 300 v. Chr. Man darf annehmen, daß germanische Stämme oder Stammesteile aus Schweden und Dänemark ausgewandert sind, wo Wälder versumpften, Seen stiegen und Mißwachs eintreten mußte.

In den gleichen Zeitabschnitten hat das Keltentum Höhepunkte seiner staatlichen und künstlerischen Entwicklung durchgemacht. Unbedenklich darf man die Hallstattzeit und ihre Kunststile hauptsächlich dem keltischen Volkstum zuweisen, die spätere Hallstattzeit vielleicht einem der Höhepunkte keltischer Machtentfaltung. Die süddeutschen Stile der Hallstattzeit breiten sich weiterhin aus: die Kelten wollen ihren Machtbezirk erweitern. „Man hat in dieser Zeit fast den Eindruck, als ob auch Ostdeutschland ihren Ausdehnungsbestrebungen erliegen wird."[2] Es mag die Zeit gewesen sein, und man wird sie in das 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr. verlegen, da eine gewisse Vorherrschaft des Keltentums den germanischen Sprachen eine Reihe von keltischen Wörtern als Fremdwörter übermittelt hat. Das Germanentum aber erlag dem Andrang nicht, im Gegenteil: um 1000 v. Chr. hatte es südlich etwa bis zum Bodetal im Harz gereicht, im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. war es am linken Saaleufer etwa bis zur Unstrutmündung vorgerückt; um 700 v. Chr., in der frühen Eisenzeit, scheint es von Nordwestdeutschland aus zum Niederrhein vorgedrungen zu sein; um 400 v. Chr. müssen die Gegenden um Dresden besiedelt worden sein. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. verdrängt das Germanentum die Kelten aus dem westlichen Mitteldeutschland und erreicht die Mainlinie etwa um 100 v. Chr.

Seine Abwehr und sein Vordringen ist der Forschung ersichtlich aus dem Burgenbau der keltisch-germanischen Grenzgebiete. Bei der Aufdeckung solcher Burgen fanden sich die rechteckigen nordischen Vorhallenhäuser wieder, die schon für die (von Menschen nordischer Herkunft errichteten) Burgen von Mykene und Troja bezeichnend waren. Kurz vor dem Beginn unserer

---

[1] Sernander, Die schwedischen Torfmoore als Zeugen postglazialer Klimaschwankungen. Bericht des Exekutivkomitees des II. Intern. Geologenkongresses, Stockholm 1910.

[2] Schuchhardt, Alteuropa, 2. Aufl., 1926.

Zeitrechnung waren die Germanen nach Böhmen und Mähren vorgedrungen. Um und nach 100 v. Chr. beginnt die germanische Einwanderung in die Gebiete zwischen Main und Donau, nach 72 v. Chr. die Einwanderung in Pfalz und Elsaß, nach 9 v. Chr. die Durchdringung Böhmens und Mährens, nach 20 v. Chr. die Ungarns. Einzelne abgetrennte germanische Stämme waren aber schon weiter gedrungen. Die Bastarnen hatten schon um 178 v. Chr. am linken unteren Donauufer gesiedelt (vgl. Abb. 409). Die Zeit war nahe, wo das volksstark gewordene Germanentum aller Stämme die Eroberungswege betrat, die aus der Geschichte bekannt sind.

Es scheint aber, als seien die wandernden Stämme — die man sich, wie Kuhlenbeck, Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik, 1904, S. 80/81, und Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, 1929, überzeugend dargelegt haben, am ehesten als „treckende" Bauern nach Art der südafrikanischen Buren vorstellen muß — gerade diejenigen Stämme der Germanen gewesen, welche den geringsten fälischen Einschlag hatten. Es ist doch auffällig, daß die Stämme mit dem stärksten fälischen Einschlag wie Sachsen (die heutigen Niedersachsen), wohl auch Teile der Thüringer, Franken und Hessen in ihren angestammten Gebieten sitzen blieben, während die Germanenstämme Ostdeutschlands (Rugier, Goten, Wandalen, Sweben, Langobarden, Burgunder und andere) der Völkerwanderung ihr Gepräge gaben. Auch Clauß hat auf die nicht-nordische „Breite im Schädelbau und Abneigung gegen die Fernfahrt" bei Teilen der Niedersachsen der Völkerwanderungszeit hingewiesen und diese Züge unter Erwähnung der S. 261/62 angeführten Arbeit Hauschilds durch einen Cromagnon- (fälischen) Einschlag erklärt. Dabei führt Clauß eine Schilderung Frenssens vom „Auszug der Teutonen" an, worin von Niedersachsen die Rede ist, „an denen alles breit war; breit der Gang, breit die Äxte, breit die Rede, breit der Schädel".[1] Man könnte übrigens im sog. romanischen Baustil den seelischen Ausdruck eines nordisch-fälischen Germanenstammes, im sog. gotischen Baustil den eines überwiegend nordischen Germanenstammes sehen; tatsächlich ist der romanische Stil auch schon als bezeichnend niedersächsisch, der gotische als bezeichnend fränkisch aufgefaßt worden.

Schon Tacitus hat anscheinend das geringere Vorwiegen der nordischen Rasse oder gar ein Vorwiegen der fälischen Rasse bei einigen nordwestdeutschen Germanenstämmen als eine gewisse Abwandlung des von ihm geschilderten germanischen Wesens empfunden. Fälisches Wesen scheint unmittelbar aus der Schilderung zu sprechen, welche Tacitus von den Chauken entwirft, welche zwischen Ems und Niederelbe wohnten und einen Teil der Vorfahren der heutigen Niedersachsen darstellen.

Die Chauken, schreibt Tacitus, seien ohne Übermut und Machtbegehr, zurückgezogen lebend, keinen Krieg herausfordernd, keine Plünderungszüge unternehmend, doch bei aller Friedfertigkeit ihre Waffenehre hochhaltend. Tacitus nennt die Chauken ein „erlauchtes Volk" (populus nobilissimus), ja er zeigt sich als Römer ihnen mehr zugeneigt als den Rom durch

[1] Clauß, Rassenkunde im Unterricht von Mittelschulen, Deutschlands Erneuerung, Februar, München 1925.



Abb. 403 a, b. Germanischer Schädel aus der römischen Kaiserzeit, gefunden bei Elbing. Nordisch. Sch: 67,20; G: etwa 93



Abb. 404 a, b. Schädel einer Germanin aus der römischen Kaiserzeit, gefunden bei Hansdorf (Kreis Elbing). Nordisch oder vorwiegend nordisch. Sch: 78,95; G: 88,71

ihre Angriffslust so unbequemen nordischeren, minder fälisch durchmischten Germanenstämmen. Das zeigt schon seine Darstellung der straffen, grimmigen, kühnen Chatten, die zum Teil Vorfahren der Hessen wurden. Sollte der Name der Chauci, wie Tacitus schreibt, der Hauhôs, wie es germanisch gelautet haben muß, auf die mehr als nordische Körperhöhe dieses Stammes hinweisen? Hauhôs heißt ja „die Hohen". Hauschild

hat gezeigt, daß sich in der Merowingszeit (486—751) in Süddeutschland (mit Nordschweiz und Elsaß) ebenso wie an der Nordseeküste überwiegend hochgesichtig-langschädlige Formen finden und vermuten lassen, in Franken, Thüringen und Teilen Niedersachsens überwiegend niedriggesichtige Langschädel, hier also ein fälisch-nordisches Rassengemische, dort überwiegend nordische Rasse.[1] Der Anblick der Germanenstämme muß im großen ganzen doch der überwiegend nordischer Menschengruppen gewesen sein, denn Tacitus (Germania, IV) schreibt den Germanen „zum Angriff geschaffene Gestalten" (corpora ad impetum valida) zu, was sich von einem vorwiegend fälischen Menschenschlag keineswegs aussagen ließe: die nordische Gestalt scheint entschlossene Beweglichkeit auszudrücken, die fälische entschlossene Standhaftigkeit.[2]

Die Langobarden und den großen Stämmeverband, welchen die Semnonen als Hauptvolk führten, schildert Tacitus als angriffslustiger, kriegerischer, mehr von dem Schlage der Wikinge einer späteren Zeit. Ihr Gebiet lag in Mitteldeutschland östlich der Elbe, also außerhalb des fälisch untermischten Gebiets. Dem swebischen Stämmeverband, bzw. dessen bronzezeitlichen Anfängen, schreibt Schuchhardt die sog. Lausitzer Kultur zu, „das schönste, was die lange Bronzezeit in Mittel- und Norddeutschland hervorgebracht hat".[3] Dieser Lausitzer Gesittung gehört der berühmte Goldfund von Eberswalde an, den das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt. Die Haartracht der swebischen Männer (vgl. Abb. 412) erforderte besondere Bronze- oder Goldspiralen, wie man sie im Gebiet der Lausitzer Gesittung gefunden hat. Swebische Geschlechter gründeten Jahrhunderte später in Westspanien und Nordportugal ein germanisches Reich und wurden später zu einem Teil des portugiesischen und spanischen Adels. Die Völkerwanderung zerstreute anscheinend gerade die nordischen, meist fälisch durchmischten Germanenstämme und schuf aus ihren Geschlechtern den Adel des mittelalterlichen Abendlandes.

Das Heldengedicht der germanischen Völkerwanderungen kann hier im einzelnen nicht betrachtet werden. Der Ausgang war, daß im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. Europa von Germanen beherrscht wurde. Das Heldenzeitalter der Germanen war angebrochen und dauerte Jahrhunderte lang. Tacitus hatte die germanischen Stämme noch beschrieben, da sie in ihrer deutschen Heimat saßen, ein Volk, „rein und nur sich selber gleich". Er und andere Geschichtsschreiber des Altertums berichteten immer wieder von dem „riesenhaften" Wuchs der Germanen, von ihrer Körperkraft, vom schrecklichen Blick der hellen Augen und ihrem hellen Haar.[4]

---

[1] Hauschild, Die menschlichen Skelettfunde des Gräberfeldes von Anderten bei Hannover, Ztschr. f. Morphologie u. Anthropologie, Bd. 25, 1925, S. 221.

[2] Der Unterschied zwischen einem vorwiegend nordischen und einem nordisch-fälischen Germanenstamme zeigte sich noch auf Abbildungen aus dem Burenkrieg an und läßt sich anscheinend noch im heutigen Südafrika erkennen: dort heben sich die breithohen, schweren Gestalten vieler Buren von den schlankhohen, leichteren Gestalten vieler Engländer ab.

[3] Schuchhardt, Alteuropa. 2. Aufl. 1926.

[4] Die Stämme vorwiegend nordischer Rasse, insbesondere die Germanen, scheinen auf ihr helles, feines Haar besonders stolz gewesen zu sein und dunkles

Den vordringenden Germanen traten bei germanisch-keltischen Grenzkämpfen wohl nur die freien Kelten, d. h. der keltische Adel nordischen Blutes, entgegen und fielen für die keltische Freiheit. Die keltischen Knechte unnordischen Blutes aber flohen entweder in die Gebirge und dichten Wälder, oder sie wurden die Knechte der Eroberer, wechselten dann die keltische Sprache gegen die germanische aus und lebten unter anderen Herren weiter. Was die Germanen an „Kelten" trafen und was an „Kelten" nach der Eroberung unter ihnen fortlebte, war vielleicht nur noch zum geringsten Teil aus nordischem Blut. Süddeutschland mag schon wieder vorwiegend ostisch und dinarisch-ostisch, Frankreich schon wieder ostisch und westisch geworden sein. Eine neue Verdrängung der Ostrasse, eine neue Vernordung dieser Gebiete begann; und die darauf folgende neue Einsickerung der Ostrasse, die neue Entnordung, ist daher nun schon die Bevölkerungsbewegung, die sich deutlich seit dem späteren Mittelalter und heute noch in Deutschland und in Europa vollzieht: das Schwinden der heutigen und letzten nordischen Schicht, der germanisch-nordischen Volksbestandteile.

Deutlich zeichnet sich auf der Besiedlungskarte Deutschlands die germanische Völkerwanderung noch heute ab.[1] Deutlich zeigt sich das Vordringen der Germanen auch auf der Rassenkarte Frankreichs. Aufzudecken sind die germanischen Spuren noch in Spanien und in Italien; und wo die leib-

---

Haar verachtet zu haben. Dafür sprechen die schönheitsbildlichen Vorstellungen, welche ich in „Adel und Rasse" angeführt habe. Die Germanen hatten eine ausgebildete Haarpflege; sie haben die Haarbürste wie die Seife erfunden. Mancher Bericht zeigt, daß die Germanen ihr helles Haar als ihren schönsten Schmuck ansahen. Als der Wiking Swein der Jomswikinge-Sage enthauptet werden soll, bittet er den Schwerthieb so zu führen, daß „das Haar nicht blutig werde, bin ich doch lange darum eifrig besorgt gewesen". Eine abschätzige Beurteilung dunklen Haares findet sich heute noch bei norwegischen wie bei litauischen Bauern. Sowohl Sache wie Wort sind im Falle der Seife (altenglisch sape) und der Haarbürste zu den Völkern lateinischer Sprache gedrungen: daher lateinisch sapo, frz. savon. — Frz. brosse, span. brozza, ist von althochdeutsch borst „Bürste" (zu „Borste" gehörig) abgeleitet.

[1] Nach Aufzeichnung der Ergebnisse, welche die Schulkinderuntersuchung (1874—77) gebracht hatte, hatte schon Virchow den Zusammenhang heutiger Besiedlung mit nordischen Eroberungszügen ausgesprochen — und die Blondheit, die er dabei erwähnt, ist in diesen Gebieten ganz überwiegend nordische Blondheit: „Es zeigt sich ein Strom höherer Blondheit und geringerer Anzahl der Brünetten, der den Main überschreitet und sich später in zwei Arme gabelt. Der Hauptstrom durchsetzt Unterfranken, Württemberg und einen Teil des bayerischen Schwaben, indem er über Ulm nach Kempten und Füssen läuft und sich fortsetzt, der alten Straße nach Tirol, die sich gegen Imst und Landeck öffnet, entsprechend, durch das obere Inntal und das obere Etschtal bis an die Sprachgrenze bei Mezzo Lombardo [Welsch-Metz] und Mezzo Tedesco [Deutsch-Metz]; in Bozen und Meran wird er noch einmal besonders deutlich, ja von da nach Osten sieht man noch wieder ein lichtes Gebiet, das Pustertal. Der mehr westlich gerichtete Arm wendet sich, indem er noch den Bodensee berührt, durch Südbaden an den Oberrhein, teils nach dem Elsaß, teils, indem er bei Waldshut den Rhein überschreitet, nach dem schweizerischen Gebiet und erstreckt sich schließlich mitten durch die Schweiz, zum Hochgebirge ansteigend, bis in die Kantone Tessin und Wallis. Es sind das die Züge der suevischen und alemannischen Stämme. Auf diesem Wege ist die deutsche (suevisch-alemannische) Einwanderung sowohl in die Schweiz wie auch nach Meran und Bozen vorgedrungen."

lichen Merkmale heute nicht mehr von nordischer Rasse zeugen, da zeugen Bauten, Schmuckstile, Sagen, Waffenfunde, und unter den Bauten vor allem wieder die nordischen rechteckigen Säle von germanischer Heldenzeit. Albrecht Haupt hat ein treffliches Buch über „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen" (2. Aufl. 1923) geschrieben, welches die Kunstschöpfungen der germanischen Stämme darstellt. Bezeichnend für die letzte nordische Völkerwanderung, die germanische Völkerwanderung, ist vor allem auch das germanische Schlingband (Tierornament), eine echt nordische Kunstform, die Geräte und Schmuck überzieht, die sich zum Schlingwerk an Säulen und Pfeilern ausgestaltet und mit ihrem eigenartigen Stil starker innerer Spannung und kraftvollen Willensausdrucks eine Keimform, ein Urbild gotischen Stiles, der aus gleichem nordischen Geist in einer späteren Entfaltung im damals vorwiegend nordischen Nordfrankreich (Isle de France) zuerst erstand und im damals ebenfalls noch vorwiegend nordischen Deutschland seine höchste Ausbildung erfuhr.

Die Ausbreitung der Germanen war ja nicht allein kriegerische Eroberung. Die schöpferischen Fähigkeiten nordischen Blutes regten sich, wo immer germanische Stämme sich angesiedelt hatten. Wie die früheren Völkerwellen vorwiegend nordischer Rasse, so brachten die Germanen dem Süden und Osten Europas Gesittungsgüter hohen Wertes. „Hafer und Roggen haben die Römer erst durch ihre Berührung mit den Nordvölkern kennengelernt; und neben dem alten Hakenpflug kannten die Germanen ferner den schweren Räderpflug von einer hohen technischen Vollkommenheit, wie sie den Römern damals noch unbekannt gewesen ist."[1] Immer deutlicher wird heute das Bild von der Gesittungshöhe der germanischen Stämme und von den Gesittungsgütern, die sie dem Süden brachten.[2]

Da sich die Wanderungen germanischer Stämme in geschichtlicher Zeit ereignet haben, sind diesmal die nordischen Eroberungen nicht nur aus Gebeinen, so vor allem aus den Reihengräbern, zu erkennen — zu Beginn der römischen Kaiserzeit verbreitet sich vom germanischen Nordostdeutschland aus die seit eineinhalb Jahrtausenden nicht mehr geübte Sitte der Leichenbestattung über die Germanenstämme —, sondern auch aus Waffen und Geräten. Ferner aber beschreiben ja die Geschichtsschreiber des Altertums und frühen Mittelalters bis ins einzelne germanische Fahrten, Taten und Werke, germanische Menschen und deren leibliche Züge, germanische Größe und germanischen Untergang.

In Deutschland die Reiche der Sachsen, Thüringer, Alemannen und

[1] Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes. 1923.

[2] Die Franken rühmt der Byzantiner Agathias Scholastikus, die Langobarden Paulus Diakonus, beide wegen der vortrefflichen staatlichen Einrichtungen und der Gerechtigkeitsliebe des Volkes und der Herrscher. Die Goten preist Jornandes als „beinahe auf gleicher Stufe stehend mit den Griechen". „Wie war es doch eine Freude, daß die tapfersten Männer, wenn sie vom Waffenhandwerk ein wenig ruhten, sich den Wissenschaften widmeten." Der katholische Bischof von Marsilia (Marseille) Salvianus (de gubern. Dei, VII) rühmt die Goten und Wandalen, die doch als Arianer für ihn Ketzer waren. „Es gibt keine Tugend, in der wir Römer die Wandalen übertreffen." — „Wo Goten herrschen, ist niemand unzüchtig außer den Römern, wo aber Wandalen herrschen, sind selbst die Römer keusch geworden."

Franken; in England die Reiche der Angelsachsen; in Frankreich die Reiche der Burgunden und Westgoten; in Spanien das Reich der Westgoten, in Portugal ein Reich der Sweben; in Italien das Reich Odoakars, in Pannonien am mittleren Donaulauf das Reich der Ostgoten, in Korsika, Sardinien und Nordafrika das Reich der Wandalen — so wurde West- und Mitteleuropa ein Besitztum germanischer, aus Deutschland ausgezogener Stämme. Die Goten waren in Südrußland gewesen, in der Krim war ein Teil ihres Stammes zurückgeblieben, der noch im 17. Jahrhundert dort seine gotische Sprache sprach. Die Goten hatten Kleinasien durchzogen, ehe sie ein italienisches Reich gründeten, das auf Odoakars Herrschaft folgte. Die Westgoten hatten den Balkan und Griechenland durchzogen, ehe sie ihr spanisches und französisches Reich gründeten.[1] Und wie sie, so wanderten, Ackerland suchend und erkämpfend, die anderen Stämme. Es kam zu gegenseitigen Kriegen: in ganz Europa liegen germanische Krieger bestattet. Die „Reihengräber" (vgl. S. 22) zeigen, wie die germanische Völkerwanderung eine vorwiegend nordische Schicht von Freien über ganz Deutschland verbreitete: der Schädelindex fränkischer, burgundischer und gotischer Reihengräber ist im Mittel etwa 73 bis 75. Mittel- und Westeuropa mag in der Zeit der Merowinge mit Ausnahme der Knechteschicht annähernd so nordisch gewesen sein wie heute Schweden und Norwegen. Die Reihengräber Nordwestdeutschlands, besonders Westfalens, zeigen teils ein Vorwiegen, teils einen stärkeren Einschlag der fälischen Rasse (vgl. S. 378). Osteuropa wurde von stark vorwiegend nordischen germanischen Stämmen durchzogen und teilweise besiedelt.

Auch in der Auswanderung der Angeln, Sachsen, Jüten und anderer nordwestdeutscher und jütländischer Stammesteile nach den Britischen Inseln scheint sich wieder die fälische Rasse dieses Gebiets als die minder bewegliche, seßhaftere, minder eroberungslustige gezeigt zu haben, während wahrscheinlich eine nordischere Auslese aus diesen Stämmen nach den Britischen Inseln vorstieß.[2]

Die Staaten der Germanen lösen einander ab, oft waren es Gründungen des Heldentums einer an Zahl geringen Schar; die nächste stärkere Welle mußte sie stürzen. Mit dem Kampf der einzelnen germanischen Stämme gegeneinander, ja schon mit dem Kampf der germanischen Legionen des rö-

[1] Von den nordischen Merkmalen der den westgotischen Freien entstammenden spanischen Adelsschicht ist die Bezeichnung „vom blauen Blut" (sangre azul) ausgegangen (vgl. *Günther*, Adel und Rasse, 2. Aufl., 1927).

[2] So wird sich zum Teil der seelische Unterschied erklären, den *Wildhagen*, Der englische Volkscharakter, 1925, zwischen den heutigen Niedersachsen und den Engländern findet, wobei Wildhagen den Abstand doch wohl zu groß sieht, also, ohne von der Verschiedenheit nordischer und fälischer Artung etwas zu wissen, das seelische Wesen der fälischen Rasse im Niedersachsentum unbewußt zu stark betont. In dem Gegensatz der mehr friedlichen Angelsachsen Britanniens gegenüber den einfallenden skandinavischen Wikingen und später den Normannen, deren Nachkommen, mag sich aber — außer einem Wandel in der Gesittung Skandinaviens, einer gewissen Entbäuerlichung, die *Kummer*, Midgards Untergang, 1927, schildert — nochmals in abgeschwächter Weise der Gegensatz von vorwiegend nordischen Stämmen mit fälischem Einschlag gegen stark vorwiegend nordische Stämme wiederholt haben.

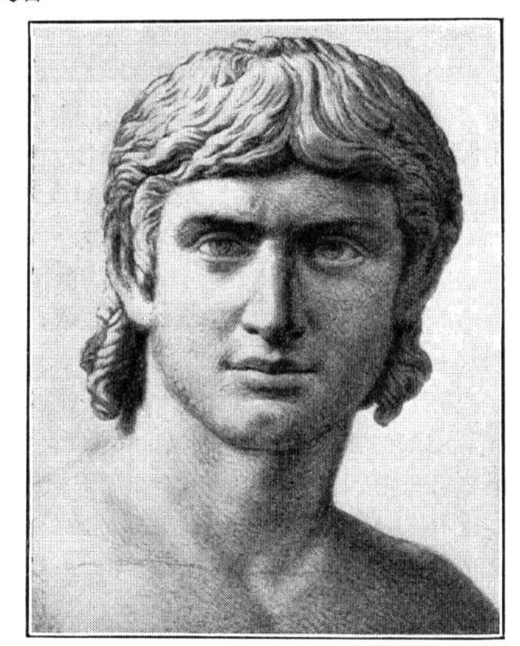
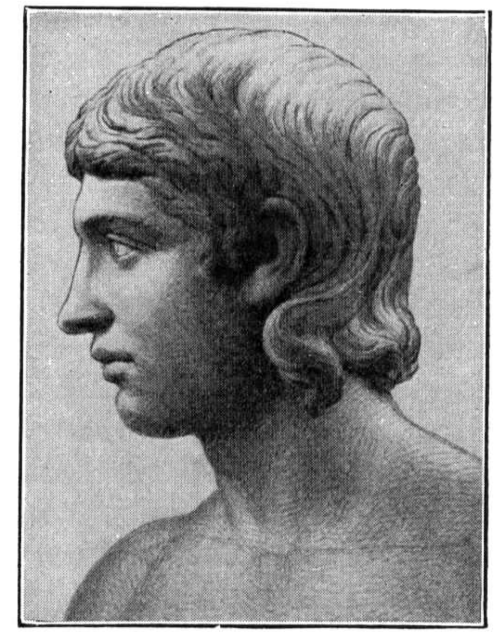



Abb. 405 a, b. Germane. (Die Haartracht läßt das Gesicht niedriger erscheinen)

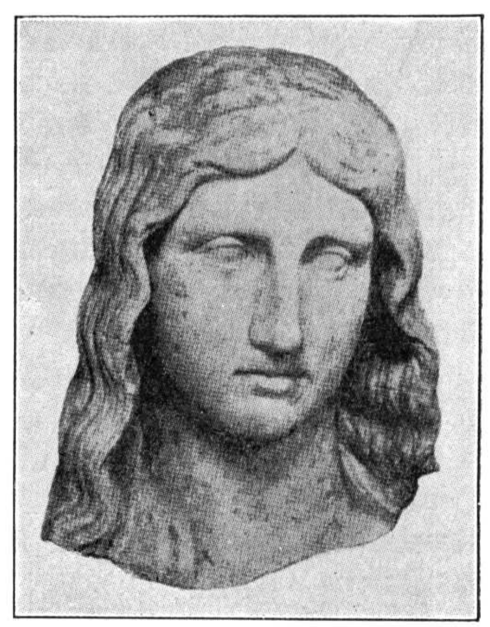



Abb. 406 a, b. Germanin (?)

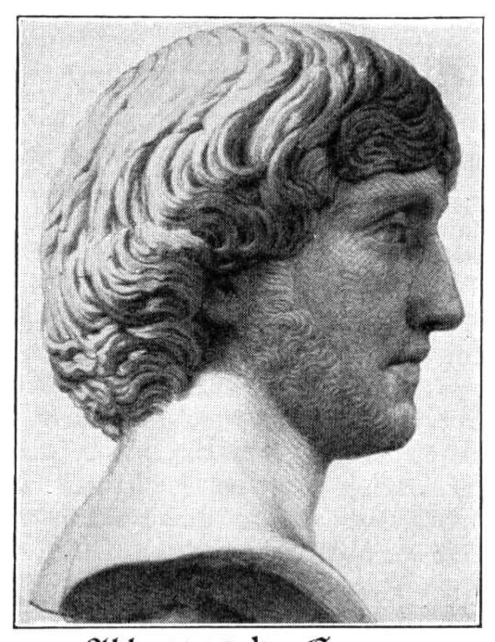
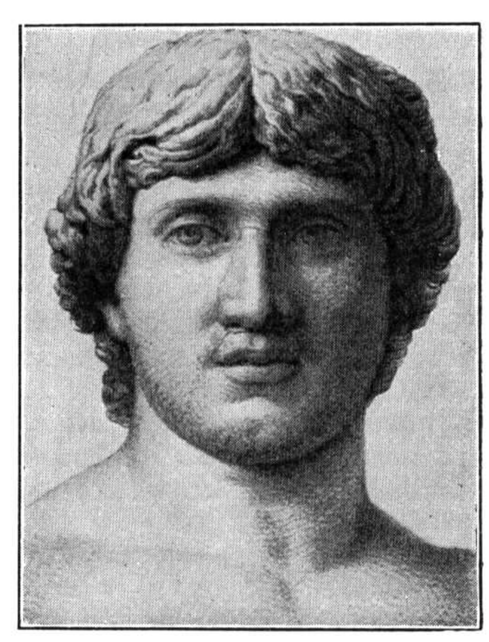



Abb. 407 a, b. Germane. (Die Haartracht läßt das Gesicht niedriger erscheinen)

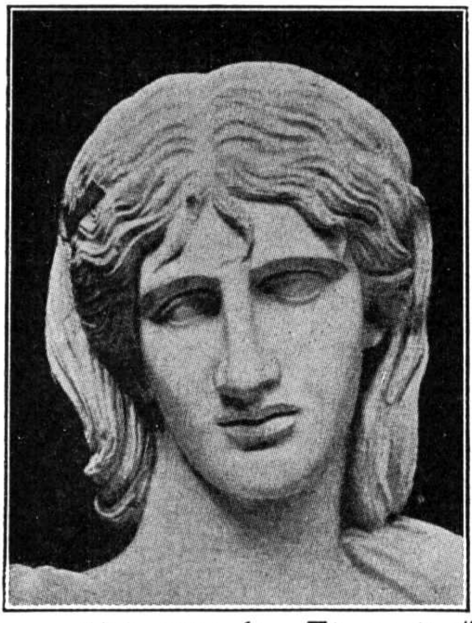
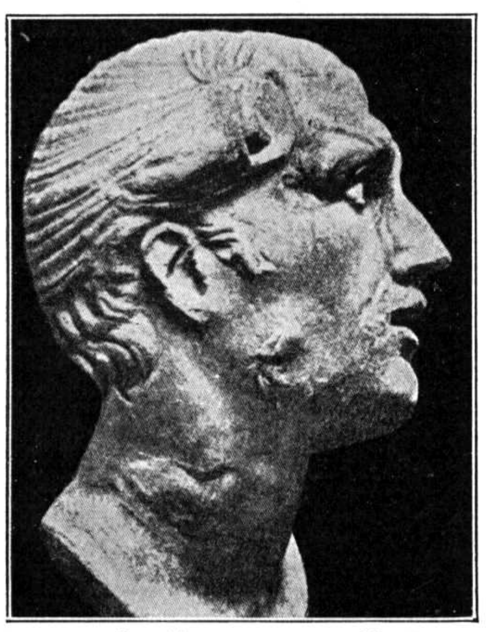


Abb. 408 a, b. „Thusnelda“ in der Loggia dei lanzi in Florenz



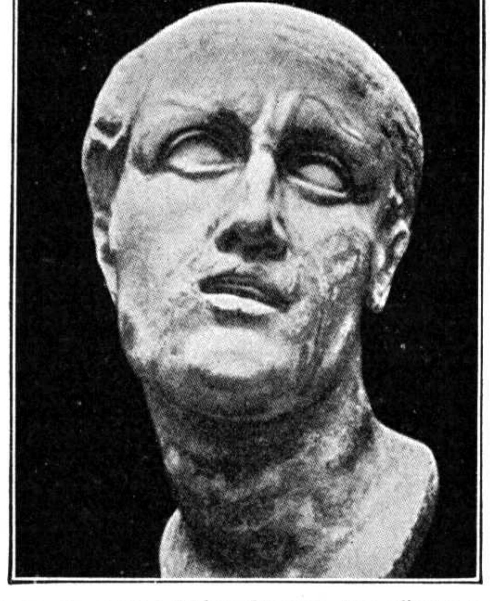


Abb. 409 a, b. Verwundeter Bastarne. (Die Bastarnen, ein germanischer Stamm, den Goten nahestehend, wohnten an der unteren Donau, kämpften schon 169 v. Chr. im makedonischen Heer, später auf Mithradates Seite gegen Pompejus. Der Stamm ging später wohl in den Goten auf)

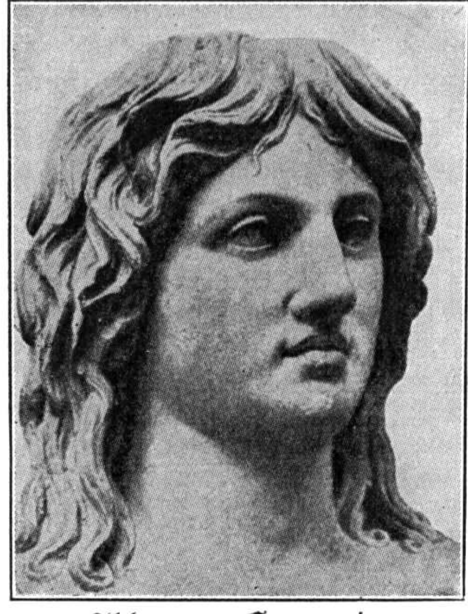


Abb. 410. Germanin

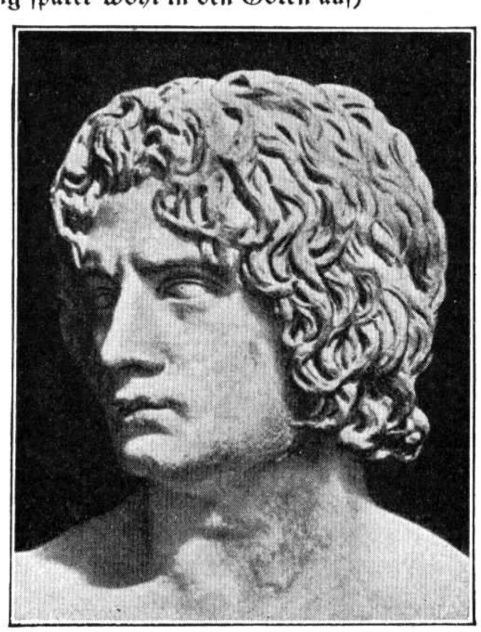


Abb. 411. Germane

mischen Heeres gegen germanische Stämme, hatte aber auch schon eine Ausmerzung nordischen Blutes begonnen, die sich durch die Geschichte Europas bis zum Weltkrieg verfolgen läßt. Schon in der Völkerwanderung zerschlug immer wieder ein germanischer Stamm die Staatengründung des andern.[1] Die Rassenmischung konnte besonders im Süden nicht ausbleiben und mußte den Niedergang der Macht zur Folge haben. Auf das Reich der Ostgoten, das sich über Italien und das Alpengebiet bis zur mittleren Donau erstreckte, folgte ein Reich der Langobarden. Die Vorherrschaft des fränkischen Reiches kündete sich endlich an; fränkische Tapferkeit hielt 732 die durch Spanien eingedrungenen Mauren (vorwiegend orientalischer Rasse) bei Tours auf. Das karlingische Kaisertum fränkischen Stammes wurde zum Erben mehrerer germanischer Königreiche, zugleich durch seine Bekämpfung und Zwangsbekehrung der Sachsen zum Werkzeug einer gründlichen Ausmerze edelster Geschlechter. Allmählich wuchsen sich festigende Staaten aus den vergänglichen Gründungen der germanischen Völkerwanderung hervor. Das mittelalterliche Deutsche Reich als ein selbständiges Gebilde erstand.

Die Normannenzeit, das Wikingszeitalter, begann. Dieser Zeitabschnitt der germanischen Ausdehnung zur See erklärt die Eigentümlichkeiten in der Besiedlung der vor der Rheinmündung liegenden Inseln, die seewärts vorwiegend nordisch, landwärts mehr ostisch besiedelt sind. Das Wikingszeitalter und die Normannenzeit erklären ferner den auffälligen nordischen Küstensaum der Bretagne und die auffällig nordischere Besiedlung des Gebiets der unteren Seine. Auch in England zeigt sich noch heute in einigen Gebieten der stärker nordrassische Küstensaum, der auf Wikingssiedlungen beruht, so z. B. in Nordschottland und auf den Hebriden, wo MacLean[2] die Nordrasse am reinsten fand „in all den Gebieten, die von See aus zugänglich sind und wo gute Landungsplätze häufiger sind". Auch die stark nordische Beimischung innerhalb der Bevölkerungen der nördlichen und östlichen Ostsee scheint zu nicht geringem Teil auf die Normannenzeit zurückzugehen. Normannen gründeten ihr französisches Reich, die Normandie, um 1012, sie gründeten ein sizilisches Reich um 1061[3] und von dort aus süditalienische Staaten, sie rissen im Jahre 1066 die Herrschaft über England an sich. Norweger besiedelten Island (867), Grönland (982) und entdeckten schließlich Amerika (1000), das sie Winland hießen.[4] Skandinavische Stämme, hauptsächlich die Waräger, wurden schließlich die Herren Rußlands. Die Isländergeschichten (Sagas) spiegeln jene Heldenzeiten und Fahrten wider und sind zugleich wie die „Germania" des Tacitus leuch-

[1] Geradezu sinnbildlich für die gegenseitige Ausmerze der Tüchtigsten unter den germanischen Stämmen wirkt das angelsächsische Gedicht „Byrhtnoths Tod" (The Battle of Maldon), das vom Kampf einer dänischen gegen eine angelsächsische Schar berichtet; und geradezu entsetzlich zu lesen ist in dieser Hinsicht: „Das Ende der Jomsburger" (Neckel, Germanisches Heldentum. 1915), der Untergang einer Wikingssiedlung im Gebiet der Odermündung.

[2] MacLean, Comparative Anthropology of Scotland, Anthropological Review, IV, 1866.

[3] Blaue oder graue Augen heißen noch heute in Sizilien „normannische A.".

[4] Vgl. Neckel, Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr.

tende Zeugnisse germanischen Wesens, um deren sinnvolle Deutung sich Kummer, Midgards Untergang, 1927, besonders verdient gemacht hat. —

Die Eroberungszüge nordischer Menschen über ganz Europa brachten mit sich die letzte gründliche Aufprägung des nordischen Schönheitsbildes auf den größten Teil Europas. Seitdem sich über ganz West-, Mittel- und Südeuropa germanische Reiche erhoben hatten, galt bis in unsere Tage der nordische Mensch auch da, wo er heute wieder geschwunden ist, als das Maß des Schönen.



Abb. 412. Betender (?) Germane, wahrscheinl. Swebe. (Römisches Erzbildwerk in der Nationalbibliothek zu Paris)

Die Schriftsteller des frühen Mittelalters bezeugen immer wieder die Schönheit der germanischen Menschen; mit Staunen sahen vor allem die Menschen des südlichen „Rassensumpfes" die germanische Leibeserscheinung.[1] Von der Völkerwanderung bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts galt unumstritten der nordische Mensch als Schönheitsvorbild. Von da ab nimmt die Geltung des nordischen Schönheitsbildes auch in den oberen Ständen langsam ab. Doch wirkt es noch bis in unsere Tage nach: diese Erscheinungen habe ich in „Adel und Rasse" (1927) behandelt.

Im Süden mußte der nordische Mensch allmählich untergehen. Schon leiblich war er dem Himmelsstrich minder angepaßt als die dort heimischen Menschen. Die Rassenmischung aber kam hinzu. Wohl gab es Gesetze, die Mischehen vermeiden sollten; eine Freie (nordische Schicht), die einen Unfreien (nicht-nordische Schicht) heiratete oder mit einem Unfreien geschlechtlichen Umgang hatte, konnte mit dem Tode bestraft werden: auf die Dauer entstand doch aus der nordischen Oberschicht, dem Adel und freien Bauern-

[1] Zeugnisse über die leiblichen Merkmale der Germanen finden sich schon zusammengestellt bei Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, Bd. III, 1842, S. 441; vgl. ferner Lindenschmit, Handbuch der Altertumskunde, Bd. I, 1880—89, S. 143; Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Bd. IV, 1900, S. 142 ff.; Bremer, Ethnographie, in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 3, 1900, S. 764. Vgl. auch Bulle, Die ältesten Darstellungen von Germanen, Archiv f. Anthropologie, Bd. 24, 1897, S. 613 ff.

stand und der nicht- oder mindernordischen Unterschicht, ein mehr oder minder abgeschlossenes Volk, das sich untereinander verband. Längere Zeit diente dem Germanentum der Arianismus, der ein mit nordischem Geist erfaßtes Christentum darstellte, „als Mittel, das eigene Volk als die herrschende Kriegerkaste rein zu erhalten".[1] Die nichtgermanischen unterworfenen Völker gehörten dem römisch-katholischen Christentum an, das die Arianer als Ketzer betrachtete. Der Widerstand gegen Mischehen der germanischen mit der nicht-germanischen Schicht schwand, als es der römischen Kirche gelungen war, den Arianismus zu unterdrücken. Die Rassenmischung war aber nirgends so stark, daß nicht auch heute noch der Adel des südlichen Europas nordische Züge da und dort bewahrt hätte. In ganz Europa aber ist der Adel ursprünglich vorwiegend nordisch gewesen, und Ebenbürtigkeit muß fast so viel bedeutet haben wie gleiche Reinheit des nordischen Blutes.[2]

Daß die nordische Adelsschicht in den südlichen Germanenreichen dahinschwinden mußte, lag auch darin begründet, daß sie allein die Kriege führte. Zu Tausenden lagen nach den Schlachten des Mittelalters die ritterbürtigen Herren und ihre Söhne auf dem Feld, das ihre Gesinnung „das Feld der Ehre" nannte. Die mittelalterlichen Fehden und Kriege führten ebenso wie die häufigen Versetzungen von Abkömmlingen edler Geschlechter in die Klöster zur Tilgung der nordischen Oberschichten. Die Kreuzzüge hatten den Adel aller christlichen Länder in die morgenländischen Kämpfe berufen, wo eben dieser Adel den Arabern als die beni asfar, d. h. die Söhne der Blonden, erschienen sein muß. Bald waren die nordischen Herrenschichten in manchen Ländern nicht mehr stark genug, ihre germanische Sprache durchzusetzen. Früh schon muß in Burgund die burgundische Sprache geschwunden sein, ein sicheres Zeichen, daß die rassische Sonderung geschwunden und die nordische Oberschicht zu dünn geworden war.

Die ostgotische Sprache scheint in Italien noch im 9. Jahrhundert, vielleicht sogar noch später, gesprochen worden zu sein. In der Krim hat sich eine ostgotische Mundart, das sog. Krimgotisch, sogar noch bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Auch das nordische Blut scheint heute noch in der Krim gelegentlich zu erscheinen. Das Langobardische scheint in Italien noch um das Jahr 1000 gesprochen worden zu sein. Das nordische Blut aber der langobardischen (lombardischen) Männer hat den deutschen Kaisern des Mittelalters durch den wilden nordischen Freiheitstrotz viele Kämpfe gekostet, die auf beiden Seiten zum Fall vieler nordischer Männer führen mußten.

Mit den germanischen Sprachen schwand aber noch lange nicht das von Germanen überbrachte nordische Blut. Es hat seine Bedeutung vielmehr bis in die Gegenwart hinein auch in Süd- und Osteuropa erwiesen; das sollte die „Rassenkunde Europas" zeigen. Wenn Woltmann (Die Germanen und die Renaissance in Italien, 1905) unter 200 der größten Män-

[1] Vgl. Hoops, Reallexikon d. german. Altertumskunde unter „Arianismus".

[2] Aus dieser rassenkundlichen Einsicht ergibt sich ein neuer Ebenburtsbegriff nicht nur für vorwiegend nordische adelige Familien, sondern überhaupt für jede erbgesunde vorwiegend nordische Familie, die sich der Bedeutung nordischen Blutes bewußt wird; vgl. „Adel und Rasse" (2. Aufl. 1927).

ner der italienischen Geschichte 81,6 % helläugig, 63 % blond, 24 % braunhaarig und 13 % schwarzhaarig fand, wenn der gleiche Forscher nach seinem Buche „Die Germanen in Frankreich“ (1907) unter 250 der größten Franzosen 73,4 % helläugig, 66,3 % blond, nur 17 % unter mittelgroß und nur 4 % braunäugige Schwarzhaarige fand — so zeigt das genügend die Bedeutung der nordischen Rasse, denn in Frankreich und Italien ist kaum mit Einschlägen der anderen hellfarbigen Rassen, mit einem ostbaltischen Einschlag fast gar nicht, mit einem fälischen wenig zu rechnen. Woltmann hat in der rassenkundlichen Deutung der Gesichtszüge noch manchen dinarischen Zug als „germanisch“ (wie er für „nordisch“ sagte) gedeutet, da er nichts vom Bestehen einer dinarischen Rasse wußte. Gerade die schöpferischen Menschen Italiens und Frankreichs zeigen aber öfters neben hellen nordischen Farben einen mehr oder minder starken dinarischen Einschlag in der Kopf- und Gesichtsbildung. Der Vorsprung der nordischen Rasse zeigt sich trotzdem deutlich genug. Er zeigt sich auch in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn man die Bilder der großen Männer der nordamerikanischen Geschichte betrachtet oder die Bilder des achtzehnbändigen Werkes The National Cyclopaedia of American Biography. Gleiches scheint auch für Deutschland zu gelten, wie schon das Betrachten der Bilder in den fünf Bänden von Werckmeister, „Das 19. Jahrhundert in Bildnissen“ (1899—1901), vermuten lassen kann. Röse wollte annehmen, daß in Deutschland auf einen kurzköpfigen Menschen von überragender Bedeutung drei bis sechs überragende Langköpfe kommen. Das mag übertrieben sein, da die (überdeckbare, rezessive) Langköpfigkeit auch in vorwiegend nordischen Bevölkerungen seltener ist, als man gewöhnlich annimmt. Hätte Röse sich bei seiner Schätzung nicht auf das eine Merkmal der Kopfform beschränkt, sondern Körperhöhe, Haar-, Haut- und Augenfarben, Wuchsverhältnisse, Gesichtsform dazu betrachtet, so hätte er zu einer haltbareren Schätzung kommen können. Einstweilen fehlt es leider an einer quellenmäßigen Zusammenstellung aller Nachrichten über die leiblichen Merkmale der bedeutenden deutschen Männer und Frauen, und solange eine solche Zusammenstellung fehlt, fehlt es auch der wertvollen, die Bedeutung der nordischen Rasse hervorhebenden Arbeit Gerlachs, „Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke“ (München 1929) an der notwendigen Ergänzung.

Aus der Rassengeschichte der Inder, Perser, Hellenen, Italiker (Römer), dann der Italiener, Franzosen und Engländer, aus der von der „Rassenkunde Europas“ gewonnenen Einsicht in die besondere Bedeutung der nordischen Rasse ergibt sich für den Deutschen der Wert einer Übersicht über die Rassengeschichte des deutschen Volkes: ein solcher Überblick, soweit er heute schon möglich ist, soll im folgenden, wenigstens in kurz zu fassenden Andeutungen, versucht werden.

+

Aus Gräberfunden und geschichtlichen Tatsachen ergibt sich, daß Germanien in der Zeit des Römers Tacitus (gestorben 117 n. Chr.; die „Germania“ 98—99 n. Chr.) besiedelt war von deutschen Stämmen vorwiegend

nordischen Blutes. Oben (S. 372 u. 376 ff.) ist gezeigt worden, daß man sich die Germanen der Römerzeit und Völkerwanderungszeit als vorwiegend nordische Stämme mit fälischem Einschlag denken muß, wobei der fälische Einschlag bei den Stämmen vom Niederrhein bis zur Niederelbe besonders deutlich gewesen, ja da und dort zu einem Vorwiegen der fälischen Rasse geworden sein muß. Ein Volk, rein und nur sich selber gleich — so beschreibt Tacitus die germanischen Stämme auf deutschem Boden.

Was bedeutet aber in diesem Bericht eine Bezeichnung wie „Volk"? Nur die „Freien" können gemeint sein, nicht die „Unfreien", die „welschen Knechte" (wie später die Edda[1] einmal sagt) und nicht die „Landfremden" (z. B. römische, syrische und jüdische Händler). Die Landfremden und die ganze unfreie Unterschicht betrachtet Tacitus bei seiner Schilderung überhaupt nicht. Es ist aber wahrscheinlich, daß ihm auch die freien Germanen etwa als so „reinrassig" erschienen sind, wie einem Durchreisenden heute die verhältnismäßig nordischsten Landschaften Schwedens erscheinen würden; d. h. die Schilderung der „Germania" ist verallgemeinernd und sieht von mehr oder minder häufigen Ausnahmen ab. Man darf vielleicht auch in den edlen Geschlechtern der Germanen außer den vorwiegend nordischen und den eingemischten fälischen Erbanlagen geringe Einschläge anderer Rassen vermuten. Nicht alle Germanen werden durch hohen Wuchs, helles Haar, helle Augen oder helle Haut gekennzeichnet gewesen sein: Menschen minder nordischen Aussehens unter den Germanen lassen sich durch einige Zeugnisse nachweisen.[2]

Wahrscheinlich hatten die germanischen Stämme, je südlicher sie siedelten, neben nordrassischen Kriegsgefangenen aus keltischen und feindlichen germanischen Stämmen desto mehr auch ostische (und dinarische?) Menschen unter ihren Knechten. Entgegen der landläufigen Meinung wurde die Landnahme und Eroberung von germanischen Stämmen verhältnismäßig milde durchgeführt. Die Vorbewohner wurden zu Knechten gemacht, als solche aber mit der Besonnenheit behandelt, die ein nordischer und erst recht ein nordisch-fälischer Rassenzug ist. Noch im 13. Jahrhundert war, wie der Sachsenspiegel (3, 44) zeigt, die Erinnerung nicht geschwunden, daß die hörigen Knechte, die „Laten" (hochdeutsch „Laßen"), anderer Herkunft seien als die Freien: man dachte sich die Laten als Nachkommen von Kriegsgefangenen.

Die „Kelten" z. B., auf welche die germanische Landnahme stieß, waren vermutlich meist ostisch-nordische Mischlinge. Sie wurden Knechte, ihr Blut erhielt sich. Aus solchen Verhältnissen erklärt sich die frühe gründliche Zerkreuzung der Ostrasse. Innerhalb der — nicht zahlreichen — Knechteschicht mischten sich ja fortan ostische Menschen mit den nordischen Menschen, welche die Kriegsgefangenschaft zu Knechten gemacht hatte. Die überwiegend nordische Schicht der Freien blieb so gut wie rassenrein; die Schicht der Knechte wurde früh schon zur Mischlingsschicht. Die Rassenzucht der Freien

---

[1] 3. Sigurdlied, Strophe 66, wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhundert.

[2] Vgl. Koehne, Zur Haarfarbe der Bewohner Deutschlands in der germanischen Urzeit, Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, Bd. 20, Heft 4, 1928, S. 433 ff.

scheint zwar nicht voll bewußt, die Abschließung gegenüber den Unfreien aber doch streng gewesen zu sein.

Bemerkenswert ist, daß einzelne über das sich erweiternde Urheimatgebiet der Germanen vorstoßende Germanenstämme — oder wohl nur deren junge Mannschaft — sich mit nichtnordischen Weibern verbanden. Auf solche Erscheinungen weist schon der Gräberfund der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker germanischen Stammes hin: dieser nach Schlesien und Böhmen vordringende Stamm hat sich mit Weibern der sudetischen Rasse verbunden, die weiblichen und kindlichen Schädel der Gräber sind vorwiegend sudetisch, die männlichen vorwiegend nordisch.[1] Ähnliches muß sich wiederholt haben, als Jahrhunderte später germanische Stämme, von Böhmen und Mähren einrückend, das heutige Österreich besiedelten und von Osten her gegen das heutige Bayern vordrangen, da Markomannen und Bajuwaren in ihren Gräbern schon hin und wieder kurze Schädel aufweisen, kurze Schädel weiblichen Geschlechts. So scheint der erste Schritt zur Vermischung geschehen zu sein in den Gebieten, wo germanische Stämme, abgetrennt vom großen Zusammenhang des Stammvolks, durch fremdrassige Umgebung zogen. Ein alemannisches Gräberfeld bei Augst, in der Nähe von Basel, enthielt sogar nur 22 % Langschädel gegenüber 29 % Kurzschädeln. Die Reihengräber von Holzgerlingen (bei Böblingen, Württemberg) enthielten neben nordischen und vorwiegend nordischen Formen einige Kurzschädel und einige Skelette von Niedriggewachsenen. Häufiger scheinen solche Vermischungen aber nicht gewesen zu sein, und das innere Germanien blieb nahezu rein. Die Rassen blieben dort schärfer getrennt. „Ein bezeichnendes Beispiel sind hier Gräberfunde auf Heilbronner Boden. Die Schädel eines Reihengräberfeldes aus der La-Tène-Zeit sind ausnahmslos langköpfig, während die Einzelflachgräber aus derselben Zeit ebenso nur Brachyzephale (Kurzschädel) enthalten."[2] Im Elsaß sind in der merowingisch-fränkischen Zeit die Längen-Breiten-Indizes zwischen 75 und 77 am häufigsten vertreten, was auf ein sehr starkes Vorwiegen der nordischen Rasse oder doch eines nordisch-fälischen Rassengemisches schließen läßt.[3]

Auch in Bayern hatte die Völkerwanderung eine starke Verdrängung der römerzeitlichen Mittel- bis Kurzköpfe gebracht (vgl. Abb. 423, S. 411). Die Reihengräber von Riegeranger z. B. wiesen nach der genannten Arbeit Pröbstls bei 46 % Langschädeln nur 8 % Kurzschädel auf, während römerzeitliche Bestattungen der gleichen Gegend 19 % Langschädel und 37 % Kurzschädel aufgewiesen hatten. Ranke hat die frühmittelalterliche germanische Bevölkerung Süddeutschlands mit der heutigen dänischen Bevölkerung verglichen: „Ich habe gefunden, daß die moderne Landbevölkerung von Dänemark (Jütland und Seeland) in Beziehung auf die Verteilung der Längen-

[1] Reche, Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen, Arch. f. Anthropologie, Bd. VII, 1908.

[2] Schliz, Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung. Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1901.

[3] Vgl. Blind, Die Schädelformen der elsässischen Bevölkerung in alter und neuer Zeit, Beiträge zur Anthropologie Elsaß-Lothringens, Heft I, 1898, S. 11.

Breiten-Indizes der Schädel noch heute mit den süddeutschen Reihengräberstämmen so gut wie absolut übereinstimmt."[1] — Dabei waren in Süddeutschland mehr Möglichkeiten zur Vermischung von eingewanderten Germanen mit Teilen der Vorbevölkerung als im übrigen Germanien.

Möglichkeiten zur Vermischung ergaben sich am Rande der germanischen Welt durch Verbindungen mit den (damals stark entnordeten) Römern, auch den römischen Soldaten, welche gerade an der germanischen Westgrenze öfters aus syrischen Söldnern (vorwiegend vorderasiatischer Rasse) bestanden. In den zum Römerreiche gehörenden Gebieten wohnten von Staats wegen angesiedelte coloni (ortsgebundene Kleinbauern) oft südeuropäischer Herkunft. Sie wurden beim Vordringen der Germanen zu deren Hörigen. So muß man auch in Bayern mit Resten von Bevölkerungen romanischer Sprache rechnen, welche von den einrückenden germanischen Markomannen und Bajuwaren nicht verdrängt worden waren.[2] Diese romanischen Bevölkerungsreste wird man sich nach den in Regensburg und anderen Ortes gefundenen Schädeln römischer Provinzialen im Durchschnitt überwiegend mittel- bis kurzköpfig zu denken haben.[3] Ihre Schädelformen reichen nach den Funden von den Lang- bis zu den Kurzschädeln; unter den Kurzschädeln finden sich (durch einen dinarischen Einschlag) steilhinterhäuptige Formen (vgl. S. 89); unter den Langschädeln auch solche, die den nordischen Einschlag dieses keltoromanischen Rassengemisches erkennen lassen. Die Abb. 423, S. 411, gibt die Stellung der römerzeitlichen Schädel genauer an.

Es ist nachgewiesen worden, daß die römischen Bevölkerungsreste in Süddeutschland nicht bedeutungslos gering waren. Auch kriegsgefangene römische Söldner und Truppenführer wurden zu Hörigen der Germanen. Seneca (epist. 47) erwähnt Söhne römischer Senatoren, die in Gefangenschaft Knechtsarbeit zu leisten hätten. Gradmann[4] vermutet, daß die Germanen gerade in den unruhigen Zeiten nach Eroberung früher römischer Gebiete, da sie selbst stets kriegsbereit bleiben mußten, zur Bestellung der Äcker einen erhöhten Bedarf an Hörigen hatten, und daß sie darum versuchen mußten, durch neue Eroberungen und durch Überfälle auf römisches Gebiet möglichst viele Knechte aus der keltoromanischen Vorbevölkerung zu gewinnen. Schumacher ist im Odenwald die Dunkelheit einer dörflichen Bevölkerung nahe einem früheren Römerkastell aufgefallen; er wollte diese Bevölkerung von vorgermanischen Siedlern der Römerzeit ableiten.[5] Kauffmann, der dies anführt, nimmt an, die Römer bzw. Keltorömer seien von den Germanen hûnôs „die Dunklen" genannt worden (von hûn = dun-

[1] Ranke, Frühmittelalterliche Schädel aus Lindau, Sitzungsberichte d. Kgl. Bayr. Akad. d. Wissensch., Mathem.-Phys. Klasse, Bd. 27, 1897, S. 1 ff.

[2] Vgl. auch die Angaben bei Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 3. Aufl., 1911, S. 7.

[3] Vgl. Pröbstl, Römerzeitliche Schädel in Bayern, Inauguraldissertation, München 1915.

[4] Gradmann, Volkstum und Rasse in Süddeutschland, Volk und Rasse, 1926, Heft 3, vgl. ferner Veeck, Volkstum und Rasse in Süddeutschland, Germania, Korresp.-Blatt der Römisch-Germanischen Kommission, Jahrgang X, Heft 2, 1926, S. 104—108.

[5] Vgl. Kauffmann, „Hünen", Ztschr. f. d. Philologie, Bd. 40, 1908, S. 276 ff.

kel, braun, schwarz), welche Bezeichnung mit veränderter Bedeutung in dem Worte „Hünen" fortlebte. Der rassische Unterschied zwischen ihnen und den keltoromanischen Bevölkerungen ist sicherlich von den Germanen empfunden worden, und wenn heute Bezeichnungen wie „Schwarzer" oder „Schwarze" noch als herabsetzende Scheltwörter gebraucht werden können, so mag dies auf rassische Empfindungen aus der Zeit der frühgermanischen Eroberungen zurückzuführen sein. Bei der Mißachtung dunkler Haut-, Haar- und Augenfarben, welche bei allen Völkern germanischer Sprache bis ins hohe Mittelalter hinein zu verfolgen ist, ist nicht anzunehmen, daß die Schicht der germanischen Freien Verbindungen mit römischen Bürgern, Söldnern oder coloni in nennenswerter Zahl einging, und eheliche oder außereheliche Verbindungen der freien germanischen Frauen mit Hörigen kamen wohl überhaupt nicht vor. Die Vermischung der Freien mit den Hörigen setzte erst später als Auswirkung christlicher Lehren ein. Hingegen ist vereinzelt nichtnordisches Blut in das Germanentum eingedrungen durch Ehen aus politischen Gründen mit Frauen nichtgermanischen, also zumeist mindernordischen oder gar unnordischen Adels.[1] Die Leibesgestaltung eines Pippins des Kurzen läßt sich als Beispiel unnordischer Erbanlagen anführen.

Für die Knechteschicht bestanden keine Vermischungsschranken, doch war diese Schicht an Zahl gegenüber den Freien zunächst ziemlich gering. Die rassische Kluft zwischen Freien und Unfreien wurde durch Gesetze erhalten. Einzelne germanische Gesetze setzten Todesstrafe auf Ehen zwischen Freien und Unfreien. Das burgundische Gesetz bestrafte im Falle der Verbindung einer Freien mit einem Knechte beide mit dem Tode. Das westgotische Gesetz[2] spricht deutlich aus, daß ein Freier durch Verbindung mit einer Unfreien die Reinheit seines Blutes beschmutze (claritas generis sordescit). Solche Anschauungen, dazu die Abneigung gegen Heiraten mit Fremdstämmigen, bestanden wenigstens bei den Niedersachsen noch im 9. Jahrhundert, wie ein Bericht zeigt, den ich in „Adel und Rasse" (1. Abschnitt) nach den Monumenta Germaniae historica wiedergegeben habe.

Der Wandel der Weltanschauung hatte aber inzwischen eine grundsätzliche Wendung mit sich gebracht, eine Wendung, die sich zwar in der Wirklichkeit wahrscheinlich nicht schnell vollzog, aus Gräberfunden jedoch erschlossen werden kann: das Christentum brachte schließlich die halb unbewußt empfundenen und errichteten Rassenschranken zu Fall. Mit der Einführung des Christentums — so hat v. Hölder es in Württemberg beobachtet[3] — werden nichtnordische Schädel oder Mischlingsschädel in den Gräbern häufiger. Der christlichen Lehre nach waren nunmehr alle Menschen gleich. Ganz langsam mußte solche Unterweisung die Rassengrenzen

[1] Schulz, Fremdes Blut im germanischen Adel der geschichtlichen Frühzeit, Volk und Rasse, 1928, Heft 4, S. 206—210.

[2] Lex Visigoth. III, 1, 8; III, 2, 2 u. 3; vgl. ferner Salvianus, de gubern. Dei IV, 5; Adam von Bremen, hist. eccl. I, 4—6; Lex Ripuar. 58, 11; Sachsenspiegel I, 63, 3; II, 12, 2; Schwäbisches Landrecht 328 (322, 324).

[3] v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, 1876.

verwischen. Obschon das Neue Testament die Unfreiheit nicht verworfen hatte,[1] wurde die jenseitig aufgefaßte Gleichheit aller Menschen vor Gott schließlich als diesseitige Gleichheit aufgefaßt: seit dem 9. Jahrhundert wurde die Hörigkeit als unchristlich empfunden. Seit Einführung des Christentums mehrten sich auch die Freilassungen von Hörigen. „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier" hatte Paulus im Galaterbrief (3, 28) gelehrt; den Athenern hatte er gepredigt, die Menschen seien alle aus einem Blut geschaffen (Apostelgeschichte 17, 26). Diesen Lehren nach, die schließlich diesseitig aufgefaßt wurden, war der Weg zur Allvermischung offen. Dazu kam die Entsittlichung des Germanentums, welche der Übergang zum Christentum mit sich brachte und deren Einwirkung auf die rassisch und erbgesundheitlich steigernd wirkenden frühgermanischen Anschauungen vom Leben in der Sippe Kummer, Midgards Untergang, 1927, dargestellt hat. Bei Kummer finden sich auch Zeugnisse für die mit dem Übergang zum Christentum verbundene Entwürdigung der germanischen Frau, eine Entwürdigung, die auch wieder Rasse und Erbgesundheit gefährden mußte.

Etwa mit dem 9. Jahrhundert begann die Absonderung der Freien von den Unfreien zu schwinden. Zur Aufhebung dieser Schranke trug vor allem die Kirche bei, indem sie Unfreie zu Geistlichen machte, wodurch sie in den Stand der Freien erhoben wurden; ja es scheint, daß manche Bischöfe gerade Unfreie wegen ihrer größeren Gefügigkeit in die Geistlichkeit aufnahmen. Darauf weist Kapitel 119 der Beschlüsse der Synode von Aachen (i. J. 816—817) hin, wie v. Hölder gezeigt hat. Erst im 11. und 12. Jahrhundert setzte sich aber die Ehelosigkeit der niederen Geistlichkeit durch, wodurch die Fortpflanzung dieser in den Stand der Freien gehobenen Geschlechter wieder gehemmt wurde.

Die Ansichten, wie groß bei den Germanen die Zahl der Freien im Verhältnis zu der der Unfreien war, gehen auseinander. Hatte sich die Zahl der Unfreien in den Zeiten der germanischen Eroberungen bei verschiedenen Germanenstämmen erhöht, so ist doch die Annahme Jakob Grimms (Rechtsaltertümer, 1899, S. 457) abzuweisen, der die Zahl der Unfreien für das 8.—10. Jahrhundert und für die Germanenstämme Deutschlands fast ebenso hoch schätzt wie die der Freien. Demgegenüber hat v. Inama-Sternegg ausgeführt, daß die Zahl der Unfreien auf deutschem Boden — im Gegensatz zu der im gallischen Frankenreiche, wo es vielleicht mehr Hörige als Freie gegeben habe — geringer als die der Freien gewesen sei.[2] Man muß aber auch bedenken, daß die Zahl der sog. Gemeinfreien schon seit dem 9. Jahrhundert abgenommen hatte, da Gemeinfreie in steigender Zahl schon zu dieser Zeit, noch mehr aber zur Zeit der eigentlichen Feudalherrschaft des Mittelalters, in halbe oder ganze Unfreiheit versanken, während gleichzeitig Unfreie in der oben geschilderten Weise halbe oder ganze Freiheit gewannen.

[1] Vgl. Lucas 17, 7, welche Stelle die Auffassung Jesu selbst gibt, vgl. ferner I. Korinther 7, 20; Kolosser 3, 22—25; Epheser 6, 5; Thimotheus 6, 1 ff.; Titus 2, 9 ff.

[2] Vgl. v. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgesch., Bd. I, 1879, S. 70 ff.

Jedenfalls muß einerseits das — heute zu Unrecht bestrittene[1] — Aufsteigen unfreier Geschlechter in den Stand der Ministerialen, andererseits das Hinabsinken der meisten Gemeinfreien zahlreicher Gebiete in den Stand der Hörigkeit, die Abnahme freier Bauerngemeinden unter dem sich ausbildenden Lehenswesen, eine Zunahme der Rassenmischung bedeutet haben. Den frühmittelalterlichen Zerfall der breiten Schicht der Gemeinfreien, die im frühen Germanentum nahezu das Volk bzw. den Stamm selbst, jedenfalls deren Hauptmasse, ausmachten, möchte ich als die rassenseelische Ursache ansehen, die aus dem nordischen oder nordisch-fälischen Germanentum das Deutschtum hat entstehen lassen, das mittelalterliche Deutschtum, das zwar sicherlich noch durch die nordische Rassenseele bedingt ist, das aber in zunehmendem Maße die Mitwirkung des seelischen Wesens nichtnordischer Rassen erkennen läßt. Bei unerschüttertem Fortbestand des Standes der Gemeinfreien hätten sich die Bedingungen zu dem rassenseelischen Übergang vom Germanentum zum Deutschen nicht ergeben, oder dieser Übergang hätte sich anders vollzogen.

Die Rassenmischung, bzw. Ständemischung scheint in Niedersachsen am spätesten begonnen zu haben. Adam von Bremen berichtet, daß noch im 11. Jahrhundert bei den Niedersachsen sich nur Freie mit Freien, Unfreie mit Unfreien verheirateten. Auf niedersächsischem Gebiet erhielten sich auch zahlreiche freie Bauerngemeinden und scheinen auch halb bewußte Vorstellungen von der Reinhaltung des Blutes am längsten nachgelebt zu haben: Die Magdeburger Schöffenchronik aus dem Jahre 1540 berichtet von den Niedersachsen des Mittelalters: „Se nemen nicht gerne utländische Wif, uppe dat or Slechte nicht slog nach anderem Volke."

Solche Schranken fielen aber innerhalb der Städte. Vom 12. und 13. Jahrhundert an gab es in den Städten keine Unfreien mehr; ländliche Unfreie wurden dadurch zu Freien, daß sie in eine Stadt zogen. Während der Kreuzzüge erklärte die Kirche jeden unfreien Teilnehmer an einem Kreuzzuge für frei. Seit dem 11. Jahrhundert hatte ein Bürgerstand sich auszubilden begonnen, in dem sich während des Mittelalters durch Aufstieg angesehener Geschlechter wieder neue Schichtungen bildeten, die im großen ganzen verhältnismäßig nordischere städtische Oberschichten ergeben haben mögen.

Eine gewisse Rassenschichtung blieb jedenfalls in Stadt und Land bestehen oder setzte sich durch Auswirkung der seelischen Eigenschaften der Rassen auf dem Wege der Auslese immer wieder durch. Aus der Rassenschichtung der vorchristlichen Zeit wurde die mittelalterliche Ständeschichtung, welche im großen ganzen, wenn auch entschieden minder deutlich, die alte Rassenschichtung widerspiegelte.

Die Vorstellung von den leiblichen Merkmalen der Germanenstämme in Deutschland war die von Menschen nordischer Rasse gewesen. Im Vorwort zu dem im 5. Jahrhundert aufgezeichneten Salischen Gesetz der Franken hatte es von den Franken geheißen, daß sie von edler Gestalt, von sehr heller Farbe und überragendem Wuchse seien (gens Francorum ... corpore

[1] Vgl. v. Below, Die unfreie Herkunft des niederen Adels, Historische Zeitschrift, Heft 3, 1927.

nobilis, incolumna candore, forma egregia).[1] Isidor von Beja (Pacensis), ein spanischer Bischof, hatte im 8. Jahrhundert die Körperkraft der Austrier, d. h. der Krieger des östlichen Teils des Fränkischen Reiches, und den hohen Wuchs der anderen Germanen gerühmt, die in der Schlacht bei Tours kämpften.[2] Ein Zeitgenosse, der beschreibt, wie Otto II. in Kalabrien im Jahre 982 von den Arabern in einem Engpaß überfallen und sein Heer geschlagen wurde, hatte berichtet, dort sei „die Zier des blonden Germaniens“ (decor flavae Germaniae) hingesunken.[3] Anfang des 11. Jahrhunderts hatte sich Heinrich II. darstellen lassen, wie ihm die blonde Germania dient, die schwarze Gallia die Friedenspalme reicht, die braune Roma und die rote Sclavinia (das Sinnbild des Slawentums) Tribut darbringen: die Deutschen dachte man sich also als ein blondes Volk gegenüber dunkleren Nachbarvölkern.

Die Zunahme der Rassenmischung durch Zerfall des Standes der Gemeinfreien muß aber wenigstens in den sich neu bildenden ländlichen, städtischen und ritterlichen Oberschichten auch im Hochmittelalter noch nicht deutlich oder gar auffallend geworden sein. In einem provenzalischen Werke aus dem 14. Jahrhundert, dem Elucidari de las proprietatz de totas res naturals findet sich in einem Abschnitt über Deutschland (D'Almanha) eine Schilderung der Deutschen, die wahrscheinlich den Anblick der deutschen, meist ritterlichen Kreuzfahrer wiedergibt, welche durch Südfrankreich gezogen waren. Aus dieser Schilderung, auch wenn man sie als verallgemeinernd ansehen muß, geht doch hervor, wie überwiegend nordisch man sich die deutsche Oberschicht des 14. Jahrhunderts noch vorstellen darf: „Sie sind hochgewachsen, von kühnem Wesen, große Jäger und Mühsalüberwinder (trebalhadores) mit anziehenden Gesichtszügen, heiter und scherzbereit, haben blondes Haar, sind freimütig.“ Die bildlichen Darstellungen des deutschen Mittelalters deuten durch dunkles Haar stets niedrige Geburt, unedles Wesen oder fremdländische Herkunft an. Unnordische Züge gaben die — ritterlichen Anschauungen entspringenden und den durchschnittlichen Ständeunterschied offenbar übertreibenden — bildlichen Darstellungen, so z. B. die aus dem 14. Jahrhundert stammende Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels, gerne den Bauern: plumpe Gesichter mit eingebogenen Nasen, Nasen mit verdickter Spitze, häßliche Mundformen.[4]

Das vorwiegend nordische Aussehen der mittelalterlichen Deutschen oder doch deren ritterbürtiger Schicht geht auch aus den Schilderungen französischer Dichtungen und Geschichtswerke hervor. Schon vor dem 13. Jahrhundert wurde in Frankreich die Schönheit der Deutschen gerühmt, besonders deren große Körperhöhe und kraftvolle Gestalt. An der Größe erkennt man den Deutschen — so wurde fast sprichwörtlich behauptet. Die Niedersachsen galten unter den deutschen Stämmen als der Stamm höchsten Wuchses; sei es, daß die anderen Stämme stärkere Einschläge ostischer Rasse

---

[1] Vgl. Lex Salica, herausgegeben von Geffcken, 1898, S. 95.
[2] Vgl. Belloquet, Ethnogénie gauloise, Bd. II, 1861, S. 188.
[3] Vgl. Uhlirz, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Otto II. und Otto III., Bd. I, 1902, S. 256.
[4] Vgl. Falke, Die deutsche Trachten- und Modenwelt, Bd. I, 1858, S. 83 ff.

zeigten; sei es, daß der fälische Einschlag in Niedersachsen die durchschnittliche Körperhöhe besonders beträchtlich erscheinen ließ. Philipp von Comines, der erste bedeutende Geschichtsschreiber Frankreichs (1445—1509), rühmt die Schönheit der Schweizer, die er meist Allemans (Deutsche) nennt. Nach deren seelischem Verhalten fanden die mittelalterlichen Franzosen an den Deutschen Kühnheit, Tapferkeit, Treue und Ausdauer zu loben, Ehrgeiz, Hochmut, Streitsucht, Jähzorn und Habgier zu tadeln.[1]

Die mittelalterliche Gesellschaftsordnung war entstanden; sie war kein rassisches Werk mehr, aber sie wirkte vielfach rassisch-abgrenzend. Das mittelalterliche deutsche Recht bildete sich aus; es übernahm in gewissem Umfang die erbgesundheitlich und rassisch förderlichen sippenrechtlichen Anschauungen des frühen Germanentums und gliederte sie in Ehe-, Zunft- und Wirtschaftsgesetzgebung ein. Wie altgermanisches Sippenrecht im mittelalterlichen Zünfterecht bewahrt ist, hat Grönbech[2] geschildert. Bis ins Mittelalter hinein reichten auch die Nachwirkungen der erbgesundheitlichen (rassenhygienischen, eugenischen) Anschauungen des frühen Germanentums. Aus der „Germania" (12) des Tacitus geht hervor, daß die Germanen Menschen mit minderwertigen Erbanlagen erhängten oder in Sümpfen ertränkten, so Verräter und Überläufer, Feiglinge und unkriegerische Männer und so auch Unzüchtige, wenn man die Worte corpore infames so übersetzen darf.[3]

Eine Art erbgesundheitlicher Leistungsprüfung scheint auch der hierzu besonders geeignete, von den Germanen geschätzte Schnellauf gewesen zu sein. Die Bestgeeigneten, die unter den heutigen Verhältnissen meist kinderarm oder kinderlos bleiben, wurden im frühen Germanentum bis ins Mittelalter hinein eher zu Kinderreichen. Die Rechtsaufzeichnungen der Germanenstämme, deren erbgesundheitliche Richtung S. 455 zu betrachten sein wird, beschränkten, wie v. Amira erwiesen hat, die Rechtsfähigkeit der Mißgebildeten, Geistesschwachen und Geisteskranken, denen auch die Eherechte nicht zuerkannt wurden: so konnte sich eine dauernde Ausmerze minderwertiger Erbanlagen vollziehen. Der Untüchtige sank gesellschaftlich, und das bedeutete damals: er sank in die an Nachkommen ärmere Schicht. Noch nach dem Sachsenspiegel (Anfang des 13. Jahrhunderts) konnten Mißgestaltete und Zwerge weder erben noch belehnt werden; sie hatten nur ein Anrecht auf Unterhalt aus dem Familiengut, damit aber waren die Ehemöglichkeiten für sie sehr beschränkt, wenn nicht verschlossen. Zwitter galten für unfrei und erbunfähig. Schwächliche und mißgestaltete Kinder wurden bis ins Mittelalter hinein ausgesetzt.[4] — „Man hielt es für unrecht, mißgestaltete, krüppelhafte, schwächliche Kinder oder solche aufzuziehen, die kein vorwurfsloses, freies Leben führen durften."[5] Ausgesetzt wurde auch

[1] Zimmermann, Die Beurteilung der Deutschen in der französischen Literatur des Mittelalters, Inaugural-Dissertation, Münster 1910, S. 15.

[2] Grönbech, Vor folkeaet i Oldtiden, Kopenhagen 1909—1912, vgl. ferner Kummer, Midgards Untergang, 1927.

[3] Hierzu vgl. Nordisk Tidskrift for Filologi, 4. Reihe, Heft 9, 1920, S. 105 ff.

[4] Für das Ertränken von Kindern vgl. auch Jacob, Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen, 1927, S. 29.

[5] Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Bd. I, 1899, S. 629.

eine Anzahl weiblicher Neugeborener, offenbar weil man die Folgen eines Frauenüberschusses — d. h. einer Zahl von Frauen, die erheblich größer war als die der besetzbaren Bauernhöfe und Landgüter — für die sittliche Zucht des Volkes befürchtete: im Mittelalter dienten die Klöster dem gleichen Zwecke. Das Christentum schaffte die Kinderaussetzung allmählich ab. Doch mußte die Kirche darauf eingehen, „daß die Bevölkerung Norwegens noch mehrere Jahrhunderte nach der im 10. Jahrhundert erfolgten Annahme des Christentums vielfach sich die Tötung (das Aussetzen) der mit angeborenen Fehlern behafteten Kinder vorbehielt, und erst im 14. Jahrhundert gelang es, ein unbedingtes Verbot gegen diese Kindermorde zu verwirklichen".[1] Auch in den anderen germanischen Ländern hat sich das altgermanische Gewissen wahrscheinlich noch lange gegen die Anschauung der Kirche gesträubt und die Austilgung fehlerhaften Lebens mehr oder weniger heimlich durchgesetzt.

„Zweck der Ehe war Erzeugung eines echten Erben" — so kennzeichnet Jakob Grimm die germanische und altdeutsche Ehe;[2] daher auch das Recht zur Scheidung von unfruchtbaren Frauen und die Sitte, daß der unfruchtbare Mann einen Zeugungshelfer wählen durfte — eine Sitte, die sich auch bei anderen Völkern indogermanischer Sprache findet und die noch Luther in seiner Schrift „Vom ehelichen Leben" (1522)[3] erwogen hat. Die Sitte der Herbeiziehung eines Zeugungshelfers findet sich gelegentlich auch gesetzlich anerkannt.[4] Die halb bewußt, halb unbewußt erbgesundheitlichen Anschauungen des Germanentums, die Betrachtung aller Lebensvorgänge von der Sippe und vom angestammten Bauernhofe oder Landgut aus, sind erst durch die Auswirkung des Geistes der sog. Aufklärungszeit und der Französischen Revolution gänzlich untergraben worden; die Betrachtung der Lebensvorgänge vom Einzelmenschen aus, die unsere Zeit gewohnt ist, hat sich erst im 19. Jahrhundert gänzlich durchgesetzt.

Die Gesellschaftsordnung des Mittelalters konnte zu einer Erhaltung der nordischen Rasse in den unteren Ständen dadurch beitragen, daß die früher freien Bauern, die jetzt Hörige geworden waren, nunmehr einer Gegenauslese nordischen Blutes entzogen wurden, welche sich im hohen und niedern Adel dadurch vollzog, daß diese Oberschicht allein die Kriege zu führen hatte. Die besonderen mittelalterlichen Standesehren, die Heiratsgebräuche, Zunftgesetze und Sitten konnten die nordische Rasse verhältnismäßig rein erhalten bis gegen die untersten Volksschichten hin. All diese Vorschriften über den Nachweis deutscher Ahnen, welche die Zünfte und andere Verbände forderten, dienten unbewußt der Erhaltung des nordischen Bluts. Diese Schranken und Gesetze waren vor allem gegen das Einsickern wen-

[1] Wieth-Knudsen, Bevölkerungsfrage, Sexualmoral und Feminismus, bei Eberhard, Geschlechtscharakter und Volkskraft, Darmstadt u. Leipzig, 1930, S. 308.

[2] Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Bd. I, 1899, S. 613.

[3] Vgl. Luthers Werke, Weimarer Ausgabe, Bd. 6, 1888, S. 558; Bd. 10, 2, 1907, S. 278; vgl. ferner Vorwahl, Die Sexualität bei Luther, Ztschr. f. Sexualforschung, Bd. 15, 1928/29, S. 334 ff.

[4] Vgl. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, Bd. I, 1892, S. 159.

dischen und überhaupt slawischen Blutes gerichtet, dann aber überhaupt gegen alles Fremdblut.

Durch die von der Kirche seit dem 12. Jahrhundert durchgesetzte Ehelosigkeit der Geistlichen ist aber andererseits auch vielen der Tüchtigsten und Begabtesten die Familiengründung verwehrt worden, indem aus den oberen Schichten viele geistig überragende Menschen sich den Bildungsstätten zuwandten, in deren Besitz allein die Kirche war. Denkt man z. B. auch an die Auslese von Tüchtigen im Deutschorden, so kann man die hierdurch bewirkte Entnordung ermessen. Es scheint nicht selten vorgekommen zu sein, daß der letzte Nachkomme eines edlen Geschlechts noch jugendlich in ein Kloster eintrat. Riezler bietet dafür Beispiele aus der mittelalterlichen Geschichte Bayerns; er gibt auch die Belege dafür, wie das „Aussterben der Grafengeschlechter durch die mörderischen Wirkungen der Kreuzfahrten und italienischen Feldzüge befördert" wurde. Die gleichen Ursachen verminderten auch die Zahl der Geschlechter des niederen Adels. Aus Riezlers Darstellung ergibt sich, daß während der Hohenstaufenzeit in Bayern anscheinend sämtliche Geschlechter des Uradels erloschen sind bis auf die Häuser Wittelsbach und Ortenburg — all dies Anzeichen einer eingreifenden Gegenauslese gerade der an nordischer Rasse vermutlich reichsten Geschlechter.[1]

Zur Entnordung trug schon im Mittelalter — jedoch nicht in dem Ausmaße wie heute — auch das Aussterben hervorragender städtischer Geschlechter bei. Man darf annehmen, daß auch damals die gesellschaftlich aufsteigenden und die führenden Geschlechter an nordischem Blut durchschnittlich reicher waren als die Bevölkerung, aus der sie stammten. Schon K. Bücher hat aber gezeigt, daß die hervorragenden städtischen Geschlechter des Mittelalters selten mehr als zwei Jahrhunderte überlebt haben.[2] Am Beispiel fränkischer Stadtchroniken läßt sich erkennen, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert Familiennamen aus den Listen der „ehrbaren Geschlechter" verschwinden und wie immer wieder patrizische Geschlechter aussterben. Das Verschwinden der Namen kann zum Teil durch Umzug einer Familie in eine andere Stadt bedingt sein, zum anderen Teil beweist es nur das Aussterben einer Familie im Mannesstamme; die Fälle gänzlichen Aussterbens erscheinen immer noch zahlreich genug.[3] Hierbei sind vor allem auch die elenden Gesundheitsverhältnisse mittelalterlicher Stadtwohnungen zu bedenken. Die Betrachtung der „Vergänglichkeit", das memento mori, kennzeichnet die Stimmung vieler mittelalterlicher Menschen.

+

Bei der slawischen Besiedlung Ostdeutschlands muß die Darstellung einen Augenblick verweilen, da sich über diese Dinge falsche und widersprüchliche Anschauungen gebildet haben. — Die Urslawen waren ein vorwiegend nordisches Volk, das sich aus einer im Innern Rußlands, wohl um Ober- und Mittellauf des Dnjeprs siedelnden Gruppe nordischer Rasse

[1] Riezler, Geschichte Bayerns, Bd. I, 1878, S. 849 ff; Bd. II, 1880, S. 13 ff.
[2] K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, 1893, S. 15 ff.
[3] Vgl. die Chroniken der fränkischen Städte, Bd. I, herausgegeben von Hegel, 1862, S. 214, 221.



Abb. 413 a, b. Schädel eines Slawen aus einem Burgwall bei Gruczno (Westpreußen).
Sch: 70,20. Nordisch oder vorwiegend nordisch

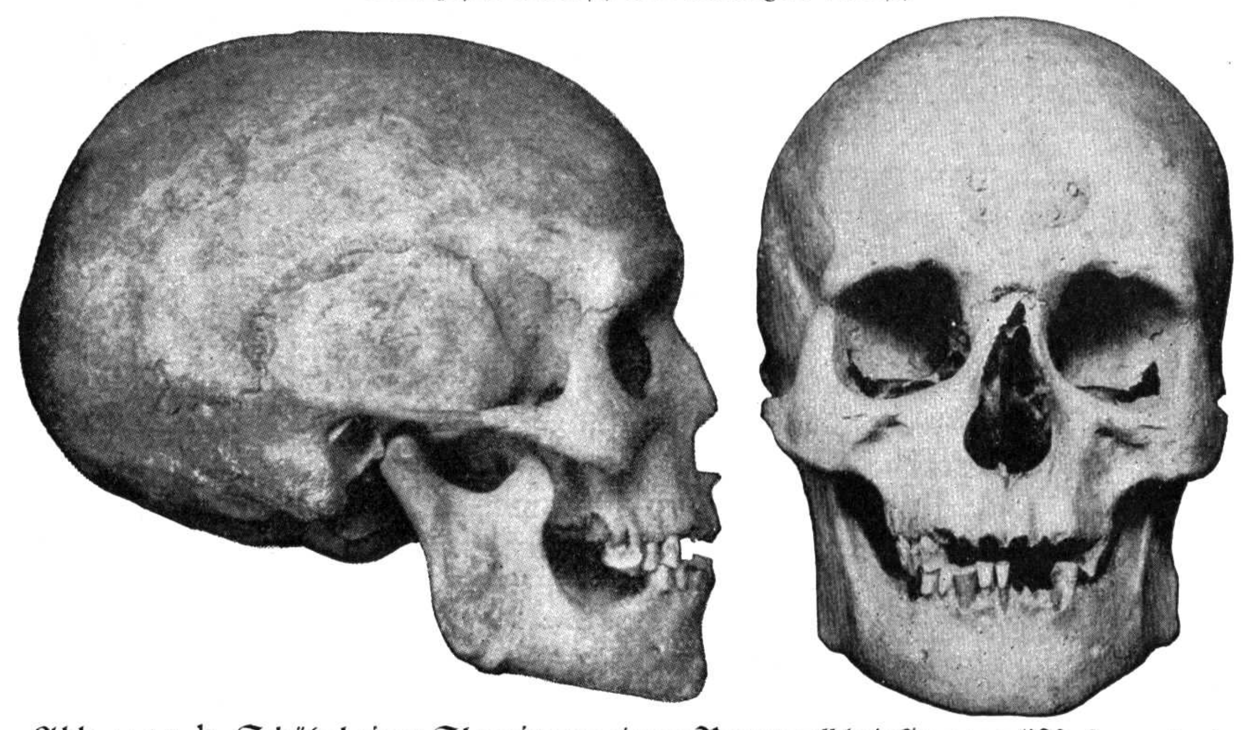


Abb. 414 a, b. Schädel einer Slawin aus einem Burgwall bei Gruczno (Westpreußen).
Sch: 73,02; G: 86,15. Vorwiegend nordisch mit fälischem Einschlag?

gebildet hatte, stark genug, im Lauf der Jahrhunderte dem Osten Europas die slawischen Sprachen aufzuzwingen. Vom 6. Jahrhundert n. Chr. ab verbreiteten sich die Slawen nach Westen und Südwesten, später auch nach Norden. Die sprachliche Trennung der slawischen Stämme voneinander verlegt die Sprachwissenschaft in die Völkerwanderungszeit. Nord- und westslawische Stämme rückten seit dem 6. Jahrhundert in die bei der Völkerwanderung von den Germanen verlassenen Gebiete des ganzen östlichen Deutschlands ein und besiedelten diese, ohne Widerstand zu finden,

etwa bis zu der Grenze, die man zu Karls des Großen Zeit den Limes sorabicus genannt hat, d. h. bis zu einer Linie, die etwa von Kiel über Lüneburg, Magdeburg, Merseburg, Naumburg, Rudolstadt, Bamberg, nördlich Regensburg zum Böhmerwald und von da zur Ennsmündung, zum Oberlauf der Drau und zum Golf von Triest führt.[1] Man erkennt an Gräbern und sonstigen Funden des ostdeutschen Bodens sofort die Zugehörigkeit zum slawischen Volkstum. „Die Slawen brechen mit einer ganz fremden Kultur in Ostdeutschland ein. Ihre Keramik unterscheidet sich so sehr von der dort hergebrachten germanischen, daß man jede Scherbe leicht

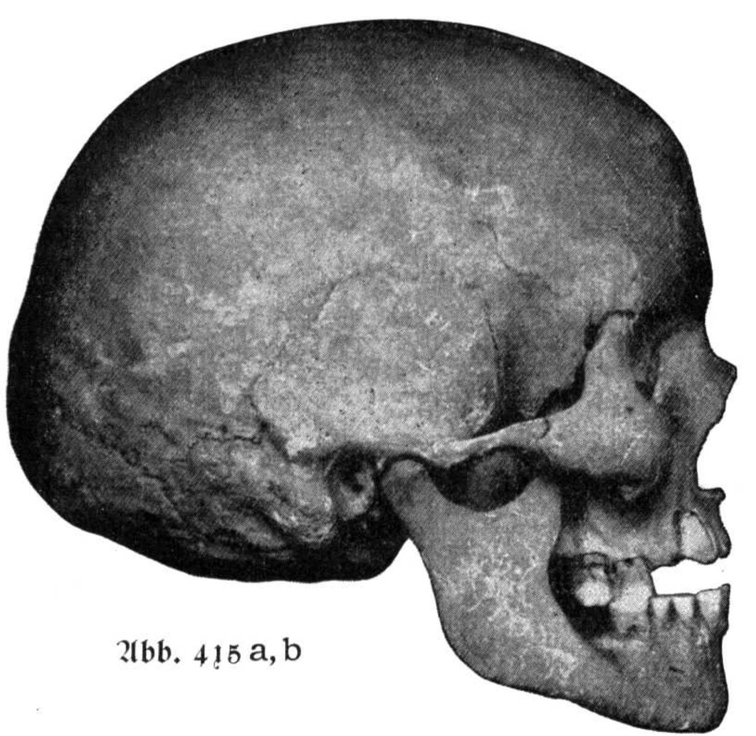




Abb. 415 a, b

Schädel eines slawischen Knaben aus einem Burgwall b. Gruczno. Sch: 69,81; G: 88,71. Nordisch — mit leichtem sudetischen Einschlag? (Nase)

unterscheiden kann.“[2] Sie rücken ein mit Stilformen, die auf südosteuropäische Einflüsse schließen lassen. Die Zierformen verraten, „daß die Slawen, die zu uns kamen, mit Balkankultur durchtränkt gewesen sein müssen“.[2]

So läßt sich also die Ausbreitung der slawischen Gesittung in Ostdeutschland von der germanischen archäologisch, der Stilform nach, klar unterscheiden. Die Dorfanlagen der von Slawen besiedelt gewesenen Gebiete Deutschlands (d. h. die Rundlinge und die Straßendörfer; vgl. Karte XXVII S. 401) hat man früher für slawische Gründungen angesehen.[3] Heute scheint das selbst für die Straßendörfer nicht mehr mit Sicherheit angenommen werden zu können. Rassenkundlich aber, d. h. also aus Gebeinfunden der slawischen Reihengräber[4] allein, wäre eine Scheidung nicht durchzuführen:

[1] Die Sorbengrenze findet sich eingezeichnet auf Karte VIII, S. 269 und geht hervor aus Karte XXVII, S. 401.

[2] Schuchhardt, Alteuropa. 2. Aufl., 1926.

[3] Über Dorfformen vgl. „Reallexikon der germanischen Altertumskunde“ unter „Dorfformen“; ferner Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes, München, 1927.

[4] Die Slawen hatten die Sitte der Reihengräberbestattung von den Germanen übernommen.

die Urslawen, diese Oberschicht der slawischen, damals wohl nordisch-ostbaltischen, nordisch-ostischen, nordisch-dinarischen und nordisch-sudetischen Völker, die eine besondere Bestattung erfuhr, waren nordischer Rasse wie die Germanen.[1] Dadurch, daß den slawischen Gebeinen als Kopfschmuck oft die sog. „Schläfenringe" mitgegeben sind, kann man sie von den gleichartigen Gebeinen germanischer Gräber unterscheiden, bevor man die sonstigen Beigaben betrachtet. — So bedeutete also die slawische Welle, die sich westwärts bewegte, rassisch zunächst nur eine geringe Entnordung Ostdeutschlands. Erst im Lauf desjenigen Zeitraums, der bis zur Verdrängung und Eindeutschung der Slawen aus den ehemals germanischen Gebieten Ostdeutschlands verging, erst allmählich mögen in Norddeutschland vorwiegend ostische, ostbaltische und sudetische Menschen slawischer Sprache, in Süddeutschland vorwiegend dinarische Menschen slawischer Sprache in größerer Zahl eingesickert sein, und schließlich, nach Schwinden der nordisch-slawischen Oberschicht, im Kampfe gegen die wieder vordringenden Deutschen mögen dann die Menschen slawischer Sprache nahezu das Körperbild erreicht haben, das wir heute vielfach als „slawisch" empfinden. Eine „slawische Rasse" aber gab es und gibt es nicht. Menschen, die man „slawisch" findet, sind meist ostbaltisch, ostisch-nordisch oder innerasiatisch-nordisch oder sudetisch.

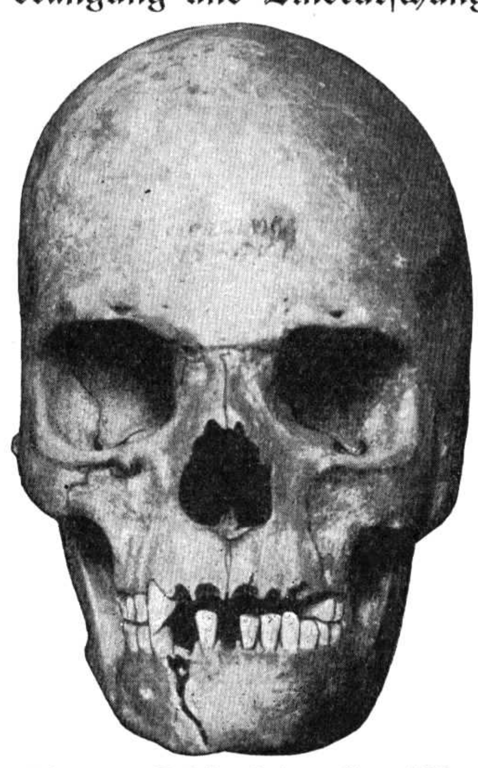
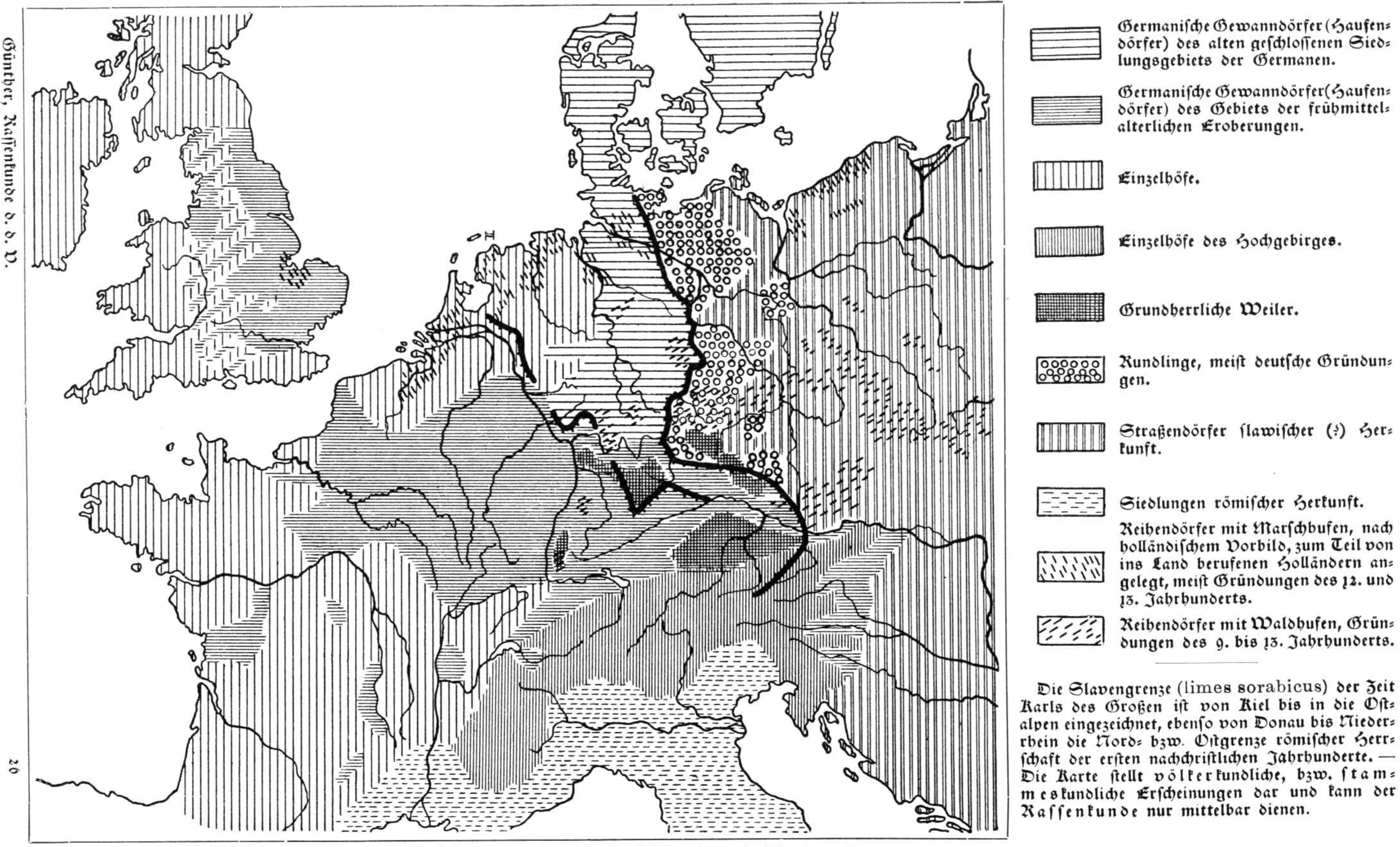


Abb. 416. Schädel eines slawischen Knaben aus einem Burgwall bei Gruczno. Sch: 67,40; G: 85,34. Nordisch

Bei Betrachtung der slawischen Besiedlung ehemals germanischen Bodens scheidet man am besten zwischen der slawischen Einwanderung in Nord- und Mitteldeutschland, die wohl in der Hauptsache nordisch-ostbaltisch war und der slawischen Einwanderung in Süddeutschland, die wohl in der Hauptsache dinarisch-nordisch war. Zuerst sei hier Nord- und Mitteldeutschland betrachtet. Die Entnordung der Slawen auf dem ehemals germanischen Boden Norddeutschlands muß entweder nicht so gründlich gewesen sein oder die Verdrängung der slawischen Stämme oder mindestens deren Herrenschichten durch die wieder eindringenden deutschen Stämme seit der Zeit, da ihnen ein Heinrich der Löwe (1129—95) durch Eroberung den Weg nach Osten gewiesen hatte, muß so gründlich gewesen sein, daß schließlich Nordostdeutschland und das östliche Mitteldeutschland wieder vorwiegend nordisch wurden und heute noch immer Gebiete mit einem stärkeren nordischen Einschlag, allerdings mit ostbaltischer, ostischer und sudetischer Beimischung, sind. Vielleicht darf man sich vorstellen, daß die Brechung der politischen Macht der rassisch minder nor-

[1] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929, S. 278 ff.



Die Slavengrenze (limes sorabicus) der Zeit Karls des Großen ist von Kiel bis in die Ostalpen eingezeichnet, ebenso von Donau bis Niederrhein die Nord- bzw. Ostgrenze römischer Herrschaft der ersten nachchristlichen Jahrhunderte. — Die Karte stellt völkerkundliche, bzw. stammeskundliche Erscheinungen dar und kann der Rassenkunde nur mittelbar dienen.

Karte XXVII. Die ländlichen Siedlungsformen in Mittel- und Nordwesteuropa

(nach Meitzen und Schlüter)

dischen Slawen in diesen ehemals germanischen Gebieten nicht so verhältnismäßig gründlich gewesen wäre, wenn die Besiedelung der ostelbischen Länder nicht von einer Auslese der unternehmungsmutigsten und vermutlich auch nordischsten Deutschen aller Stämme, insbesondere der nordwestdeutschen, unternommen worden wäre. Das Volkslied „Naar Ostland willen wy ryden" zeugt noch vom Unternehmungsmut dieser deutschen Auslese, aus welcher dann als weitere Auslese der Adel der ostelbischen Länder sich erhoben hat. Solche Ausleseerscheinungen haben die staatliche Tüchtigkeit des Preußentums mitbedingt. Durch westfälische Deutsche und andere aus den fälisch untermischten Gebieten stammende Deutsche und Niederländer muß damals ein leichter fälischer Einschlag östlich der Elbe verbreitet worden sein, vielleicht am meisten in Mecklenburg, wo der Name Westphal sehr verbreitet ist, und wo auch der Chronist Helmold von Bosau „Fläminger und Holländer, Sachsen und Westfalen" als Einwanderer nennt,[1] also gerade Einwanderer aus stark fälisch untermischten Gebieten. — Der Brechung der politischen Macht der Slawen ist auf ostelbischem Gebiet nicht etwa die völlige Verdrängung slawischer Siedler gefolgt. Unterwarfen sich diese der deutschen Herrschaft, so blieben ihre Familien erhalten, mit ihnen die nordischen und nichtnordischen Einschläge des mittelalterlichen Slawentums.

Die nordisch-kühnen und nordisch-sachlichen Unternehmungen des Ritterstaates des deutschen Ordens und die noch weiter ausgreifenden Unternehmungen der Hansa mit ihren Gründungen Reval, Dorpat, Riga (1201) führten deutsche Bürger und Bauern nach Osten und begründeten eine deutsche Herrschaft auf der Ostsee. In Pommern und Schlesien dringen deutsche Siedler im 13. Jahrhundert ein, und Ende des 13. Jahrhunderts war die Herrschaft der Deutschherren über das Land Preußen gesichert.[2] Die wilden Kämpfe gegen Slawen und Litauer mußten zur Bildung einer Auslese führen: auf beiden Seiten konnten sich nur tatkräftige und staatskluge Sippen erhalten. Wahrscheinlich sind jedoch die verhältnismäßig dunkleren Gebiete des nordmitteldeutschen und norddeutschen Bodens, die breiten, verhältnismäßig dunkleren Landstrecken links und rechts der Oder (vgl. 20. Abschnitt) und von der Oder über die mecklenburgischen Lande bis ins Lauenburgische dem zeitweiligen slawischen Vordringen zuzuschreiben. In den thüringischen und sächsischen sowie in den süddeutschen Gebieten ehemaliger slawischer Siedlungen mag aber die heutige dunkle Zumischung weniger auf die Slawen zurückgehen, als dem Umsichgreifen ostischer und dinarischer Rasse, bzw. der Entnordung zuzuschreiben sein, die etwa seit dem späteren Mittelalter eingesetzt haben muß. Der von Sachsen und Böhmen her bis ins bayerische Oberfranken hin spürbare Einschlag ostbaltischer

[1] Vgl. Folkers, Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland, Volk und Rasse, 2. Jahrg., Heft 3, 1927.

[2] Den Aufstieg und Niedergang der Ordensmacht schildert Heinrich v. Treitschke in seinem Aufsatz „Das deutsche Ordensland Preußen" (1862; heute neu herausgegeben als Nr. 182 der Insel-Bücherei). Für Begründung und Niedergang einer nordrassischen Staatsmacht ist dieser Aufsatz außerordentlich lehrreich.

Rasse mag hauptsächlich auf die slawische Besiedlung dieser Gebiete zurückgehen.

Im Südosten des deutschen Volksgebiets, in Kärnten, Steiermark, Tirol und Oberbayern war die slawische (windische) Einwanderung nicht mit nordisch-ostbaltischer und nordisch-ostischer Einwanderung, sondern mit vorwiegend dinarischer Einwanderung gleichbedeutend. Über die Einwanderung von Slowenen im 6. Jahrhundert n. Chr. berichtet der Slowene Krek in seinem Aufsatz „Die Slowenen".[1]

Längs der natürlichen Straßen der Drau, Save und Mur drangen die Slowenen talaufwärts in die Alpenländer, besetzten Krain, Kärnten, Steiermark und das Küstengebiet an der Adria. Sie drangen bis auf das Toblacher Feld nach Tirol hinein; längs der Mur kamen sie über Obersteiermark in das heutige Ober- und Niederösterreich. Das Pustertal, Tirol, das salzburgische Lungau und das Tal der Enns hatten slowenische Ansiedlung; die Donau trennte sie von den Tschechen. Im Südwesten taten ihrem weiteren Vordringen die friaulischen Herzöge Einhalt, sie besetzten aber trotzdem den ganzen nördlichen Gebirgsteil bis zum Tagliamento (wo sie noch heutzutage leben); im südlichen Teil der Furlanei erinnern uns nur noch Ortschaften wie Beogrado, Passiano, Schiavenesco, Turiacco (Turjak-Auersberg) an einstige slowenische Ansiedlungen.

„Freilich konnten sich die Slowenen in den meisten dieser weit vorgeschobenen Posten nicht lange behaupten, denn sie hatten diese Gebiete eben zu wenig kompakt und zusammenhanglos mit dem Kernstock des Volkes besiedelt; in verhältnismäßig kurzer Zeit gingen sie unter der noch aus der Völkerwanderungszeit teilweise zurückgebliebenen germanischen Bevölkerung und den herandrängenden Bajuwaren auf, deren natürlicher Stärke noch der Staat und die Kirche mit ihrer höheren Kultur zustatten kamen. Immerhin gab es aber auch im 13. Jahrhundert weit nach Norden vorgeschobene slowenische Ansiedlungen, z. B. Kindsberg im Mürztale (Ulrich v. Lichtenstein). Heute zeugen noch zahlreiche Ortsnamen mitten im deutschen Sprachgebiet von der einstigen slowenischen Besiedlung dieser Stücke (so z. B. Windisch-Matrei, Admont-Vodmat, Udmat, Aussee-Osoje, Graz-Gradec, Fernitz usw.) — außerdem legen die vielen slowenischen sprachlichen Elemente im kärntnischen und steiermärkischen Sprachgebrauch, sowie manche Sitten und Gebräuche Zeugnis ab vom mächtigen slowenischen Einfluß auf die neuen deutschen Kolonisten."

Nun darf man aber nicht annehmen, daß die Slowenen etwa rein dinarischen Blutes gewesen seien. Die Südslawen des frühen Mittelalters werden von zeitgenössischen Geschichtsschreibern als rotblond beschrieben. Wie schon ihre indogermanische Sprache anzeigt, müssen sie eine starke nordische Herrenschicht gehabt haben, wie das ja für das heute vorwiegend dinarische albanische Volkstum mit seiner indogermanischen Sprache ebenso gilt. Die Slowenen des 6. Jahrhunderts, die in die Ostalpen eindrangen, deren politische Macht aber von den bayerischen Herzögen bald wieder gebrochen wurde, mögen noch ziemlich viel nordisches Blut gehabt haben.

[1] Milčinowić und Krek, Kroaten und Slowenen. 1916.

„Tatsächlich war die Bevölkerung der österreichischen Alpenländer bis ins frühe Mittelalter hinein vorwiegend dolichozephal [langköpfig]."[1] Die Unterschicht des slowenischen Volkstums aber muß wohl der dinarischen und in geringerem Grad der ostischen Rasse angehört haben. Die nordische Schicht schwand dahin, und wohl gerade sie oder nur sie zog sich als Herrenschicht vor der Macht deutscher Herzöge aus den besetzten Alpengebieten wieder zurück; die dinarische und ostische Schicht blieben bestehen und wechselten das Volkstum. Dem einmal gewiesenen Einwanderungsweg folgend, mögen seit dem 6. Jahrhundert immer wieder und immer mehr Menschen aus dem Gebiet stärksten Vorwiegens der dinarischen Rasse in die Alpen und somit ins deutsche Volkstum eingedrungen sein, wenn auch dieses Eindringen kein Eindringen slowenischen Volkstums mehr war. Sie mehrten so das seit vorgeschichtlichen Zeiten in diesen Gebieten nachweisbare dinarische Blut. Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß slowenisch die Bezeichnung für ein Volkstum, dinarisch die Bezeichnung für eine Rasse ist.

Ich glaube aus mancherlei Sonderheiten der rassenkundlichen Karten folgende geschichtliche Vermutung über das Eindringen dinarischen Blutes, sei es vorgeschichtlicher, sei es slowenischer Herkunft, wagen zu dürfen: Von ihrem Heimgebiet, ihrem verhältnismäßig reinsten Gebiet, von den Dinarischen Alpen, von Montenegro, Albanien, Serbien, Kroatien, Bosnien und Slawonien aus hat sich die dinarische Rasse den großen Flußläufen der Drau und Sau entlang nach Nordwesten ausgebreitet. Sie drang ins Murtal hinauf, erreichte das Quellgebiet der Mur; sie drang aber vor allem das Drau- und Sautal hinauf. Das Drautal mag sie bis zum Quellgebiet besiedelt haben und heute noch stark vorwiegend besiedeln. Bis ins Quellgebiet der Drau reichen auch höhere Körpermaße. Vor einem solchen Einbruch dinarischer Rasse sind vielleicht die nordischeren Mischlinge des Isel-, Kalser- und Tauerntals in die Höhe hinauf ausgewichen und haben so in der Abtrennung die Spuren nordischer Beimischung deutlicher bewahrt. Läßt sich so auch die stärkere Beimischung nordischen Blutes im Ostpustertal erklären? Die dinarische Durchdringung der Sau entlang — weniger ein politischer Vorgang als ein Vordringen durch „Geburtensieg" — scheint im Gebiet der Karawanken zwischen Krainburg an der Sau und Villach an der Drau durch ein helleres Gebiet durchgebrochen zu sein; das Kartenbild führt zu der Annahme einer gewissen Stauung dinarischer Rasse vor Krainburg; dort ist ein sehr dunkles Gebiet nördlich umschlossen von besonders hellen. Dann scheint sich der dinarische Zustrom der Sau entlang mit dem Drauzustrom vereint zu haben. Vom Drau-Oberlauf scheint sich die dinarische Einwanderung über den Katschbergpaß ins Ennstal gewandt zu haben und weiter über den Brenner ins Inntal. Das Inntal muß er hinabgedrungen sein und sich im Gebiet des Achensees, nachdem er vielleicht eine gewisse Zahl nordischerer Mischlinge das Zillertal hinaufgedrängt hatte, zum Nordhang der Alpen und über Tegernsee und Walchensee zur Hochebene hinabgewandt haben. Weitere Abzweigungen dieses dinarischen Zustroms mögen schon vom oberen Inntal aus den Nordhang der bayerischen Alpen und schließlich auch der Allgäueralpen erreicht haben. Auf diese Vermutungen war ich durch Kartenbeobachtung gekommen, ehe ich erfahren hatte, daß dem Weg Drautal—Brenner—Inntal—Achensee—bayerische Hochebene eine alte Völkerstraße entspreche, und ehe ich die Ostgrenze slawischer Siedlungen im Alpengebiet kennengelernt hatte, auch ehe

[1] Lebzelter, Unsere Kenntnisse von der physischen Beschaffenheit der Völker Österreichs, Ztschr. f. österr. Volkskunde, Jahrg. XX, 1914, S. 122; vgl. auch Toldt, Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen — einst und jetzt, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien, Bd. 42, 1912, S. 247.

ich von den Südslawen(Wenden)einbrüchen der frühmittelalterlichen Geschichte ein genaueres Bild hatte. Nun aber nach Zusammenstellung all dieser Tatsachen, schien meine Vermutung bestärkt und schien auch die Zweiteilung des Weges über Katschbergpaß und Brenner wahrscheinlich; die vermuteten Züge dinarischer Einwanderung stimmen auf der Karte mit Gebieten besonderer Dunkelheit und um den Brenner auch mit solchen größerer Körperhöhe überein.

Die Einwanderung der Slawen im Osten des heutigen deutschen Sprachgebiets leitete kaum eine dichtere Besiedlung dieser Gebiete ein. Die Besiedlung Europas durch Rodung von Urwäldern vollzog sich in der Hauptsache in zwei Schüben, wie Schumacher gezeigt hat:[1] zuerst in der Jungsteinzeit, der Zeit also, wo die nordische Rasse sich anschickte, zum „Mutterschoß der Völker" (vgl. S. 357) zu werden, dann im 11. bis 14. Jahrhundert. Von der Jungsteinzeit bis zum 11. Jahrhundert blieb die Siedlungsfläche mit geringen Schwankungen etwa gleich. Gerade das 11. bis 14. Jahrhundert brachte aber zugleich die vorrückende Besiedlung des deutschen Ostens durch eine Auslese aus den wahrscheinlich noch deutlich vorwiegend nordischen Stämmen des deutschen Volkes. Sie erst schufen eine größere Siedlungsfläche und bereiteten so eine Bevölkerungszunahme vor, die mit dem 14. Jahrhundert langsam einsetzt.

Die heutigen slawischen Volkstümer, die im Osten Deutschlands angrenzen, sind mit Ausnahme des Küstenstreifens der Ostsee durch starken ostbaltischen und da und dort stärkeren dinarisch-ostischen, daneben sudetischen und innerasiatischen Beisatz gekennzeichnet. War schon das mittelalterliche Slawentum minder nordisch als das Deutschtum, so hat sich das deutsche Volkstum in Nord- und Mitteldeutschland vor Vermischung mit den Slawen durch strenge Gesetze gehütet. „Die Wenden mußten in Wendenvierteln oder Wendengassen abgeschlossen, lokal, sozial und wirtschaftlich von den Deutschen getrennt leben und waren vom Bürgerrecht und den Zünften ausgeschlossen."[2] Wie gegen die Wenden, so richtete sich das mittelalterliche Volkstum gegen alles fremde Blut, dadurch, daß zur Erlangung von Bürgerrechten, Zunftrechten, Eheschließungen usw. deutsche und freie Geburt und oft bis zu vier Ahnen nachzuweisen war. Solche Gesetze erhielten sich da und dort bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Ja sogar auf die Gattinnen der Zunftgenossen wurde die Ahnenprobe ausgedehnt. „1752 wurde zu Neuendamm (Neumark) ein Tuchmacher aus dem Gewerk ausgestoßen, weil er eine Frau genommen, deren Großmutter aus einem Schäfergeschlecht entsprossen sein sollte. Die Schäfer waren wendische Hörige."[2] Die stärkere, ostbaltische, ostische, sudetische und innerasiatische Beimischung im slawischen Volkstum, der rassische Abstand, muß gefühlt worden sein; das Deutschtum hat sich des slawischen Blutes lange erwehrt.

„Erst durch die Zunftreform von 1731—40, die die Zunftordnung in allen deutschen Staaten einheitlich auf staatlicher Grundlage regelte, wurden solche Geburtsbriefe eingeführt, auf denen die vier Ahnen fehlten. Daß dieses aber auf Widerstand stieß, beweist die Beschwerde der Berliner Gewerke. Auch blieben die alten Grundsätze in der Praxis noch bis in die

[1] Schumacher, Siedlungsgeschichte der Rheinlande, 1921.
[2] Meinhold, Deutsche Rassepolitik u. d. Erziehung zu nationalem Ehrgefühl.

Mitte des 19. Jahrhunderts unter dem Drucke des alten Heimatrechtes, des behördlichen Heiratskonsenses und der mangelnden Freizügigkeit zum guten Teil bestehen, obwohl die alles gleichmachende Idee der französischen Revolution, unterstützt durch die sich einbürgernden Begriffe der Humanität und Menschenrechte auch im Rassebewußtsein längst nivellierend gewirkt hatten."[1] — Ich vermute, daß sich auf dem deutschen Gebiete östlich der mittelalterlichen Slawengrenze noch heute da und dort bei genauerer rassenkundlicher Durchforschung deutlichere Unterschiede zwischen ehemals slawischen Dörfern und solchen Dörfern ergeben würden, die durch die ostdeutsche Ausbreitung des Mittelalters gegründet worden sind. So soll z. B. auch das Germanendorf Affalter im Erzgebirge, das durch einen „Streitwald" (Grenzwald) vom ehemals sorbischen Dorfe Gablenz getrennt ist, zum Unterschied vom Dorfe Gablenz durch eine verhältnismäßig große Anzahl Hochgewachsener, Blonder und Blauäugiger gekennzeichnet sein. Ähnliche Verhältnisse sind wahrscheinlich auch heute noch da und dort anzutreffen.

Wie sich Nord- und Mitteldeutschland gegen „slawisches" Blut zu wehren sucht, so versuchten bis in spätere Zeit hinein Gesetze und Gebräuche aller deutschen Stämme, das Eindringen „Landfremder" in die bürgerliche Gemeinschaft zu verwehren. Erst im 17. Jahrhundert wurde allmählich die Todesstrafe abgeschafft für den geschlechtlichen Verkehr zwischen Juden und Christen.[2] Die Vermischung der ursprünglich vorwiegend nordischen deutschen Stämme ist auch zum geringsten Teil von außen her durch Zuwanderung oder fremdes Kriegsvolk erfolgt, zumeist jedenfalls durch Gegenauslese des nordischen Blutes in Fehden und Kriegen und durch Aussterben städtisch gewordener überwiegend nordischer Geschlechter bei ganz allmählich steigender Kinderzahl mindernordischer und nichtnordischer Volksbestandteile.

+

Der Zerfall der mittelalterlichen Ordnungen scheint der Beginn stärkerer Rassenkreuzung gewesen zu sein. Die Abkömmlinge der Hörigen aus Klostersiedlungen und -rodungen, vermutlich vorwiegend ostische Menschen, ferner die vorwiegend ostischen Menschen der süd- und mitteldeutschen Wälder und Gebirge, an Zahl ursprünglich wohl verhältnismäßig gering, müssen allmählich in deutsche — das hieß damals wahrscheinlich zumeist noch: vorwiegend nordische — Geschlechter eingedrungen sein, die vorwiegend ostbaltischen oder ostischen Abkömmlinge von Slawen in deutsche Geschlechter Nord- und Mitteldeutschlands. Aber das Einsickern ostischen und ostbaltischen Blutes in den Kern der deutschen Bevölkerung vollzog sich anscheinend noch immer sehr langsam, so langsam, wie eben die mittelalterlichen Schranken selbst fielen. Die Befunde lassen vermuten, daß die heutige Allvermischung erst das Werk der letzten Jahrhunderte ist, vielleicht erst der neuesten Geschichte angehört. Schliz[3] hat in Heilbronn eine grö-

[1] Siehe Fußnote 2 S. 405.

[2] Vgl. Dorn, Strafrecht und Sittlichkeit, 1907, S. 17.

[3] Schliz, Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung; Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1901.

ßere Anzahl Schädel des 14. Jahrhunderts untersucht, die aus einer dortigen Stadtkirche stammen; er fand unter ihnen keinen einzigen Kurzschädel. Die Untersuchung von Schädeln, die aus einem vom Land in die Stadt verlegten „armen Kloster" stammen, ergab keinen einzigen Langschädel. Ziemlich scharf scheinen demnach früher die Grenzen gewesen zu sein: das eine Dorf vorwiegend nordisch, das andere vorwiegend ostisch. Beispiele solcher scharfen unverwischten Abgrenzung — eines ist eben erwähnt worden — sollen sich in Sachsen und Thüringen da und dort heute noch erhalten haben.



Abb. 417 Abb. 418

Ausschnitt aus dem Grabstein

des Abtes Johann Zipfler im Kloster Raitenhaslach (Obb.) a. d. J. 1417. Vorw. ostisch mit gering. dinar. u. fälisch. Einschl.

des Kanonikus Dr. Schmiechen, † 1418, in der St. Jakobskirche zu Straubing. Vorwiegend ostisch

Seit dem frühen Mittelalter läßt sich eine gewisse Abnahme des nordischen Einschlags verfolgen; zum Teil allerdings beruht die erwiesene Zunahme des Längen-Breiten-Inderes wahrscheinlich auch darauf, daß in zunehmendem Maße auch Angehörige der mittleren und unteren Stände sorgfältiger bestattet wurden, so daß ihre Gebeine nunmehr häufiger und besser erhalten wurden als früher. Aber die Funde lassen doch deutlich erkennen: „Die starke prozentuale Vertretung der brünetten kurzköpfigen Elemente hat sich erst im Mittelalter und in der Neuzeit herausgebildet."[1] Dillenius findet für Bayern während des Mittelalters ein Anwachsen der Kurzköpfigkeit bis zu 50%.[2] Damit können die Tatsachen einer Gegenaus-

[1] Gradmann, Volkstum und Rasse in Süddeutschland, Volk und Rasse, 1926, Heft 3.

[2] Dillenius, Über einige spätmittelalterliche Schädel aus Kempten, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Heft 19, 1913.

lese zusammengestellt werden, die oben (S. 397) nach Riezler angeführt worden sind. Ranke hat in einer seiner Arbeiten[1] folgende Übersicht über die bayerischen Rassenverhältnisse gegeben:

Völkerwanderung	42%	Langschädel,	14%	Kurzschädel
Lindau (10.—12. Jh.)	32%	"	32%	"
Südbayern, Gegenwart	1%	"	83%	"

Zuckerkandl hat für das vorgeschichtliche bis frühmittelalterliche Niederösterreich einen Hundertsatz von 66,7 für die Langschädel angegeben, hingegen 4,6 % Langschädel für die heutige Bevölkerung, für Oberösterreich gar einen Rückgang von 80 % Langschädeln bis auf 2 %.[2]

v. Hölder fand in Eßlingen (Württemberg) unter 32 Schädeln aus der wahrscheinlich zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert zu Bestattungen gebrauchten St. Vitaliskapelle noch 22 nordische — er sagt „germanische" — Formen und nur 2 rein ostische — er sagt „ligurische". Württemberg zeigt sich aber auch bis heute noch als das verhältnismäßig nordischste der süddeutschen Länder, dessen nordischer Einschlag wahrscheinlich stärker ist als der des heutigen Sachsens oder Oberschlesiens. v. Hölder nimmt an, daß der ostische Einschlag im Zeitabschnitt vom 12. bis 16. Jahrhundert in den mittleren und höheren Ständen in Eßlingen um etwa 30 % zugenommen hat.[3] Unter 100 Münchener Schädeln aus dem 16. und 17. Jahrhundert fand Ranke nach seiner oben genannten Arbeit überhaupt keine Langschädel mehr; München habe erst im 19. Jahrhundert durch Einwanderung von Franken her wieder 6 % Langschädel erhalten — also wie heute durch Zuzug von Norddeutschland her neue nordische Einschläge, die aber als Einschläge in städtischen Familien immer wieder der Gegenauslese ausgesetzt sind.

Oben (S. 393) ist vermerkt worden, daß die Auflösung des Standes der Gemeinfreien den rassenseelischen Übergang vom Germanentum zum Deutschtum bewirkt haben mag. Die ersten Äußerungen der ostischen Rassenseele im Deutschtum wird man in die Zeit um 1350 verlegen dürfen. Die Dichtungsgattungen z. B., die damals aufkamen und von größeren Teilen des deutschen Volkes günstig aufgenommen wurden, sind nach Form und Inhalt anderen Wesens als die Dichtungen vom frühen Mittelalter bis zur Zeit der ritterlichen Standesdichtung. In dem Behagen an derb unterhaltenden Stoffen, an Schwänken, von denen viele unflätig waren, am Meistergesang, an breitgemütlichen Volksmärchen,[4] in dem gleichzeitigen Verfall der dichterischen Form, zeigt sich nicht nur ein „kultureller Rückgang" an, wie er so oft zu fragwürdigen Erklärungen solcher Er-

[1] Ranke, Frühmittelalterliche Schädel aus Lindau, Sitzungsberichte der Kgl. Bayr. Akad. d. Wissensch., Mathem.-Phys. Klasse, Bd. 27, 1897, S. 50.

[2] Zuckerkandl, Über die physische Beschaffenheit der innerösterreichischen Alpenbevölkerung, Mitteilungen der Anthrop. Gesellsch. Wien. 1889, S. 125ff.

[3] v. Hölder, Beiträge zur Ethnologie von Württemberg, Archiv f. Anthropologie, Bd. II, 1867, S. 79.

[4] Vgl. die von dem Herausgeber v. d. Leyen dem 14.—16. Jahrhundert zugeschriebenen Stücke (115—161) seiner Ausgabe von Grimms Kinder- und Hausmärchen, Jena 1919, mit ihrem „vertraulichen Ton" und ihrer „behäbigen Gemütlichkeit".

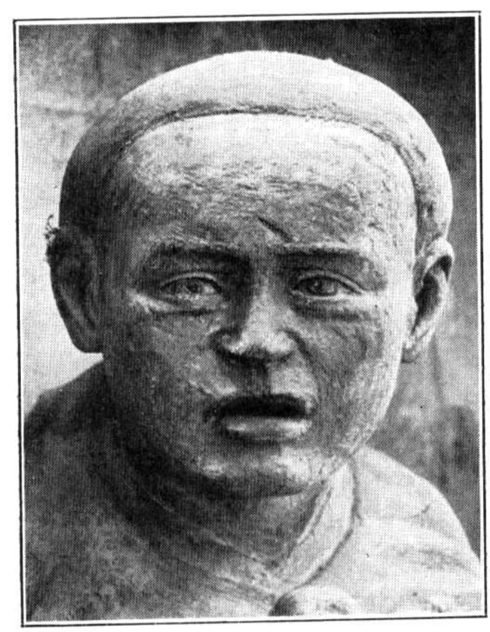


Abb. 419. Magd vom Westlettner des Naumburger Doms, 13. Jahrhundert. Ostisch

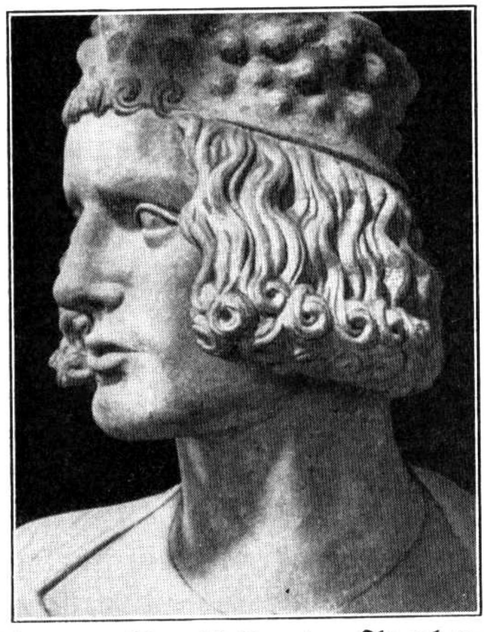


Abb. 420. Der Reiter des Bamberger Doms, ein deutscher König d. 13. Jahrhunderts. Nordisch

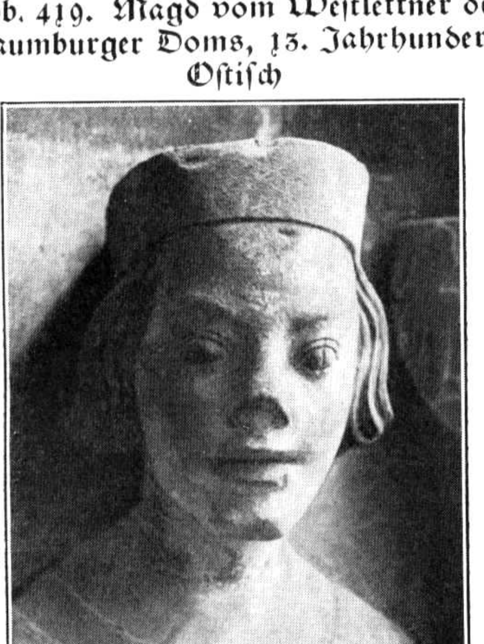


Abb. 421. Wenzel IV. von Böhmen, als deutscher König Wenzel I., 1361—1419. Ostbaltisch-nordisch



Abb. 422. Anna von Schweidnitz-Jauer, Gemahlin Kaiser Karls IV., Mutter Wenzels IV. Nordisch-ostbaltisch

Bildwerke vom Veitsdom, Prag

scheinungen herangezogen wird, sondern auch und vielleicht vor allem die Einwirkung einer breitgemütlichen, der geschmacklichen Zucht wie der Einhaltung eines Abstands zwischen den Menschen abholden, dazu biederformlosen Rassenseele, der Seele der ostischen Rasse — ebenso wie man im sog. Grobianismus des Reformationszeitalters Einwirkungen der dinarischen Rassenseele vermuten darf.[1]

Mit dem Aufkommen einer Empfindungswelt, die vom Biedergemütlichen bis zum Kleinbürgerlichen reicht, also mit dem Aufkommen von Stimmungen, wie sie sich etwa seit 1350 als eine Seite deutschen Wesens

[1] Vgl. hierzu Günther, Rasse und Stil, 2. Aufl. 1927.

erkennen lassen, ist rassenkundlich die Ausbreitung der ostischen Rasse angezeigt. Die rassenkundlichen Funde würden dieser Annahme nicht widersprechen.

Im 14. und 15. Jahrhundert muß der ostische und dinarische Einschlag in Süddeutschland, der ostische und ostbaltische Einschlag in Mittel- und Norddeutschland schon deutlich gewesen sein. Eine Reihe der Apostelköpfe des Bamberger Doms (Beginn des 13. Jahrhunderts) sind gekennzeichnet durch vorwiegend dinarische Züge. Ostische Züge sind dem Bildwerk einer Magd im Naumburger Dom (Mitte des 13. Jahrhunderts) verliehen worden. Ende des 14. Jahrhunderts tauchen am Prager Dom Bildwerke mit ostbaltischen Zügen auf aus der Bauwerkstätte unter dem Meister Peter Parler. Da eine Reihe dieser Köpfe, so auch Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg — dessen Mutter allerdings eine Tochter Wenzels II. von Böhmen war, bei der ein stärkerer nicht-nordischer Einschlag nicht eben verwunderlich wäre —, ostbaltische Züge beigemischt zeigen, ist vielleicht hieraus mehr auf einen stärkeren ostbaltischen Einschlag bei dem Künstler als bei den Dargestellten zu schließen — fast jeder Künstler teilt den von ihm Dargestellten etwas von seiner rassischen Eigenart mit. Immerhin könnte man bei einer Anna von Schweidnitz-Jauer (Niederschlesien) auch einen ihrem ostdeutschen Geschlechte eigenen ostbaltischen Einschlag erklärlich finden (vgl. Abb. 421, 422).

Um 1480 beschreibt der Nürnberger Dichter Hans Folz, um 1494 der Elsässer Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" ein Mittel zur Blondfärbung der Haare: Die Herrschaft eines nordischen Schönheitsvorbildes ist damit ebenso angezeigt wie das Schwinden heller Haarfarben innerhalb der Bevölkerung. Der Niedersachse Peter Lauremberg nennt in seiner Pasicompse nova vom Jahre 1682 die blonde Haarfarbe die schönste, zugleich bezeichnet er diejenige Kopfform als die schönste, die, von oben gesehen, als Ellipse erscheine, also eine nordische oder vorwiegend nordische Kopfform; als schönste Körperhöhe nennt er die von sechs Fuß- oder vier Ellenlängen. Das nordische Schönheitsbild verblaßt im deutschen Volke erst etwa seit dem 18. Jahrhundert.

Der Italiener Enea Silvio Piccolomini, als Papst Pius II. genannt, der 1432—45 sich viel in Deutschland aufgehalten und im Dienste Kaiser Friedrichs III. gestanden hatte, schildert in seiner Erzählung De Eurialo et Lucretia die damaligen Deutschen — doch sicherlich nur die Oberschicht ins Auge fassend und selbst hier übertreibend — noch als sehr nordische Menschen: „Wo findet man unter allen Völkern Männer diesen ähnlich? Sieh, wie aufrecht und stattlich sie daherkommen, wie schön ihnen das goldlockige Haar ums Antlitz wallt! Wie milchweiß ihre Hälse, wie schön sie sich halten, wie stark ihre Brust! Anders ist das Geschlecht dieser Menschen, als unser Land es erzeugt. Es ist der Same der Götter oder ein vom Himmel herabgesandter Stamm."

Es gibt aber ein rassenkundliches Zeugnis, das geeignet ist, die Schilderung Enea Silvio Piccolominis als eine starke Übertreibung zu erweisen, wenn sie die Gesamtheit der Deutschen des 15. Jahrhunderts im Auge hatte, sicherlich auch noch als eine nicht geringe Übertreibung, wenn sie die deutsche

Oberschicht im Auge hatte: das sind die Schädel aus der Schlacht von Dornach bei Basel. Im Juli 1499 schlugen 6200 kriegsgeübte Eidgenossen durch plötzlichen Überfall ein ungeübtes und schlecht ausgerüstetes kaiserliches Heer von 14000 Mann Fußvolk und 2000 Reitern. Von dem kaiserlichen Heere blieben 3000 Tote auf der Walstatt. Ein Teil der Schädel dieser Gefallenen ist erhalten und wurde von Schwerz untersucht.[1] Das Ergebnis ist: „Die Untersuchung des Längen-Breiten-Indexes zeigt, daß schon damals ein den alten Alemannen fremder Typus die süddeutschen Gebiete bewohnte, daß schon in jener Zeit die Breitköpfe die Mittel- und Langköpfe übertrafen." Was für eine Auslese stellt aber das Heer Maximilians um diese Zeit dar? — Außer einigen Verstärkungen aus den Niederlanden bestand es in der Hauptmasse aus Süddeutschen und zwar aus Landsknechten, welche zumeist den unteren Volksschichten entstammten und damals zumeist in Österreich angeworben wurden. Etwa zwischen dem Durchschnitt des Befundes der unteren Stände in den Dornacher Schädeln und der Schilderung der oberen Stände bei Piccolomini muß das rassische Bild der deutschen Bevölkerung von 1500 liegen. Für die Mehrheit der deutschen Adelsgeschlechter oder doch der Geschlechter des höheren Adels wird man bis ins 15. Jahrhundert hinein diejenige rassenkundliche Kennzeichnung annehmen dürfen, die Kemmerich für die deutschen Herrscher des Mittelalters angegeben hat: er nennt „die überwiegende Mehrzahl der deutschen Herrscher der Rasse nach Germanen"[2] — d. h. vorwiegend nordische Menschen.

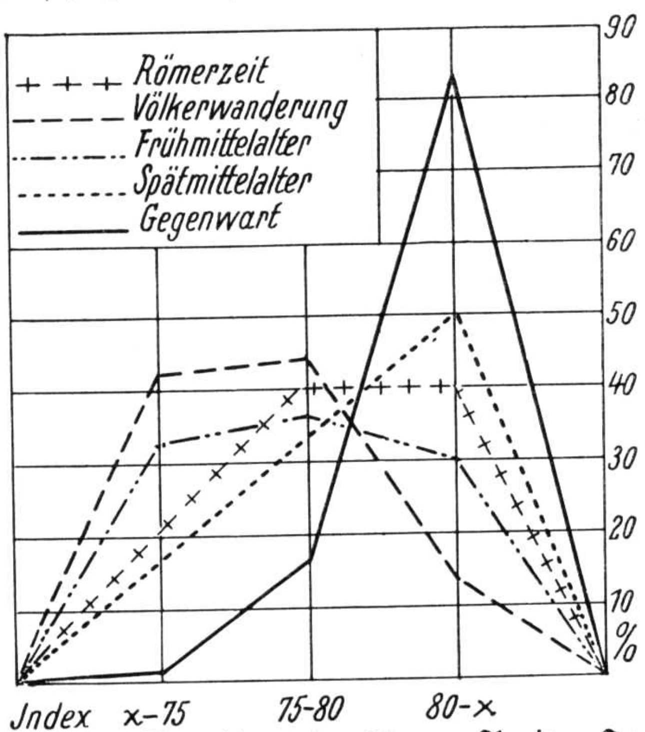


Abb. 423. Verteilung der Längen-Breiten-Indizes des Schädels in verschiedenen Abschnitten der bayerischen Geschichte (nach Pröbstl)

Süddeutschland und die Schweiz mögen im frühen Mittelalter mindestens so nordisch gewesen sein wie heute Norddeutschland, wahrscheinlich aber noch nordischer. Mittel- und Norddeutschland scheinen stark vorwiegend nordisch gewesen zu sein. Für Andernach am Rhein ist gezeigt worden, daß frühmittelalterliche Schädel der dortigen Bevölkerung einen Index von 74,6 zeigen, heutige einen von 81,2.[3] Doch stammen die mittelalterlichen Funde zunächst nur von der Bevölkerungsoberschicht, innerhalb deren heute allerdings eine Gruppe mit dem Durchschnittsindex 74,6 schwer-

[1] Schwerz, Die Völkerschaften der Schweiz, 1915.
[2] Kemmerich, Leibliche Merkmale mittelalterlicher deutscher Herrscher, Politisch-Anthropologische Revue, Bd. VI, S. 312.
[3] Kruse, Die körperliche Beschaffenheit der Andernacher Bevölkerung zur Zeit der Karolinger, Bonner Jahrbücher, Heft 105, 1900.

lich zu finden sein wird. In den südbayerischen Reihengräbern der Völkerwanderungszeit kommen auf 100 Schädel 42 Langschädel und 14 Kurzschädel. Dieses Verhältnis bleibt in Bayern ungefähr gleich bis ins 12. Jahrhundert.[1] Von da ab nimmt die Zahl der Langschädel allmählich ab, die der Kurzschädel allmählich zu. Heute kommt in Südbayern auf 100 Schädel nur noch ein Langschädel und 83 Kurzschädel.[2] Da jedoch die Reihengräber nur die Gebeinreste der Oberschicht, der Freien der frühmittelalterlichen Germanenstämme enthalten, darf man ihr rassisches Bild nur mit dem rassischen Bilde der heutigen Oberschichten vergleichen. Aber auch dann zeigt sich der Vorgang der Entnordung sehr deutlich. France[3] urteilt über den Rassenwandel der Münchner Bevölkerung: „Jedenfalls aber — und daran soll festgehalten werden — war der Münchner der Frühbayernzeit bis zum Dreißigjährigen Krieg, also der Mitte des 17. Jahrhunderts, ein anderer als der heutige, und die beiden Städte: das München des Mittelalters und das der Neuzeit, stehen einander mindestens ebenso verschieden gegenüber, wie — etwa eine süddeutsche und eine norddeutsche Stadt." Ähnlich urteilt Schwerz über die Bevölkerung seiner Heimat, der Schweiz: „Nur in Schweden und Nordwestdeutschland wohnen heute noch Völker, die in physischer Hinsicht ähnliche Merkmale darbieten, wie wir sie bei den Alemannen (der Völkerwanderungszeit) kennen gelernt haben."[4]

Der schon deutlich gewordene nichtnordische Einschlag in Süddeutschland ist anscheinend einem Anatomen des 16. Jahrhunderts aufgefallen: das erste Zeugnis nämlich von einer Rassenmischung, kein Zeugnis der Gräberfunde und Bilder, sondern das eines Augenzeugen, wird wohl das des „Vaters der Anatomie", des Niederländers Andreas Vesal (1514—61) sein, der erwähnt, die Genuesen, Griechen und Türken seien kugelköpfig, die Deutschen (Germani) hätten im allgemeinen ein flaches Hinterhaupt, die Niederländer (Belgi) ein längliches.[5] Das erkläre sich daraus, daß die Deutschen ihre Säuglinge auf den Rücken, die Niederländer auf die Seite legten. (Vgl. hierzu S. 247). Da die Behauptung für die Nordwestdeutschen im allgemeinen noch heute nicht gilt, mag Vesal, der übrigens von deutschen Eltern aus Wesel a. Rh. stammte, zu dieser Auffassung gekommen sein, als er Hochschullehrer in dem dinarisch und ostisch untermischten Basel war.[6] Doch ist auch zu bedenken, daß Vesal zum Teil weniger nach unmittelbarer Beobachtung urteilt, als vielmehr einen Anschluß an Anschauungen des Hippokrates sucht.[7] Als Zeugnis für das Aussehen der deutschen Oberschicht des 16. Jahrhunderts könnte wohl auch ein Bericht

[1] Henckel, Die Schädelreste aus dem Reihengräberfeld vom Riegeranger in Giesing. Ztschr. f. Anatomie u. Entwicklungsgeschichte, Bd. 77, Heft 3/4, 1925.

[2] Die Langschädligkeit der nordischen Rasse ist allerdings ein überdeckbares Merkmal (vgl. S. 257).

[3] Francé, München, Die Lebensgesetze einer Stadt. 1920.

[4] Schwerz, Die Alemannen in der Schweiz, Ztschr. f. Morphologie und Anthropologie, Bd. 14, 1912.

[5] Vesalius, De humani corporis fabrica, I, 5, Basel 1555, S. 23.

[6] Blind zeigt in seiner S. 389 genannten Arbeit, daß bei den Elsässern des Mittelalters die dinarische Steilheit des Hinterhaupts sehr verbreitet war.

[7] Vgl. Holl, Die Kraniologie Vesals, Archiv für Geschichte der Medizin, IV, 1911, S. 431 ff.

Moussys herangezogen werden: dieser traf in Paraguay die Nachkommen von belgischen, sächsischen und schwäbischen Edelleuten an, die 1535 unter Karl V. nach Südamerika ausgewandert waren; er beschreibt diese Nachkommen als sehr hellhäutig, blauäugig und blond.[1]

Erst der Dreißigjährige Krieg hat Kriegsvolk „aus aller Herren Ländern" in größerer Zahl nach Deutschland gebracht. Aber mir scheint, man darf den Dreißigjährigen Krieg doch nicht als eine der Hauptursachen der Entnordung Deutschlands ansehen, denn einerseits waren die Heere aus mittel- und südeuropäischen Staaten damals wahrscheinlich im Durchschnitt noch viel nordischer als heutige Menschen dieser Gebiete und dazu nicht eigentlich besonders stark an Mannschaftszahl, andrerseits kann man die Heere des Schwedenkönigs geradezu als eine letzte schwächere Welle nordischer Rasse ansehen (vgl. S. 372), zumal mancher schwedischer Soldat sich in Deutschland ansiedelte. Endlich hat der Dreißigjährige Krieg die verhältnismäßig nordischsten Gebiete Deutschlands, auch das vorwiegend dinarische Tirol weniger, Bayern, Franken und Schwaben am stärksten getroffen. Der Krieg vernichtete zwar vielleicht zwei Drittel der deutschen Bevölkerung, in Böhmen drei Viertel, in Württemberg anscheinend sogar neun Zehntel. Er traf wahrscheinlich die nordische (kriegerische) Schicht stärker, vor allem den vorher zahlreicheren niederen Landadel. Dabei wären wie in allen Kriegen seit dem Verschwinden der reinen Ritterheere und dem Aufkommen der nicht nur die ritterbürtige Schicht umfassenden Heere des Spätmittelalters und der Neuzeit die eigentlichen Kriegsverluste nordischer Geschlechter durch Kindererzeugung der vom Kriege Verschonten leicht wieder auszugleichen gewesen. Aber die wirtschaftlich-gesellschaftlichen Folgen der Kriege müssen wohl schon seit dem 14. Jahrhundert für viele Geschlechter der nordischeren Schichten des deutschen Volkes den Verlust des Landgutes bewirkt haben; damit aber war jedesmal das Aussterben dieser Geschlechter eingeleitet.

Dennoch waren die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse im 17. Jahrhundert und bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein so, daß auch bei Aussterben vieler einzelner Geschlechter die an nordischem Blute durchschnittlich reicheren mittleren und oberen Volksschichten als Ganzes wahrscheinlich immer wieder eine höhere Kinderzahl erreichen konnten. Die nach dem Dreißigjährigen Kriege durch Beschluß des Nürnberger Reichstags von 1650 freigegebene Mehrehe kam ja durch ihre größere wirtschaftliche Belastung auch nur den wirtschaftlich stärkeren Schichten der Bevölkerung zu.[2] Wenn also auch die nordischere Schicht als die unternehmendere, kriegerische, mehr zur Auswanderung geneigte, zugleich als diejenige, deren Vermehrung durch politisch-wirtschaftliche Krisen jeweils stärker gefährdet wurde, auch immer wieder die größeren Verluste hatte — so sind von den etwa 20000 deutschen ritterlichen Geschlechtern des 12./13. Jahrhunderts, also Geschlechtern, in welchen, wie „Adel und Rasse" (1927) darlegen sollte, überdurchschnittlich viel nordisches Blut kreiste, nach Kekulé v. Stradonitz heute noch etwa 800 vorhanden —, so darf man doch

[1] Vgl. Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 1860, S. 204.
[2] Vgl. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 11. Aufl., S. 322.

annehmen, daß das langsame Wachstum der deutschen Bevölkerung vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, vielleicht auch noch das etwas schnellere im 18. Jahrhundert hauptsächlich durch Vermehrung nordischerer Geschlechter vor sich ging, während die beschleunigte und gegenüber früher riesige Bevölkerungszunahme des 19. Jahrhunderts sich anscheinend am meisten durch Vermehrung der minder-nordischen Familien vollzog.

Als Ursachen der gehemmten Vermehrung und schließlich der Abnahme des nordischen Einschlags nennt Beddoe bei Betrachtung der nordischen Alemannen auf schweizerischem Gebiet die Verluste durch Fehden und Kriege, die Abneigung der nordischeren Oberschicht, ihre weiblichen Glieder Ehen mit Vertretern der Unterschicht eingehen zu lassen, und endlich die Abwanderung in fremden Kriegsdienst, das Reislaufen, überhaupt das Aufsuchen von Abenteuern in der Fremde.[1] Auf die stärkere Vertretung der nordischen Rasse innerhalb der mittelalterlichen Heere ist vielleicht zurückzuführen, daß ein Massengrab bei Thumenau im Elsaß, in dem in der Zeit zwischen Mitte und Ende des 14. Jahrhunderts eine Anzahl Krieger bestattet wurden, sich fast nur nordische oder stark vorwiegend nordische Schädelformen fanden; unter 27 Schädeln war nur einer nicht-nordisch. Es scheint sich bei dieser Bestattung um eine Kriegsschar, bestehend aus Franzosen, Deutschen, Niederländern und Bretagnern, zu handeln, meist Nordwesteuropäern, die anscheinend nach Beendigung der kriegerischen Ereignisse, an denen sie beteiligt gewesen waren, ein kriegerisches Abenteuerleben führten.[2] Im 16. Jahrhundert wurde Frankreich „der Kirchhof des deutschen Adels" genannt: so groß war die Zahl der deutschen Adligen, die in den äußeren und inneren Kriegen Frankreichs unter den tapferen Reitertruppen dienten, die unter dem Namen „les reîtres" — vom deutschen Worte „Reiter" abgeleitet — bekannt wurden.

Die kriegerischen Neigungen der nordischen Rasse allein erklären aber bei weitem nicht die ganze Gegenauslese, die sie betroffen hat, denn die abwandernden Glieder eines überwiegend nordischen Geschlechts waren in der Regel nur die nachgeborenen Söhne, während der älteste Sohn den Hof oder das Landgut übernahm und eine kinderreiche Ehe führen konnte. Zumeist wird so das Aussterben eines solchen Geschlechts erst mit dem Verlust des Hofes oder Landguts, mit dem Städtischwerden, oder mit der Ehelosigkeit eines oder mehrerer seiner ländlichen Glieder begonnen haben.

Für das Ende des 16. Jahrhunderts gilt in Deutschland noch: „Blond war die Lieblingsfarbe aller Stände." Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts tritt daneben die Schätzung dunklen, ja schwarzen Haares auf.[3] Solch ein Wandel der Schönheitsanschauungen zeigt einen vorgeschrittenen Rassenwandel an.

Im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges ist dem Professor der Heilkunde an der Universität Helmstedt (Braunschweig) Hermann Conring (1606—81) die Verschiedenheit der ihm zeitgenössischen Deutschen von

---

[1] Beddoe, The Races of Britain, 1885, S. 81.

[2] Blind, Das Massengrab von Thumenau, Ztschr. für Morphologie und Anthropologie, Bd. 18, 1914, S. 608 ff.

[3] Falke, Die deutsche Trachten- und Modenwelt, Bd. II, 1858, S. 135, 246.

den Germanen des Tacitus aufgefallen. Er schrieb in seiner 1645 zum erstenmal erschienenen Schrift „De habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi causis“ die Verschiedenheit der Deutschen seiner Zeit von den Germanen müsse damit zusammenhängen, daß sich die Germanen mit anderen Völkern vermischt und daß sie ihre Lebensweise verändert hätten. Die Deutschen hätten sich rassisch verschlechtert, und es sei Zeit, an Mittel zu ihrer Verbesserung zu denken. Zwar gebe es in Deutschland noch mehr hochgewachsene, blonde, blauäugige und hellhäutige Menschen als in Frankreich, Spanien und Italien, aber doch auch schon Gebiete, in welchen kleiner Wuchs, dunkle Haare und braune Augen vorherrschten. Das minder nordische Aussehen vieler Deutscher gegenüber den meisten damaligen Schweden hat gegen Ende des 17. Jahrhunderts Olaf Rudbeck, der Anatom und Botaniker der Universität Uppsala, in seinem Werke „Atland eller Manhem“ (1679—98) betont. Da man in Schweden Franzosen und Italiener kaum kenne, halte man dort Männer mit dunklem Bart- und Kopfhaar meistens für Deutsche. Diese Haarfarben seien aber in Deutschland vorherrschend. — Ist auch letztere Behauptung für Norddeutschland selbst heute noch nicht zutreffend, so zeigen Conrings und Rudbecks Äußerungen, daß die vorgeschrittene Entnordung der deutschen Stämme im 17. Jahrhundert einzelnen schon deutlich bewußt geworden ist. Zugleich zeigen solche Berichte, daß Italien, Spanien und Frankreich in der Entnordung auch damals schon viel weiter vorgeschritten waren als die Gebiete deutscher Sprache.

Auch dem Geschichtsschreiber Hartknoch, der in seinem Werke „Das Alte Preußen“, 1684, die Nachrichten über die leiblichen Merkmale der (vorwiegend nordischen) alten Preußen gesammelt hatte, ist die Wandlung des Menschenbildes in Norddeutschland „in Gegenbetracht der alten Zeiten“ aufgefallen: man könne nicht mehr alle oder nur die meisten „Preußen“ hochgewachsen, blond, blauäugig und hellhäutig nennen: „Wird man gleich Leute finden, an denen eins oder das andere davon zu finden, so wird es doch große Mühe setzen, einen Menschen zu zeigen, dem alles oder das meiste dieser Eigenschaften zugeschrieben werden könnte.“ — Die „Naturkündiger“, wie Hartknoch (S. 89) sagt, sollten die Ursache dieses Rassenwandels ergründen.

Man wird annehmen dürfen, daß bis vielleicht ins 17. Jahrhundert hinein die Fortpflanzung der oberen Stände erheblich mehr begünstigt war als die der unteren. Reste der altindogermanischen Mehrehe (Vielweiberei) hatten sich zwar in christlicher Zeit nur noch bei einzelnen Geschlechtern erhalten, so bei Merowingen und Arnulfingen. Doch galt es im Mittelalter nicht für anstößig, wenn ein Mann eine oder mehrere Nebenfrauen hatte. Nebenfrauen hatte schon die germanische Frühzeit gekannt, wie auch die Altertümlichkeit des Wortes „Kebse“ beweist. Der Unterhalt von Nebenfrauen war aber im Germanentum wie noch mehr im mittelalterlichen Deutschtum begreiflicherweise nur wohlhabenderen Männern möglich.[1] Nur Wohl-

[1] Vgl. die Abschnitte „Bastard“, „Beischläferin“, „Familie“ und „Polygamie“ im Reallexikon der germanischen Altertumskunde und im Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde.

habende konnten einen Haushalt „mit Kind und Kegel" führen — „Kegel" ist die mittelalterliche Bezeichnung für ein außereheliches Kind. Die überlieferte Klage, nur Arme begnügten sich mit einer Frau, deutet solche Verhältnisse übertreibend an. Seit dem 14. und 15. Jahrhundert finden sich Verbote solcher Nebenehen (Konkubinate).[1] Das Volksempfinden wandte sich seit dem 15. Jahrhundert gegen die Unterhaltung von Nebenfrauen; seit dem 16. Jahrhundert betrachten die Gesetze die Doppelehe als ein Verbrechen. Einen gewissen Vorsprung in der Fortpflanzung bewahrten die an nordischem Blute durchschnittlich reicheren Stände doch durch ihre wirtschaftliche Lage, die ihnen erlaubte, für eine größere Anzahl ehelicher und auch außerehelicher Kinder zu sorgen. War die Kindersterblichkeit bis in die neuere Zeit hinein im Verhältnis zu der unserer Tage sehr groß, so war sie in den unteren an nordischem Blute durchschnittlich ärmeren Volksschichten wahrscheinlich viel größer als in den oberen. Die Zahl der Unverheirateten war auch bis ins 19. Jahrhundert hinein in den unteren Ständen anscheinend viel größer als in den oberen, worüber im nächsten Abschnitt Angaben erfolgen sollen.

Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint da und dort das Bewußtsein lebendig gewesen zu sein, wie wertvoll für ein Volkstum das reinerhaltene Blut sei. Im Jahre 1664 erschienen Erläuterungen zur „Germania" des Tacitus, in denen der Verfasser, Kirchmejer, darlegt, Tacitus habe uns mit seinem Werk die „höchst nützliche Lehre eingeschärft, daß man das Blut nicht leichtsinnig mit Angehörigen fremden Stammes vermischen dürfe". „Sicher ändert und verdirbt man dadurch mit dem Körper auch den Geist."

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts versucht wieder Zimmermann[2] den Rassenwandel auf deutschem Boden zu erklären. Die Deutschen seien entartete Nachkommen der Germanen; veränderte Lebensweise und milderes Klima hätten zu einem Rassenwandel beigetragen.

Die Anzeichen weisen aber doch darauf hin, daß die allmähliche Entnordung ihre Beschleunigung erst mit dem Anbruch der neueren Zeit, vor allem aber seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, erfahren hat. Man sucht im allgemeinen bei Betrachtung eines rassischen Bevölkerungswandels Gründe viel zu oft in Kriegen, Einwanderungen usw.; so übersieht man, daß zu Bevölkerungswandlungen die Auslese am meisten beiträgt, man übersieht allzu oft die Frage der Geburtenzahl der einzelnen rassischen Schichten.

Zur gründlichen Allvermischung scheint erst die Zeit nach der Französischen Revolution, in Deutschland erst die Zeit nach Hardenbergs Aufhebung der Zunftordnungen geführt zu haben, dann besonders das 19. Jahrhundert mit seiner Freizügigkeit und seiner gänzlichen Beseitigung aller Einschränkungen der Vorschriften für die Eheschließung und Familien-

[1] Vgl. Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, 1897, S. 171; Müller-Lyer, Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft, 1911, S. 49/50. Luthers Auffassung geht aus seinen S. 396 genannten Schriften hervor.

[2] Zimmermann, Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Tiere, Leipzig 1778.



Abb. 424. Lebrun (1619—90). Bildnis des Kölner Bankherrn Eberhard Jabach und seiner Familie. Nordisch und vorwiegend nordisch

gründung. Erst seit dem 19. Jahrhundert mag auch die beschleunigte Entnordung aller deutschen Stämme und schließlich auch der oberen Volksschichten um sich gegriffen haben. v. Hölder fand bei Untersuchung der Schädel des Schelzfriedhofs in Eßlingen (Württemberg), der von 1614 bis 1846 für Beerdigungen von Angehörigen der mittleren und unteren Volksschichten gebraucht wurde, noch mehr als ein Drittel der Schädel nordisch oder sehr vorwiegend nordisch und nur wenig Schädel ohne nordische Beimischung.[1] Heute wird die Eßlinger Bevölkerung der gleichen Schichten diese Rassenzusammensetzung nicht mehr zeigen; auch die obere Bevölkerungsschicht dieser Stadt würde nicht mehr einen so starken nordischen Einschlag aufweisen. Schliz fand bei einer Schulkinderuntersuchung — 1430 Kinder des Oberamts Heilbronn — um die Jahrhundertwende dort noch 8,85 % langköpfige blonde Helläugige — eine Zahl, die übrigens auch wieder Württemberg als das noch verhältnismäßig nordischste Gebiet Süddeutschlands erscheinen läßt.[2]

Im bayerischen Westfranken, unter 100 Schädeln aus Ebrach, die aus dem 18. Jahrhundert stammten, fand Ranke noch 25% mit einem Längen-Breiten-Index unter 75 und 47% mit einem Index von 80 und darüber.[3] Eine Entnordung seit dem Mittelalter bis auf unsere Zeit hat sich auch innerhalb der Gebiete stärkeren und stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse vollzogen. Der mittlere Längen-Breiten-Index von braunschweigischen Schädeln aus vorgeschichtlicher Zeit bis ins 18. Jahrhundert beträgt 78,2; bei Braunschweigern des 19. Jahrhunderts betrug er 80,6.[4] Die gleiche Entnordung im holländischen Friesland: „Seit dem Mittelalter ist der braune Menschenschlag immer zahlreicher geworden, und die Zeit ist nicht so fern, wo das friesische Volk nur noch dem Namen nach bestehen wird.“[5] Die Anzeichen weisen darauf hin, daß aber ganz Holland früher viel nordischer war als heute.[6]

Wilhelm v. Humboldt, der sehr genaue Beobachter, berichtet in dem Tagebuch seiner Reise nach Spanien 1799/1800 von einer Französin in Bordeaux, sie habe eine „eigentlich deutsche Gesichtsbildung . . ., aber schwarzes Haar und Augen“, empfand also damals noch dunkle Haare und Augen, mindestens innerhalb der höheren Volksschichten, denen auch diese

---

[1] v. Hölder, Zusammensetzung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, 1876, S. 14.

[2] Schliz, Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung, Archiv f. Anthropologie, Bd. 27, 1902, S. 206. Unter diesen 8,85% Langköpfigen waren nur 2,76% Schmalgesichtige; man muß aber bedenken, daß das kindliche Gesicht im allgemeinen niedriger ist als das der Erwachsenen. Dennoch ist der Hundertsatz nordischer Kinder wegen eines möglichen fälischen Einschlags und wegen anzunehmender nordisch-ostischer Kreuzungsformen sicherlich etwas geringer anzusetzen als die gefundenen 8,85%.

[3] Ranke, Frühmittelalterliche Schädel aus Lindau, Sitzungsberichte d. Kgl. Bayr. Akad. d. Wissensch., Mathem.-Phys. Klasse, Bd. 28, 1897, S. 55.

[4] Vgl. Berkhan, Alte braunschweigische Schädel, Festschrift „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“ 1898, S. 107 ff.

[5] Nyessen, Frisia's Future, Genetica IX, 1927, S. 117 ff.

[6] Vgl. Reche, Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen, Volk und Rasse, 1929, Heft 3 und 4, S. 130 ff., 193 ff.

Französin angehörte, als „undeutsch". Von einem um 2—3 cm höheren Wuchs der jungen Menschen aus höheren Ständen gegenüber denen aus den unteren Ständen berichtet Schön im Jahre 1833.[1] Den durchschnittlich stärkeren Einschlag nordischer Rasse in aufstrebenden Familien und solchen, die im Vergleich zu ihrer Umgebung überdurchschnittlich tüchtig erschienen, hat 1858 noch Arndt betont: „Der echte germanische Typus, blond und blauäugig, haftet in Deutschland noch an den besseren Familien aller Stände."[2] Eine Stelle in der Schrift eines Friesen K. J. Clement „Über den Ursprung der Theudisken" vom Jahre 1836 erwähnt die Kleingewachsenen und Dunklen in Südwestdeutschland und erinnert daran, daß hier die Römer „gewaltig hausten". So fiel also einzelnen eine rassische Verschiedenheit der Stände im deutschen Volke, anderen die stärkere Dunkelheit der westlichen und südlichen Nachbarn der Deutschen auf, zugleich aber auch die Verbreitung nichtnordischer Merkmale unter den Deutschen selbst. Nur wollte man diese nichtnordischen Merkmale immer auf Völkermischungen zurückführen und erkannte nicht die Hauptursache des Rassenwandels, die verschieden große Kinderzahl der einzelnen Rassen.

An eine Abnahme der Blondheit durch Klima, Nahrung und Vermischung wollte Diefenbach glauben,[3] und Niebuhr vermutete in der Abnahme der Blondheit ebenfalls äußere Einflüsse.[4] Auch Wachsmuth beschäftigte sich wieder mit der Frage der Entnordung, wenn er in seiner „Geschichte der deutschen Nationalität" (1860) — in Erinnerung an die oben erwähnte Stelle aus De Eurialo et Lucretia? — bemerkt, zu Kaiser Sigismunds Zeiten habe hoher Wuchs noch als ein Kennzeichen der Deutschen, und zwar nicht nur ihres minder vermischten „Herrenstandes" gegolten. Durch Vermischung sei von den unteren Volksschichten her das Blut dunkler kleinwüchsiger Rassen vorgedrungen, in Süddeutschland habe auch das Klima eingewirkt. Da wo die Deutschen seit alters her abgeschlossen ohne Vermischung lebten, wie im Böhmerwald, in der Zips (Slowakei), in Siebenbürgen, habe sich das blonde Haar besser gehalten als in Gegenden des Mutterlandes.

So zeigt sich, daß einzelne immer wieder die leibliche Entnordung innerhalb Deutschlands bedachten; die seelische Entnordung ist anscheinend erst nach der Gegenauslese des Weltkriegs beachtet worden. Heute jedoch fühlt

[1] Schön, Allgemeine Geschichte und Statistik, 1833, S. 145.

[2] Vgl. Schultz, Deutscher Volksschlag in Vergangenheit und Gegenwart, München, 1899, S. 33.

[3] L. Diefenbach, Origines Europaeae, 1861. Er stellt fest: „Heutzutage hat die Blondheit der Germanen an Qualität und Quantität sehr abgenommen, und alle Schattierungen von Lichtbraun bis Schwarz kommen vor, besonders unter den Süddeutschen, viel mehr aber noch unter den Nachkommen der Gallier [d. h. den Franzosen]. Ebenso hat die Körperlänge beider Völker abgenommen."

[4] Niebuhr, Römische Geschichte, 1853. — Er berichtet: „Bunsen versicherte mir, daß er sich oft vergeblich nach den nußbraunen oder goldenen Locken und den hellblauen Augen der Deutschen umgesehen habe und nie das Gemälde, welches die Alten von seinen Landsleuten lieferten, bewährt fand, bis er nach Skandinavien kam; hier fand er sich von den Germanen des Tacitus umgeben."

sich schon ein Dichter durch die Erscheinungen leiblich-seelischer Entnordung bedrückt. In seinem „Nornenbuch" (1925, S. 18) schrieb Ernst Bertram:

O unserer Kinder Haar: o weiland Weizen,
Du leichtgewelltes Korn ob blauster Flut,
Was mußt du dunkeln unter welcher Schuld?
Wer durfte wandeln dich zur Aschensaat?
Wie losch so heiliges Gold? Ist dies noch Not?

Ach unserer Kinder Augen: Morgenbläue
Und Himmelsspiegel, welch ein Regen trieb
Den braunen Lehm in die so klare Feuchte?
Wer schuf die adlig langsam hohe Schau
Zum raschen Rattenblick? Ist das schon Tod?

+

Die wachsende Verbreitung der Großbetriebe, der Großwerke und Massenunternehmungen im 19. Jahrhundert scheint vor allem eine außerordentlich starke Zunahme der ostischen und ostbaltischen Rasse bewirkt zu haben. Die Städte, die an sich schon den Bestand der Nordrasse schädigen, wuchsen zu Großstädten an, in denen der langsame Rassentod der nordischen Rasse vor sich geht. Es ist sehr bezeichnend, daß die frühmittelalterlichen Kaiser die freien deutschen Bauern geradezu zwingen mußten, in die Stadt zu ziehen. Immer ist die Nordrasse am besten gediehen als eine Rasse des freien Landbesitzes.[1] Der Umstand, daß gerade vorwiegend nordische Menschen von den (die nordische Rasse besonders schnell ausmerzenden) Städten immer wieder angezogen worden sind, seitdem diese Mittelpunkte der Bildung geworden waren, kann dies nicht widerlegen, sondern im Gegenteil bestärken.

Die auch durch Gedankengänge der Französischen Revolution angeregten sog. „Stein-Hardenbergschen Reformen" hatten zwar in den Jahren nach 1807 die Aufhebung der Gutsherrschaft gebracht, zugleich aber auch die Freiverkäuflichkeit der Bauernhöfe. Diese wurden dadurch zu Gegenständen einer zunehmenden Bodenspekulation. Die Aufhebung des Anerbenrechts machte den bäuerlichen Besitz teilbar, dadurch aber in vielen Fällen nach vollzogener Erbschaftsauseinandersetzung unhaltbar. Die Großgüter suchten sich nach Aufhebung des Anerbenrechts gegen die drohende Zerschlagung durch Gründung von Fideikommissen und Majoraten zu wehren, ein Mittel, das ihnen die Gesetzgebung von 1919 genommen hat. Die nachgeborenen Söhne der Bauern wurden durch die Reformen von 1807 freizügig, wo sie bisher gezwungen waren, unter dem ältesten Sohn und Hoferben als Landarbeiter auf der Bauernstelle zu bleiben. „In Ostelbien brachten die Stein-Hardenbergschen Reformen keine Bauernbefreiung, sondern eine Bauernentwurzelung. Sie befreiten zwar den Bauern von den Feudal-

[1] Ein besseres Gedeihen der nordischen Rasse auf dem Lande behauptet nach seinen Untersuchungen Bowen, Race-Type and Social Environment in South and West Wales, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 58, 1928, S. 390.

lasten, lieferten ihn aber um so rücksichtsloser den Geldmächten aus. . . . Bald begann im Deutschen Reiche ... jene kaltschnäuzige Entwurzelung und Vernichtung uralter bodenständiger Bauerngeschlechter, die eine ferne Zeit wohl als den schwärzesten Punkt unserer deutschen Geschichte betrachten wird."[1]

Die nachgeborenen Söhne wanderten in zunehmendem Maße in die anwachsenden Städte ab, gelockt durch die steigenden Löhne des sich ausbreitenden Großgewerbes (Industrie). Den städtischen Löhnen konnte der Grundbesitz, wenn er sich selbst aufrecht erhalten wollte, je länger, desto weniger Löhne in ähnlicher Höhe entgegensetzen. Die Folge war weitere „Landflucht" der einheimischen Bevölkerung und die Heranziehung der billiger arbeitenden slawischen Wanderarbeiter, welche wahrscheinlich den an ostischem, ostbaltischem und sudetischem Blut reichsten Schichten ihrer Heimatländer entstammten. Die Zuwanderung solcher Wanderarbeiter, die in manchen Fällen im Lande verblieben und die deutsche Staatsangehörigkeit erwarben, brachte den vorwiegend nordischen Landschaften Deutschlands Rasseneinschläge zu, die dort als rassenfremd empfunden wurden; das geht z. B. hervor aus der Rede eines Abgeordneten in der braunschweigischen Landesversammlung: „Sehen Sie sich doch die stupiden slawischen Gesichter in unseren Dörfern an; deren kommen immer mehr!"[2] Die Zeit hatte für solche Warnungen aber kein Verständnis. Man freute sich ja auch über die „Eindeutschung" von Menschen slawischer Herkunft, ob es sich um Polen im deutschen Osten oder um Tschechen in Wien handelte, ohne die Erbanlagen der betreffenden Slawenabkömmlinge zu prüfen. Erst das Nordamerika unserer Tage versucht, sich die „schmutzig-weiße" Einwanderung aus Osteuropa fernzuhalten, die man von der erwünschten „weißen" Einwanderung aus Nordwesteuropa und der gänzlich verbotenen „farbigen" Einwanderung unterscheidet.

Die durch die Freizügigkeit ermöglichten Binnenwanderungen seit Beginn des 18. Jahrhunderts, die „Landflucht", gefördert durch die Anziehung der wachsenden Städte mit großgewerblichen Betrieben, haben die Rassenkarte des deutschen Sprachgebiets in der Weise verändert, daß seit etwa 1880 Süddeutschland durch norddeutsche Zuwanderer einen gewissen nordischen und ostbaltischen Einschlag, Norddeutschland durch süddeutsche Zuwanderer gewisse nichtnordische Einschläge erhielt, daß besonders die großgewerblichen Gebiete des Westens, vor allem an Rhein und Ruhr, die diesen Gebieten vorher nahezu fremden Einschläge ostbaltischer und sudetischer Rasse erhielten durch Zuwanderung von Ostdeutschland her. Solche Verhältnisse würden schließlich dazu beitragen, die früheren Züge der rassenhaften Besiedlung immer mehr auszuwischen und schließlich in Mitteleuropa statt der früheren mehr oder minder gegeneinander abgestuften und abgegrenzten landschaftlichen Rassengemische ein gewisses im Durchschnitt mehr oder minder einheitliches mitteleuropäisches und schließlich europäisches Rassengemisch anzubahnen, ein Gemisch, in welchem die Ras-

[1] Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, 1929, S. 70.

[2] Vgl. Andree, Braunschweigische Volkskunde, 1901, S. 42.

senunterschiede nicht mehr wie früher auch von Landschaft zu Landschaft, sondern nur noch von Geschlecht zu Geschlecht und von Einzelmenschen zu Einzelmenschen erkennbar wären.

Die rassisch und erbgesundheitlich so bedenkliche Bevölkerungsverschiebung durch Binnenwanderungen hätte wenigstens im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts durch eine „Bodenreform" (wie man später sagte) aufgehalten werden sollen. Aber der liberale Staat hat die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom absoluten Staat begonnene falsche Bodenpolitik nicht aufgehoben, sondern eher an Schädlichkeit gesteigert. Da die Großgüter bei den ihnen auferlegten Lasten sich nur bei ansehnlichem Umfang noch rentierten, begann die für Rasse und Erbgesundheit des Volksganzen so bedenkliche Vergrößerung der Güter, die um so leichter möglich war, als entsprechend den erwähnten Verhältnissen genug Bauerngüter unhaltbar geworden waren und nun dem Großgrundbesitzer zum Kauf angeboten wurden. Schließlich machte die sich ausbreitende Industrialisierung Deutschlands den Bestand einer gewissen Zahl von Großgütern geradezu notwendig für eine Massenerzeugung von Nahrungsmitteln, wie sie die Kleingüter nie hätten leisten können.

Solche Verhältnisse haben zur Entnordung des deutschen Volkes besonders dadurch beigetragen, daß sie die verhältnismäßig nordischsten Gebiete Deutschlands am meisten trafen. Im deutschen Osten sind im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht weniger als 100000 Bauernstellen verlorengegangen. In eben den verhältnismäßig nordischsten deutschen Gebieten ergab sich die stärkste Landflucht, ergab sich schließlich eine nicht mehr angemessene Zahl, sondern eine Überzahl von Großgütern, und dorthin strömten die immer zahlreicher werdenden slawischen Wanderarbeiter ein, die, wie erwähnt, nicht selten seßhaft wurden.[1] So entstand die Landarbeiterfrage des deutschen Nordostens, die, als Rassenfrage gesehen, an Bedenklichkeit nichts verliert. In den Städten ging und geht währenddessen das im folgenden Abschnitt weiter zu betrachtende Aussterben der nordischeren Erbstämme bei gleichzeitiger Mehrung der ostischeren vor sich, eine Ausmerze der Nordrasse, die auf dem Lande viel besser zu erhalten gewesen wäre. Eine dichtere dörfliche Besiedlung Norddeutschlands hätte dem deutschen Volke einen starken Kern gesunder vorwiegend nordischer Geschlechter bewahrt.

---

[1] Im Jahre 1900 stammten 27,5% der Einwohner Berlins aus den östlichen Landesteilen Preußens; Ostpreußen verlor 1910—1914 durch Abwanderung 76252 Menschen, Berlin gewann zu gleicher Zeit durch Zuwanderung 247405 Menschen, Rheinland und Westfalen 121290 Menschen (nach Grotjahn, Hygiene der menschlichen Fortpflanzung, 1926, S. 280). Diese Binnenwanderungen bedeuten zugleich die Durchdringung des deutschen Westens und Nordwestens mit früher dort sehr seltenen Einschlägen ostbaltischer und sudetischer Rasse — eine tiefgehende rassische Durchfremdung, wie sie Westphal in seinem Aufsatz „Heimat oder Rasse?" (Die Sonne, Jahrgang 7, Heft 4, 1930, S. 145 ff.) sehr anschaulich geschildert hat.

23. Die gegenwärtige Lage des deutschen Volkstums vom Standpunkt der Rassenkunde aus betrachtet

Die Darstellung hat sich mit dem 20. Abschnitt der Gegenwart genähert, die sich rassenkundlich als ein Zeitalter der Allvermischung darstellt. War früher die Vermischung der europäischen Rassen nur sehr langsam vor sich gegangen, hatten früher anscheinend noch ziemlich scharfe Grenzen bestanden zwischen Gebieten vorwiegend nordischer und solchen vorwiegend ostischer Rasse (vgl. S. 389, 406, 407), so kam etwa mit dem 19. Jahrhundert ein Zeitalter sich schnell steigernder Vermischung herauf. Die Städte, diese eigentlichen Orte der Vielvermischung, wuchsen an; die Freizügigkeit erlaubte stärkere Umwandlungen der Besiedelungsverhältnisse; die Landflucht führte Bewohner aus rassisch minder vermischten Gegenden in die Allvermischung der Städte hinein. Vor dem Weltkriege waren nur noch 32 % der deutschen Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, während es 1900 noch 46 %, 1875 noch 61 %, anfangs des 19. Jahrhunderts noch etwa 80 % waren. Zur Zeit der im 20. Abschnitt betrachteten Virchowschen Schulkinderuntersuchung von 1874 bis 1877 zeigte sich die geringere Vermischung des Landes gegenüber den Städten noch dadurch an, daß sowohl die „Blonden" wie die „Braunen" auf dem Lande häufiger waren, während die Stadt mehr Mischformen (Braunhaarig-blauäugige, Blond-braunäugige, Dunkelhäutig-blonde usw.) aufwies. Heute wird dieser Unterschied zwischen Stadt und Land schon viel mehr verwischt sein. Die Allvermischung hat zunehmend auf das Land übergegriffen.

Eine starke Abnahme des nordischen Blutes muß allem Anschein nach Deutschland erfahren haben durch die Auswanderung nach überseeischen Ländern, besonders nach Nordamerika. Die Auswandernden waren aber allem Anschein nach meistens nordischere Menschen — wenigstens in der Zeit, als Auswanderung noch ein größeres Wagnis war; der ostische Mensch ist der minder rührige, minder anspruchsvolle, der nordische der wanderlustige und wagemutige. Der schwedische Dichter Siwertz hat einmal in halbklarer Erkenntnis rassischer Zusammenhänge geschrieben: „Geboren werden, leben und sterben am selben Ort!, schreibt ein französischer Dichter. Aber das ist ein Wunschbild für alte kluge lateinische Rassen, nicht für uns Nordländer. Wir müssen fort, um nach Hause zu kommen. Wir müssen unser Herz mit Unruhe sättigen, um den goldenen Frieden am eigenen Herde atmen zu können."[1] Die seelischen Eigenschaften der Nordrasse lassen ge-

[1] Auch unter den auswandernden Frauen muß die nordische Rasse in den Zeiten, als Auswanderung noch ein größeres Wagnis war, viel stärker vertreten gewesen sein. Ein französischer Leutnant le Houtan erzählt in seinen Nouveaux voyages aus der Zeit Ludwigs XVI., von den Frauen und Mädchen, welche den französischen Soldaten und Siedlern in die damals französischen Gebiete Nordamerikas folgten, seien nur wenige braunhaarig gewesen. Als Ludwig XIV. Ende des 17. Jahrhunderts die Rheinpfalz hatte verwüsten lassen, wanderten Pfälzer nach Irland aus, wo sie in der Grafschaft

rade den nordischeren Teil der Bevölkerungen am ehesten auf Auswanderung sinnen. Gerade dieser Teil besaß nicht die fügsame Geduld, sich den Zuständen anzupassen, welche die verkehrte Bodenpolitik des 19. Jahrhunderts geschaffen und das 20. Jahrhundert bisher nicht grundsätzlich geändert hat. Auch bedarf der nordische Mensch leiblich und seelisch einer gewissen Weiträumigkeit; die Bevölkerungszunahme in Deutschland seit 1871 hat eine Umwelt verursacht, in welcher sich ostische Menschen mit ihrer Neigung zu behaglichem Beisammenwohnen der Menschen noch durchaus wohl fühlen konnten, die aber für viele nordische Menschen bei dem nordischen Sinn für Abstand seelisch geradezu aufreibend wurde; um so mehr mußte die Weiträumigkeit, ja Einsamkeit überseeischer Länder eben diese Menschen zur Auswanderung locken.[1]

Das Deutsche Reich hat während des 19. Jahrhunderts etwa 6 Millionen Auswanderer nach Amerika abgegeben, in den achtziger Jahren jährlich etwa 200000 Menschen. Darunter war offenbar eine Minderheit von Menschen mit minderwertigen Erbanlagen, eine überwiegende Mehrheit aber von Menschen mit höherwertigen Erbanlagen und zugleich mit einem überdurchschnittlich starken Einschlag nordischer Rasse. Feig hat die Auswanderung aus verschiedenen europäischen Staaten untersucht und ist so zu dem Ergebnis gekommen, daß die deutsche Auswanderung durch die durchschnittliche Veranlagung der Auswanderer eine erheblich stärkere Schädigung des Mutterlandes bedeute als z. B. die italienische Auswanderung.[2] Lenz findet es nicht unwahrscheinlich, daß auf die dadurch bedingte Gegenauslese zum Teil der eigentümliche Mangel an „Zivilkurage", den schon Bismarck bei den Deutschen beklagte, zurückzuführen ist. Auch die Passivität und Friedfertigkeit der modernen Skandinavier, welche gegenüber früheren Jahrhunderten in die Augen springt, dürfte wenigstens zum Teil auf die starke Auswanderung zurückzuführen sein, welche in den letzten Jahrhunderten aus Skandinavien stattgefunden hat".[3] Lapouge, Les Sélections sociales 1896 (S. 367/368), hat Angaben zusammengestellt, welche den gegenüber der Heimatbevölkerung durchschnittlich stärkeren nordischen Einschlag der Auswanderer verschiedener europäischer Länder erweisen. Closson hat in Nordamerika bei Messungen an Einwanderern jeweils einen durchschnittlich niedrigeren Kopfindex gefunden, als dem jeweiligen Heimatgebiet des Einwanderers nach europäischen Messungen

---

Limmerik von Davis und Thurnham („Crania Britannica") noch 1865 als „die blauäugigen Pfälzer" erwähnt werden. Auch sie scheinen eine nordischere Auslese gewesen zu sein, denn auch ihr seelisches Wesen läßt auf stark vertretene nordische Züge schließen und weicht ziemlich stark ab von dem lebhaften und ziemlich lauten Wesen der heutigen Pfälzer. Davis und Thurnham erwähnen die Reinlichkeit und Ordnung dieser pfälzischen Einwanderer, ihre Kernigkeit (substance), das gelassene zurückhaltende Auftreten, das sie immer noch kennzeichne.

[1] Dem entsprechend werden entweder der Geburtenrückgang oder eine deutsche Ausbreitung bäuerlicher Siedlungen nach Osteuropa oder beides die Umweltbedingungen für die nordischeren Deutschen verbessern.

[2] Vgl. Feig, Aus der Wanderungsstatistik wichtiger Ein- und Auswandererstaaten, Allgemeines Statistisches Archiv, Bd. 15, 1925, S. 307 ff.

[3] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. II, 1923.

durchschnittlich zukam. Er berichtet zugleich von der durchschnittlich größeren Körperhöhe der Einwanderer und schließt: „In beiden, den inneren und den äußeren Wanderungen, gibt es eine Auslese der tatkräftigen, unternehmungslustigsten, dem Typus Homo Europaeus [Nordische Rasse] am nächsten stehenden Leute.“[1] Die durchschnittliche Körperhöhe von 7000 Soldaten deutscher Herkunft im nordamerikanischen Heere des Weltkriegs betrug 172 cm, also beträchtlich mehr als die aus Karte IX, S. 271, ersichtlichen Körperhöhen der einheimischen deutschen Soldaten.[2] Ist hierbei zu bedenken, daß das Durchschnittsalter der genannten 7000 Soldaten wahrscheinlich höher war als das der noch nicht voll erwachsenen Soldaten der Friedenszeit, so ist ein Unterschied von durchschnittlich mehr als 3 cm doch nur durch Ausleseverhältnisse, durch eine stärkere Vertretung höherwüchsiger Rassen, zu erklären. Bei der Eignung nordischer Menschen zu Truppenführern kann es nicht verwundern, daß gerade Nachkommen einer nordischeren Auswandererauslese sich unter den Offizieren der Einwanderungsländer besonders zahlreich finden. 40% der 1918 gegen Deutschland kämpfenden nordamerikanischen Offiziere, nach Abbildungen meist vorwiegend nordische Menschen, waren Nachkommen ausgewanderter Deutscher.

Zur Entnordung der Schweiz hat sicherlich das schon von Beddoe (vgl. S. 414) in solchem Zusammenhang erwähnte sog. Reislaufen schweizerischer junger Männer seit dem 15. Jahrhundert wesentlich beigetragen. Der kriegerische Sinn vorwiegend nordischer und dinarischer Schweizer muß eben diese dazu getrieben haben, in fremden Kriegsdienst zu treten. Auch Zwinglis Warnungen halfen nichts gegen das Reislaufen. Nach Wyler[3] hat die Schweiz zwischen 1474 und 1792 mindestens eine Million rüstiger Männer als Landsknechte und Soldaten an fremde Völker verloren. Nach Grotjahn sind im Jahre 1923 „150000 gesunde rüstige Deutsche im Fortpflanzungsalter ausgewandert“ — „ein Aderlaß an Volkskraft, der vom eugenischen Standpunkt geradezu als furchtbar zu bezeichnen ist“.[4]

Aber die Auswanderung ist nur eine Teilerscheinung des Entnordungsvorgangs. Die Entscheidung in allen Fragen des Rassenwandels der Völker drückt sich zumeist in der Geburtenziffer der einzelnen Volksbestandteile aus. Alle Anzeichen aber deuten auch hierin auf eine beschleunigte Entnordung. In Württemberg (Heilbronn) hat Schliz beobachtet, daß zwischen 1876 und 1898 eine Abnahme der Blonden stattgefunden hat.[5] Die Abnahme scheint in Deutschland nicht so rasch vor sich zu gehen, wie sie in Frankreich vor sich gegangen ist und weiter vor sich geht.[6] Aber wenn der von Lapouge[6] erwähnte Übergang des volkstümlichen Geschmacks von

[1] Closson, Die Auswanderung von Europa im Lichte der Sozialanthropologie, Naturwissenschaftl. Wochenschrift Bd. 14, Heft 19, 1899, S. 219; vgl. auch Topinard, Anthropologie générale, 1885, S. 429 und 452.

[2] Davenport und Love, Army Anthropology, vol. XV, Statistics, Washington, 1921.

[3] Wyler, Das Übervölkerungsproblem der Schweiz, 1923.

[4] Grotjahn, Hygiene der menschlichen Fortpflanzung, 1926, S. 283.

[5] Schliz, Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung, Arch. f. Anthr. Bd. 27, 1901.

[6] Vgl. Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 274.

den wertvollen mittelalterlichen Volksschauspielen zum Tingeltangel, zum „Filmdrama" und zu ähnlichen Erscheinungen wirklich den Rassenwandel im Geschmackswandel anzeigt — er zeigt aber daneben auch eine innerhalb aller europäischen Rassen vor sich gegangene und weiter vor sich gehende Entartung, d. h. Häufung minderwertiger Erbanlagen an —, so gilt das von Lapouge Gesagte für Deutschland ja nicht minder als für Frankreich. Daß der gleiche Wandel für England ebenso gilt, nur daß dort weniger die Ostrasse als die Westrasse die nordische Rasse abzulösen begonnen hat, ist von englischen Forschern festgestellt worden.

Schon vor dem Weltkrieg war die Entnordung, welche früher manchem Deutschen bewußt geworden war, auch einzelnen Ausländern aufgefallen, wobei die Häufigkeit nicht-nordischer Züge des Leibes und der Seele solche Ausländer leicht zu der Verallgemeinerung verführen konnte, als ob alle Deutschen heute so unnordisch seien: der Amerikaner Price Collier schrieb in seinem Buche „Deutschland und die Deutschen" (Übers. durch v. Kraatz, 1914): „Indem ich sie beobachte, sinne ich darüber nach, ob die Tatsache, daß sie keine Hinterköpfe haben ... und auch keine Kinne ... wohl in irgendeinem physiologischen oder psychologischen Zusammenhange mit ihrer Vorliebe und verständnisinnigen Beurteilung der nebelhaften Zweige der Kunst steht."[1] — Der schwedische Dichter Fröding berichtete 1890 in einer schwedischen Zeitung über einen Besuch Dresdens und erwähnte dabei die „fröhlichen breiten sächsischen Gesichter" und die „heiteren runden Kohlköpfe" der Dresdener Bevölkerung, sowie deren untersetzte rundliche Gestalten. Ihm fiel also an der sächsischen Bevölkerung vor allem der Schlag auf, der in seiner Heimat viel seltener ist.[2]

Die nicht-nordischen Rassen Europas haben die höhere Geburtenzahl für sich, die Nordrasse die niedrigere Geburtenzahl gegen sich. Daß die Geburtenzahl im ganzen von Südeuropa gegen Nordeuropa hin abnahm, ist schon Anfang des 19. Jahrhunderts aufgefallen.[3] Wie rasch sich bei solchen Wandlungen der Geburtlichkeit die Bevölkerungsverhältnisse verschieben, soll folgende Betrachtung zeigen:

„Es verhalte sich die durchschnittliche Kinderzahl zweier Rassen A und B wie 3 : 4, dann ändert sich das ursprünglich als gleich angenommene Mengenverhältnis von 1 : 1 schon nach einer einzigen Geschlechtsfolge in 3 : 4

---

[1] Daß man in der Vorliebe für „nebelhafte" Kunst etwas Unnordisches, vor allem eine Einwirkung der ostbaltischen Rassenseele sehen kann, wollte ich in „Rasse und Stil" (1926) zeigen. Vgl. auch Fußnote 2, S. 237.

[2] Ausländische Berichte und Bilder lassen erkennen, daß dem Deutschtum abgeneigte Beurteiler unserer Zeit dazu neigen, die leiblichen Züge der ostischen Rasse als die „kennzeichnend deutschen" Züge überhaupt auszugeben. Lord d'Abernon z. B. erwähnt in seinen „Memoiren" (1929) „die kuppelartigen Köpfe, die viel kleiner sind, als sie aussehen, die untersetzten runden Leiber, die übermäßige Entwicklung der Leibesgegend, die man beim Pferde Kamm nennt", als Merkmale „der" Deutschen. Das kann bei der rassischen Zusammensetzung des deutschen Volkes kaum für diejenige Gruppe von Deutschen gelten, mit der dieser englische Gesandte amtlich zumeist umzugehen hatte.

[3] Vgl. Benoiston de Châteauneuf in den Annales des Sciences naturelles, Dezember 1826, und Schön, Allgemeine Geschichte und Statistik, 1833, S. 142/143.

oder in Prozenten ausgedrückt in 43%:57%, nach zwei Geschlechterfolgen in 9:16 oder 36%:64%, nach drei Geschlechterfolgen oder knapp 100 Jahren in 30%:70%, und nach Ablauf von 300 Jahren wird unter sonst gleichen Verhältnissen die Rasse A von der Hälfte eines Bestandes auf den äußerlich kaum noch bemerkbaren Anteil von 7% herabgemindert sein."[1]

Aber die Unterschiede dieses Beispiels bleiben hinter der Wirklichkeit insofern noch zurück, als die Bevölkerungsschichten, die eine größere Kinderzahl haben, im allgemeinen zugleich diejenigen sind, die infolge früheren Heiratsalters eine schnellere Geschlechterfolge haben. Ein — auf den ersten Blick oft unbedeutend erscheinendes — Zurückbleiben eines ursprünglich zahlreich vertretenen Bevölkerungsteils in Kinderzahl und Geschlechterwechsel kann diesen Teil also rasch hinwegschwinden lassen. Es bedarf zu einem Rassenwandel innerhalb einer Bevölkerung gar keiner Einwanderungen. Rassenwandel ist möglich bei größter „Bodenständigkeit" eines Volkes.

Wie kam es zu der niedrigeren Geburtenzahl innerhalb der Nordrasse? — Offensichtlich ist, daß die höheren Stände im Durchschnitt verhältnismäßig mehr nordisches Blut haben als die unteren.[2] Festgestellt ist aber, daß gerade die höheren Stände und unter ihnen gerade die begabtesten Schichten seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die geringste Vermehrung aufweisen. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß heute in den abendländischen Völkern gerade die tüchtigsten Familien, die Familien mit den besten Erbanlagen, schnell aussterben: Je höher die Bildung und gesellschaftliche Stellung, und je höher die geistige Begabung, desto geringer ist durchschnittlich die Zahl der Nachkommen, so daß also bei weiterem Verfolgen der bisherigen Ausleserichtung ein ziemlich rascher Rückgang der Begabung unseres Volkes die unausbleibliche Folge ist. Der (zur sozialdemokratischen Partei gehörige, also nicht etwa zur Begünstigung des Ansehens der oberen Stände neigende) Sozialhygieniker Grotjahn[3] urteilt: „Ohnehin muß ja der jetzt bestehende Zustand, daß die Ergänzung der oberen Kreise weniger durch eigene Vermehrung, sondern durch Aufsteigen einzelner aus den unteren Schichten vor sich geht, im Laufe der Zeit mit Sicherheit zu vollständiger Auspowerung (Verarmung) der Nation an Tüchtigen, Begabten und Willensstarken führen." Für die Betrachtung dieses Abschnitts ist es nun von entscheidender Bedeutung, daß die aussterbenden Familien und die Familien, die weniger als vier Kinder haben — als „Erhaltungsminimum" einer Menschengruppe wird die Zahl von vier Kindern auf eine Ehe angegeben — gerade die nordischen oder nordischeren Familien sind. Ist einmal solch ein verhängnisvolles Fortpflanzungsverhältnis in einem nordrassisch-bedingten Volk eingetreten, so hat dieses Volk den

[1] Siemens, Vererbungslehre, Rassenhygiene u. Bevölkerungspolitik, 4. Aufl. 1930.

[2] Dieser Satz gilt jedoch — wenigstens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts — anscheinend nur noch für die Durchschnitte durch größere Gebiete Mitteleuropas; es gibt wahrscheinlich schon Gebiete mehr oder minder geringen Umfangs, die so weit entnordet sind, daß sich die Ständeschichten darin kaum noch durch die Stärke bezw. Geringfügigkeit ihres nordischen Einschlags voneinander unterscheiden.

[3] Grotjahn, Geburtenrückgang und Geburtenregelung. 1921.

Weg zu seinem Niedergang eingeschlagen. Das muß, wenn kein Wandel geschieht, zum „Untergang des Abendlandes" führen, auf den zuerst aufmerksam gemacht zu haben das große Verdienst des Grafen Gobineau ist. Die Vergleichung der Geburtenziffer der einzelnen Völker spricht eine deutliche Sprache. Die Geburtenziffer nimmt „in Europa von Osten nach Westen und von Süden nach Norden ab, also umgekehrt wie der Anteil der nordischen Rasse an der Bevölkerung. Die vordenkliche Sinnesart der nordischen Menschen veranlaßt diese zu weitgehender Beschränkung der Kinderzahl".[1]

Aber nicht nur in der Wagrechten der europäischen Länder zeigt sich dieses Zurückbleiben der nordischen Rasse in der Kinderzahl, sondern, wie betrachtet, auch in der Senkrechten der Ständeschichtung (vgl. S. 198 ff.). „Das beständige Hineinströmen der nordischen Elemente in die wohlhabenden und gebildeten Klassen vermindert deren Kinderzahl unter den notwendigen Ersatz. Aus der Bevölkerung des Landes und der niederen Stände kann noch eine ziemliche Zeit hindurch nordisches Blut nachströmen, aber allmählich muß es sich ja, da ja auch die Kriege vornehmlich nordische Elemente vernichten, erschöpfen und versiegen. Das betroffene Volk sinkt langsam von seiner Höhe."[2] So zeigt sich heute gerade eine Gegenbewegung gegen die südlich und östlich gerichteten nordischen Völkerwellen der Vorgeschichte und Geschichte: damals ein Abströmen nordischen Blutes von Nordwesteuropa aus in minder nordische und nicht-nordische Gebiete; heute ein Abströmen minder-nordischen und nicht-nordischen Blutes nach Nordwesteuropa.[3]

Es wäre dringend zu wünschen, daß einmal die Ursachen des — durch die Änderung in der Geburtlichkeit der einzelnen Rassen verursachten — Rassenwandels innerhalb der nordrassisch-bedingten Völker im einzelnen untersucht würden. Die Anfänge und Blütezeiten dieser Völker und so auch des deutschen Volkes kennzeichnen sich durch eine Fortpflanzungsrichtung, die der Vermehrung der nordischen Rasse günstig ist; die Spätzeiten durch eine solche, die der Vermehrung der nicht-nordischen Volksbestandteile günstig ist. Nordwestdeutsche Schädel von der Zeit der Reihengräber bis ins 14. Jahrhundert haben einen durchschnittlichen Index von 75,9.[4] Der Durchschnittsindex der heutigen nordwestdeutschen Bevölkerung mag (auf den Schädel umgerechnet) zwischen 79 und 81 sein. Was Stoddard im 1. Ab-

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß II, 1923. — G. Backman schätzt die Geburtenzahl der nordischeren Bevölkerungen Europas etwa halb so hoch wie die der vorwiegend ostischen und dinarischen Gebiete und etwa 4/5 so hoch wie die der vorwiegend westischen. Den europäiska rasfrågan ur antropologiska och sociala synspunkter, Ymer, Heft 4, 1915.

[2] Ploetz, „Sozialanthropologie" im Band „Anthropologie", Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V. 1923.

[3] Dem entspricht die Beobachtung, die mir ein aus der Lüneburger Heide Stammender mitgeteilt hat, daß nämlich in seinem Heimatort die neu hinzugezogenen Einwohner fast immer aus südlicheren Gegenden stammen und meistens auch dunkler und kleiner seien als die Einheimischen. Der Bevölkerungsstrom drängt so aus den Gebieten höherer in die Gebiete niedrigerer Geburtenziffer.

[4] Vgl. Gildemeister, Ein Beitrag zur Kenntnis nordwestdeutscher Schädelformen, Archiv für Anthropologie, Bd. II, 1878.

schnitt von „The Revolt against Civilization“[1] über die Wandlungen der Auslese von der Frühzeit bis zur Spätzeit eines Volkes als allgemeine Regel darstellt, müßte einmal mit Hinsicht auf die verschiedenen Rassen bis in Einzelheiten für den Verlauf der deutschen Geschichte untersucht werden.

Wann hat sich in Deutschland der Übergang vollzogen von der höheren Geburtlichkeit der vorwiegend nordischen zur höheren Geburtlichkeit der vorwiegend ostischen Volksteile? — Das läßt sich nach dem heutigen Stande der Forschung nicht sagen. Anzunehmen ist, daß sich ein ziemlich jäher Wandel im Fortgang der Entnordung vollzogen hat durch den Übergang der handwerklichen Zeit in die Zeit der Großbetriebe, welcher Übergang in Deutschland ins 19. Jahrhundert fällt und sich sehr schnell und entschieden vollzogen hat.

Das handwerkliche Zeitalter war ja gekennzeichnet durch einen bestimmten Wettbewerb der einzelnen werktätigen Menschen, einen Wettbewerb, der geradezu dahin führen mußte, dem urteilsfähigen und auch im Kleinen schöpferischen Menschen Familiengründung und hohe Kinderzahl zu ermöglichen. Gerade der zwar hastlose, aber tätige und vorausschauend besonnene Mensch, der Mensch der Stäte, war derjenige, dessen Aufkommen und Fortpflanzung die Zeiten begünstigten. Es scheint, als ob das Blut der ostischen und ostbaltischen Rasse, der minder-schöpferischen Rassen, damals geradezu oft ausgemerzt worden sei, als ob ostische und ostbaltische Menschen durch den Einzelwettbewerb vielfach verhindert worden seien, eine Familie zu gründen. In Auswirkung deutschrechtlicher Anschauungen wurde, solange die Zunftordnungen bestanden, d. h. für Preußen bis zu deren Aufhebung durch Hardenberg, im großen ganzen nur demjenigen ein Recht auf Ehe zugesprochen, der durch seine Tätigkeit erwiesen hatte, daß er imstande sein würde, eine Familie aufrechtzuerhalten. Bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein war die Zahl der Ledigen gegenüber der der Verheirateten verhältnismäßig größer als heute. Auf dem Lande, das damals noch die Hauptmasse der Bevölkerung stellte, gab es bis ins 19. Jahrhundert hinein viele ledige Knechte und Mägde. Seit dem Mittelalter und bis in die Gegenwart hinein waren die Eheschließungen dem Einspruch von Grundherren, Stadt oder Staat unterworfen. Verschiedene Gesetze versagten demjenigen die Eheerlaubnis, der zum Unterhalt einer Familie nach Veranlagung und wirtschaftlicher Lage nicht hinreichend tauglich erschien. Ein württembergisches Gesetz von 1712 nennt die Fähigkeit, eine Familie zu erhalten, als Bedingung für die Eheerlaubnis. Noch 1825 erließ Österreich ein ähnliches Gesetz, bei dem gesicherte Erwerbsfähigkeit als Bedingung angeführt wurde. Ein württembergisches Gesetz von 1833 verbietet noch die Trauung, wenn der Ehewillige wegen rückfälligen Diebstahls, Betrugs, Bettels oder Landstreicherei bestraft oder als Trinker bekannt war. Bei Offizieren und gewissen Beamtengattungen haben sich ja Vorschriften über Ehebeschränkung bis in die Gegenwart hinein gehalten. In Bayern bedurfte die Verehelichung eines Mannes noch bis 1868 bestimmter Voraus-

[1] Deutsche Übersetzung von Heise: Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen, 1925.

setzungen, darunter der Bedingung, daß der Ehewillige in den letzten drei Jahren keine öffentliche Armenunterstützung bezogen hatte. Der Staat versuchte, sich so gegen eine ungehemmte Fortpflanzung von Menschen mit in vielen Fällen minderwertigen Erbanlagen zu wehren.[1] Wo aber minder tüchtige Menschen eine Familie gegründet hatten, fand wahrscheinlich infolge der in solchen Familien früher üblichen Säuglingssterblichkeit eine Ausmerze statt, die den Bestand solcher Familien wieder verminderte.

Am wenigsten werden vorwiegend nordische Menschen an der Familiengründung verhindert worden sein, da wahrscheinlich — vor der mit dem großgewerblichen Zeitalter beginnenden Zerreibung des unteren und später des ganzen Mittelstandes und vor Auswirkung der falschen Bodenpolitik der an Volkszahl zunehmenden Völker — in den untersten Volksschichten die nordische Rasse verhältnismäßig weniger vertreten war und dann zumeist durch unterdurchschnittlich tüchtige Vertreter. Den Einschränkungen der Eheerlaubnis lagen gleichsam Vorstellungen einer Leistungsprüfung der Ehewilligen zugrunde. Wie heute durch verschiedene Berufseignungsprüfungen und ähnliche Prüfungsverfahren sich Auslesen von Menschen mit überdurchschnittlich starkem nordischem Einschlag bilden, so müssen damals die Ehegesetze auslesend gewirkt haben; nur daß damals die ausgelesenen Tüchtigeren auch die Kinderreichen wurden, während sie heute die Kinderarmen werden. Es ist klar, daß diese der altdeutschen Sittlichkeit entsprechenden Gesetze die Fortpflanzung gerade der an nordischer Rasse durchschnittlich ärmeren Volksschichten gehemmt haben, dazu die Fortpflanzung von Menschen mit minderwertigen Erbanlagen. Als diese Gesetze nach und nach aufgehoben wurden, war eine Familiengründung auch für solche Menschen möglich, die jenseits der Leistungsgrenze und außerhalb des Wesensbildes standen, diesseits und innerhalb deren man sich in Deutschland einen „rechtschaffenen" Menschen dachte.

Vor der Gefahr der ungehemmten Fortpflanzung aller Erwachsenen, gleichviel welcher Stufe des Einkommens oder der Wohlhabenheit, die nach Aufheben der Eheschranken drohte, zugleich vor Gewerbefreiheit und Freiverkäuflichkeit und Teilbarkeit der Grundstücke, hat schon im Jahre 1828 eine Schrift von **Weinhold** gewarnt: „Über das menschliche Elend, welches durch Mißbrauch der Zeugung herbeigeführt wird." Weinhold vermutete: „Der Mißbrauch der ehelichen und außerehelichen Befriedigung des Geschlechtstriebs, die ungezügelte Gewerbefreiheit, die zu große [zu weit getriebene] Parzellierung der Grundstücke usw." werde eine „Bettlerklasse" (S. 33) erzeugen und künftighin zum Aufruhr „der unteren Volksklassen gegen jede bestehende gesellschaftliche Ordnung" (S. 44/45) führen, ebenso zur Arbeitslosigkeit (S. 71).

Rasch änderten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts unter Einwirkung der von Weinhold schon befürchteten Neuerungen die Ausleseverhältnisse

[1] Vgl. hierzu den Bericht **H. W. Riehls** in der „Naturgeschichte des Volkes", Bd. 1, 1856, S. 229 über einen mittel- und arbeitslosen Mann mit neun Kindern, dem man früher die Heiratserlaubnis verweigert hätte; jetzt verbiete eine falsch angewandte „Humanität" solch eine Verweigerung der Heiratserlaubnis und stifte so das größte Elend.

so, daß eben die an nordischem Blute durchschnittlich reicheren Schichten diejenigen wurden, für die Spätehen, Kinderarmut und eine verhältnismäßig große Zahl Eheloser bezeichnend wurden. So darf man vermuten, daß die ostische und die ostbaltische Rasse als die (nach älteren deutschen Anschauungen) minder tüchtigen zunächst nur in den Zufluchtsgebieten oder den Stellungen innerhalb der kinderärmsten Schichten, welche sie seit der germanischen Völkerwanderung innehatten, gediehen seien, und sich von dort aus, da und dort langsam einsickernd und in nordischere Geschlechter eindringend, bis gegen das 19. Jahrhundert hin nur allmählich weiter verbreitet haben.

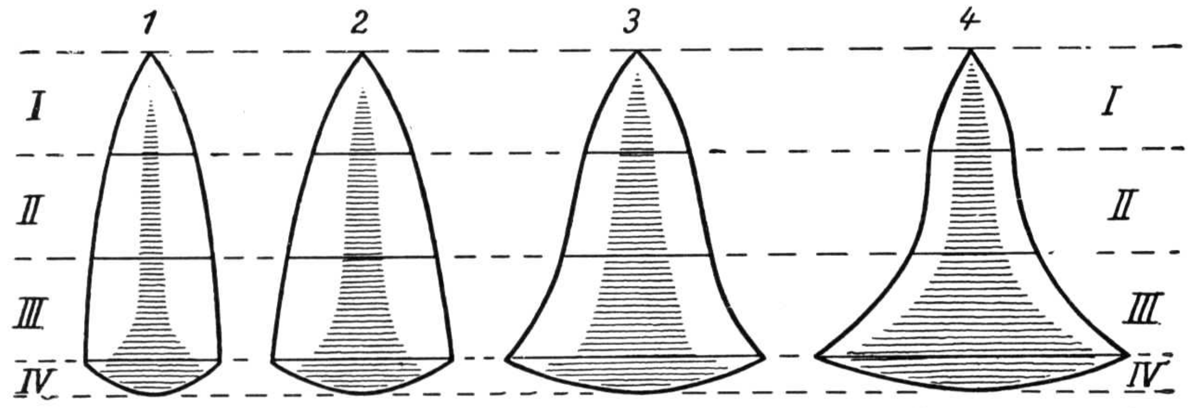


Abb. 425. Versuch, eine Vermutung über Zunahme und Entartung einer Bevölkerung darzustellen, die industrialisiert wird und sich nicht durch erbgesundheitliche Maßnahmen schützt

1—4. Aufeinanderfolgende Zeitabschnitte.
I. Führende Schicht.
II. Mittelstand und Bauerntum.
III. Arbeiter.
IV. Tiefste Gesellschaftsschicht ohne eigentliche Berufe.

Die Strichelung stellt die minderwertigen Erbanlagen dar

Die Ausleserichtung innerhalb des Volkstums mußte sich wandeln, sobald das sog. Industriezeitalter auch für Deutschland begonnen hatte. Das großgewerbliche Zeitalter konnte den einzeltümlichen Menschen nicht mehr brauchen, es brauchte Massenmenschen, und diese konnten urteilslos und gänzlich unschöpferisch sein, sie fanden jetzt sich steigernde Löhne. Man kann wohl sagen, daß das Zeitalter der Großbetriebe den Massenmenschen geradezu züchten mußte. Es begannen „die Versündigungen der Industrie gegen Rasse und Volksgesundheit", wie sie Lundborg[1] eindringlich dargestellt hat. Und eben der ostische Mensch scheint für das Leben in Städten und im Großgewerbe besser geeignet zu sein. Er „besitzt Geduld und Ausdauer, selbst wenn die Verhältnisse widrig und drückend sind". „Er ist nicht so sehr auf ausgedehnte Erholung angewiesen, sondern legt Geld beiseite für seine Familie und für sein Alter."[2] In manchen städtischen Berufen und im Großgewerbe fanden nun auch urteilsloseste Menschen Anstellung und die Möglichkeit zur Familiengründung. Mit dem Industriezeitalter scheinen die hohen Geburtenziffern der vorwiegend ostischen Menschen eingesetzt zu haben. Es steht ja fest — und Werbezeichnungen, Witzblätter

[1] Lundborg, Rassenbiologische Übersichten und Perspektiven. 1921.
[2] G. Retzius, The so-called North-European Race of Mankind, Journal of the Anthr. Inst., Bd. 39, 1909.

usw. zeigen, wie diese Tatsache fest im „Unterbewußtsein" der rassenkundlich ganz unkundigen Maler und Zeichner wurzelt —, daß schon in den volkstümlichen Vorstellungen die „Proletarier" (vom lat. proles = Nachkommenschaft) und durchaus nicht nur diese, sondern auch die Menschen der Masse und des urteilslosen Spießbürgertums aller Stände, immer nichtnordische Menschen sind (vgl. S. 231).

Das großgewerbliche Zeitalter hat anscheinend vor allem die nordischeren Volksbestandteile geschädigt. „Die nordische Rasse kann sich nicht eigentlich anpassen an die Anforderungen, welche der Industrialismus an sie stellt. Sie braucht ein freieres, minder eingezwängtes Leben, sie hat nicht die Ausdauer, die zu einer einförmigen Arbeitsweise nötig ist, nicht die Geduld, Tag für Tag an die Maschine gekettet zu sein, jahraus, jahrein, und selbst wie eine Maschine zu arbeiten."[1]

Als das sich entwickelnde Großgewerbe Handarbeiter suchte, ging es hierbei „der Linie des geringsten ökonomischen und sozialbiologischen Widerstandes" nach, wie K. V. Müller sich ausdrückt.[2] Es begann — nach den Worten des Sozialdemokraten K. V. Müller, der die Rassen- und Erbgesundheitsfrage als erster in besonders verdienstvoller Weise mit der Handarbeiterfrage verbunden hat — „bei jenen Elementen, welche die geringste soziale Zähigkeit, den schwächsten sozialen Auftrieb in ihrem Erbanlagenkomplex aufwiesen". So erfaßte das Großgewerbe innerhalb der europäischen Rassen allem Anschein nach am meisten die ostische und ostbaltische Rasse, am wenigsten die nordische und die fälische. So waren es „im typischen Kern Träger der minderwertigen sozialbiologischen Eigenschaften, ‚Lumpenproletariat' von geringster Zähigkeit und Lebensenergie, geringstem sozialem Auftrieb, völliger Schlaffheit des sozialen Ehrgeizes und mangelnder Sozialität" (K. V. Müller) — so beschaffene Menschen waren es zunächst, denen das Großgewerbe nun durch allmählich steigende Löhne Familiengründung und höhere Kinderzahlen ermöglichte. Eben diese Bevölkerungsteile haben aber an dem allgemein abendländischen Geburtenrückgang, wie er sich von Frankreich aus seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verbreitet hat, bis heute am wenigsten teilgenommen.[3]

Im Laufe des 19. Jahrhunderts sanken an Zahl zunehmende, ehemals unabhängige Teile des Mittelstandes durch die Entwicklung des Großgewerbes zum Handarbeiterstand ab, diesem Stande dadurch erbgesundheitlich sehr wertvolle Erbstämme zuführend. Bauernsöhne, Handwerkersöhne „gingen als Dienende, als Lohnarbeiter in die gehaßte Fabrik". Es war das Ende des handwerklichen Zeitalters. Aber „in ihnen lebt noch der alte Bauern- und Webertrotz, unterbewußt vielleicht, aber mit unverminderter Stärke. Sie sind andere Wesen ihrer Erbanlage nach als die ihnen äußerlich gleichenden [? d. Verf.] Kameraden, deren Eltern bereits auf der

[1] Siehe Fußnote 2 S. 431.

[2] K. V. Müller, Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage, 1927.

[3] Erst seit den letzten Jahren scheint es so, als ob die Geburtenbeschränkung sich gleichmäßiger über alle Schichten auszubreiten begonnen habe. Die Geschwisterzahl der meist aus den untersten Ständen stammenden Hilfsschulkinder — der Kinder, die also nicht fähig sind, dem Unterricht an einer Volksschule zu folgen — ist aber immer noch überdurchschnittlich groß.

Landstraße lagen". Sie bewahren durch alle Umweltverschlechterung hindurch „sehr wertvolle Erbanlagen, eine prächtige, tapfere soziale Auftriebsfähigkeit, die sich auch auf ihre Kinder und Urenkel vererben wird". — So K. V. Müller; man möchte und muß aber hinzufügen: falls eben diese Teile der Handarbeiterschaft noch Urenkel gehabt haben oder haben werden. Eben das Bedürfnis nach gesellschaftlichem Aufstieg liefert ja diese Erbstämme der (fast alle aufstiegsfähigen und -verlangenden Familien aller Schichten treffenden) Geburtenverhütung aus. Die Zeugnisse für den Handarbeiterstand liefert K. V. Müller ja selbst.

Bebel, der Erwägungen rassenkundlicher Art sehr ferne stand, hatte unbewußt einen Rassenunterschied zwischen Unternehmern und Arbeitern beachtet, als er, diese Erscheinung einer Einwirkung der verschiedenen Umwelten zuschreibend, sich in seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus" (9. Aufl., 1891, S. 183) so ausdrückte: „In unseren Industriebezirken bilden Arbeiter und Unternehmer schon äußerlich einen solchen Gegensatz, als gehörten sie verschiedenen Menschenrassen an." — Ich vermute übrigens, daß er heute den Gegensatz nicht mehr so auffällig finden würde; denn seit Bebels Zeit hat die Unternehmerschicht durch Kinderarmut offenbar ziemlich viel von dem sie ehemals kennzeichnenden stärkeren Einschlag nordischer Rasse verloren und — in Deutschland anscheinend besonders in der Gründerzeit — ziemlich viel Zuwachs aus überwiegend nicht-nordischen Familien erhalten, während zu gleicher Zeit durch irgendwelche Vorgänge der Binnenwanderung und der Auslese sich in gewissen Handarbeitergruppen, wie man immer gelegentlich wieder beobachten kann, eine Häufung nordischer Erbanlagen vollzogen hat.[1]

Die wertvollen gesellschaftlich abgesunkenen Erbstämme, die Erbstämme zugleich, denen nordisches Freiheitsempfinden eigen ist, sind zu der Kraft geworden, welche zum „Klassenkampf" trieb. K. V. Müller zeigt, daß „die proletarische Bewegung" rasch an Zahl, langsamer an menschlichem Wert („Qualität") gewann; das ist eine Folge der ungleichen Vermehrung der durch ihre Erbanlagen untersten Schichten gegenüber den abgesunkenen, trotz ihrer Erbanlagen untersten Schichten. Mit den absinkenden Schichten gewann die Handarbeiterschicht immer wieder auch erbgesundheitlich wertvollste Menschen nordischer Rasse. Fielen auch solche nordischeren Familien immer wieder der Geburtenverhütung anheim, ihre Zahl war groß genug, „den Massen Leben zu verleihen und sie durch ihre Bewegung fortzureißen" (Lapouge, vgl. S. 198). Hat sich in der geistigen Führung der politischen Arbeiterbewegungen auch vielfach die vorderasiatische Rasse (in Europa durch das jüdische Volk vertreten) betätigt, so hat die nordische Rasse der Handarbeiterschaft aus ihren eigenen Reihen doch die besten Unterführer gestellt. Das zeigen die Beobachtungen K. V. Müllers, welche S. 201/202

[1] Vielleicht ist diese Erscheinung — wenn es sich nicht um eine Täuschung durch unmaßgebliche Eindrücke handelt — der Beginn einer rassischen Umschichtung, die Inge, England, 1926, für England vermerkt: Inge findet in der englischen Handarbeiterschicht mehr von den nordischen Erbanlagen der englischen Oberschicht als im englischen Mittelstand, für den er eine Zunahme ostischer Züge bezeichnend findet.

mitgeteilt worden sind. Freiheitsdrang und Führereigenschaften vorwiegend nordischer Menschen innerhalb der Handarbeiterschaft waren eine Vorbedingung für das Aufkommen politischer Arbeiterbewegungen. Wohl erzeugen die unteren Stände „noch nicht einmal die genügende Anzahl Menschen für den eigenen Bedarf",[1] wohl konnte Sombart — übertreibend? — behaupten, „daß aus den Kreisen des geistigen Proletariats und des deklassierten und sich deklassierenden Bürgertums der sozialen Bewegung so gut wie alle geistige Kraft zugeführt wird"[2] — aber es ist klar, daß die politischen Arbeiterbewegungen mit Arbeitermassen aus vorwiegend ostischen und ostbaltischen Menschen nicht die Macht erreicht hätten, welche sie in weniger als einem Jahrhundert errungen haben. Man wird auch sagen dürfen, daß das innerstaatliche Leben eines Volkes mit nordischem Einschlag einem politischen Umsturz um so mehr ausgesetzt ist, je größer im Verhältnis die Zahl der vorwiegend nordischen Menschen in den untersten Volksschichten ist. „Es ist sicherlich kein Zufall, daß die Länder, deren Arbeiterbewegung am erfolgreichsten ... ist, einerseits vorwiegend von der nordischen Rasse besiedelt, andererseits am stärksten am Geburtenrückgang beteiligt sind" (K. V. Müller). Je nordischer die Handarbeiterschaft eines Landes ist, desto entschlossener und hartnäckiger wird sie den „Klassenkampf" aufnehmen. Gesellschaftlicher Aufstieg vorwiegend nordischer Menschen der unteren Volksschichten einerseits und Geburtenverhütung vorwiegend nordischer Familien der Handarbeiterschaft andererseits müßten demnach — bei starker Durchdringung der staatlich führenden Schicht mit nordischer Rasse — die Umsturzmöglichkeiten innerhalb eines Staates wesentlich verringern.

Aber nicht nur, und wahrscheinlich nicht hauptsächlich, durch die Vermehrung des Handarbeiterstandes erfolgte im 19. Jahrhundert eine verhältnismäßig stärkere Vermehrung der ostischen und ostbaltischen Rasse, sondern auch durch die mit dem Anwachsen der Städte verbundenen Möglichkeiten zur beschleunigten Ausbildung verschiedener Kleingewerbe und eines Kleinhändlerstandes. In solchen Berufen mußte vor allem der ostische Mensch gedeihen. Bei dem Mangel an Untersuchungen läßt sich das nicht statistisch nachweisen. Aber Zeichner von Auftritten aus dem Leben der Städte geben kleine Gewerbetreibende, etwa von dem Schlag, der zugleich Hausmeister ist, oder kleinere Bäckermeister, Gastwirte und vor allem Kleinhändler oder kleine „Geschäftsleute", Vermittler, Agenten usw. zumeist mit den Zügen der ostischen Rasse wieder. In solchen Berufen sind zwar die anderen Rassen auch vertreten, aber nicht in der Häufigkeit, daß sie Züge für die betrachtete Menschengruppe abgeben, die als bezeichnend empfunden werden könnten. Das Aufkommen dieser früher mehr als heute kinderreichen kleinen „Geschäftsleute" während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts muß Gottfried Keller erlebt haben, als er den Wandel im Verhalten seiner „Leute aus Seldwyla" in der Vorrede zum zweiten Bande dieses Werkes halb scherzend, halb bitter — denn er selbst empfand eben nicht ostisch — darstellte und dabei unbewußt eine Schilderung dieser städtischen und klein-

[1] Niceforo, Anthropologie der nicht-besitzenden Klassen, 1910.
[2] Sombart, Der proletarische Sozialismus, 1924.

bürgerlichen Auslese ostischer Rasse gab (vgl. S. 231).[1] Kellers Schilderung des kleinen Geschäftsmannes ergibt das ostische Gegenstück zum nordischen Kaufmann, der in den Hansaunternehmungen und im englischen Kaufmannsstand früherer Zeiten besonders deutlich erscheint, und zum vorderasiatischen Kaufmann, der im jüdischen und armenischen Volke besonders häufig vertreten ist. Beim nordischen und vorderasiatischen Kaufmann zwei verschiedene Ausprägungen der Unternehmung im Großen, beim ostischen Geschäftsmann die betriebsame Erwerbsamkeit im Kleinen.

Mit dem Anwachsen der Städte im 19. Jahrhundert boten sich aber viele Gelegenheiten zur Erwerbsamkeit im Kleinen und damit für die ostische Rasse viel mehr Möglichkeiten zu Familiengründung und erhöhter Kinderzahl als in den Jahrhunderten vorher. Auch Kern[2] nimmt eine „wenig beengte Entfaltung" der ostischen Rasse in der Stadt an: „In der Stadt fühlen sie sich zu Hause wie die Sperlinge." Man kann ja auch beobachten, daß unter den in Gartenvorstädten wohnenden Familien aller Volksschichten die ostische Rasse viel weniger vertreten ist als unter denen, die im Stadtinnern wohnen, wo eben einzeltümlich veranlagte Menschen nur wohnen bleiben, wenn Beruf oder wirtschaftliche Verhältnisse sie dazu zwingen.

Die zunehmende Vermehrung der ostischen Rasse auf dem Lande möchte Darré auch der Einführung der Kartoffel zuschreiben, da diese zunächst die „ausgesprochene Frucht der Kleinbauern und Kleinsiedler" war.[3] Der Zwergbesitz mit Kartoffelanbau sei wahrscheinlich zur Unterlage der Ernährung und Fortpflanzung der vorher in der Fortpflanzung gehemmten vorwiegend ostischen Familien geworden. Darré vermutet, daß die zu ostischen und vorwiegend ostischen Zügen am ehesten passende ursprünglich ländliche Bezeichnung „Kartoffelgesicht" als ein Zeugnis für den unbewußten Rassengegensatz zwischen den damals noch vorwiegend nordischen angeseheneren Bauerngeschlechtern und den sich nunmehr ausbreitenden, die Kartoffel anpflanzenden Kleinbauern aufzufassen sei. Zum Rassenwandel in Nordostdeutschland hat wahrscheinlich die Zucht sandfähiger Kartoffeln beigetragen, welche als billige Ernährungsunterlage die Mehrung ostbaltischer Geschlechter begünstigten. Mit der stärkeren Vermehrung der ostischen und der ostbaltischen Rasse auf dem Lande muß es im 19. Jahr-

[1] Diese enthält u. a. folgende Züge: „Jeder Seldwyler ist ein geborener Agent . . . Wo irgendeine Unternehmung sich auftut, sind einige von ihnen bei der Hand, flattern wie die Sperlinge um die Sache herum und helfen sie ausbreiten. Gelingt es einem, für sich selbst einen Gewinn zu erhaschen, so steuert er stracks damit seitwärts wie die Karpfen mit dem Regenwurm und taucht vergnügt an einem anderen Lockorte wieder auf . . . Von der Politik sind sie beinahe ganz abgekommen, da sie glauben, sie führe immer zum Kriegswesen; als angehende Besitzlüstige fürchten und hassen sie aber alle Kriegsmöglichkeiten wie den baren Teufel . . . So sind sie, ehemals die eifrigsten Kannegießer, dahingelangt, sich ängstlich vor jedem Urteil in politischen Dingen zu hüten, um ja kein Geschäft, bewußt oder unbewußt, auf ein solches zu stützen, da sie das blinde Vertrauen auf den Zufall für solider halten." — Wenn man sich vorstellt, wie ein Zeichner diese Seldwyler darstellen würde, ergibt sich, daß er ihnen in der Hauptsache die Züge der ostischen Rasse verliehe.

[2] Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen, München 1927.

[3] Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, München 1929, S. 256.

hundert nun auch dort zu den „Verdrängungskreuzungen" gekommen sein, die S. 263 erwähnt worden sind: zu den Todesfällen vorwiegend nordischer Frauen bei Geburt breitköpfiger Kinder.

Der Rassenwandel wird deutlich, wenn man Bilder von Menschen und Menschengruppen aus dem Beginn, ja noch aus der Mitte des 19. Jahrhunderts vergleicht mit entsprechenden Bildern aus gegenwärtiger Zeit. Da fällt auf, wie unter Bildern von Lehrkörpern, Studentenvereinigungen, Vereinen, politischen Versammlungen, Familientagungen usw. noch vor 50—70 Jahren mehr nordische oder vorwiegend nordische Menschen zu finden waren, als heute unter entsprechenden Menschengruppen zu finden sind. Bildersammlungen aus dem Beginn oder der Mitte des 19. Jahrhunderts überraschen immer wieder durch das durchschnittlich viel nordischere Aussehen der damaligen Menschen. Auffällig ist auch das nordische Aussehen vieler



Abb. 426. Sebastian Münster aus Ingelheim, 1489 bis 1552, Hochschullehrer in Heidelberg und Basel, (1544). Nordisch



Abb. 427. Hans Baldung Grien, 1480—1545, Selbstbildnis. Nordisch

auf Grabdenkmälern dargestellter Menschen. Selbst wenn man ermißt, daß unter den Dargestellten die höheren Stände mit ihrem größeren Anteil nordischen Blutes überwiegen, fällt es auf, daß in den gleichen gesellschaftlichen Schichten heute nicht mehr so viel nordisches Blut zu finden ist. Von großem Einfluß auf den Bevölkerungswandel war im 19. Jahrhundert die (besonders seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemerkliche) Mehrung des Wohlstands der Bevölkerung, an der entsprechend den seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse besonders die nordischeren Teile der Bevölkerung teilnahmen. Aber „schon eine kleine Vermehrung des Reichtums genügt, um die Geburtenziffer zum Sinken zu bringen".[1]

Gerade nordischere aufsteigende Familien führten — öfters nach Verkauf ihrer Landgüter — ihre Kinder den Berufen zu, welche wie die der Offiziere und höheren Beamten nach allgemein geltenden Anschauungen ein „standesgemäßes Auftreten" erforderten, eben das „Auftreten", das für viele Familien nur möglich wurde bei Beschränkung der Kinderzahl. Ge-

[1] Niceforo, Anthropologie der nicht-besitzenden Klassen, 1910.

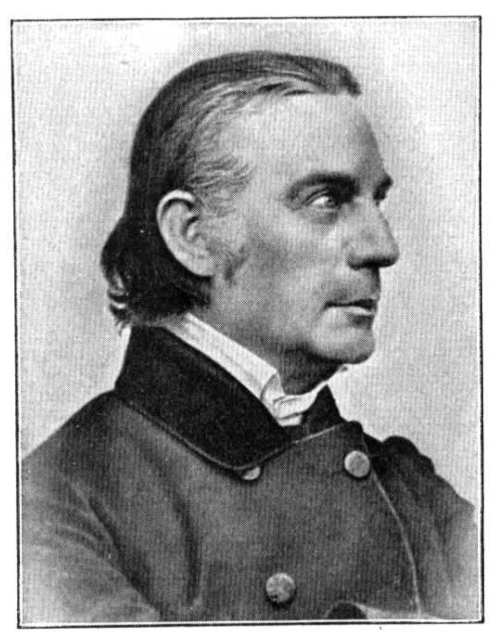


Abb. 428. Mittelfranken. W. Löhe, Theologe. Nordisch oder vorwiegend nordisch (1808—1872)

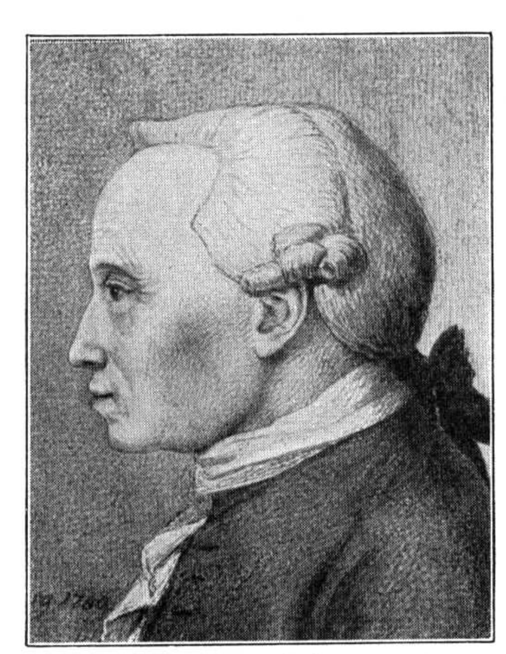


Abb. 429. Königsberg. J. Kant. 1724—1804. Vorw. nordisch. H: blond, A: blau. (Zeichn.: v. Schnorr.) (Vgl. Abb. S. 249)



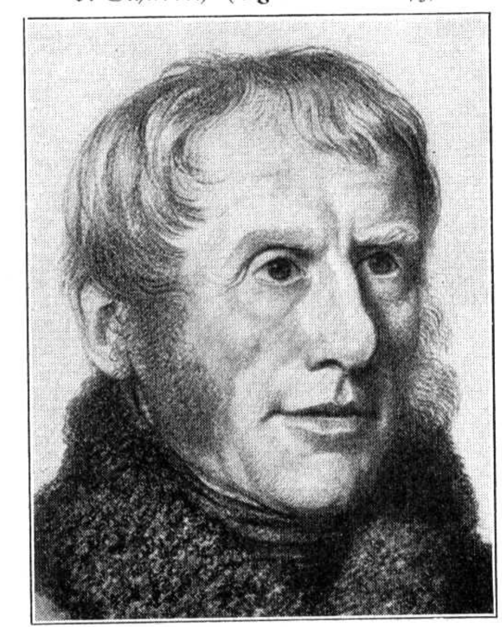


Abb. 430 a, b. Pommern. Kaspar David Friedrich, Maler. 1774—1840. Nordisch (Nach David d'Angers) A: blau. (Zeichnung: Vogel v. Vogelstein)

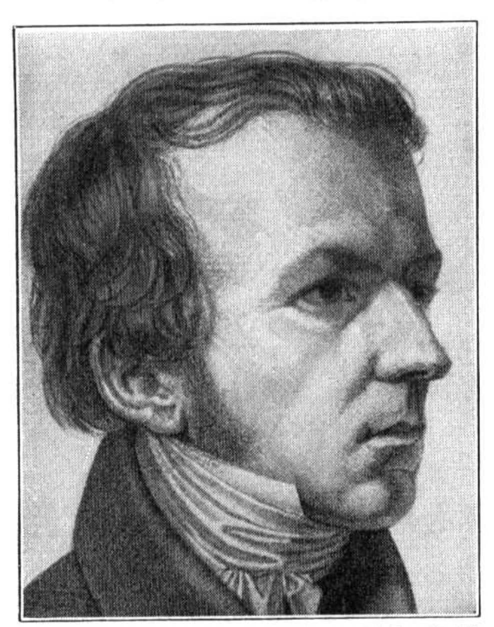


Abb. 431. Dresden. Vogel v. Vogelstein, Zeichner. 1786—1868. Nordisch mit fälischem Einschlag?

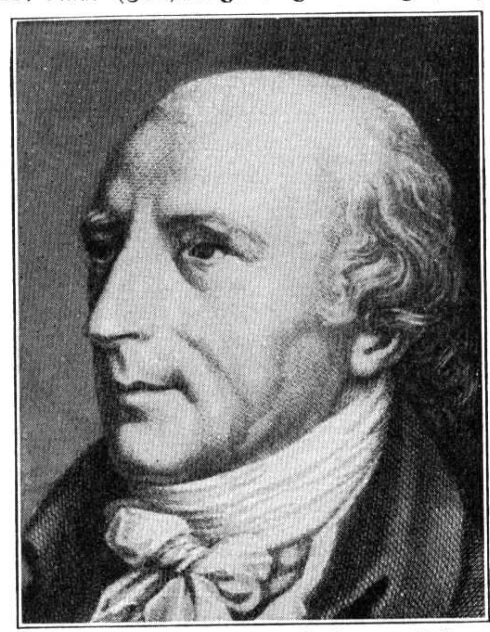


Abb. 432. Braunschweig. J. H. Campe, Pädagoge. (Robinson!) 1746—1818. Vorwiegend nordisch. (Lidspalten zu eng)

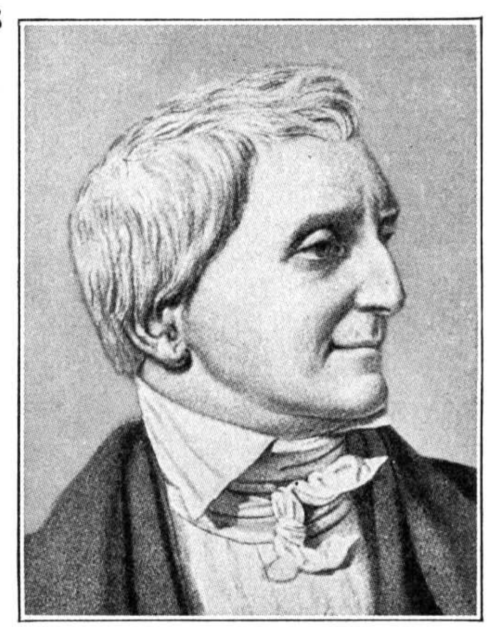


Abb. 433. Jever (Oldenburg). F. Ch. Schlosser, Geschichtswissenschafter. 1776—1861. Nordisch

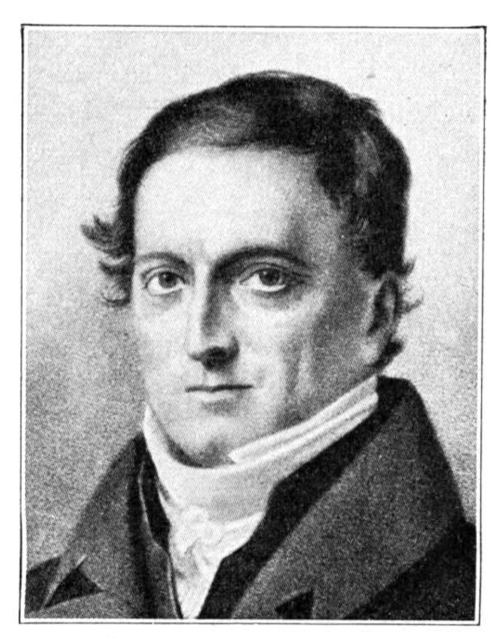


Abb. 434. Oldenburg. J. F. Herbart, Philosoph. 1776—1841. Nordisch

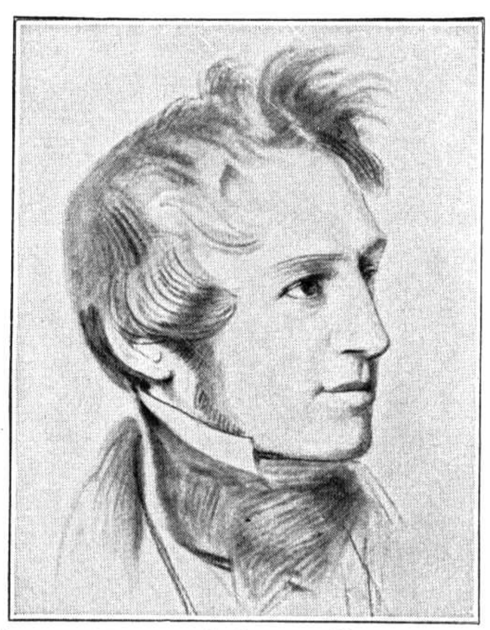


Abb. 435. Altona. G. Semper, Baumeister. 1803 bis 1879. Nordisch. (Zeichn.: Vogel v. Vogelstein)

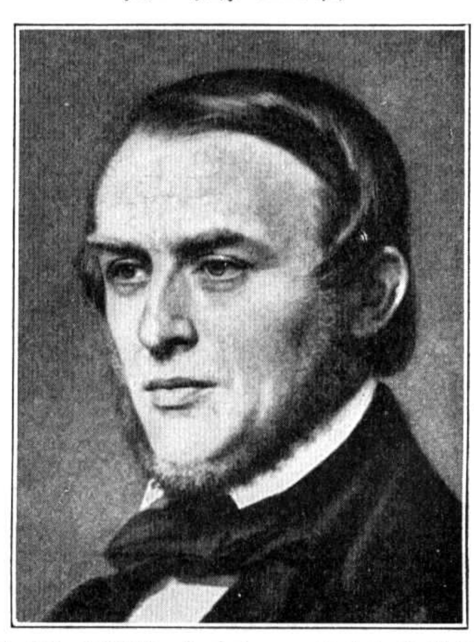


Abb. 436. Düsseldorf. Heinr. v. Sybel, Geschichtswissenschafter. 1817—1895. Vorwiegend nordisch

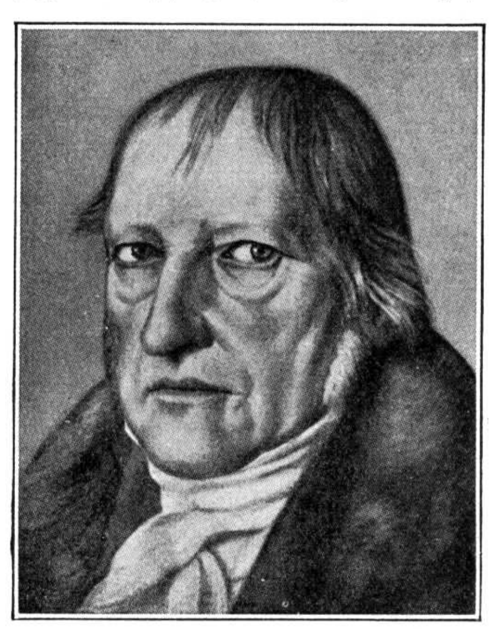


Abb. 437. Stuttgart. Hegel, Philosoph. 1770 bis 1831. Nordisch mit dinarischem Einschlag

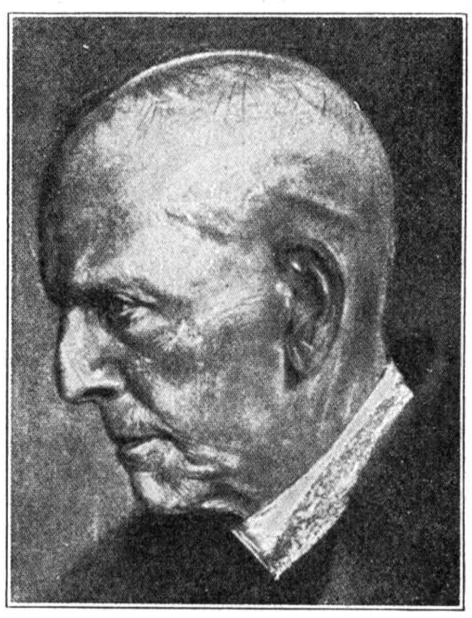


Abb. 438. Mecklenburg. Moltke. 1800—1891. Nordisch. (Gemälde: Lenbach)



Abb. 439. Eckernförde (Schleswig). Timm, Schlossermeister. Nordisch mit fälischem Einschlag. (Gemälde: H. F. Baasch)

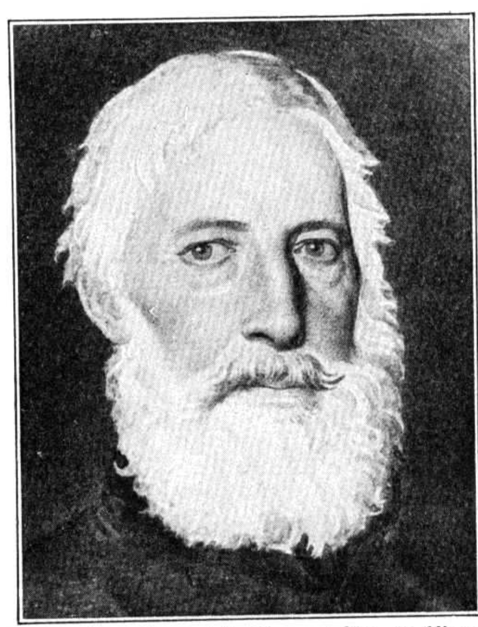


Abb. 440. Staufen bei Freiburg i. Br. J. Metzger, Kupferstecher. Nordisch — vielleicht mit geringem dinarischem Einschlag. A: blau. Haar und Bart: goldblond. (Farbige Zeichnung: Lair)

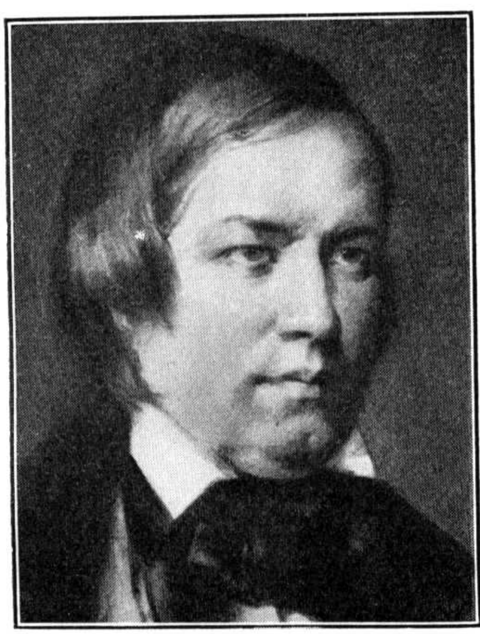


Abb. 441. Zwickau. R. Schumann, Tonsetzer. 1810—1856. Nordisch-ostisch



Abb. 442. Böhmen. Radetzky. 1766—1858. Nordisch — mit fäl. und dinarischem (Unterlippe) Einschlag?

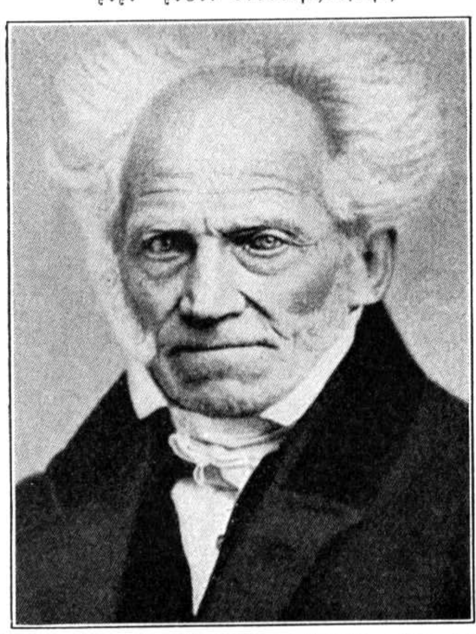


Abb. 443. Danzig. A. Schopenhauer. 1788—1860. Nordisch mit fälischem (u. ostbalt.?) Einschlag

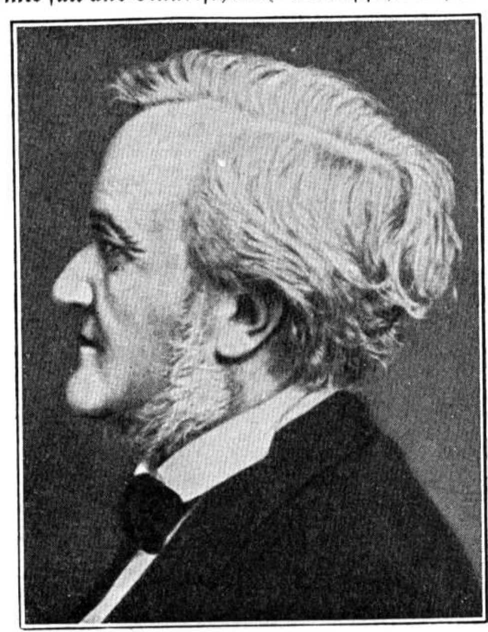
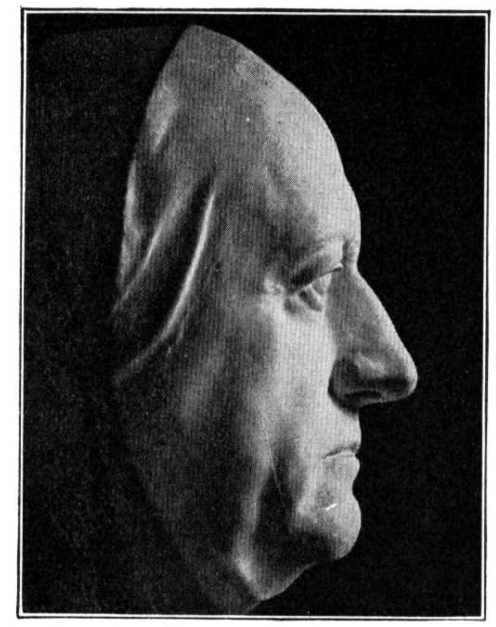


Abb. 444. Sachsen. Richard Wagner. 1813—1883. Nordisch-dinarisch. A: hell, H: hell



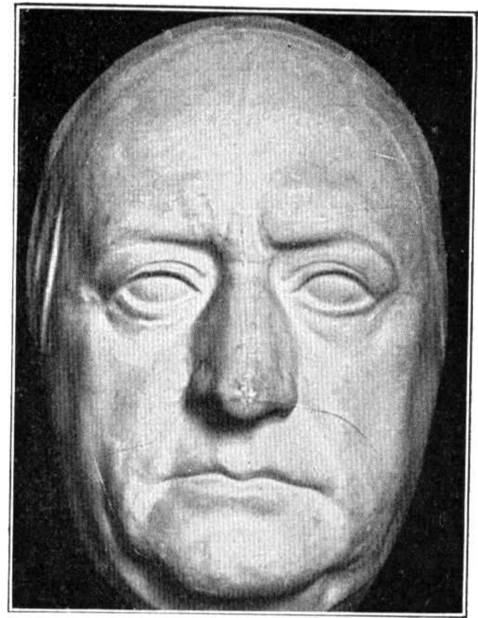


Abb. 445 a, b. Goethe. Maske nach dem Lebenden, 1815 in Weimar von Schadow abgenommen. Goethe war (nach Rauch) im Alter 1,74 cm hoch; H: braun, A: mischfarben mit blauem Rand. Nordisch-dinarisch

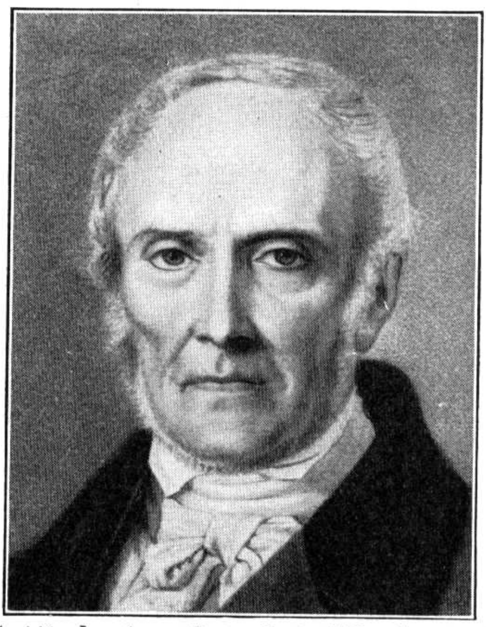
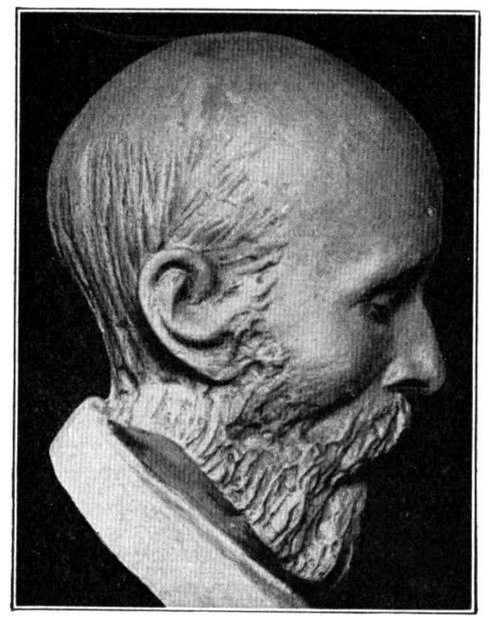


Abb. 446. Hamburg. Franz Ferd. Eiffe, Großkaufm. u. Senator, 1789—1856. Vorwiegend nordisch



Abb. 447. Berlin. v. d. Marwitz, preußischer General. 1777—1837. Nordisch



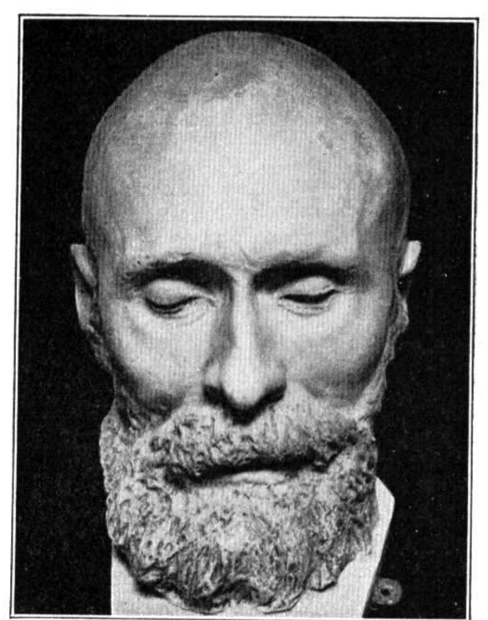
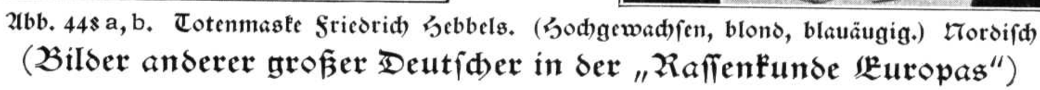


Abb. 448 a, b. Totenmaske Friedrich Hebbels. (Hochgewachsen, blond, blauäugig.) Nordisch



(Bilder anderer großer Deutscher in der „Rassenkunde Europas")

rade solche Geschlechter müssen im 19. Jahrhundert in großer Zahl ausgestorben sein. Die unverantwortlich niedrige Besoldung, welche der in Erbgesundheits- und Rassenfragen kurzsichtige, ja blinde Staat einer in leiblicher und seelischer Hinsicht so ausgewählten Bevölkerungsgruppe wie den Offizieren zukommen ließ, verhängte über diese ausgelesene, an nordischem Blut reiche Bevölkerungsgruppe Spätehe, Ehelosigkeit, erbgesundheitlich und rassisch sehr bedenkliche Geldheiraten, Beschränkung der Kinderzahl und die mit der Spätehe verbundene erheblich größere Gefährdung durch Geschlechtskrankheiten. Der Offiziersstand umfaßte in Deutschland vor dem Weltkriege etwa 40000 Männer. Die rassische und erbgesundheitliche Lage Deutschlands wäre anders, wenn Offiziersstand und höhere Beamtenschaft nicht kinderarm gewesen wären. Aber auch in den mittleren und unteren Berufen, in denen sich allem Anschein nach überdurchschnittlich viel nordisches Blut gesammelt hat und sammelt, so bei Volksschullehrern, Unteroffizieren, Polizeimannschaften, auch bei der seefahrenden Bevölkerung, haben Spätehe und Geburtenbeschränkung im 19. Jahrhundert um sich gegriffen, wie ja diese Gruppen — man denke nur an die an nordischem Blut so reiche Auslese der Reichswehr — auch heute noch zu den kinderarmen gehören.

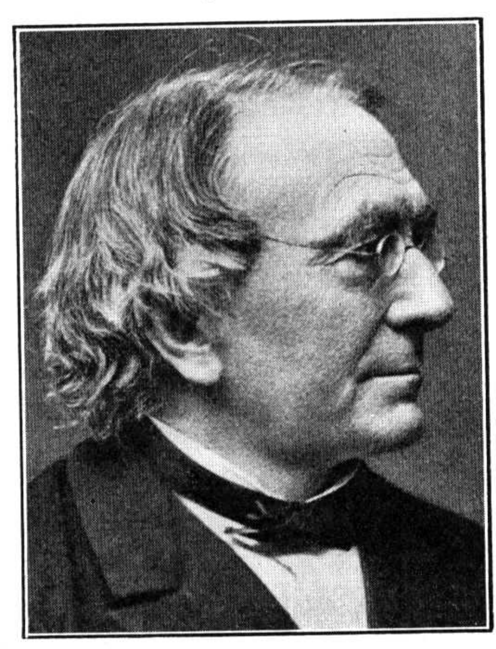


Abb. 449. Aurich. Rudolf v. Ihering, Rechtsgelehrter, 1818—1892. Nordisch — mit geringem fälischem Einschlag?

So haben verschiedenerlei Ursachen: Drang nach geistigen Gütern, Geltungsbedürfnis, sich ausdrückend in dem die Kinderzahl herabdrückenden „standesgemäßen Auftreten“, Wahl angesehener, aber mit verhältnismäßig niedrigem Erwerb verbundener Berufe, Spätehen, Ehelosigkeit von Priestern, Gelehrten, Künstlern usw. — solche Ursachen haben gerade in den nordischeren Schichten die Geburtenziffer bei wachsendem Wohlstand rasch erniedrigt. Man begegnet ja auch immer wieder vorwiegend nordischen Menschen, besonders nordischen Mädchen, die ihre ganze Kraft für soziale Tätigkeiten und Krankenpflege einsetzen — Tätigkeiten, die meist den nichtnordischen Bevölkerungsteil besonders begünstigen — und dabei ehe- und kinderlos bleiben. Die Steuergesetzgebung aller europäischen Staaten mit noch stärkerem nordischem Einschlag trifft gerade die Volksteile mit dem verhältnismäßig stärksten nordischen Einschlag am heftigsten. Am Geburtenrückgang sind innerhalb aller Stände am meisten die aufstiegfähigen und -verlangenden Familien, damit im allgemeinen die an nordischerem Blut reicheren Familien, innerhalb des Volksganzen am meisten die nordischeren Schichten, beteiligt.[1] Das nordische Blut wird, wie Grant sich einmal ausdrückt,

[1] Im Geburtenrückgang steht heute England an der Spitze, dann folgen Schweden, (Frankreich), Belgien, Deutschland, Holland, Schweiz, Österreich. Das vorwiegend dinarische Serbien steht am besten da. Frankreich erholt sich

mit Hilfe der Gesetzgebung weggesteuert. Gerade die infolge tüchtigerer Erbanlagen im Aufstieg befindlichen Familien des Mittelstandes werden zur Einschränkung der Kinderzahl am meisten gezwungen. Vordenklichkeit, Drang nach geistigen Gütern, Freude am Wettbewerb der Leistungen — solche nordischen Wesenszüge führen zur Geburtenverhütung, während die „Hoffnung auf Staatshilfe" (vgl. S. 229) den ostischen und ostbaltischen Menschen höhere Kinderzahlen ermöglicht. Umfragen haben ergeben, daß auch im Handarbeiterstande die aufstiegfähigsten Familien schnell aussterben. „Eine Umfrage unter freigewerkschaftlichen organisierten Arbeitern Thüringens und Sachsens ergab ein geradezu erschütterndes Bild."[1]

Der Rassenwandel innerhalb des deutschen Volkstums mußte sich im 19. Jahrhundert ebenso stark im Wandel des Schönheitsbildes bemerkbar machen. Man kann vielleicht sagen, daß gerade unsere Zeit oder schon die Zeit etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Geschichte des deutschen Volkes den Augenblick darstelle, wo sich auch im Schönheitsbild der Rassenwandel langsam vollzieht: die Abwendung vom Bilde des nordischen Menschen. Daß eine gewisse Abnahme der Geltung des nordischen Schönheitsbildes sich auch in den oberen Volksschichten schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts verfolgen läßt, habe ich in „Adel und Rasse" zu zeigen versucht. War auch schon frühzeitig — wann und von wo ausgehend? — im Volkslied das „schwarzbraune Mägdlein" besungen worden — in England entspricht dem „the nutbrown maid" — also da und dort einmal ein nicht-nordisches Schönheitsbild aufgestellt worden, so zeigen doch ältere volkstümliche Anschauungen, Erzählungen, Sagen, Märchen und Abbildungen deutlich die Vorherrschaft des nordischen Schönheitsbildes, das ja bei öffentlichen Anlässen wie Wandgemälden aus der Geschichte, Denkmälern, Münzen, Geldscheinen aller europäischen Länder, auch heute noch immer wieder durchbricht.[2] Es scheint, als ob in der Kunst das nordische Schönheitsbild (das bei der Darstellung bestimmter Einzelmenschen sich begreiflicherweise nicht immer durchsetzen kann) etwa bis zum Ende der romantischen Richtungen der deutschen Kunst gegolten hätte.

Der Impressionismus brachte dann den Beginn desjenigen Wandels, in welchem sich die Gegenwart befindet. Jetzt wurden zum erstenmal häßliche Menschen, d. h. nach bisheriger Anschauung zumeist: unnordische und mischlingshafte Menschen, „interessant" und darstellenswert befunden. Ja, man kann bei Betrachtung der Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart geradezu von einer gewissen Umstellung des bildnerischen Geschmacks auf ostische und ostbaltische, ja sogar auf ausgesprochen innerasiatische

---

aber in letzter Zeit deutlich — vorübergehend oder auf die Dauer? In Schweden haben die mindernordischen Gebiete die höhere Geburtenzahl (vgl. Flodström, Till frågan om rasskilnader inom Sveriges befolkning, Ymer, Heft 3, 1915).

[1] K. V. Müller, Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage, 1927.

[2] Auffallend ist ja auch, daß die Eheleute, die Kinder adoptieren wollen, bei den Adoptionsstellen ganz überwiegend nach blonden, blauäugigen Kindern anfragen, so daß unter den betr. Waisenkindern usw. Helle gar nicht genug vertreten sind. Eine Nachfrage nach ostbaltischen Kindern ist das nicht, da ostbaltische Züge von den meisten Deutschen noch immer als häßlich empfunden werden.

Züge sprechen. Am wenigsten macht sich dies heute vielleicht noch in der Bildhauerkunst bemerkbar. Schultze-Naumburg hat in seinem Buche „Kunst und Rasse“ (München 1927) dargelegt, wie sich die Kunst unserer Tage darin gefällt, ihren Menschenbildern möglichst unnordische, dazu krankhafte und fast tierische Züge zu verleihen. Der Geschmackswandel zeigt sich z. B. auch darin, daß sich unter den Bildern von Schauspielern und Schauspielerinnen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und auch noch der darauffolgenden Jahrzehnte eine so große Anzahl von Bildnissen nordischer oder vorwiegend nordischer Menschen finden, wie sie die heutige Bühne nicht mehr zeigt. Mir ist sogar aus der Zeit des herrschenden Naturalismus der Fall bekannt, daß eine vorwiegend nordische Schauspielerin einmal Anstellungsschwierigkeiten deshalb begegnete, weil sie, deren Begabung man nicht leugne, nicht häßlich sei. Zu solchen Wandlungen des Geschmacks hat besonders der sog. Naturalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts beigetragen.

Mit dem Wandel des Geschmacks geht immer ein Wandel der Auslese einher: beides steht in Wechselwirkung und steigert sich gegenseitig. Es fällt auf, wie viele nordische oder vorwiegend nordische Frauen heute unverheiratet bleiben, während andrerseits Mädchen ostischer und ostbaltischer Art heute meist schon sehr früh geheiratet werden. (Das scheint mir besonders für Wien bezeichnend zu sein.) Dem mag auch dies zugrunde liegen, daß gerade das Weib ostischer und ostbaltischer Rasse öfters einen gewissen Jugendreiz (beauté du diable) besitzt, einen wohl häufig stark sinnlich wirkenden Reiz, der ihm etwa zwischen dem 17. und 23. Lebensjahr anhaftet, bevor es dann verhältnismäßig früh altert. Menschen mit ausgesprochen ostischer Geschmacksrichtung scheinen heute nicht selten zu sein. Eine gewisse Umstellung des Geschmacks auf ostische und ostbaltische Züge wurde S. 289 erwähnt. Zur Ausmerzung der nordischen Rasse mag im heutigen Leben weiter beitragen, daß das nordische Weib vielfach ein gemessenes, strenges und überlegeneres Seelenleben zeigt, daß auch seine leibliche Schönheit weniger „reizt“, da das nordische Weib gerade in den für die Rasse bezeichnenden Fällen vielfach „kühler“ zu sein scheint, mindestens schwieriger zu gewinnen. Die Zeitumstände haben es aber vor allem in den größeren Städten mit sich gebracht, daß der Geschmack bei der Gattenwahl mehr auf das Gefällige und Bequeme oder auf das Nur-sinnliche gerichtet ist als auf diejenigen Eigenschaften, welche für das nordische Weib bezeichnend scheinen. —

+

Solche Betrachtungen über Geschmackswandel und Zeitgeist mögen dazu überführen, daß in diesem Schlußabschnitt einmal ein weiterer Umblick zu erreichen versucht wird, ein Umblick, der über das Wissenschaftliche hinaus die Betrachtung der Wechselwirkungen zwischen Rassenwandel und Zeitgeist ergeben soll. Da zeigt sich denn in großen Umrissen sehr deutlich, wie tatsächlich auf allen Gebieten das 19. Jahrhundert ein eigentliches Mischlingszeitalter eröffnet hat. Der Wandel im Kunstgeschmack ist erwähnt worden. Man kann wohl sagen, daß fast auf allen Gebieten die

nach der Romantik eingeschlagenen Geistesrichtungen vom nordischen Wesen hinwegleiten mußten. Ein Teil der seelischen Eigenschaften des nordischen Menschen wird im Laufe des 19. Jahrhunderts vielfach „unpraktisch" für denjenigen, der „vorwärts kommen" will. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Schlagwort, das in jenem Zeitgeschlecht der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts aufkam, in jenem Geschlecht des „jungen Deutschlands", der Heine, Börne, Gutzkow, Büchner usw. Die Literaten damaliger Zeit pflegten von vielen als nicht-„geistreich" verachteten Menschen spöttisch und mitleidig zu sagen: „Kein Talent, doch ein Charakter." — Was durch ein solches Wort als Talent gepriesen wurde und heute noch oft gepriesen wird, ist der sog. geistreiche Mensch, der Mensch, der den welschen esprit als hohen Wert achtet und pflegt, der Mensch zugleich, der als „interessant" gilt und gelten will, als schillernd und beweglich, als „wandlungsfähig" oder „entwicklungsfähig". Ist dieser Mensch nicht zugleich der eigentliche Mischling oder mindestens doch der unnordische Mensch? — Was in dem mitgeteilten Wort als „Charakter" mißachtet und bemitleidet wird, das ist der einfache, gerade Mensch, der Bauer, der Mensch der Stäte, der klaren Willensrichtung, des festen Urteils und der Wandellosigkeit — mit all dem zugleich am ehesten der nordische und der fälische Mensch.

So mag dieses Wort den Augenblick anzeigen, in welchem das Zeitalter sich seelisch vom nordischen Wesen und überhaupt von jeder bestimmten seelischen Richtung abwandte, und zugleich leiblich der Allvermischung entgegen ging. Die Welt des 19. Jahrhunderts entstand, eine eigentliche Mischlingswelt. Immer mehr wandte man sich ab von den klargefügten, einheitlichen Anschauungen der früheren Geschlechter. Der Mensch wurde entwurzelt, er geriet in die Welt der Großstadt und hatte den tausenderlei verwirrenden Einflüssen keine bestimmte Artrichtung mehr entgegenzusetzen, und der Geist der Großstädte wurde in ganz Mittel- und Westeuropa herrschend.[1] Dieser Geist löste im Laufe des 19. Jahrhunderts auch die Glaubensbindungen auf, die bis dahin fast das ganze Volk (bis auf einige mehr oder weniger einflußlose „Freigeister") bestimmt hatten. Es ist aber auffällig, wie die Lösung einer Glaubensbindung, falls ihr nicht die Bindung durch eine neue, den seelischen Erbanlagen der betreffenden Menschengruppe entsprechende neue Glaubensform folgt, mit einer Verminderung der Geburtenziffer übereinstimmt. Da sich die Bindung durch den Glauben innerhalb der protestantischen Kirche am meisten lockerte, bildete sich im 19. Jahrhundert auch der bedeutungsvolle und zur Entnordung stark beitragende Unterschied aus zwischen der niedrigeren Geburtenziffer der Protestanten und der höheren Geburtenziffer der Katholiken, die sehr bald die zahlenmäßige Verteilung der beiden Bekenntnisse entscheidend ändern muß. „In den evangelischen Gebieten Nordwestdeutschlands reicht die Kinderzahl der selbständigen Landwirte schon heute nicht mehr zur Erhaltung

[1] Was die Großstadt rassisch bedeutet, dazu genügt es, einen Satz anzuführen, den die „Deutsche Allgemeine Zeitung" (7. März 1924) bringt bei ihrer Mitteilung über einen Ball, den Angehörige der vorwiegend vorderasiatischen Kaukasusvölker in Berlin gaben: „Unter den dunkelhaarigen Kaukasiern befanden sich viele blonde Mädchen, die mit Hingebung tanzten."

der Familien aus."[1] — „Die Fortpflanzung der Bremer Familien der Nachkriegszeit reicht zur Bestanderhaltung nicht mehr aus, sondern ergänzt nur etwas mehr als die Hälfte des gegenwärtigen Bestandes."[2] Da die verhältnismäßig nordischsten Gebiete Deutschlands im großen und ganzen zugleich die protestantischen sind, da zudem die Protestanten sich verhältnismäßig mehr in den oberen Volksschichten finden, zeigt sich die Entnordung so auch in Wechselwirkung mit Wandlungen des Glaubenslebens.

Aber nicht nur in Glaubensdingen, sondern überhaupt auf allen Gebieten ging das 19. Jahrhundert auf eine Lösung der geschichtlich-erwachsenen Bindungen aus, in allen Dingen den Einzelmenschen betonend und schließlich auch den fragwürdigsten Menschen ein Gefühl ihrer Besonderheit, ja Einzigartigkeit erweckend.[3] Es ist sehr bezeichnend, daß fast alle geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts schließlich den „differenzierten", d. h. den uneinheitlichen, geistreich oder geistreichelnd zwiespältigen Menschen am höchsten werteten. Die sog. seelische Zerrissenheit erhielt einen hohen Marktwert. Es ist bezeichnend für das 19. Jahrhundert, daß es schließlich geradezu „problem"-süchtig wurde. Es gab nichts, was jetzt noch eigentlich feststand, alles wurde „Problem". Die Menschen fanden keine aus reiner Artung und aus entschiedenem Artwillen stammende Entscheidung mehr in den Dingen des sittlichen Urteils, des Geschmacks und überhaupt der Weltanschauung. Hatten die Frühzeiten nordisch-bedingter Gesittungen mit ihren Heldendichtungen, mit dem Mahabharata, der Ilias, dem Beowulf, den Isländergeschichten, dem Nibelungenlied, geradezu erzieherisch gewirkt, indem sie als Wunschbild und Vorbild und zumal auch als Vorbild für die Gattenwahl den Helden ihres Stammes vor jedem neuen Geschlecht aufstellten; so schien es jetzt für die Dichtung und Geschichtsschreibung nichts Anziehenderes zu geben, als die Schilderung der „Symptome des Untergangs". Man verfolgte eingehend den allmählichen Untergang eines Geschlechts, die allmähliche Selbstzersetzung eines Menschen, man schilderte immer wieder den haltlosen Menschen, der sich nie entscheiden kann und oft mit irgendeiner Flucht sein Leben endet („Gabriel Schillings Flucht"). Romane erschienen, deren Titel schon darauf hinwiesen, daß hier ein Mensch „zwischen den Rassen" stehe. Es schien schließlich, als werde aller Untergang, alle Selbstzersetzung eines Unentschiedenen, alles Mischlingstum, jede Wurzellosigkeit, für die Darstellung unvergleichlich wertvoll, während jede Entschiedenheit, jede klare Geltung, jeder einheitliche, jeder reinrassige Mensch als langweilig, eng, „uninteressant" und einfältig angesehen wurde.

Dazu kam, der weiteren Entwurzelung und Verwirrung dienend, die einseitig-naturwissenschaftliche, dabei aber in lebensgesetzlicher (biologischer) Hinsicht recht flache Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts oder minde-

[1] Siemens, Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik, 4. Aufl. 1930.

[2] Lenz, Bemerkung zur Bevölkerungsbewegung in Bremen, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 20, Heft 3, 1928, S. 332—334.

[3] Vgl. auch die treffende Schilderung des „Einzigartigen" (des Individualisten) bei Clauß, Die nordische Seele (1923), S. 128.

stens der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und innerhalb dieser naturwissenschaftlichen Zeitanschauung die auch in unserer Zeit durchaus noch nicht überwundene übertriebene Betonung der Umwelteinflüsse, hervorgerufen durch den Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenschaften. So sah sich der Mensch schließlich im Geiste der herrschenden materialistischen Anschauungen als stoffbedingt, erklärte sich selbst aus der Zusammensetzung seiner Nahrung, lernte alles „naturwissenschaftlich" betrachten und vor allem alles „erklären". Diese Umwelt und Lebensweise erzeugte diese Menschen, jene Umwelt und Lebensweise jene Menschen. Kurzköpfe entstanden im Gebirge, dortselbst auch Lautverschiebungen; Langköpfe entstanden beim Ackern, Kurzköpfe beim Reiten. Das ganze menschliche Leben löste sich auf in eine Reihe von stofflichen Einwirkungen und Auswirkungen. Die sittlichen Werte wurden ihrer Entstehung und Wandlung nach „erklärt", die sittlichen Werte, wie sie für das eine Volk oder die eine Rasse galten, als Vorstufen zu der Entwicklung aus sittlichen Werten eines anderen Volkes oder einer anderen Rasse „erklärt" usw. In Kürze sah der Mensch sich selbst und alle Erscheinungen als „relativ" an; in der Naturwissenschaft begriff er sich als stoff-bedingt, in den Geisteswissenschaften als geschichtlich-bedingt. Schließlich begriff er seine eigenen und alle anderen „Überzeugungen" als ein Ergebnis aus „Entwicklungen" und als einzige Gewißheit hätte ihm, wenn er seine Anschauungen einmal folgerichtig ausgedacht hätte, eigentlich nur die bleiben können, daß die „Entwicklung" ohne irgendein Zutun von selbst von „Fortschritt" zu „Fortschritt" führe, da durch Ausmerzung der Unangepaßten sich alle Lebewesen immer mehr anpassen würden.

Es ist hier nicht so sehr die Frage, ob die beschriebene Forschungsrichtung den richtigen oder den falschen Weg geführt hat, jedenfalls hat die für das 19. Jahrhundert so bezeichnende oberflächliche Verbreitung naturwissenschaftlichen Wissens — bei gleichzeitiger Zurückdrängung der philosophischen Besinnung und Auflösung der Glaubensbindungen — viel dazu beigetragen, die überlieferten und als Überlieferung nordisch-bedingten Anschauungen zu beseitigen. Wohl standen der Naturwissenschaft wie den Geisteswissenschaften auch Wege offen zur Betrachtung der Rassenfragen, ja sogar zur Ausbreitung mancher sich aus dieser Betrachtung ergebenden Lehren. Aber die Zeitströmung hatte eine entgegengesetzte Richtung genommen; mindestens betonte man rassenkundliche Erkenntnisse nicht. Der Zeitgeist war der Betrachtung rassischer Zusammenhänge abhold und hatte den Menschen durch „individualistische" Gedankengänge so vereinzelt und aus jeder Verwurzelung so herausgelöst, daß die Betrachtung der weiten Zusammenhänge der Geschlechterfolge, der Vererbung, der Rassenkreuzung, ebenso unzeitgemäß war wie die Versenkung in die Zusammenhänge des Einzelmenschen mit seinem Volkstum oder die Zusammenhänge von Rasse und Volkstum oder irgendwelche ernstere Betrachtung der menschlichen Gemeinschaftsformen überhaupt. Der Mensch des 19. Jahrhunderts fühlte sich, wenn er überhaupt andere als stoffbedingte Zusammenhänge zugab, schließlich nur noch als Einzelmensch für sich selbst verantwortlich, ja er steigerte sein Einzelmenschentum mit Wörtern wie „Individualismus" oder

„Persönlichkeitskultur" („Sei du") zu laut-auftretenden Weltanschauungen. Gänzlich verloren war jetzt alles Verantwortungsgefühl des einzelnen gegenüber dem Geschlecht, aus dem er stammte oder gar der Rasse, der er angehören mochte. Die Betrachtung des Wesens des Volkstums war unzeitgemäß; man sah höchstens noch den Staat und diesen meist nur als eine Art Wirtschafts- und Verwaltungsgebiet.

Gleich wichtig waren nun einheimische und fremde Gesittungsgüter, ja das „Exotische" wurde schließlich besonders gepflegt und gewertet. Ein Durcheinander und eine wirre Folge der Stile begann, und man konnte „asiatisch" fühlen und malen, konnte die Baustile aller Völker und Zeiten verwenden. Das Fremdeste wirkte schließlich als der größte Reiz, indessen das Heimische als reizlos und langweilig galt. Man wechselte seine Hinneigung zu fremden Gütern rasch. Bei all dem mußten den Menschen gerade die Eigenschaften hindernd im Wege stehen, welche eigentlich nordisch sind: die Besonnenheit, das ruhige Urteil. Jetzt mußte der nordische Mensch selbst unzeitgemäß werden. Das seinem urteilsuchenden Wesen gerade entgegengesetzte „Zeitalter der Presse" war herrschend geworden. Man hat es oft beobachtet und oft beklagt, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in unserer Zeit immer wieder geistig bedeutende Männer dem eigentlichen Leben ihres Volkes fern geblieben seien, diesem ihre Einsichten vorenthalten hätten und sich irgendwie hinter gelehrter oder sonstiger beruflicher Arbeit fast verborgen hätten. Waren das nicht in vielen Fällen Männer nordischen oder fälischen Wesens, die mit der hastenden Ziellosigkeit eines Zeitalters, das nie zu einem klaren Urteil kam, nicht mitleben konnten? Gerade nordische und fälische Menschen mußten sich wohl vielfach vor dem Schwall eines Zeitalters zurückziehen, das schließlich aus einer „Umwertung aller Werte" in die andere stürzte.

Dieses bezeichnende Schlagwort des 19. Jahrhunderts war bei Nietzsche nicht etwa irgendwie auflösend oder rassisch zersetzend gemeint; im Gegenteil: von Nietzsche hätte geradezu eine erbgesundheitliche und nordrassische Wiederbelebung ausgehen können („Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf. Dazu diene dir der Garten der Ehe"), wenn seine Weltanschauung schon grundsätzlich mehr gewesen wäre als eine Betonung des Einzelmenschentums.[1] Aber die Umwerter fingen an, sich zu drängen und zu verdrängen, nachdem einmal ein solches Schlagwort gefallen war, und was „umgewertet" wurde, entwertet wurde, war vielfach das Ererbte, das Arteigene, war sehr oft die nordische Artung und Anschauung selbst.

Ein Fichte hatte noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus nordischem Geist gesagt, Charakter haben und deutsch sein sei gleichbedeutend, und hatte den Sinn der Deutschheit im Streben nach nordisch-germanischem Geist

[1] Hätte sich Nietzsche nicht seit dem Bruch mit Richard Wagner von dessen Anschauungen so leidenschaftlich abgekehrt, so wäre er vielleicht einer der einflußreichsten Erwecker des rassischen Ertüchtigungsgedankens geworden. In der Verzerrung der „Blonden Bestie" ist sogar der Nordische Gedanke bei ihm spürbar. Wie er aber um ein neues Zielbild vom Edlen Menschen gerungen hat, zeigt Hildebrandt, Wagner und Nietzsche. Ihr Kampf gegen das 19. Jahrhundert, 1924.

gesehen. Jetzt war diese Bahn längst verlassen. Es kam ein Menschenbild auf, welches anzeigt, daß ein Mischlingszeitalter hereingebrochen war, und dieses Menschenbild fand und findet weiteste Empfehlung: „Der Dostojewskijsche Mensch." Die Betrachtung dessen, der ihn gezeichnet hat, des großen Dostojewskij, tut hier nichts zur Sache. Was in diesem Zusammenhang wichtig ist, das ist die Geltung desjenigen Menschenschlags, welcher der Dostojewskijsche Mensch genannt worden ist. Er ist entsprechend seiner russischen Heimat der eigentliche Mischling, in dem ostbaltische, nordische und innerasiatische Art sich kreuzen, sich widersprechen, sich gegenseitig bekämpfen und wieder verbinden. Der Dostojewskijsche Mensch ist der „interessanteste" Haltlose, den die artverwirrten Menschen des gegenwärtigen Zeitalters finden konnten, denn all die Haltlosigkeiten und wirren Weitschweifigkeiten dieses Menschenschlags haben zugleich den Anschein besonderer „Tiefe" des Empfindens.

Der Dostojewskijsche Mensch, den das Zeitalter so wichtig nahm und nimmt, findet als Mischling immer mehrere Möglichkeiten des Empfindens und Handelns in sich oder aber: sein ostbaltisches Blut bewirkt plötzliche Stimmungswechsel. Er ist morgens ein anderer als abends, er demütigt sich heute bis in den Staub, sich als Elenden und als Schwächling bezichtigend, und morgen überhebt er sich, indem er Gott und die Welt verlästert; beides gilt heute auch als Kennzeichen des „religiösen Menschen". Als „religiöser Mensch" wird ja in neuzeitlichen Anschauungen oft der betrachtet, der es betont und durch seine Handlungen zu bekräftigen sucht, daß zwischen Sittlichkeit und Religion keinerlei Beziehungen walteten. Diese — in philosophischer Betrachtung wichtige — Scheidung dient aber dem „russischen Menschen" vielfach dazu, seine aus Zwiespältigkeit kommenden Handlungen, die er selbst nachträglich in einer anderen Stimmung oft nicht mehr begreifen kann, als einen Ausdruck gottgewollter Wirrnis zu deuten. Aus all solcher Wirrnis aber soll ihn schließlich die „Liebe", diese Liebe des „russischen Menschen", befreien und lösen. Was aber hier Liebe und Menschheitsliebe genannt wird, trägt wieder das Kennzeichen artverwischender Allverzeihung und grenzenlosen Allverstehens, Kennzeichen des richtungslosen Mischlingstums und Kennzeichen der Entartung, an sich. Meist ist die „Dostojewskijsche Liebe" für einen Menschen, der entschieden zu leben trachtet, mit einem solchen Mangel an Abstandsgefühl verbunden, daß sie beleidigend wirken muß. Dieser wirren „Liebe", wie diesem weitschweifigen „Menschentum" haftet durch das ostbaltische Wesen und das Mischlingstum, aus dem sie stammen, immer eine gewisse Unentschiedenheit und Grenzverwischung an, die jeglichen Drang zur Ertüchtigung eines einzelnen und eines Volkes verkümmern lassen müssen. Hermann Hesse hat in seinem Buch „Der Blick ins Chaos" (1920) auf das Herannahen dieses „russischen" Menschentums hingewiesen. Er mußte, da ihm die rassischen Bedingungen solcher Wandlungen nicht bewußt geworden sind, dem sich anzeigenden „Chaos" gegenüber zu einer schwächlichen Verzichtstimmung kommen.

Zur Verwirrung der Geistesrichtungen des neuzeitlichen Lebens trägt auch das in Europa zerstreut wohnende Judentum bei. Eine Reihe von

Juden und Judenmischlingen, letztere „scheinbar von Natur disäquilibrierte Menschen“,[1] beeinflussen in entscheidender Weise das geistige Leben Europas gerade in unserer Zeit; der jüdische Schriftsteller Weininger führt aus: „Jüdisch ist der Geist der Modernität, von wo man ihn betrachtet“,[2] und der jüdische Schriftsteller Goldstein: „Die deutsche Kultur ist zu einem nicht geringen Teile jüdische Kultur.“[3] Abgesehen davon aber, daß heute das Judentum, wie die jüngste Vergangenheit immer deutlicher erwiesen hat, die öffentliche Meinung Europas beherrscht, muß schon das Durcheinanderwohnen eines blutmäßig so bewußten Volkes wie des jüdischen mit den rassisch unaufmerksamen europäischen Völkern fortwährend eine Ablenkung der nichtjüdischen Völker von dem ihnen arteigenen Geist zur Folge haben. Verwirrung muß immer neu entstehen, und immer wieder muß sich das Judentum so erweisen, wie es der jüdische Schriftsteller Buber sieht, nämlich als „ein Keil, den Asien in Europas Gefüge trieb, ein Ding der Gärung und der Ruhestörung“.[4] Beim Durcheinanderwohnen der Nichtjuden und der Juden innerhalb Europas und vor allem innerhalb Mittel- und Westeuropas stören sich beide Artungen gegenseitig an der Entfaltung ihres arteigenen Wesens, und es ist klar, daß die Nichtjuden den blut- und zielbewußten Juden gegenüber die Mindergeschützten sind, weil sie die minder Blutbewußten sind. So stellen z. B. jüdische Männer Weltanschauungen auf, die dem Judentum arteigen, dem Nichtjudentum artfremd sind. Da aber fast jede Anschauung mit dem Anspruch auftritt, allgemeingiltig zu sein, so muß Verwirrung entstehen, wo immer solche Anschauungen durch Presse und öffentliche Meinung als maßgebend bezeichnet werden. Umgekehrt werden aber auch dem an sich rassenseelisch geschützteren Judentum durch seine Zerstreuung über ganz Europa europäische, d. h. ihm artfremde Anschauungen eingepflanzt. Die Folge muß wieder Verwirrung sein. Man kann wohl sagen, daß zur Entwurzelung und Artlosigkeit der Gegenwart der äußerst regsame und vom Artstandpunkt aus vorbildlich umsichtige jüdische Geist viel dazu beigetragen hat und beiträgt, immerfort fremde Wertungen in Europa durchzusetzen. Gerade das Fremde aber empfindet der entwurzelte Mensch der Gegenwart als die stärkste Anziehung, die ihm bleibt. Eingehender werden diese Erscheinungen erörtert in dem Abschnitt „Einwirkungen jüdischen Geistes“ der „Rassenkunde des jüdischen Volkes“ (1930).

Es ist hier weniger die Frage, ob die erwähnten zeitgemäßen Anschauungen „falsch“ oder „richtig“ seien; nur das Verhältnis des Zeitalters zu den Dingen des Blutes, der Rasse und der Volkheit soll hier betrachtet werden, und da ergibt sich deutlich, daß die meisten Gegenwartsanschauungen geradeswegs hinwegleiten von einer Erkenntnis der Rassenfragen. Die Unaufmerksamkeit einer Menschengruppe auf die Fragen des

[1] Sombart, Der proletarische Sozialismus, 1924.

[2] Weininger, Geschlecht und Charakter. 1919.

[3] Kunstwart, März 1910. Man wird gegenüber diesem gewiß der wirklichen Lage entsprechenden Satz jedoch einwenden können, ob etwas „Kultur“ genannt werden kann, was weder recht deutsch, noch recht jüdisch ist.

[4] Buber, Die jüdische Bewegung. 1916.

Blutes bewirkt aber deren allmähliches Unterliegen. Dem neuzeitlichen Menschen ist durch den Zeitgeist jedes Gefühl genommen worden für das schicksalshafte Hineingeborensein in einen weiten Zusammenhang der werdenden und vergehenden Geschlechter, des ihm eigenen Volkstums und der dieses Volkstum bedingenden Rassenteile. So ist dem neuzeitlichen Menschen auch das Verantwortungsgefühl zersetzt in den Fragen der Gattenwahl und all jener Zusammenhänge von Vorfahren und Nachkommen. Eine Verantwortung gegenüber dem Geschlecht oder der Rasse, aus denen ein Mensch stammt, oder gegenüber der Nachkommenschaft, die aus einer Ehe stammen wird, erkennt der Zeitgeist nicht an, gegenüber dem schlagwörtlichen „Recht der Liebe". Die Anschauung besteht, „daß die Ehe eine bloße Privatangelegenheit des einzelnen darstelle, während ihr doch eine grundlegende sozialhygienische Bedeutung für Volk und Staat zukommt".[1] Platon hatte klar gesehen: „Für jede Ehe soll als Wahlspruch einzig dieser gelten, daß jeder gehalten ist, eine dem Staat segensreiche, nicht eine für seine eigene Lustbegier besonders erwünschte Ehe einzugehen."[2] So verwirft Platon vor allem die Geldheiraten, denn „die jungen Eheleute, Mann und Frau, müssen darauf bedacht sein, dem Staate so schöne und treffliche Kinder wie nur möglich darzubieten". Man heiratet aber vor allem in unserer Zeit und oft um des Geldes willen in Familien hinein, in denen bei einiger Aufmerksamkeit erbliche Krankheitsanlagen bedenklicher Art nachzuweisen wären, und niemand achtet bei der Gattenwahl auf Rasse und Rassenmischung des betreffenden Menschen. Während jeder Bauer auf Rasse und Erbanlagen bei jeder Haustierart achtet, scheint eine Aufmerksamkeit auf solche Dinge, auf Rasse und Erbanlagen, sobald es sich um den Menschen handelt, irgendwie für „unzart" gehalten zu werden gegenüber der „Liebe", welche die Mehrzahl der Ehen stifte. Gustav Frenssen erwähnt einmal eine Ehe, die allem Anschein nach ein leiblich und seelisch nordischer Mann mit einer der Rasse nach ostischen, der erbgesundheitlichen Veranlagung nach minderwertigen Frau geschlossen hat, und knüpft daran Betrachtungen, die auf die Hilflosigkeit der Gegenwart in allen Fragen der Rasse und der Vererbung hinweisen sollen:

„Mein Nachbar in meiner Heimat, der Taglöhner F., war in seiner Jugend ein feiner schmucker Mensch, schmal und schlank von Figur, sehr edel von Gesicht. Als er zweiundzwanzig war, sollte ein Mädchen von ihm Mutter werden, das eine plumpe Figur hatte, und von so dumpfem, unordentlichem Wesen war, daß er sich kaum mit ihr sehen lassen konnte. Jung und unerfahren und von vornehmer Gesinnung, wußte er sich keinen anderen Rat, und heiratete sie. Von da an war er vierzig Jahre ein Mensch, der einen schweren Block am Bein mitschleppte; er hatte ein langsames, trübes, schwungloses Leben neben ihr. Er sprach nie darüber; er sagte nur einmal, als wir auf seinen Lebensweg zu sprechen kamen mit schwerer, seltsam bewegter Stimme wie ein Bekenntnis: ‚Ick bün in mien Jugend to

[1] Stigler, Die volksgesundheitliche Bedeutung einer staatlichen Ehevermittlung. Wiener Medizinische Wochenschrift, 38. 1918.

[2] Vgl. Günther, Platon als Hüter des Lebens, 1928, S. 24.

Schaden kam', war aber viel zu scheu und zu vornehm, auch nur anzudeuten, wodurch. Ich aber wußte es durch seinen Bruder.

„Damals, als dieser Mann dies Wort sagte, meinte ich noch, sein Fall sei ein einzelner; aber nun sah ich schon viel, meistens Männer, aber auch Frauen, die auf dieselbe Weise ‚to Schaden kamen sünd'. Heute habe ich ein Paar trauen müssen, da wird die Frau zu Schaden kommen; denn sie selbst ist ein breiter, tüchtiger Mensch; ihr Partner aber wird zeitlebens ein Knabe bleiben. Die Kinder lernen fast alle, eine gute von einer minderwertigen Kuh zu unterscheiden, und reden auf dem ganzen Gebiet der Haustiere sehr gern und sehr klug von ‚Rasse'. Aber für die Kunde von ihrem eigenen Geschlecht, dem Menschenvolk, dem Menschentier, haben sie keine Augen. Sie sehen und wissen nichts von Familie und Rasse innerhalb ihres Dorfes oder ihrer Landschaft, und der Staat, das große schwerfällige dumme Muttertier, hilft ihnen weder in der Schule noch nachher im Leben zu solcher Kenntnis, die von allen die wichtigste ist."[1]

So urteilt auch der „ehrwürdige Richter" in Goethes „Hermann und Dorothea" (Siebenter Gesang):

> „Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde,
> sowie Schafe, genau bei Tausch und Handel betrachtet;
> aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
> und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
> diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein
> und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen."

Es ist richtig: Kaum ein Mensch unserer Zeit wird in seiner Erziehung über die Bedeutung der Rassen und der Vererbungsgesetze belehrt. Die wenigen Menschen, die sich um solche Zusammenhänge kümmern — um Zusammenhänge, deren Betrachtung doch jedem einzelnen und jedem Volk zu den wichtigsten Angelegenheiten gehören müßten —, sind Forscher der Rassenkunde (Anthropologie) oder der Vererbungsgesetze und der sog. Rassenhygiene (Erbgesundheitsforschung). Eine ganze Wissenschaft, die „Rassenhygiene" — ich möchte sie lieber Erbgesundheitslehre nennen, vgl. S. 18 — ist erstanden, geeignet, die wichtigsten Einsichten zu vermitteln, aber ihre Forschungsergebnisse sind bisher zumeist Lehrstoff für die Kreise der Hochschulen geblieben, und oft noch nicht einmal in diese Kreise eingedrungen, geschweige denn ein Teil der Besinnung jedes einzelnen oder etwa nur der sog. führenden Kreise eines Volkes geworden.

+

Der zweite Abschnitt hat darauf hingewiesen, wie die Erbgesundheitsforschung (Rassenhygiene) nicht unmittelbare Beziehungen zur Rassenkunde hat. Aber die Ergebnisse erbgesundheitlicher Forschung vermitteln so viel Einsichten in das rassisch-bedingte Leben und in den Rassenwandel der Völker, daß auch in diesem Buch immer wieder auf den Forschungszweig der Erbgesundheitslehre hingewiesen werden muß. Für Europa beschämend

[1] Frenssen, Grübeleien, Berlin 1920.

ist die Feststellung, daß in Nordamerika die Erbgesundheitslehre (Eugenics) schon breit ins Volk gedrungen ist. Die erbgesundheitlichen Gesetze (eugenetic laws), die dort erlassen werden, zeigen mindestens den ernsten Willen, die Ergebnisse erbgesundheitlicher Forschung der Ertüchtigung des ganzen Volkes dienstbar zu machen. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; das Buch von v. Hoffmann „Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (1913) berichtet über die amerikanischen Verhältnisse in sehr aufschlußreicher Weise. Im Gegensatz dazu zeigt sich, wie gering die rassenhygienischen Kenntnisse gerade im heutigen Deutschland sind. An verantwortungsvollsten Stellen kann man Menschen antreffen, die vom Bestehen der ganzen hier in Frage kommenden Forschung gar nichts wissen, während in den Vereinigten Staaten die Beschäftigung mit den Fragen der Erbgesundheitslehre vielfach schon ein Ausdruck der Vaterlandsliebe geworden ist. „Die Rassenhygiene ist heute in den Vereinigten Staaten an nicht weniger als 44 Universitäten und Hochschulen als Unterrichtsfach eingeführt" (Lundborg). Der gesetzgeberische Mut, der in den Vereinigten Staaten aus der aus erbgesundheitlicher Einsicht stammenden Verantwortung folgt, wird den europäischen Staatsleitungen zum Vorbild dienen können. Wieviel zu tun ist und wie blind der Zeitgeist all diesen Dingen gegenübersteht, ergibt sich oft mit Entsetzen demjenigen, der in die Erbgesundheitsforschung eindringt. Wie wenig förderlichen Anteil — gemessen an der hohen Bedeutung der Aufgaben und an der großen Zahl derer, die befähigt und berufen wären, die Ergebnisse erbgesundheitlicher Forschung zu begreifen — wie wenig förderlichen Anteil finden aber Vereinigungen und Forschungsanstalten in Deutschland, die sich erbgesundheitliche Aufgaben gestellt haben! Es ist immerhin ein Anzeichen für eine beginnende Besinnung, daß nun die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" mit staatlicher Unterstützung ein Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (in Berlin-Dahlem) errichtet hat, dessen Leitung einem so berufenen Forscher wie Eugen Fischer übertragen worden ist (vgl. S. 19).

Hier kann die Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) als solche immer wieder nur gestreift werden, weil diese sich mit den einzelnen Rassen als solchen nicht eigentlich abzugeben hat und sich bisher bei ihnen auch wenig aufgehalten hat. Erst das öfters erwähnte Werk von Baur-Fischer-Lenz betrachtet auch die Fragen des Rassenwandels innerhalb der europäischen Völker und das Wesen der einzelnen Rassen als solcher in der Erkenntnis, die in der Einleitung so ausgedrückt ist: „Wenn wir nicht wissen, welche verschiedenen Rassenbestandteile ein Volk zusammensetzen, nach welchen Gesetzen die Rassenunterschiede und die zahllosen Unterschiede der Einzelmenschen vererbt werden und wie Auslesevorgänge auf ein Volk einwirken, tappen wir mit allen Betrachtungen über die Wirkung von sozialen und politischen Einflüssen auf die Beschaffenheit eines Volkes völlig im Dunkeln. Ohne diese Kenntnis vorgenommene gesetzgeberische Eingriffe auf dem Gebiet der Bevölkerungspolitik und Rassenhygiene wären ebenso zu bewerten wie die gemeingefährliche Quacksalberei eines ungebildeten Laien."

Bisher war die Volksgesundheitslehre mancher Forscher und die hygieni-

schen Maßnahmen einzelner europäischer Staaten nicht mehr als „Massenzucht“ und keineswegs „Rassenzucht“ — so hat sich einmal Röse ausgedrückt.[1] Man trieb und treibt vielfach Volksgesundheitspflege nur im Sinne fürsorglicher Pflege alles Kranken und Schwachen. Soweit konnte auch der „Menschheitsgedanke“ des Zeitalters auf diese Dinge eingehen. Einer solchen „hygienischen“ Bestrebung kommt es vor allem darauf an, die staatliche, die soziale Fürsorge über alle Menschen auszudehnen. Sie betrachtet den Menschen zuerst als Einzelmenschen, der gepflegt werden soll, dann erst oder überhaupt nicht als Glied eines Volkstums und nie als Träger bestimmter Erbanlagen. Die Frage nach der Erbgesundheit und die nach der Rasse oder Rassenmischung des gepflegten Einzelmenschen wird dabei nicht gestellt oder geradezu ängstlich gemieden. Da diese Richtung der „Hygiene“ dem individualistischen Zeitgeist am meisten entspricht, wird auch die Erbgesundheitslehre, soweit sie ins Bewußtsein der öffentlichen Meinung eindringen konnte, als eine Tat der sozialen Fürsorge angesehen. So ist es in Europa vielfach und im Gegensatz zu den erwähnten amerikanischen Bestrebungen dahin gekommen, daß äußerst fürsorglich gepflegt werden: alle Schwachen, alle Menschen mit schlechten Erbanlagen, die Säufer, die Landstreicher, die Schwachsinnigen, ja die Arbeitsscheuen, die Dirnen und die Verbrecher. Fürsorglich gepflegt werden gerade die Menschen mit Erbanlagen, die auszumerzen wären, indessen die erbtüchtigen Menschen eben dadurch benachteiligt werden. In fast allen gemeinnützigen Unternehmungen (Krankenkassen, Konsumvereinen, Versicherungen usw.) bezahlt der erbtüchtigere Teil dauernd für den minder erbtüchtigen und schädigt dadurch eben das „Allgemeine“, d. h. das Gedeihen des Ganzen. Man weiß, daß die Nachkommenschaften eines schlecht veranlagten Paares dem Staat oft Millionen an Fürsorgegeldern kosten,[2] an Fürsorgegeldern, die eben der tüchtige Teil der Bevölkerung dauernd aufzubringen hat; aber der Zeitgeist ist dem „Menschheitsgedanken“ entsprechend ganz auf das „Mitleid“ mit dem einzelnen gerichtet und gar nicht auf die Verantwortung gegenüber dem Bluterbe eines Volkes. Man könnte die Zukunft des Abendlandes zuversichtlicher betrachten, wenn die hohen Summen, die heute von den Staaten, Gemeinden,

[1] Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 2 und 3. 1905/06.

[2] Dafür ein amerikanisches Beispiel, dem sich europäische zur Seite stellen ließen: „Eine amerikanische Landstreicherin, Ada Juke, hatte in wenig Generationen 2820 Nachkommen. Davon sind sehr viele Verbrecher aller Art, auch mehrere Mörder. Mehr als die Hälfte der weiblichen Nachkommen wurden Prostituierte. Die meisten Mitglieder dieses Geschlechtes waren nicht imstande, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und kamen in Armenpflege. Zur Zeit, als diese Statistik aufgenommen wurde — vor einigen Jahren erst — lebten noch 600 Schwachsinnige aus diesem Geschlecht in verschiedenen Anstalten. Man hat berechnet, daß den Vereinigten Staaten nur für diese eine Familie mehr als $2^1/_2$ Millionen Dollar an unmittelbaren Ausgaben für Gerichtskosten, Verpflegungskosten usw. erwachsen sind. Diese Kosten und all das Elend und Leid, welches dieses Geschlecht sich selbst und anderen gebracht hat, hätte mindestens zum großen Teil vermieden werden können, wenn die Stammutter Ada Juke an der Fortpflanzung verhindert worden wäre“ (Baur, Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie, Deutschlands Erneuerung, Maiheft 1922).

Kirchen und Sekten und von einzelnen „Mildtätigen“ für allerlei „Fürsorge“ ausgegeben werden, einmal zur Aufzucht von überdurchschnittlich tüchtigen Kindern verwandt werden könnten.

Dem Geist der Gegenwart entspricht es, den einzelnen Säufer, den einzelnen „Schwachen“ zu sehen, seine Kinder — diese Kinder mit gleich fragwürdigen Erbanlagen — zu bemitleiden, und nun womöglich nach dem Einzelfall ein Fürsorgegesetz zu erlassen, ein Gesetz, das den Ausnahmefall bedenkt und stets das Allgemeine, das Bluterbe des ganzen Volkes, übersieht. Der „Menschheitsgedanke“ sieht immer nur den Einzelmenschen, nie die Blutsgemeinschaft, nie das Volkstum und die künftigen Geschlechter. So entartet sein „Mitleid“ zur Förderung einer Züchtung alles Schwachen, Kranken und Haltlosen. Von dem zu Goethes Zeit noch in minder bedenklicher Weise verkündeten Gedanken der „Humanität“ fürchtete doch Goethe schon, daß „die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde“.[1] Die Gesetzgebung des gegenwärtigen Zeitalters ist meist nur Tagesgesetzgebung, ist der Versuch, dem Tagesbedürfnis und der Tagesnot der vielen Einzelmenschen „gerecht“ zu werden. Die Voraussicht fehlt, der Mut fehlt, die großen unerbittlichen Regeln des Völkerdaseins zu betrachten, die Verantwortung fehlt vor dem Künftigen. So ist die Gesetzgebung der Gegenwart eigentlich durch einen gewissen weiblichen Geist gekennzeichnet, durch die Geneigtheit, mitleidsvoll jede Ausnahme zu besehen und sich gütig bei ihr aufzuhalten, wo ein männlicher Geist um der Ertüchtigung des Ganzen willen zu einer Förderung des Erbtüchtigen vorschreiten müßte. Sicherlich galt bis ins 19. Jahrhundert hinein der Satz Goethes: „Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht, Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.“ Die Gegenwart aber scheint vielfach „Junge und Weiber“ zu einer Gesetzgebung bestellt zu haben, die in mancher Hinsicht stets das „Gute“ will und stets das Böse schafft, denn „der zeitgemäße Hauptfehler bei manchen unserer wohlmeinenden Menschheitsfreunde (philanthropists) ist deren unbedingte Abneigung, den Tatsachen ins Auge zu sehen, sobald solche Tatsachen grausam scheinen“.[2] Das Deutsche Reich gibt für die Fürsorge für Minderwertige jährlich einige hundert Millionen Mark aus, die Vereinigten Staaten etwa eine Milliarde Dollar. „Für angeborene Minderwertigkeit allein muß der Staat den weitaus größten Teil seiner Irrenhäuser und Besserungsanstalten, seiner Gefängnisse und Zuchthäuser und Polizeikasernen unterhalten, und ein ganzes Heer von Ärzten, Wärtern, Fürsorgebeamten, Kriminalpolizisten, Richtern und Scharfrichtern besolden.“[3] Die Kirchen und Sekten, besonders die Heilsarmee, geben weitere Summen für eine „Fürsorge“ aus, welche oft zur Fortpflanzungsbeihilfe wird. Im ganzen Abendlande geht eine „Züchtung des risikolosen Massenmenschen durch die soziale Fürsorge“ vor sich, wie Paulsen es einmal ausgedrückt hat.[4]

---

[1] Goethe, Jubiläumsausgabe 27, 16.
[2] Grant, The Passing of the Great Race, 1922.
[3] K. V. Müller, Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage, 1927.
[4] Vgl. Archiv für Rassen- u. Gesellschaftsbiologie, Bd. 21, 1929, S. 393 ff.

Nietzsche hat den Satz geschrieben: „Was fällt, das soll man auch noch stoßen.“ Es ist gewiß, daß eine Gesetzgebung aus solchem unerbittlichem Geist zur Ertüchtigung eines Volkes mehr beitrüge als eine Gesetzgebung, die immer nur der Pflege des Einzelmenschen und gar des Einzelmenschen mit schlechten Erbanlagen dient. Es handelt sich darum, die unerbittlichen Gesetze des Völkerlebens zu erkennen und schließlich unerbittlich nach ihnen handeln zu lernen. Das heißt: die Regel sehen. Eine auf Ertüchtigung gerichtete Gesetzgebung, eine Gesetzgebung aus dem Geiste Platons,[1] muß nach den Mitteln suchen, wie die Erbmasse jedes schlecht beanlagten Einzelnen, ohne daß dieser irgendwie in seinem Einzelleben geschädigt werde, aus dem Erbgang des Volkstums ausgeschieden werden kann.

Für eine Reihe von Krankheitsanlagen gilt ja, was ein sozialistischer Sozialhygieniker am Beispiel der Tuberkulose ausführt: „Erst wenn wir den Lungenkranken die Möglichkeit abschneiden, ihre körperliche Minderwertigkeit auf dem Wege der Vererbung weiterzugeben, dürfen wir ihnen Maßnahmen ärztlicher, pfleglicher, sozialhygienischer und wirtschaftlicher Art angedeihen lassen, ohne fürchten zu müssen, damit der Gesamtheit mehr Schaden als Nutzen zuzufügen.“[2] Eine einsichtige Staatsleitung darf nicht mehr die Fürsorge für Schwache, Kranke und Verbrecherische für diese zu einer Art Fortpflanzungsbeihilfe werden lassen. Fürsorge und Rechtsprechung werden erbgesundheitliche Gesichtspunkte gewinnen müssen.[3] Es gilt zu scheiden zwischen dem „Recht zu leben“ und dem „Recht, Leben zu geben“ (wie sich der norwegische Erbgesundheitsforscher Mjöen einmal ausdrückt). Die Gesetzgebungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in dieser Hinsicht vorbildliche Vorarbeiten geleistet. Bedenkt man die Zahlen der ungehemmter Fortpflanzung

---

[1] Vgl. Günther, Platon als Hüter des Lebens, München 1928.

[2] Grotjahn, Leitsätze zur sozialen und generativen Hygiene. 1922.

[3] Die altgermanische Rechtsprechung kann uns mit manchen Grundgedanken vorbildlich sein. Sie nahm leichter, was im Eifer und Zorn und jählings verübt war, schwer hingegen alles, was als „Neidingswerk“, d. h. als ein Ausfluß niederträchtiger Gesinnung erschien. Der „Neiding“ wurde als Entarteter aufgefaßt, als sicheres Zeichen der Entartung galt der Rückfall. Vom „Neiding“ suchte sich dann die Sippe zu reinigen durch die Todesstrafe. „Von der Grundauffassung des Neidingswerks als Entartungszeichen aus eröffnet sich uns das Verständnis des allgemeinen Zweckes, den die öffentlichen Todesstrafen bei den Germanen gehabt haben. Mit Vergeltung haben sie nichts zu schaffen, nichts auch mit Abschreckung, überhaupt nichts mit irgendeinem der Zwecke, die moderne Philosopheme der öffentlichen Strafe unterlegen. Durch die öffentliche Todesstrafe wollte die Gesellschaft so energisch als möglich ausmerzen, was aus ihrer Art geschlagen war. Die öffentliche Todesstrafe entsprang also dem Trieb zur Reinhaltung der Rasse.“ „Mit dem Trieb des Volkes zur Reinhaltung der Rasse vereinigt sich die Forderung der Gottheit, daß die von ihr stammende Rasse reingehalten werde“ (v. Amira, Die germanischen Todesstrafen. Untersuchungen zur Rechts- und Religionsgeschichte. Abhandl. d. Bayer. Akad. d. Wissensch. phil.-hist. Klasse, Bd. 31, 1922). — Auch bei anderen nordisch-bedingten Völkern wurde der Verbrecher als Entarteter angesehen. Die Hellenen sahen verbrecherische Handlungen als Ausfluß von Bösartigkeit (κακουργία) an, die Römer den Verbrecher als ein zu beseitigendes monstrum.

überlassenen Menschen mit sehr minderwertigen Erbanlagen, so wird man Maßregeln fordern müssen, welche allen „Fürsorge"anstalten — welche heute viele minderwertig veranlagte Menschen so weit „ausbilden", daß sie entlassen und damit zur Fortpflanzung zugelassen werden können — zugleich das Recht der Unfruchtbarmachung zusprechen. Heute dienen die sozialen Versicherungen der „Krankheitszüchtung" und sittlichen „Verlumpung", wie Liek[1] überzeugend ausführt, und in weiterer Folge der stärkeren Vermehrung Erblich-Minderwertiger. Grotjahn schreibt daher: „Die Nation, der es zuerst gelänge, das gesamte Krankenhaus- und Anstaltswesen in den Dienst der Ausjätung der körperlich und geistig Minderwertigen zu stellen, würde einen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsenden Vorsprung vor allen übrigen Ländern gewinnen."[2] Diesem Urteil des Sozialisten Grotjahn schließt sich das einer Sozialistin an, welche schreibt: „Für das Glück der heutigen Menschheit wäre mehr getan, wenn man sie durch ein Zauberwort von der Entartung befreite, als wenn man ihr eine sozialistische Gesellschaftsordnung geben könnte"[3] — ein Anzeichen, welch hohes Gut Erbgesundheitspflege schon einzelnen Menschen in allen Lagern geworden ist.

Der allgemein-abendländischen Entartung gegenüber wäre auch gegen die Werbung für einen „Gebärstreik" — um ein garstiges Wort aufzunehmen — gar nichts einzuwenden, ja ein solcher müßte für die Gesamtheit günstige Folgen haben, wenn er in allen Volksschichten eben von den Frauen durchgeführt würde, welche leiblich und seelisch minderwertig sind. Wie weit durch ungehemmte Fortpflanzung der Erblich-minderwertigen der erbliche Niedergang unseres Volkes nicht nur in gesundheitlicher Hinsicht, sondern vor allem auch hinsichtlich der Begabung schon fortgeschritten ist, können die Angaben zeigen, welche Lenz in seiner Schrift „Über die biologischen Grundlagen der Erziehung" (2. Aufl. 1927) gemacht hat; das geht ferner hervor aus einer Tatsache, die Hartnacke mitteilt: „Fast 5% aller aus der Volksschule abgehenden Knaben in den deutschen Städten über 50000 Einwohner gehen aus der Hilfsschule ab. Fast 40% bleiben in der Volksschule mindestens einmal sitzen."[4]

Das deutsche Volk oder mindestens seine Staatsleitungen und führenden Menschen hätten es um so nötiger, auf dem Gebiet der Erbgesundheitspflege klar zu sehen, als der Weltkrieg dem deutschen Volk tiefste Wunden geschlagen hat. Eine Gegenauslese der Tüchtigsten hat in diesem Krieg stattgefunden und zu gleicher Zeit eine verhältnismäßige Vermehrung der Menschen mit schlechten Erbanlagen. „Patroklus liegt erschlagen, und Thersites kehrt zurück" (Schiller). Ein Wandel zur Verschlechterung der Erbmasse des Volkes hat sich vollzogen und muß noch lange nachwirken. Man darf wohl sagen, daß ein großer Teil derjenigen Männer, die während die-

[1] Liek, Die Schäden der sozialen Versicherungen und Wege zur Besserung, München 1927.
[2] Grotjahn, Soziale Pathologie 3. Aufl. 1923.
[3] Oda Olberg, Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit, 1926.
[4] Hartnacke, Kultur- und lebensgesetzliches Erziehungswesen, Deutschlands Erneuerung, 14. Jahrg., 1930, S. 10 ff.

ses Krieges wegen irgendeines Fehlers oder irgendeiner Krankheit nicht felddiensttauglich waren, Erbanlagen besaßen und besitzen, deren Ausmerzung durch Kinderlosigkeit der betreffenden Männer dem Volkstum nur nützen könnte. Gerade viele Untaugliche aber konnten während des Krieges Ehen schließen und Kinder zeugen.

+

Die Gegenauslese hat aber die im deutschen Volke vertretenen Rassen verschieden getroffen, und mit der Betrachtung dieser Verhältnisse kann die Darstellung wieder zur Rassengeschichte des deutschen Volkes zurückkehren, somit die notwendige Betrachtung der (an sich weniger auf Rassen als auf Bevölkerungen gerichteten) Erbgesundheitsforschung verlassend.

Die Betrachtung der Kriegsverluste zeigt nämlich, daß diese nicht nur eine Gegenauslese der (im erbgesundheitlichen Sinne) höherwertigen Erbanlagen bedeuten, sondern auch eine Gegenauslese nordischen Erbgutes und zwar ausgelesenen nordischen Erbgutes. Der Weltkrieg bedeutet somit, rassenkundlich gesehen, eine Beschleunigung der Entnordung. Lenz führt aus: „Im deutschen Heere haben gegen zehn Millionen Mann im Felde gestanden; davon sind 19% gefallen (einschließlich der Vermißten). Von den Verlusten der einzelnen Altersklassen kann man sich ein Bild machen, wenn man die Altersbesetzung der beiden Geschlechter nach den Volkszählungsergebnissen von 1919 vergleicht. In der Altersklasse von 25 bis 30 Jahren bleibt die Zahl der Männer um 26% hinter der der Frauen zurück, während es vor dem Kriege in dieser Altersklasse ziemlich genau gleich viele Männer und Frauen gegeben hat. Da auch die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts während des Krieges etwas höher war, so muß man schließen, daß von der ganzen Altersklasse einschließlich der Nichtkämpfer über 26% gefallen sind, von den Frontkämpfern dieser Altersklasse also wohl reichlich ein Drittel. In der Altersklasse von 20 bis 25 Jahren blieb 1919 das männliche Geschlecht um 21%, in der Alterklasse von 30 bis 35 Jahren um 18% hinter dem weiblichen zurück, in allen Altersklassen von 20 bis 40 Jahren zusammengenommen um 20%. Von allen Frontkämpfern im Alter von 20 bis 40 Jahren dürfte daher mehr als ein Viertel gefallen sein. Von den aktiven Offizieren sind sogar 39,2% gefallen, von den jüngeren mehr als die Hälfte. Ähnliche Blutsopfer haben auch die gebildeten bürgerlichen Kreise gebracht. Von den Studenten und Gymnasiasten, welche hinauszogen, dürfte reichlich die Hälfte im Felde geblieben sein, von denen, die schon 1914 ins Feld zogen, viel mehr als die Hälfte. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß von dem geistig höchststehenden Zehntel der jungen Männer Deutschlands die Mehrzahl dahin ist."[1]

[1] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Grundriß II. 1923. — Grotjahn, Hygiene der menschlichen Fortpflanzung, 1926, S. 284: „Fielen doch im Kriege 1914—1918 von allen Mobilisierten etwa der fünfte Teil, von den Frontkämpfern mindestens der dritte Teil. Psychopathen, Astheniker, Verbrecher usw. blieben der Fortpflanzung erhalten, da diese zurückgeschickt oder gar nicht erst ausgehoben wurden." — Nach Gumbel, Das Stahlbad des Krie-

So stellt sich in Kürze das Blutopfer des Weltkriegs für Deutschland dar. Das Blutopfer Deutschösterreichs scheint noch ernster zu sein.[1] Aber — und das ist für die Untersuchung dieses Buches besonders wichtig — in jedem bisherigen europäischen Krieg und so auch im Weltkrieg hat die nordische Rasse auf seiten beider jeweiliger Gegner am meisten gelitten, ja das Schwinden der nordischen Rasse etwa seit dem frühen Mittelalter ist geradezu eine Folge ihrer Kriegstüchtigkeit.[2] Vom nordischen Menschen führt Ploetz aus: „Von vornherein schon befindet er sich im Heer infolge seiner größeren Körperlänge in einem größeren Bruchteil als in der Bevölkerung. In den Garde- und Leibtruppen, die aus bekannten Gründen in den meisten Kriegen mehr leiden als ihre Kameraden, ist er noch häufiger vertreten. Am häufigsten ist er unter den Offizieren zu treffen, deren Verluste durch die stärkere Aussetzung durchschnittlich zwei- bis dreimal so groß sind als die der Mannschaften. Die häufigen Kriege haben infolgedessen die Tendenz, die Individuenzahl des nordischen Typs zu vermindern und den Typ selbst zu vergröbern, sei es durch Übrigbleiben seiner eigenen niedriger organisierten Individuen, die ja bei der großen Variationsbreite alle Typen aufweisen, sei es durch Vermischung.“[3] Auf die verhältnismäßig größeren Verluste der nordischen Rasse mögen auch die Bildtafeln der „Woche“ (1914—18) hinweisen, welche die mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichneten Offiziere und Mannschaften wiedergeben. Das Vorwiegen der nordischen Rasse ist hier besonders deutlich, und dabei sind viele der Ausgezeichneten schon auf der Abbildung als gefallen bezeichnet. Gerade innerhalb solcher Waffengattungen, welche besondere Leistungen von ganz sich selbst überlassenen Einzelnen gegen entschlossene Einzelgegner erheischten, wie besonders bei den Fliegern, scheinen fast nur vorwiegend nordische Menschen vertreten gewesen zu sein. „Der Kriegsflieger“ war ja auch in der volkstümlichen Vorstellung aller am Krieg beteiligten Völker ein nordischer Mensch. Die verhältnismäßig höheren Verluste der nordischen Rasse im englischen Heere erwähnt Grant,[4] die vorwiegend nordische Auslese der amerikanischen Freiwilligen schildert Osborn in seiner

ges, 1924, machten im deutschen Heere die 19—29jährigen Gefallenen 60% aller Gefallenen aus. Die unmittelbaren Verluste an Gefallenen (ohne Vermißte) betrugen für das Deutsche Reich 1885000 Mann (1870/71 zählte man 44890 Tote). Der Verlust der europäischen Staaten insgesamt betrug etwa 9 Millionen Gefallene.

[1] Vgl. Winkler, Die zukünftige Bevölkerungsentwicklung Deutsch-Österreichs und der Anschluß an Deutschland. 1919.

[2] Diese wirksamste Gegenauslese der Tüchtigsten, die gegenseitigen Kämpfe gerade der an nordischem Blut reichsten Völker sind ein Verhängnis der nordischen Rasse, das sich in bezeichnender Weise schon ausgedrückt findet in solchen kleineren Kämpfen, wie dem Untergangskampf der an der Odermündung ansässigen Jomswikinge gegen den Jarl Hakon von Norwegen um das Jahr 986. Jarl Hakon läßt die überlebenden Jomswikinge töten: „Denn sie sind viel zu streitbar und zu gefährliche Gegner, als daß wir vor ihnen je sicher sein können, und es ist über diese Leute nicht zu viel berichtet worden von Tapferkeit und Mannheit“ (Neckel, Germanisches Heldentum. 1915).

[3] Ploetz, Sozialanthropologie (im Band „Anthropologie“ Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923).

[4] Grant, The Passing of the Great Race, 1923; deutsch: Der Unter-

Vorrede zu Grants Buch. Das Vordringen der nordischen Rasse zum Heeresdienst war ja im Weltkriege deutlich nur in Nordamerika wahrzunehmen, wo der Heeresdienst freiwillig war. Das Vorwiegen der nordischen Rasse innerhalb der Reichswehr und bei den Polizeimannschaften ist S. 202 und S. 214 erwähnt worden. Die Eignung vorwiegend nordischer Menschen zum Heereswesen tritt in Söldnerheeren viel deutlicher hervor. Für England hat Beddoe betont: „Bei uns ist der echte (typical) Soldat, vor allem der echte Dragoner, blond und rotbärtig.“[1]

Darré, Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse, 1929, spricht mehrfach die Anschauung aus, daß Kriege allein durchaus nicht zur Entnordung eines Volkes führen müßten, daß die überwiegend nordischen Geschlechter bei ungehemmter Familiengründung und Kinderzeugung ihren Bestand, ja ihre Vermehrung fast immer wieder hätten sichern können; die wirtschaftliche Not der Nachkriegszeiten, die oft zum Verluste des Erhaltungsuntergrundes solcher Familien, zum Verluste des Landgutes, führten und fernerhin zur Geburtenbeschränkung, trüge mehr als Kriege zur Entnordung bei. Die Nachkriegszustände gerade nach dem Weltkriege haben die Gegenauslese der nordischen Rasse weiter gefördert. Es begann das Hinwegsteuern des nordischen Blutes.

Gerade die höheren Stände, die im Durchschnitt nordischer sind, schränken unter der Wirkung der verschiedenen Steuern die Kinderzahl noch weiter ein. Gerade auch die heutige wirtschaftliche Zerreibung des Mittelstandes muß die Entnordung rasch steigern. Durch den Mittelstand steigt ja ein nordischer Bevölkerungsteil aufwärts, und eben diesem wird die Möglichkeit einer höheren Kinderzahl weggesteuert (vgl. S. 433).

Für denjenigen aber, der die entscheidende Stellung der Nordrasse innerhalb aller nordisch-bedingten Völker recht erkannt hat, müssen die gewonnenen Einsichten zu der Frage hinführen, wie es zu erreichen sei, daß die Nordrasse wieder die höheren Geburtenziffern aufweise. Für den Deutschen vor allem, dessen Volkstum noch so viel nordisches Blut besitzt, daß eine Aufnordung (die z. B. in Frankreich kaum noch möglich erscheint) zu verwirklichen wäre, für den Deutschen vor allem muß diese Frage bei voller Einsicht in die Zusammenhänge zur wichtigsten Frage überhaupt werden, eben zur Frage der Aufnordung.[2]

Schon v. Hölder hat einen Zusammenhang zwischen der Gegenauslese der nordischen Rasse, der Entnordung, und dem Verlust eigentlich „deutschen“ Wesens erkannt, als er schrieb: „Das deutsche Volk, so wie es seit der Völkerwanderung sich gestaltet hat, gleicht einer großartigen Völkerruine, deren zerfallene Teile mit Bausteinen fremder Art wieder in wohnlichen Zustand gebracht worden sind.“[3] Dieser nicht nur für Deutschland, sondern für das ganze Abendland geltende Satz kann nur demjenigen unberechtigt erscheinen, der die allmählich bis ins 19. Jahrhundert hinein er-

gang der Großen Rasse, übers. von Polland, 1925. Vgl. auch Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl. 1929, S. 311.

[1] Beddoe, The Races of Britain, 1885, S. 148.

[2] Dieses Wort stammt von L. F. Clauß.

[3] v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, 1876.

worbenen und seitdem teils bewahrten, teils aufgegebenen, wenn nicht verschleuderten Gesittungsgüter verwechselt mit der den Völkern des Abendlandes erblich eigenen Gesittungsfähigkeit. Demjenigen aber wird v. Hölders Satz unbegreiflich erscheinen, der Gesittung (Kultur) mit der allmählich angehäuften Menge technischer Verfahren (Zivilisation) verwechselt. Hingegen läßt sich der zunächst nur rassenkundlich gemeinte Satz v. Hölders sehr wohl vereinen mit dem ohne rassenkundliche Erkenntnis 1878 ausgesprochenen Satz Lagardes: „Wir haben nie eine deutsche Geschichte gehabt, wenn nicht etwa der regelrecht fortschreitende Verlust deutschen Wesens deutsche Geschichte sein soll."

Man hört in Frankreich Klagen über den von vielen ernsten Franzosen schon für vollzogen angesehenen Verlust „echt französischen" Wesens, in England Klagen über den sich heute schnell vollziehenden Verlust „echt englischen" Wesens; in Deutschland möchte man ein rasches Schwinden „eigentlich deutschen" Wesens, eine Art Abenddämmerung eigentlicher „Deutschheit" feststellen. Diese seelischen Verluste des Abendlandes stellen sich rassenkundlich als das Sterben der nordischen Seele dar, die Gegenauslese nordischer Erbstämme, welche in den Völkern romanischer Sprache schon fast vollzogen ist, in den Völkern germanischer Sprache, so also auch in Deutschland, sich immer mehr beschleunigt.

Heinrich v. Sybel hat einmal geschrieben: „Mir scheint, daß unser Volk keine Ursache hat, eine Selbstprüfung zu scheuen. Der innere Grundstoff und der sittliche Bau unserer Naturen zeigt noch immer dieselben charakteristischen Momente ... Wir sind heute noch, was wir gestern waren."[1] — Ob v. Sybel heute noch so schreiben würde? Ob er besser gesehen hat als v. Hölder und Lagarde? An gleicher Stelle schrieb v. Sybel: „Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihren Ursprüngen bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher, wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat." — Der „lebendige Zusammenhang" mit den Ursprüngen, den v. Sybel eine Lebensbedingung für ein Volk nennt, ist aber für die heutige lebensgesetzliche (biologische) Geschichtsbetrachtung nicht so sehr durch irgendwelche Bewahrung und Überlieferung von erwerbbaren und ablegbaren Gesittungsgütern, noch weniger durch Überlieferung technischer Verfahren gegeben, als vielmehr durch Bewahrung des Rassenerbes der „Ursprünge", für das deutsche Volk durch Erhaltung und Mehrung seiner nordischen Erbstämme. Das ist der Inhalt des Gedankens der Aufnordung.

Es ist bezeichnend für die Aufmerksamkeit der Juden auf rassische Fragen, daß Walther Rathenau aus Ergebnissen der Vorgeschichts- und Rassenforschung schon in seinen „Reflexionen" (1908) die Aufgabe der „Nordifikation" (Vernordung) abgeleitet hat. Das hat Darré in seinem Aufsatz „Walther Rathenau und das Problem des nordischen Menschen"[2] gezeigt. Aber auch in seinem Buche „Zur Mechanik des Geistes" (1921) hat Rathenau seine Einsicht in die rassische Lage und die aus ihr sich ergebenden Aufgaben deutlich ausgesprochen. Er sieht die Allvermischung

[1] v. Sybel, Kleine historische Schriften, Bd. I, Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte, S. 48, 1880.

[2] Deutschlands Erneuerung, Juli 1926.

kommen: „Ist es wirklich das Ziel tausendjährigen Aufwands, aus aller Farbigkeit und Eigenart menschlicher Stämme eine graue, morastische Mischung zu brauen?" — Er erklärt die Zustände der Gegenwart aus zwei Vorgängen, der „Mechanisierung" und der „Entgermanisierung", d. h. der Entnordung, dem Schwinden des nordischen Blutes im ganzen Abendlande. Die Entnordung erscheint ihm als die Ursache „des Mangels an Richtkraft, Tiefe und Idealismus". Aber er sieht dem gegenüber auch die Zeit gekommen für eine rassische Erneuerung und weist auf diejenigen hin, „deren Augen sehend wurden — sehend nicht allein für den Zusammenhang des geistigen Komplexes an sich, sondern leider zugleich für den Zusammenhang des Geistigen mit körperlicher Außenform". Noch wagten aber die wenigen, die sehend geworden seien, nicht, „ihre bedenklichen Erfahrungen auszutauschen".[1] —

Über die Ursachen der schließlich immer deutlicher erkannten „Entgermanisierung" der Deutschen, die schließlich aus der seelischen Haltung großer Teile des deutschen Volkes aller Stände hervorging, hat man sich bis in die Gegenwart hinein mindestens in Laienkreisen sehr unklare oder auch falsche Vorstellungen gemacht. Als Virchow nach der Schulkinderuntersuchung von 1874—1877 sich mit anderen Forschern über die verhältnismäßig große Häufigkeit dunkler Haut-, Haar- und Augenfarben innerhalb der deutschen Bevölkerung verwunderte, fand er noch keine andere Erklärung als die, „daß starke Überreste keltischer und präkeltischer Bewohner zurückgeblieben waren, welche sich der germanischen Einwanderung zumischten".[2] Nun waren aber die Kelten vorwiegend nordisch und die Knechteschicht der Germanen nachweisbar nicht zahlreich. Erst seit Darwin und vor allem seit Galton (vgl. S. 18) verbreitete sich eine gewisse Erkenntnis von der Bedeutung der Auslesevorgänge, der Gattenwahl, des Heiratsalters und der Geburtenzahlen verschiedener Bevölkerungsteile. Die Entnordung ist ein Vorgang der Auslese bzw. der Gegenauslese. Hierüber weiteres im folgenden Abschnitt!

---

[1] Israel Auerbach weist im Sept./Okt.-Heft 1927 der „B'nei Brith-Mitteilungen für Oesterreich" nach, daß Rathenau sich gegen Ende seines Lebens von seinen früheren Anschauungen über die Bedeutung der nordischen Rasse und die Notwendigkeit einer Aufnordung („Nordifikation") abgewandt hat und bewußt jüdisch-völkisch geworden ist. Rathenau habe auch einige seiner früheren Aeußerungen über die rassischen Eigentümlichkeiten des jüdischen Volkes später tief bereut, denn im Grunde sei er immer „urjüdisch" gewesen. Am besten sei es, frühere Aeußerungen Rathenaus „aus Buchhandel und Bibliotheken zurückzuziehen" und im „dunkelsten Keller" zu „verstecken". — Es ist schwierig zu verstehen, warum es so peinlich sein soll, daß Rathenau als Angehöriger des jüdischen Volkes, und mag er noch so „urjüdisch" gewesen sein, bestimmte Einsichten in die rassische Lage des deutschen Volkes gehabt hat, zumal er doch als Staatsmann gar nichts getan hat, was seiner früheren Auffassung von der Notwendigkeit einer Aufnordung des deutschen Volkes entsprochen hätte. Zur Frage einer Neigung Rathenaus zum nordisch-germanischen Wesen vgl. auch Loewenthal, Zum Rathenau-Problem, Ztschr. f. Sexualforschung, Bd. 15, 6. Heft, 1928, S. 269 ff.

[2] Virchow, Die Verteilung des blonden und des brünetten Typus in Mitteleuropa, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Phys.-mathem. Klasse, 1885.

24. Die Aufgabe

Indem ein Buch von der Darstellung vergangener und gegenwärtiger Lebensverhältnisse zu dem Versuch übergeht, eine Aufgabe zu umschreiben, geht es über das Feld der Wissenschaft hinaus zu einer Zielsetzung über. Die Frage innerhalb dieses Abschnitts wird sein: Welche rassische und erbgesundheitliche Richtung muß das deutsche Volk nach seiner gegebenen Blutzusammensetzung einschlagen, um den Weg der Ertüchtigung zu gehen? Entartung (d. h. eine stärkere Mehrung mindertüchtiger Erbanlagen) und Entnordung (d. h. Gegenauslese des nordischen Volksbestandteils) haben jedes Volk indogermanischer Sprache zum „Untergang" geführt — Mehrung der tüchtigen, gesunden Erbanlagen und Mehrung des nordischen Blutes müssen demnach einen neuen Aufstieg bringen. Während die Werke allgemeiner Erbgesundheitslehre (Rassenhygiene) die Wege zu einer Mehrung der tüchtigen Erbanlagen überhaupt angeben, soll dieser Abschnitt versuchen, die Wege zur Mehrung des nordischen Bluterbes zu weisen: zur Aufnordung.[1]

Doch könnte sich zuvor noch die Frage erheben, ob denn das deutsche Volkstum gerade nordisch-bedingt sein müsse, ob es denn „wirklich so schlimm" sei, wenn bei weiter fortschreitender Entnordung[2] ein vorwiegend ostisch oder ostbaltisch besiedeltes Mitteleuropa und Deutschland entstünde. — Dem ist zu entgegnen, daß all die Einsichten, welche Vorgeschichte und Geschichte unseres Volkes und anderer nordisch-bedingter oder nordisch-bedingt gewesener Völker vermitteln, das Eine übereinstimmend dartun, daß die Entnordung eines jeden solchen Volkstums auch seinen Niedergang bedeutet hat, wenn auch nicht sein Aussterben, so doch seinen Zerfall in verhältnismäßig unschöpferisch weiterlebende, an Bedeutung immer mehr verarmende und zumeist politisch oder wirtschaftlich von Fremdvölkern — meist Fremdvölkern mit besser bewahrter nordischer Oberschicht — beherrschte Bevölkerungen. Es steht ja nicht so, als hätte bei völligem Rassenwandel des deutschen Volkes die dichter und dichter einsickernde ostische und ostbaltische Rasse irgendwelche eigenen Gesittungswerte zu vergeben an Stelle der nordischen Gesittungswerte, die bisher gegolten haben. Die nicht-nordischen Rassen werden — mindestens zunächst — nur wegnehmen, wo etwas ist, oder höchstens umgestalten, wo die Nordrasse gestaltet hatte. Sie kön-

[1] Daraus, daß dieses Buch mehr die Entordnung als die Entartung betrachtet, darf nicht geschlossen werden, die Bedeutung der Entartung für den Niedergang eines Volkes werde von mir unterschätzt. Deshalb muß hier betont werden, daß schließlich auch ein Volk rein nordischen Blutes durch eine stärkere Mehrung mindertüchtiger und krankhafter Erbanlagen seinem Niedergang entgehen müßte. Doch haben sich mit der Frage der Entartung ja die Bücher der allgemeinen Erbgesundheitsforschung zu beschäftigen, während in diesem Buch der Blick mehr auf die Erscheinungen der Entnordung gerichtet bleiben soll.

[2] Man hat mir vorgeworfen, es müsse „sprachlich richtig" „Entnordischung" heißen. Gegen solche „Verbesserungen" hat sich schon Grimms Aufsatz „Über das Pedantische in der deutschen Sprache" (1847) gerichtet.

nen sich nur betätigen durch Niederreißen oder höchstens durch Umbauen der ihnen artfremden Gesittungsgebilde aus nordischem Geist. Inhalt und Gehalt unserer Gesittung sind oder waren doch mindestens bis ins 19. Jahrhundert nordisch. Die unser geistiges Leben täglich prägende Sprache, deren Einwirkung wir nicht entgehen können, ist aus nordischem Geist. Selbst ein völlig ostisch und ostbaltisch gewordenes deutsches Volk müßte noch deutsch sprechen, wie die Millionen der dunklen Rassenmischungen Indiens großenteils noch das Indische sprechen, diese Sprache aus nordischem Geist. Ein gänzlich entnordetes deutsches Volk wäre notwendig durch die Prägung der deutschen Sprache nur eines mischlingshaften, irgendwie unechten Geisteslebens fähig. Die Entnordung eines bis dahin nordisch-bedingten Volkes läßt sich kaum anders denken denn als eine Folge von Niederbrüchen. Nach einer etwaigen gänzlichen Entnordung des deutschen Volkes aber wäre eine eigenstämmige, schöpferische deutsche Gesittung kaum noch möglich.

Wohl könnte und müßte sich ein Fortbestehen und sogar eine Weiterentfaltung aller technischen und wirtschaftlichen Verfahren und Einrichtungen ergeben, ein Geistesleben aber läßt sich bei vollzogenem Rassenwandel nicht mehr vorstellen, da zur vollen Entfaltung eines solchen Geisteslebens, wie es die nordisch-bedingten Völker alle erlebt haben, anscheinend die Möglichkeit gehört, sich in arteigenem Geist rein auszudrücken. Die ostische und die ostbaltische Rasse aber, die seit früher Vorzeit mehr zur Anpassung an artfremde Werte gezüchtet sind, haben anscheinend die Fähigkeit verloren, Eigenes zu gestalten. *Eine folgerichtige, reine und wertezeugende Entfaltung deutschen Lebens ist nur möglich aus dem Blut und Geist der Nordrasse heraus.* Eine andere Überlieferung geistiger Werte gibt es für ein nordisch-bedingtes Volkstum nicht. Wenn Deutschtum nicht so viel bedeutet wie: Streben zu nordischem Geist, dann bleibt nur eine Verneinung übrig: Abfall vom nordischen Geist. Ein neues Streben aber, etwa ein Streben zu ostischem Geist, ist nicht möglich, da es so etwas wie ostischen Geist nicht gibt oder da ostischer Geist eben durch alle Umzüchtung kaum noch mehr bedeuten kann als: Anpassung an die Führung artfremden Geistes, Einordnung in Gemeinschaftsgebilde, welche von artfremden Menschen, von nordischen Menschen oder — wie in den abendländischen Großstädten — von vorwiegend vorderasiatischen und vorwiegend nordischen Menschen geschaffen sind. Umwandlung des Artfremden, Niederbrechen des Artfremden und doch nie völlige Lösung vom Artfremden, da die artfremde Sprache den Geist von jung auf täglich prägt — das allein kann das Schicksal ostischer und ostbaltischer Menschen sein, sobald ihnen durch Rassenwandel in einem Volkstum die Führung zugefallen ist.

Fichte hat einmal in seinen „Reden an die deutsche Nation" (1808) ausgeführt, die deutsche Sprache sei eine *Ursprache* — er meint damit, sie sei von je die Sprache der Deutschen gewesen, eine Sprache, ganz aus dem deutschen Geist entsprungen und rein erhalten durch deutschen Geist. Und aus dem Fortleben dieser Ursprache gab sich ihm auch die Forderung, die Deutschen müßten wieder ein *Urvolk* werden. Fichtes Zeit hatte noch

nicht die Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Rasse und Sprache, die sich späterer Forschung enthüllt haben, aber seine Forderung läßt sich sehr wohl auch rassenkundlich ausdrücken: als eine deutsche Aufgabe bietet sich diese: das deutsche Volkstum umzuschaffen zu einem wieder nordisch werdenden Volk. Die deutsche Sprache, als eine indogermanische Sprache, ist nordisch-bestimmt; im deutschen Volk hingegen will sich ein Rassenwandel vollziehen, der mit der leiblichen Entnordung auch die seelische Richtung des deutschen Volkes vom nordischen Geist hinwegleiten muß. Ein sinnvolles Fortbestehen des deutschen Volkes ist aber nur möglich durch ein Hinstreben seiner seelischen Kräfte zum nordischen Geist. Aus dem drohenden „Untergang" kann ein neuer Aufstieg nur werden, wenn das nordische Blut, dem die geschichtliche Größe aller indogermanischen Völker zu danken ist, wieder erstarkt und nordische Menschen wieder zahlreich, kinderreich und führend werden.

Wie aber ist eine Aufnordung heute zu ermöglichen? Durch gesetzgeberische Maßnahmen des Staates? — Solche böten sich wohl bei ernsthaftem Forschen, Bedenken und Wollen. Die Erbgesundheitsforschung kann auch an der Notwendigkeit der Forderung eines Schutzes für die — gleichsam im Vordertreffen alles staatlichen und geistigen Lebens kämpfende — Nordrasse kaum mehr vorübergehen, seitdem sie „die unersetzliche Bedeutung der nordischen Rasse" (Lenz) erkannt hat. Von wem aber und wie soll eine Aufnordung durchgeführt werden? — Vom Staat wird in absehbarer Zeit die Frage der Aufnordung nicht betrachtet werden können. Kein Staatsmann wird in absehbarer Zeit öffentlich auf Rassenfragen hinweisen dürfen. Daher wird alles auf eine gewisse Selbsthilfe nordischer und nordisch-gerichteter Kreise ankommen. Alle europäischen Staaten sind ja heute grundsätzlich auf den Gedanken der „Gleichheit aller Menschen" eingestellt, und vor allem der deutsche Staat der Gegenwart muß nach der herrschenden Meinung der heutigen Volksmehrheit seine Maßnahmen ganz auf den „Menschheitsgedanken" gründen. Auf Gedankengänge, wie sie dieser Abschnitt verfolgt, kann eine gegenwärtige deutsche Staatsleitung schlechterdings nicht eingehen. Noch ist in Deutschland wie in Europa die sogenannte öffentliche Meinung auf Rassefragen nicht aufmerksam geworden oder auch nur geneigt, auf solche Fragen irgendwie einzugehen. — In England soll vor mehreren Jahren ein Abgeordneter die Staatsleitung auf das drohende Aussterben der nordischen Menschen Englands hingewiesen und Maßnahmen gefordert haben zur Unterstützung reinrassiger nordischer Sippen. Es ist unwahrscheinlich, daß dieser Abgeordnete anders als mit Lächeln und Hohn betrachtet worden ist. Der Zeitgeist in Europa ist, wie oben ausgeführt wurde, all solchen Gedankengängen gänzlich abgeneigt. Irgendwie werden sich auch die Befürchtungen Beddoes und Inges[1] an England erfüllen, falls die drohende Lage den dortigen führenden Kreisen nicht so bewußt wird, daß schützende Maßregeln ergriffen werden. So ist es auch in Deutschland sicherlich noch auf lange Zeit hinaus sehr unwahr-

[1] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., München 1929, S. 288, 290; ferner Fallaize, Why Britain needs a Race Survey, Discovery, Bd. X, Nr. 117, 1929, S. 302 ff.

scheinlich, daß irgend ein Gedanke über die Notwendigkeit der Aufnordung von Männern der Staatsleitung oder von Abgeordneten der stark vertretenen Parteien öffentlich geäußert werden kann, ohne daß die „öffentliche Meinung" sich sogleich äußerst empört zeigen wird. Der Gedanke des Schutzes der nordischen Rasse kann eben — und das ist heute ausschlaggebend — in Europa kaum „volkstümlich" ausgestattet werden, kaum mit öffentlich wirkungsvollen Schlagworten eingeführt und verbreitet werden, und ist immer dem ausgesetzt, daß gegen seine giltige Regel einige grell einleuchtende Ausnahmen vorgeführt werden.

Anders in den Vereinigten Staaten: Grants Buch vom drohenden Aussterben der nordischen Rasse[1] hat dort führende Männer und Presse für sich gewonnen und hat in der Gesetzgebung zu der Unterscheidung von erwünschter (nordwesteuropäischer) und unerwünschter (südosteuropäischer) Einwanderung geführt, nachdem die Einwanderung von Asien überhaupt verboten ist. Grant selbst ist schon seit vielen Jahren Vorsitzender der Immigration Restriction League. So wie sein Buch haben Stoddards Bücher rassenkundliche und erbgesundheitskundliche Kenntnisse verbreitet; auf Stoddard hat Präsident Harding 1921 in öffentlicher Rede hingewiesen. Ziegler berichtet, Stoddards „eisernes Gesetz der Ungleichheit" der Menschen ertöne schon „wie die Fanfare eines gesellschaftlich von oben her revolutionierten Amerikas, dessen Entstehung nicht mehr aufzuhalten ist".[2] Aus den Maßnahmen der zielbewußten Nordamerikaner wird auch für Deutschland viel zu lernen sein.[3]

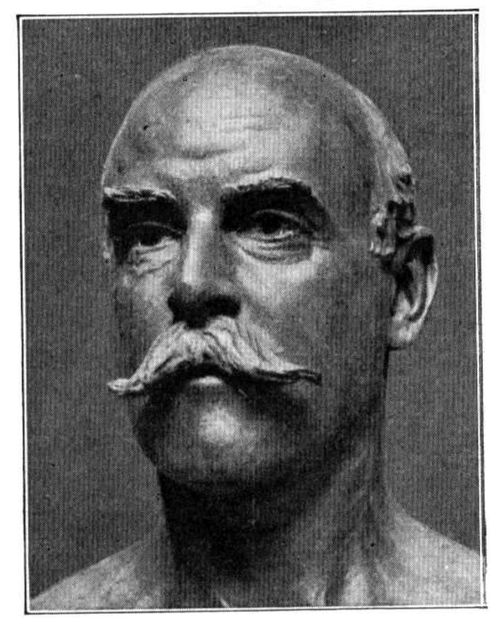


Abb. 450. Madison Grant. Erzbüste von Chester Beach

Der nordisch-gesinnte Deutsche wird sich am ehesten denen anschließen müssen, die für das innerpolitische Leben des Staates eine Berufsständische Volksvertretung an Stelle des nahezu sinnlos gewordenen Parteientreibens wünschen. Es ist nämlich fast ausgeschlossen, daß die Volksvertretungen, wie sie das 19. Jahrhundert gebracht hat, je zu einer ernsten, sachlichen Arbeit kommen und je dazu kommen, etwa einmal Gesetzesvorschläge, wie sie die biologische, erbgesundheitliche und rassenkundliche Forschung unterbreiten könnten, vorurteilslos und schlagwortlos zu behandeln. Es liegt im Wesen

[1] Grant, The Passing of the Great Race or the racial Basis of European History. 4. Auflage. 1923. Eine deutsche Übersetzung dieses Werkes von Polland ist 1925 erschienen unter dem Titel „Der Untergang der Großen Rasse".

[2] Ziegler, Amerikanismus, Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 23, 1926.

[3] Die Vereinigten Staaten sind auch durch die Drohung der „Schwarzen Gefahr" zu zielbewußtem rassischem Streben nach nordischer Rassenreinheit gelangt; vgl. Lothrop Stoddard, „The Rising Tide of Color against White World-Supremacy" (1919) und „The Revolt against Civilization" (1924).

einer durch Parteien gebildeten Volksvertretung, daß sie schließlich jede Frage in den hergebrachten Streit der bei den Wählermassen wirksamen Schlagworte zieht und dadurch jede sachliche Prüfung von vornherein unmöglich macht. Das Volksvertretungswesen, wie es das 19. Jahrhundert geschaffen hat, hat in all den betroffenen Staaten „die Anbetung der Urteilslosigkeit"[1] mit sich gebracht, deren Wirkungen Faguet anschaulich darstellt und deren geschichtliche Bedingungen Le Bon scharfsinnig erforscht hat.[2] Eine berufsständische Vertretung wäre einerseits ein ehrlicherer Ausdruck innerpolitischen Lebens als die heutigen Parteien mit ihren vorgeblichen „politischen Idealen" und ihren „Programmen", die doch meist nur eine jeweils andersgerichtete Selbstsucht dürftig verhüllen; eine berufsständische Vertretung müßte andrerseits — das liegt in ihrem Wesen — den Gedanken der gegenseitigen Verbundenheit aller Stände eines Volkes zu einer wertezeugenden Volksgemeinschaft ausdrücken und ins Bewußtsein des ganzen Volkes einpflanzen. Es käme einerseits nicht mehr zur Bildung von „Wählermassen",[3] dieser bedenklichen Erscheinung politischen Treibens, andrerseits nicht mehr zum Aufkommen von beruflichen „Agitatoren", dieser anderen bedenklichen Erscheinung.

Jedenfalls wird eine sachliche Betrachtung der Dinge des Blutes vor einer größeren Öffentlichkeit erst nach einer gewissen Wandlung auch der innerpolitischen Anschauungen möglich sein. Vorher wird es einzelnen Folgerungen aus der Rassenkunde ebenso ergehen, wie den Forderungen der Erbgesundheitsforschung: sie werden bald als rückschrittlich, bald als umstürzlerisch verdächtigt werden oder sie werden verhöhnt werden. So bleibt auch der Aufruf zu einer Aufnordung vorerst recht eigentlich das, was man eine „undankbare Aufgabe" nennt. Die meisten Menschen, die einen ihnen neuen Gedanken erwägen, suchen ihn in die hergebrachte Zusammenstellung zeitüblicher Gedanken einzuordnen. Hier muß aber mehr gefordert werden: Der Gedanke einer Aufnordung wird sich kaum irgendwo einordnen lassen; er wird von seinem Ausblick her eine gänzlich neue Ordnung, ein gründliches Umlernen, fordern müssen.

Die nachsinnenden Menschen im deutschen Volk werden sich die Fragen des Steigens und Sinkens deutscher Macht und deutschen Geistes vorlegen, und werden bald erkennen: „Auch das Geschick, das das deutsche Volk gegenwärtig erlebt, hat seine anthropologische Ursache."[4]

Die sogenannte Rassenkundliche Geschichtsbetrachtung wird sich aus Anfängen zu gesicherten Leistungen entfalten, und wird manchen Wandel des Urteils verursachen. Man will wissen, welche Möglichkeiten der Entfaltung einem Volkstum gegeben sind, und welche Ausleserichtung die Größe eines Volkstums bedingt. So stößt man auf die Tatsache des Blutes: Das jeweilige Schicksal eines Volkes muß künftighin be-

[1] Vgl. Faguet, Le Culte de l'Incompétence. 1921.

[2] Le Bon, Lois psychologiques de l'Evolution des Peuples, 17. Auflage, 1922. (Das Buch ist ins Deutsche übersetzt.)

[3] Vgl. den Abschnitt: „La foule électorale" bei Le Bon, Psychologie des Foules.

[4] Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Bd. I, 1923.

trachtet werden als die Auseinandersetzung seiner jeweiligen Rassenanlagen mit seiner Umwelt (vgl. Fußnote 1, S. 191).

Nach einer ernsthaften Beschäftigung mit Rassedingen und vor allem auch mit erbgesundheitlichen Fragen wird manchem Nachdenkenden die oder jene Auffassung des staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, die er bisher eingenommen hatte, nicht mehr möglich sein. Wo nach einer ernsthaften Beschäftigung mit den Dingen des Blutes und der Vererbung noch Zerklüftungen durch das deutsche Volkstum verlaufen, da wird es sich um Grenzen handeln, welche voneinander scheiden: diejenigen, welche eine Erneuerung Deutschlands von Grund auf, vom Blute her, wollen, von denjenigen, welche auch nach Erkenntnis der Gesetze von Vererbung, Auslese und Rasse den Gedanken der „Gleichheit aller Menschen" und den „Menschheitsgedanken" noch vertreten.[1]

Muß aber der Gedanke der Aufnordung nicht zu einer Art Rangabstufung der Volksgenossen führen? Wird nicht der nordischere Mensch als der wertvollere, der nicht-nordische Mensch als der wertlose gelten? — Dieser Gedankengang ist nur für ein Zeitalter anstößig, das den Einzelmenschen als höchsten Wert sieht. Klar muß ausgesprochen werden, daß — innerhalb des deutschen Volkstums — die Mehrung nordischen Blutes „erwünscht" sein muß, die Mehrung nicht-nordischen Blutes „minder-erwünscht". Aber solch eine Einsicht, gewonnen aus weitester Betrachtung großer, allgemeiner Verhältnisse, richtet sich nicht gegen den einzelnen nicht-nordischen Menschen; sie richtet sich gegen eine Vermehrung des nicht-nordischen Blutes oder besser: sie möchte das erwünschte nordische Blut vor dem Dahinschwinden schützen und dieses erwünschte Blut so entschieden wie möglich fördern. Die Tatsache der Vererbungslehre, „daß der Wert des Einzelwesens als solchen von seinem Wert als Zeuger verschieden ist",[2] diese Tatsache wird grundlegend für jede solche Betrachtung sein. Es gab und gibt manchen, irgendwie körperlich minder gut oder schlecht beanlagten Einzelmenschen, der dem deutschen Volkstum hohe geistige Werte geschenkt hat, von dem aber der Einsichtige nicht wünschen wird, er möge seinem Volk Nachkommen hinterlassen haben oder hinterlassen. Sein Wert als Einzelmensch ist eben verschieden von seinem Wert als Zeuger, welche Tatsache ihn als Einzelmenschen aber nicht irgendwie entwerten kann. Ebenso wird kein verständiger Mensch den einzelnen nicht-nordischen Menschen minder achten, als diesem zukommt, wenn ihm auch — nach Erkenntnis der rassischen Bedingungen des Völkerlebens — die Fortpflanzung eines solchen Menschen innerhalb eines nordisch-bedingten Volkstums min-

[1] Zum Gleichheitsgedanken in staatlich-rechtlicher und gesellschaftlicher Hinsicht vgl. Sombart, Der proletarische Sozialismus, 1924, Bd. I, Abschnitt 9: Die Idee der Gleichheit; ferner in rassenkundlicher Hinsicht Niceforo, De l'Inégalité parmi les Hommes, Bulletin de la Société d'Études des Formes humaines, 1925. Niceforo führt aus, bei den Philosophen des 18. Jahrhunderts, auf die sich heute der Gleichheitsgedanke gerne stützen will, habe „égalité" nur die Bedeutung Rechtsgleichheit, nicht die Bedeutung Gleichheit der ererbten Anlagen.

[2] Siemens, Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik, 4. Aufl., München 1930.

der erwünscht sein wird als die Fortpflanzung eines gesunden nordischen Menschen. Nie wird sich die Erkenntnis vom Wert der Nordrasse für das deutsche Volk etwa gegen einen Einzelmenschen wenden; sie wird aber scheiden müssen zwischen erwünschter und minder-erwünschter Kinderzeugung — diese Scheidung erscheint als unerläßlich.

Der nordisch-gesinnte Deutsche wird auf alle erbgesundheitlichen Bestrebungen besonders aufmerksam sein müssen, denn es ist kein Zweifel, daß die Bestrebungen, welche der Ertüchtigung des deutschen Volkes dienen, fast immer zugleich auch die nordische Rasse, bzw. die nordischeren Bestandteile des deutschen Volkes, schützen, ja fördern müssen. Somit müßte hier unter den Betrachtungen, durch welche Mittel die Nordrasse zu schützen sei, eine ganze Folge allgemeiner erbgesundheitlicher Ertüchtigungsmaßnahmen aufgezählt werden. Eine solche Aufzählung aber würde das vorliegende Buch unnötig belasten. Für alle solche Zusammenhänge muß immer wieder auf Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, 1927, für die Fragen der Ertüchtigung besonders auf den zweiten Band dieses Werkes und auf Grotjahn, Hygiene der menschlichen Fortpflanzung, 1927, verwiesen werden.

Es versteht sich, daß diejenigen Volksbestandteile, die am meisten nach erbgesundheitlichen Einsichten leben, auch am meisten gefördert werden. Wenn es den nordischen und nordisch-gesinnten Deutschen eine Pflicht gegen sich und ihr Volkstum wird, ihr Leben unter besonderer Aufmerksamkeit auf erbgesundheitliche Forderungen, unter besonderer Verantwortung gegenüber der rassisch-bedingten Zukunft ihres Volkes zu gestalten; wenn die nordischen und nordisch-gesinnten Kreise des deutschen Volkes so am meisten auf die Dinge des Blutes achten und — besonders gegenüber dem Alkohol und den Geschlechtskrankheiten — nach solcher Einsicht leben, so werden sie eben schon dadurch auch das nordische Blut im deutschen Volkskörper stärken und mehren.

Eine vertiefte Auffassung vom Wesen der Familie tut vor allem not. Es wäre zu wünschen, daß in weiten Kreisen die Fragen der Abstammung und Gattenwahl ernster betrachtet und erwogen würden. Manche so gewonnene Einsicht ließe sich in weiten Kreisen des Volkes als eine Art Hausgesetz den Nachkommen übermitteln. Zur Ertüchtigung wie zur Wiedervernordung des deutschen Volkes müßte es viel beitragen, wenn auf solche Weise viele einzelne, gegenseitige Verbindung suchende gesunde Familien, dadurch eine Art neuen Adels begründeten, daß sie ihren Nachkommen gleichsam eine Überlieferung schüfen, eine neue Sippenverantwortung und Sippenehre: „Gedenke, daß du ein deutscher Ahnherr bist" (Kuhn).

Der nordisch-gesinnte Deutsche wird kein Gebiet des Einzellebens und des Staatslebens betrachten, ohne die Möglichkeiten einer Aufnordung seines Volkes zu erwägen. Achtsam wird er z. B. sein gegenüber den Forderungen zu einer sogenannten Bodenreform, die durch Gesundung der Besiedelungsverhältnisse zum Schutz der Nordrasse beitragen müßte.[1] Er

[1] In den Bestrebungen zur Bodenreform macht sich jedoch in unseren Tagen ein Geist bemerkbar, den man mit den Worten bezeichnen könnte, die

wird aufmerksam sein auf alle Bestrebungen, die auf eine gewisse Verstaatlichung des Geldwesens hinarbeiten und sich gegen die fast schrankenlose Herrschaft des Internationalen Leihkapitals richten; denn zweifellos trägt dieses Kapital immer mehr zur Züchtung von Massen bei, und gerade zur Züchtung von Massenmenschen eignen sich die ostische und die ostbaltische Rasse.

Der nordisch-gesinnte Deutsche wird zur Gesundung und Reinigung des staatlichen Lebens Anteil nehmen müssen an der Bestrebung, auch noch die letzten Einwirkungen des (größtenteils aus einer entarteten und entnordeten Spätzeit stammenden) Römischen Rechts aus der deutschen Gesetzgebung auszuscheiden und ein Deutsches Recht zu begründen, das aus nordisch-germanischem Geiste stammt.[1] Eine Gesundung der Wirtschaftsverhältnisse, so daß sie zugleich der Erbgesundheit und dem Gedeihen der nordischen Rasse dienen, hat Gustav Schulze erwogen in seinem Plan einer Deutschen Volkswirtschaft, den er für Hentschels „Varuna" 1924, 3. Teil, S. 145—183, entworfen hat.

Eine Gesundung der Siedelungsverhältnisse muß besonders in den vorwiegend nordischen Teilen Deutschlands erstrebt werden; dort werden auch die nordisch-gesinnten Menschen am meisten zur Verbreitung rassenkundlicher und erbgesundheitlicher Kenntnisse tun müssen. Wenn die nordischeren Gebiete Deutschlands, besonders Niedersachsen, statt der heutigen niedrigeren Geburtenziffer einmal eine höhere aufweisen würden, so daß von ihnen eine neue Durchdringung Deutschlands mit nordischem Blute ausginge, so wäre zur Aufnordung des deutschen Volkes schon viel getan.

Damit gerade in den nordischeren Gebieten eine höhere Geburtenzahl ermöglicht werde, werden vor allem auch Änderungen in den Verhältnissen des Erbrechts und Erbgebrauchs nötig sein. Das bäuerliche Erbrecht, wie es vom Bürgerlichen Gesetzbuch bestimmt wird, hat in zunehmendem Maße zur Untergrabung des Bauernstandes beigetragen. Besonders in den vorwiegend nordischen Teilen Deutschlands müßte das Anerbenrecht ganz durchgeführt werden, müßte also der Zwang zur Aufteilung der Äcker bei Erbauseinandersetzungen fallen, zugleich die Belastbarkeit der Höfe durch Hypotheken möglichst ganz beseitigt werden. Die Menschenarmut solcher vorwiegend nordischer Gebiete wie Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen

---

Mephisto (im 2. Teil Faust) spricht, um faustische Kühnheit auf ärmliche Bestrebungen abzulenken. Manche bodenreformerischen Pläne müßten zwar „beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln" hervorbringen, müßten bewirken, „daß das Volk sich mehrt, nach seiner Art behaglich nährt, sogar sich bildet, sich belehrt" — allein eine von einer Beamtenschaft „sozial" umsorgte und versicherte Kleingütchenzufriedenheit kommt nicht der Ertüchtigung eines Volkes gleich. Wenn 10 tüchtigen Landwirtsfamilien Raum geschaffen wird, bedeutet das für die zu mehrende Volkskraft mehr als hundert „behagliche" Kleinsiedlungen. Der Siedlungsgedanke bedarf einer Erfassung durch faustisch-nordischen Geist: „Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen!"

[1] Hierfür ist außer dem englischen Rechtswesen auch vorbildlich das Bürgerliche Gesetzbuch der Schweiz, ein Werk Eugen Hubers (1849—1922), dessen Vorbildlichkeit Rümelin und Kuhlenbeck hervorgehoben haben. — Vgl. ferner Wagemann „Vom Rechte, das mit uns geboren ist", ein Buch aus dem Kreise des Bundes für deutsches Recht.

müßte durch Gründung neuer Bauernstellen an Stelle von Großgütern und Besetzung solcher Bauernstellen mit erbgesunden vorwiegend nordischen Menschen durch Siedlungsgenossenschaften eingeleitet werden. Hierdurch würde auch der — für einen Industriestaat in gewissem Ausmaße notwendige — noch bestehenbleibende Großgrundbesitz die Arbeitskräfte gewinnen, die er sich jetzt aus Osteuropa herbeiholt. Sieht erst der Großgrundbesitz ein, daß er durch eine Ansiedlung erbgesunder vorwiegend nordischer Bauernsöhne nicht nur die fremdvölkische und rassische Aushöhlung des deutschen Nordostens heute noch aufhalten kann, sondern auch, daß seine Stellung in der ihm angemessenen und ihm von selbst zufallenden Führung einer vorwiegend nordischen Bauernschaft ihn allein auf die Dauer vor dem Untergange bewahrt; sieht der Großgrundbesitz ferner ein, daß er mit den im Lande verbleibenden, von ihm herbeigezogenen osteuropäischen Wanderarbeitern oder deren Nachkommen sich entsprechend deren rassenseelischen Eigenschaften die späteren politischen Feinde selbst aufzieht, so wird er kurzsichtige Widerstände gegen zu gründende erbgesundheitlich und rassisch auswählende Siedlungsgenossenschaften in seinen Reihen nicht aufkommen lassen. Stoddards Buch „Social Classes in Post-War Europe" (1925) könnte vor allem mit seinen Abschnitten The Peasants und The Upper Classes dem Großgrundbesitz Gedanken wecken, welche zu erbgesundheitlich-rassischen Siedlungen führen müßten. Die während des 19. Jahrhunderts verlorenen 100 000 Bauernstellen östlich der Elbe haben den deutschen Osten in größte Gefahr gebracht.[1] Ihre Wiedererrichtung wird die staatliche Gefahr abwenden, ihre Besetzung durch erbgesunde vorwiegend nordische Bauernsöhne, von denen nach entsprechender Gattenwahl eine höhere Zahl tüchtiger Kinder zu erwarten ist, wird die Entnordung Deutschlands aufhalten.

In der Frage der Einwanderung müßte eine Staatsleitung, welche die Bedeutung der nordischen Rasse erkannt hat, ebenso wie die Staatsleitung der Vereinigten Staaten zwischen erwünschter und unerwünschter Einwanderung unterscheiden (vgl. S. 208, 421, 465).[2] Überall im ostelbischen Gebiet vollzieht sich weiter eine stille Einsickerung ostbaltischen, ostischen, sudetischen und innerasiatischen Blutes durch die Einwanderung der meist den an solchem Blute reichsten Volksschichten entstammenden „Sachsengänger" osteuropäischer, meist polnischer Herkunft. Die Ansiedlung nicht mehr zurückkehrender Sachsengänger trägt dauernd zur weiteren Entnordung und Entdeutschung des deutschen Nordostens bei,[3] ebenso die Einwanderung osteuropäischer Bevölkerungsteile wie russischer Flüchtlinge, russischer und polnischer Juden. Gegenwärtig rechnet man in Preußen etwa 130 000 polnische Wanderarbeiter und mehr als 100 000 russische Flüchtlinge. Die slawischen Wanderarbeiter verdienen bei einer Ernte etwa 60—70 Mil-

[1] Vgl. Ostsiedlung. Ein deutscher Notruf. Herausgegeben vom Deutschen Schutzbund. Berlin. 1925.

[2] Die hier zu erwähnenden vorbildlichen „Einwanderungsbestimmungen für die Vereinigten Staaten" liegen in jedem deutschen Reisebüro aus.

[3] Vgl. Stolt, Aufgaben und Ziele des ostdeutschen Siedlungswerkes, Archiv für innere Kolonisation, Bd. 18, Heft 1/2, 1926.

lionen Goldmark. Bei der Bevölkerungsdichte Deutschlands einerseits, seiner Wirtschaftslage andererseits, müßte eine erbgesundheitlich- und rassenkundlich-gerichtete Gesetzgebung eine allmähliche Einschränkung und schließlich ein Verbot der Beschäftigung ausländischer Arbeiter durchführen und die Erlaubnis zur Einwanderung auf erblich-gesunde nordische und vorwiegend nordische Menschen nordwesteuropäischer Herkunft beschränken. Die Einwanderung erblich gesunder vorwiegend nordischer Skandinavier müßte eine solche Gesetzgebung im Falle weiter sinkender deutscher Geburtenzahlen sogar fördern. Entsprechendes gilt für die Wahl nichtdeutscher Ehegatten.

All diese Dinge zu bedenken, wird die Arbeit von Volkswirtschaftern und all der einzelnen Fachleute sein, die das weite Gebiet dieser Erscheinungen erforschen. Einzelvorschläge für die Maßnahmen der Aufnordung muß dieses Buch den Fachleuten der einzelnen Gebiete überlassen. Seine Aufgabe ist es, auf die rassischen Bedingungen des Völkerlebens hinzuweisen. Sind diese Verhältnisse einmal aufgezeigt und hat ihre Betrachtung dann gar einen neuen Geist der Verantwortung erweckt, so werden sich bald greifbare und schließlich grundlegende Maßnahmen ergeben.

Der Gedanke einer Stiftung zur Erziehung nordischer und vorwiegend nordischer Kinder aus kinderreichen und wirtschaftlich schwächeren gesunden Familien ist gelegentlich schon aufgetaucht und müßte eine Verwirklichung finden, indem dazu Geldmittel gesammelt würden, mindestens in solcher Höhe, wie sie für die Aufzucht und Unterstützung von Menschen mit Erbanlagen der Krankheit und des Verbrechens immer bereit liegen. In Betracht kämen z. B. auch Adoptionen erblich-gesunder nordischer und vorwiegend nordischer Kinder durch bessergestellte nordisch-gesinnte Menschen nach den Grundsätzen, die Rittershaus, Die Annahme an Kindesstatt (Adoption), München 1929, ausgesprochen hat. Ein sehr bedeutungsvoller Anfang ist erreicht durch die „Kinderland"-sammlung, welche Thea Schwencke und August Kenstler ausgeschrieben haben, eine Sammlung, welche der Errichtung von Heimen für erbgesunde vorwiegend nordische Kinder dienen soll, deren Eltern sonst im Wohnungselend und Wirtschaftskampf der Großstädte auf Kinderzeugung und -aufzucht verzichten müßten.

+

Es kann nicht ausbleiben, daß solche Bestrebungen sich allmählich in jedem heute noch nordisch-bedingten Volke regen. Die Aufgabe der Aufnordung ist auch tatsächlich außerhalb Deutschlands ergriffen worden. Man hat in Skandinavien, in England, und vor allem in Nordamerika, die Bedeutung der Nordrasse für jedes nordisch-bedingte Volkstum eingesehen, und sucht nach den Wegen zu einer Aufnordung, in Norwegen und Schweden wenigstens nach Erhaltung der nordischen Rasse. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft eine gewisse Arbeitsgemeinschaft bringen wird, zu der sich die nordisch-gerichteten Bestrebungen der verschiedenen nordisch-bedingten Völker zusammenfinden. Die gemeinsame Not, das drohende Aussterben der Nordrasse, mag einen gewissen übervölkischen Zusammenschluß nordisch-gerichteter Kreise fördern — eine Alliance Aryenne, wie

Lapouge sie als Erster vorgeschlagen hat. Da allen Völkern germanischer Sprache das nordische Blut gemeinsam ist, welche Einschläge anderer Rassen sie sonst auch zeigen mögen, und da sich in diesen Völkern immer noch Überlieferungen ihrer „Herkunft“ von hochgewachsenen, blauäugigen Vorfahren finden, Überlieferungen, an die sich anknüpfen läßt; da somit diesen Völkern die nordische Rasse als Zielbild gewiesen werden kann, ist der Gedanke der Aufnordung und der allnordischen Verbundenheit recht eigentlich eine Grundlage der Verständigung für die Völker germanischer Sprache. Da jeder europäische Krieg und jeder europäisch-nordamerikanische Krieg, wenn nicht unmittelbar durch die Verluste an Gefallenen, so mittelbar durch die zu Spätehen und Kinderarmut zwingenden wirtschaftlich-politischen Folgen die Ausmerzung der Nordrasse gefördert hat, ist der Allnordische Gedanke geradezu ein Gedanke des Friedens.

So wird angesichts der äußerst gefährdeten Lage der Nordrasse in allen heute noch nordisch-bedingten Völkern die Erzielung eines gewissen allnordischen Zusammenhalts notwendig sein. Die Rasse steht einfach vor ihrem Aussterben. Früher konnten sie sich verschenken an ganz Europa und an einen Teil Asiens. „Damals bestanden noch riesige Reserven zwar kulturell wenig entwickelter, aber hochbegabter nordischer Menschen im nördlichen Europa, die das entsunkene Kulturwerk wieder aufnehmen konnten.“[1] Heute ist der innerste Kern der Rasse in seinem Bestand gefährdet. Einigermaßen rein kommt die Nordrasse nur noch in einem Teil ihrer Urheimat vor, und in hundert Jahren schon, wenn nicht früher, kann ein Wiederaufleben unmöglich geworden sein. Dann „sitzt herum nur eine minder begabte Menschheit von mangelhafter schöpferischer Kraft, die den überkommenen Rest der Kultur zwar bewahren, aber kaum oder nur sehr langsam weiterbilden würde“.[1] Da dies die Lage in England wie in Holland und Flandern, in Deutschland und in der Schweiz wie in Dänemark und bei den Schweden in Finnland, und nach Verlauf einer gewissen Zeit wohl auch in Schweden und Norwegen ist, werden sich die nordisch-gesinnten Kreise dieser Länder untereinander und mit den nordisch-gesinnten Kreisen Nordamerikas irgendwie verständigen müssen, da sie alle für ihr Land eine Aufnordung suchen und daher ihre Gedanken, Forschungen und Maßnahmen austauschen müssen. Sogar die — heute allerdings in weiter Ferne liegende — Möglichkeit einer gewissen Verbreitung solcher allnordischer Gedanken in den einzelnen Völkern über engere Kreise hinaus, sogar eine gewisse Beeinflussung der Willensrichtung innerhalb der einzelnen in Betracht kommenden Völker im Sinne allnordischer Gemeinschaft könnte schließlich gesucht werden und müßte dann dahin führen, die politischen Ereignisse und Maßnahmen auch vom Standpunkt der Aufnordung anzusehen, ja schließlich — doch liegt ein solcher Gedanke heute noch der Fabelei eines Schwärmers näher als nüchterner Betrachtung der Gegenwart — die Möglichkeit vorzubereiten, daß z. B. eine Zusammenstellung der kriegführenden Mächte, die gerade für die Nordrasse so zerstörend wirken muß, wie der Weltkrieg gewirkt hat, fortan nicht mehr möglich wäre.

[1] Ploetz, „Sozialanthropologie“, im Band „Anthropologie“, Kultur der Gegenwart, Teil III, Abt. V, 1923.

Ein Bewußtwerden der Dinge des Blutes ist heute für alle Einsichtigen nicht mehr zu umgehen. Disraeli hat einmal geschrieben: „Jede Rasse muß untergehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingibt." Sorglosigkeit in den Dingen des Blutes hat bisher den Untergang jeder nordischen Schicht der indogermanischen Völker bedingt; jetzt hat die Sorglosigkeit den Rassenkern, den Urheimatbezirk der Rasse, schon so gefährdet, daß nur entschlossener Abwehrwille noch helfen kann. Nur das zu weckende und dann immer mehr zu schärfende Artbewußtsein, nur das sichere Einhalten einer auf das Nordische zielenden Artrichtung, vermag noch zu helfen. Das haben diejenigen Einzelmenschen und Gruppen innerhalb aller deutschen Stämme eingesehen, welche sich zum Nordischen Gedanken bekennen. Der Nordische Gedanke ist — auf die Deutschen angewandt — der Gedanke der Vorbildlichkeit des erbgesunden, erbtüchtigen Menschen nordischer Rasse und deutscher Prägung für die Auslese im deutschen Volke.

Es ist klar, daß sich gegen den Nordischen Gedanken von den verschiedensten, man möchte fast sagen, von allen Seiten her eine Reihe von Einwänden erheben lassen, wirkt er doch auf die meisten Menschen zunächst geradezu „revolutionär". Hier soll aber auf die wirklich vorgebrachten und möglichen Einwände nicht eingegangen werden. Ich habe in meinem Buche „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen" (2. Aufl. 1927) versucht, die Gesamtheit der Anzweifelungen und Einwände auf einige Grundeinwände zurückzuführen und diesen entgegenzutreten.

Kein Einwand gegen die Belehrung in Rassefragen ist aber schließlich gewichtig genug gegenüber der völligen Entnordung, die dem deutschen Volk droht, gegenüber dem deutschen Niedergang und „Untergang", denn dies ist gewiß: „Ausgemerzt ist heute schon das Germanenblut, die nordische Rasse, in Italien und Spanien und Portugal. Rückgang, zum Teil Bedeutungslosigkeit ist die Folge! — Frankreich ist das nächste Volk, das daran glauben muß — und dann wir — mit absoluter Sicherheit, wenn's so weitergeht wie bisher und heute!"

Die Gestaltung der Zukunft hängt davon ab, ob im deutschen Volk eine Ausleserichtung entstehe und eingehalten werde, die ganz auf das leibliche und seelische Bild der Nordrasse hinzielt. — Man kann bei Betrachtung der Gesamtlage des deutschen Volkes vielleicht ganz oberflächlich sagen, daß schon eine entschiedene Umstellung des Geschmacks auf das Bild der Nordrasse den neuen Anfang bedeuten müßte, und der Geschmack kann ja seinen Ausgang davon nehmen, daß auch heute noch wenigstens drei Merkmale nordischer Rasse im Volksbewußtsein ein „echt deutsches" Aussehen schaffen: der hohe Wuchs, die hellen Haare und die blauen Augen.[1]

✝

Allein vom Züchtungsstandpunkt aus ist aber die Frage neuen Aufstiegs nicht zu entscheiden. Es kommt für uns Deutsche, wenn wir nach den Grundlagen neuen Auflebens suchen, vor allem darauf an, daß der deutsche Geist wieder nordischer Geist werde. Eine Weltanschauung tut not,

[1] Vgl. hierzu die Vorrede zu Fischer-Günther, Deutsche Köpfe nordischer Rasse, 1927.

die sich vor allem auch darin ausdrückt, daß sie den Geist der Verantwortung weckt in allen Fragen des Blutes. Nur eine Weltanschauung, die „idealistisch" ist im Sinne Platons, Kants und Fichtes kann dies ernstlich bewirken.[1] Eine Weltanschauung ist erforderlich, welche sich dadurch ausdrückt, daß sie der lebenskundlichen (biologischen), rassenkundlichen und erbgesundheitlichen Forschung eine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Heute, bei der Richtungslosigkeit des Zeitalters, ist es möglich, ja fast geradezu die Regel, daß auch der rein nordische Mensch und oft gerade dieser sein eigenes Wesen gänzlich zersetzt durch die Bemühung um fremden Geist. Fast jeder Deutsche, sei er reinrassig nordisch oder nicht, ist überfremdet von den artlosen, vielfach zersetzenden und entstaltenden Anschauungen der Gegenwart. Ob leiblich oder geistig, alle Menschen der Gegenwart sind irgendwie zu Mischlingen geworden und sind täglich verwirrenden Einflüssen ausgesetzt.

Die „individualistischen" sowie die massentümlichen Geistesrichtungen der Zeit ertöten langsam die nordische Seele wie den nordischen Leib. Auf die Rettung der nordischen Seele aber kommt es sicherlich zu allererst an. „Vor einer Überschätzung der äußerlichen Rassenmerkmale wie Haar- und Augenfarbe, Körperlänge und Kopfform muß ausdrücklich gewarnt werden. Die Erbanlagen, welche diese äußeren Merkmale bedingen, machen nur einen verhältnismäßig recht kleinen Teil der gesamten Erbmasse einer Rasse aus. Ein dunkelhaariger Deutscher kann ebensogut nordische Eigenschaften der Seele haben wie ein blonder. An den seelischen Anlagen liegt doch wohl mehr als an den äußeren Merkmalen; und jene sind auch in viel größerer Gefahr als diese. Blonde Haare und blaue Augen wird es noch nach Jahrtausenden in Europa geben, die nordische Seele aber stirbt."[2]

Zur Rettung der nordischen Seele durch Erfassung nordischen Wesens, vor allem aber auch zur Stärkung des Gemüts, wird dem nordisch-gerichteten Deutschen alles dienen, was uns an Zeugnissen aus der frühesten (d. h. am stärksten nordisch-gerichteten) Geschichte der indogermanischen Völker erhalten ist. Eine Feier wird es ihm vor allem sein, die reichen Zeugnisse altgermanischen Lebens in sich zu erfahren. Die isländische Saga, die Edda, das Nibelungenlied, alle uns überlieferten Heldendichtungen germanischer Frühzeit, werden ihm von nordischer Lebensgestaltung zeugen. Er wird wie die früheste Dichtkunst, so die früheste Baukunst der Germanen,[3] ihre Urschau (Mythos), ihre Gesetzgebung[4] und Sitte nach Wesen und Richtung zu erkennen trachten und sich vor allem um eine Einsicht in das Wesen germanischer Frömmigkeit bemühen, wie sie Kummer, Midgards Untergang, 1927, zu fassen verstanden hat. Nie wird ihm so die Geschichtsbetrachtung zu einem Selbstzweck und Ende, zum „Historizis-

[1] Außerordentlich bedeutungsvoll für die Durchdringung der Gedankenwelt der großen Denker alter und neuerer Geschichte im Hinblick auf die Gestaltung einer nordisch-germanischen Welt sind die beiden Bücher von Houston Stewart Chamberlain: „Immanuel Kant" (1916) und „Goethe" (1921).

[2] Lenz in Baur-Fischer-Lenz, Bd. II, 1923.

[3] Haupt, Die älteste Baukunst der Germanen. 1923. (Vgl. S. 380.)

[4] Vgl. Fußnote 3 S. 455.

mus" oder zur Romantik entarten; immer wird sie ihm ein Teil der Besinnung zur Gestaltung eines neuen Anfangs sein. Die Gestalten altgermanischen Lebens mögen *Vorbilder* sein, die zur Ertüchtigung rufen.[1]

Der nordisch-gerichtete Deutsche wird versuchen müssen, den Gedanken nordisch-germanischer Wiedergeburt den nordischen und vorwiegend nordischen Menschen *aller Stände* zu übermitteln. Es kommt darauf an, durch Hinweis auf das Auslesevorbild des erbtüchtigen Menschen nordischer Rasse *in allen* Schichten des Volkes den zur Erfassung neuer Gedanken fähigen Menschen jene ertüchtigende Spannung zu wecken, welche die früheren Zeiten verspürt haben.

Als nächste wesentliche Forderung unserer Zeit und Zukunft ergibt sich dem nordisch-gesinnten Deutschen die durch Betrachtung der Artfragen aufgegebene und bis zu weltanschaulicher Vertiefung zu stärkende Entscheidung der Gesinnungen für oder gegen die Aufnordung des deutschen Volkes. Ob leiblich oder geistig, fast jeder Mensch unserer Zeit ist Mischling geworden *und hat sich* — nach Erkenntnis der Artfragen und wenn eine Erneuerung erfolgen soll — *zu entscheiden.* Ein Kennzeichen der kommenden Dinge wird diese *Entscheidung der Gesinnungen* sein müssen.

Dem Einsichtigen kann, wenn er dem deutschen oder sonst einem heute noch nordisch-bedingten Volk angehört, die Entscheidung nicht schwer werden. Es gilt doch die Entscheidung für das Wertvollste in uns, für das Blut, das der deutschen Art und Geschichte Sinn und Bedeutung gegeben hat und das allein wieder Sinn und Bedeutung erwirken kann: die Entscheidung für das nordische Blut. All die Werte und Güter unseres Wesens und unserer Gesittung, die wir als eigentlich deutsch, als den echtesten Ausdruck des Deutschtums, erkennen und die am meisten zur Festigung unseres Eigenwertes beitragen, sind erwirkt durch den nordischen Geist, mindestens durch die Spannung, welche entsteht bei einem Vorherrschen nordischen Geistes über mitherrschenden nichtnordischen Geist. Und ebenso: was den Deutschen *aller Stämme gemeinsam* ist, ist eben der Einschlag nordischen Blutes, so *daß die Hinwendung zur nordischen Rasse ein Ausdruck der strebenden Verbundenheit aller Deutschen* (und schließlich aller Völker germanischer Sprache) *werden kann.* Sinn und Bestimmung deutschen Lebens, Sinn und Bestimmung der Deutschheit, muß daher sein: das Streben nach nordischem Ausdruck, die immer klarere und mächtigere Verwirklichung nordischen Wesens im deutschen Volkstum und durch das deutsche Volkstum. *Deutschheit* kann — gemäß der Prägung, die nordisches Blut dem deutschen Volkstum einmal gegeben hat — *schicksalsmäßig höchsten Wert nur in Einem finden: im Streben zur Nordheit.*

[1] Man könnte — besonders auf Grund von Kummers eben genannter Darstellung — zeigen, daß eben die altgermanische Lebensauffassung im Einklang stand mit erbgesundheitlichen Forderungen, und *Neckel* zeigt in seinem vortrefflichen Büchlein „Die altnordische Literatur" (Aus Natur und Geisteswelt 782), wie erziehlich die Gestalten altgermanischer Dichtung als Vorbilder sein könnten — gerade für die Gegenwart. Vgl. auch *Neckel*, Altgermanische Kultur, 1925, und Germanisches Ehe- und Liebesleben, Ztschr. f. deutsche Bildung, 6. Jahrgang, Heft 1, 1930, S. 1 ff.

So leiten schließlich gewichtige Gedanken von der Rassenkunde, einem Gebiet der Naturwissenschaft, hinüber bis in das Gebiet sittlichen Wollens. Rassenkundliche Einsichten erwecken Fragen der sittlichen Entscheidung. Hier können solche nicht eingehender erörtert werden.[1] Es genügt, wenn hier zu ernster Besinnung die Tatsache erschienen ist, daß zu Gedeihen und Größe eines jeden Volkes das bewußte oder unbewußte Ergreifen und Einhalten einer bestimmten Ausleserichtung nötig ist. Es gilt: „Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, sein wird, also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte."[2]

Ist einmal die heutige Lage des deutschen Volkes diesem selbst bewußt geworden, und ergibt sich aus solcher Erkenntnis ein neuer Artwille der Deutschen, das Streben zur nordischen Art, dann ist eine starke Hoffnung auf die Wiedergeburt Deutschlands möglich. Die Entnordung war eine Erscheinung der Jahrhunderte; auf Jahrhunderte in die Zukunft hinaus muß sich in unserer Zeit der Wille des nordisch-gerichteten Deutschen spannen. Dies möge gleichsam die faustische Sendung des deutschen Volkes sein: sich aus dem Willen zu reiner nordischer Rasse neu zu schaffen!

---

[1] Vgl. aber Günther, Der Nordische Gedanke unter den Deutschen, 2. Aufl., München 1927.

[2] Fichte, Reden an die deutsche Nation. 1808.

Anhang: Rasse und Sprache

Die Verbreitung der indogermanischen Sprachen zeigt den weiten Umkreis an, über den ehemals nordische Völker oder besser: nordisch-geführte Völker mit vorwiegend nordischen Oberschichten verbreitet waren und zum Teil heute noch verbreitet sind. Man kann daher vielleicht sagen: die Höhepunkte nordischer Ausbreitung liegen weit dahinten. Einen solchen Höhepunkt stellt etwa die entwickelte Bronzezeit dar, als das nordisch-geführte Indien blühte, Griechenland und Rom vor ihrer Entfaltung standen und die Kelten ihre Ausdehnung begannen. Einen zweiten Höhepunkt nordischer Ausbreitung stellt das Ende der germanischen Völkerwanderung dar, das 6. Jahrhundert, als Mittel- und Westeuropa und Teile Südeuropas germanisch waren. Die neuere Ausbreitung der europäischen Mächte in Amerika, Afrika und Australien durch Besiedelung von Schutzgebieten und Kolonien wird man infolge der seit dem frühen Mittelalter eingetretenen Mischungen nicht ohne Einschränkung der Ausbreitung der Nordrasse zuzählen, sondern vor allem seit neuerer Zeit als eine Ausbreitung der europäischen Menschenrassen überhaupt ansehen müssen. Die Besiedelung Nordamerikas allerdings geschah bis in neuere Zeit hauptsächlich durch vorwiegend nordische Menschen, ebenso die Südafrikas und Australiens. Aber von eigentlich nordrassischer Ausbreitung wird man in diesen Fällen nicht mehr reden können.

Wie der heutige europäische Bereich germanischer Sprachen, der Bereich der deutschen, englischen und der skandinavischen Sprachen, nur noch einen inneren Teilbezirk jener großen germanischen Ausbreitung des frühen Mittelalters darstellt, wie also in einem weiten äußeren Umkreis die unter Fremdvölkern lebenden Germanenstämme, da ihre Oberschicht zu gering war, schließlich die Sprachen der beherrschten Völker angenommen haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß nordisches Blut geherrscht hat auch über den Kreis der indogermanischen Sprachen hinaus. Man weiß, daß die indische Sprache weit über Vorderindien hinausgedrungen war: Ortsbezeichnungen (z. B. Singapur) legen noch heute Zeugnis davon ab. Auch finden sich unter den Singhalesen doch noch hin und wieder Gesichter, die an europäische Züge erinnern. Man hat beobachtet, daß birmanische Schauspielerinnen sich weiß schminken, daß Chinesinnen und Japanerinnen sich weiß und rosenrot schminken: eine solche Störung im Schönheitsbild verrät immer eine einstige Störung im Rassentum eines Volkes. Es ist anzunehmen, daß indische Stämme in Asien weit nach Osten und Süden vorgedrungen sind, wie sie auch Teile Javas beherrscht haben; anzunehmen ist ferner — und die Auffindung der indogermanischen Sprache des tocharischen Volkes weist deutlich darauf hin —, daß auch im mittleren und nördlichen Asien nordrassische Stämme gewohnt haben.[1]

Die heutige Sprachforschung muß die tocharische Sprache, die Sprache also jenes nordrassischen Volkes, das im Westen Chinas wohnte, als diejenige uns erhaltene indogermanische Sprache betrachten, die am weitesten nach Osten vorgedrungen ist. Ein Umstand ist dabei besonders auffällig und weist wieder auf den Eroberungsmut der nordischen Völker hin: die tocharische Sprache ist eine Kentum-Sprache. — Man muß aus sprachlichen Gründen die indogermanischen Sprachen in zwei große Gruppen einteilen: eine Kentum-Gruppe, die Gruppe der westlichen indogermanischen Sprachen (tocharisch, griechisch,

---

[1] Siehe Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 176 ff.

lateinisch, keltisch, germanisch) und eine Satem-Gruppe, die Gruppe der östlichen indogermanischen Sprachen (indisch, persisch, armenisch, albanisch, slawisch, litauisch, lettisch). Zu dieser Einteilung hat die Betrachtung der Lautgesetze geführt und zu den Bezeichnungen kentum und satem die Wörter für das Zahlwort hundert: in der östlichen Gruppe steht der s-Laut in bestimmten Fällen da, wo die westliche Gruppe den k-Laut hat, der dann in den germanischen Sprachen durch die sog. erste Lautverschiebung zum h-Anlaut geworden ist. Der Satemgruppe entspricht eine Urgesittung weniger ackerbautreibender als viehzuchttreibender Stämme, während die Urgesittung der Kentumgruppe eine Vereinigung von Viehzucht und Ackerbau mit Pflugwirtschaft zeigt. Vielleicht reichten die Urindogermanen mit ihren östlichen Stämmen bis in die osteuropäischen Steppen der Späteiszeit (vgl. S. 330).

Nun gehört die tocharische Sprache zur Westgruppe und nicht, wie man aus ihrem Gebiet schließen würde, zu der ihr doch örtlich viel näheren Ostgruppe. Das tocharische Volk, vielmehr die nordrassische Schicht der Tocharer, muß also durch Wagemut und durch ein besonderes Schicksal besonders weit von der Urheimat fortgeführt worden sein. Weit außerhalb des westlichen Bezirks der Kentum-Sprachen findet sich vereinzelt die tocharische Sprache, ebenfalls eine Kentum-Sprache. Aus sprachlichen Gründen hat die Sprachwissenschaft schon die Vermutung ausgesprochen, es müsse sich im Fall der Tocharer, bzw. deren nordischer Schicht, um einen den Kelten nahestehenden oder sogar selbst keltischen Stamm handeln. Bilder blonder und helläugiger Tocharer neben Menschen innerasiatischer Rasse bewahrt das Berliner Museum für Völkerkunde: die Funde der deutschen Turfanexpeditionen von 1903—1907. — Ein gleiches Verhältnis, gleichbezeichnend für die durch Eroberungszüge gekennzeichnete Ausbreitung der Nordvölker, bietet das Krimgotische. Weit außerhalb des Kreises der germanischen Sprachen, in der Nachbarschaft slawischer und asiatischer Sprachen hat sich eine gotische Mundart in der Krim bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Ein holländischer Gesandter hat Ende des 16. Jahrhunderts eine wertvolle Wortliste dieser gotischen Mundart aufgezeichnet, die er zwei Krimgoten in Konstantinopel abgefragt hatte.

Wie das Tocharische und das Krimgotische ausgestorben sind, so mag in weiter Vereinzelung noch manche indogermanische Sprache so verschwunden sein, daß keine Spur von ihr geblieben ist. Groß ist der Reichtum sprachlichen Gestaltens, dessen die nordischen Stämme seit Vorzeiten fähig gewesen sind. Wenn sich die einzelnen nordrassischen Menschen von Menschen anderer Rassen durch stärker ausgeprägte Einzeltümlichkeit unterscheiden, durch einen besonderen Trieb zur seelischen Freiheit und Abständigkeit, so zeichnen sich auch die indogermanischen Sprachen aus durch reiche einzeltümliche Gestaltung. Obgleich sie alle dem Sprachforscher an ihrer Eigenart sogleich als zusammengehörig und grundsätzlich eigene Gruppe auffallen, hat doch jede für sich ihre Sonderart so ausgeprägt, daß schon die Betrachtung dieser Sprachen die Anschauung verleiht von einem reich begabten, zu kühner Tätigkeit wie zu kühnem Denken gleichbefähigten Menschenschlag.

Eine eingehende Untersuchung der indogermanischen Sprachen und der ihnen gemeinsamen Eigenart müßte der Forschung, auch wenn gar keine rassenkundlichen, archäologischen und sonstigen Befunde vorlägen, schon an sich allein die Möglichkeit geben, die seelische Eigenart der diesen Sprachen entsprechenden Rasse klar zu bezeichnen. Im I. Abschnitt dieses Buches wurde gezeigt, daß Rasse und Sprache nicht ohne weiteres aufeinander bezogen werden dürfen. Die geschichtliche Entwicklung führt einmal dazu, ein nordisches Volk seine Sprache verlieren zu lassen, ein andermal dazu, einem fremdrassigen Volk

eine indogermanische Sprache durch eine nordische Oberschicht aufzwingen zu lassen. Nur in den Anfängen der nordrassischen Ausdehnung waren Rasse und Sprache eines nordischen Volkes von gleicher Art und Herkunft (vgl. S. 328 ff.). Mit der Rasse, mit der rassenhaft-bestimmten Bildung der Sprechwerkzeuge, haftet schließlich, wenn ein Volk seine eigene Sprache aufgegeben hat, nur noch die Sprechweise, die rassenhaft bestimmte Aussprache. Durch die Art, wie ein Volk, das seine eigene Sprache verloren hat, die angenommene artfremde Sprache ausspricht, kann es immer noch seine Rassenzugehörigkeit verraten. Die gleiche Sprache wird z. B. im Munde einer breitgesichtigen Bevölkerung anders klingen als im Munde einer schmalgesichtigen. Die breitgesichtige Bevölkerung wird mindestens eine andere Aussprache-neigung haben. Kommt es also irgendwo dahin, daß eine Schicht ihre Sprache aufgibt, so wird sie ihre Rasse doch noch in der Aussprache verraten. Auf solche feinsten Wandlungen der Aussprache muß also die Sprachforschung immer dann achten, wenn irgendwo rassische Schichtungen, Einwanderungen, Eroberungen oder Untergänge rassischer Oberschichten stattgefunden haben. Nicht nur dann, wenn eine Bevölkerung ihre Sprache wechselt, kann sich ein Rassenwandel vollzogen haben; ein Rassenwandel kann auch dann erfolgt sein, wenn sich in einer Sprache die Aussprache wandelt. Man muß wohl annehmen, daß die nordrassischen Stämme, solange sie noch in geschlossenem Siedlungsgebiet in ihrer Urheimat saßen und solange sie noch fast rasserein waren, kaum irgendwelche mundartlichen Unterschiede ihrer gemeinsamen indogermanischen Ursprache aufwiesen.

Es scheint auch tatsächlich, als ob die indogermanische Grundsprache sogar noch zur Zeit der ersten Eroberungszüge kaum gespalten gewesen sei. Die indischen und iranischen Wörter für Kupfer stimmen noch mit den entsprechenden lateinischen und germanischen Wörtern so überein, daß man annehmen muß, in der Kupferzeit, dieser Vorstufe der Bronzezeit, habe unter den indogermanischen Stämmen noch ein nachbarlicher Verkehr stattgefunden. Das Wort für Kupfer muß sich also von den Fundorten dieses Metalls aus — in Betracht kommen (nach Schuchhardt) Spanien, die Alpenländer, Irland, England und Ungarn — von solch einer Fundstelle aus muß sich mit dem Kupfer selbst auch das Wort dafür über die nordrassischen Stämme von den Urgermanen bis zu den Urindern hin verbreitet haben. So mag erst während des 3. vorchristlichen Jahrtausends eine gewisse mundartliche Spaltung innerhalb der Grundsprache eingetreten sein, zuerst wohl die Spaltung in Kentum- und Satemsprachen. Much [1] verlegt die Spaltung der indogermanischen Grundsprache in die beginnende Metallzeit (Kupferzeit), Meillet [2] möchte sie etwas später ansetzen, auf das Ende des 3. oder den Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr., Arbois de Jubainville [3] auf 2500 v. Chr. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die einzelnen indogermanischen, die seelischen Züge der nordischen Rasse wiedergebenden Sprachen ihre Sondergestaltung erst dann erfuhren, als die einzelnen Stämme schon als Oberschicht bestimmter Völker in ihren Endsitzen siedelten. Man muß jede indogermanische Sprache ihrem Geist nach fassen als eine besondere Antwort nordischer Stammesart auf die Fragen, die ein bestimmtes erobertes Gebiet mit einer fremden unterworfenen Bevölkerung gestellt hatte.

Erst die Auseinandersetzung mit der fremden Umwelt, erst die gesonderte Volkwerdung der nordischen Oberschicht zusammen mit

[1] In Hoops, Reallexikon der germ. Altertumskunde, unter „Germanen".
[2] Meillet, Aperçu d'une Histoire de la Langue grecque, 1913.
[3] Arbois de Jubainville, Les premiers Habitants de l'Europe, 1894.

der nichtnordischen Unterschicht schaffen die gesonderte indogermanische Einzelsprache. Jetzt erst entstehen Indisch, Persisch, Griechisch, Italisch usw., jetzt erst ist auch sprachlich die Verbundenheit mit der Urheimat gelöst.

Jede indogermanische Sprache ist ein Ausgleich der angestammten nordischen Art und des erlebten besonderen Stammesschicksals, ein Ausgleich ferner, entstanden aus dem nordischen Sprachgeist und der sprachlichen Einwirkung der nichtnordischen Vorbevölkerung. So wird es auch verständlich, warum die Sprachen, die sich auf ehemals unnordischem Boden verbreitet haben, auch alsbald wieder in sich selbst mundartlich zerspalten werden, warum hingegen die Sprachen, die am Boden der Urheimat haften geblieben sind, mundartlich noch ungespalten, noch eine Einheit sind, solange noch keine stärkere Rassenmischung eingetreten ist: die hellenischen Stämme wie die italischen treten schon in ihren Frühzeiten mit ihren besonderen Mundarten auf. Als die Germanen den Römern gegenübertraten, hatte das Latein des latinischen Stammes schon Mundarten der anderen italischen Stämme nordischer Herkunft als Staatssprache unterdrückt; die Sprache der Germanen jener Zeit war noch fast einheitlich, die vielen einzelnen Stämme verstanden sich noch. Bei den italischen Stämmen war also nach einer Vielheit von Mundarten die sozusagen künstliche Einheit einer Staatssprache entstanden, während zu gleicher Zeit, als diese Staatssprache sich weithin ausbreitete, die germanischen Stämme noch die gemeinsame germanische Grundsprache sprachen, noch vor der Ausbildung von Mundarten standen. In gewisser Hinsicht ist auch das Germanische des 4. nachchristlichen Jahrhunderts noch so „altertümlich" wie das homerische Griechisch des 8. oder 9. vorchristlichen Jahrhunderts. Wie es der indogermanischen Grundsprache erging, so später der germanischen Grundsprache. Sie bleibt von ihrer Ausbildung im I. vorchristlichen Jahrtausend bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. allen germanischen Stämmen gemeinsam. Die Zeit der Völkerwanderung schafft dann sehr rasch Spaltungen der Grundsprache und so schließlich die einzelnen germanischen Sprachen. Erst der fremde Boden und die Rassenmischung schaffen Sondergestaltungen und einschneidende Wandlungen, erst die Schicksalsfragen der Eroberungszüge schaffen die Schicksalsantwort der gesonderten Sprache wie die des gesonderten Volkstums (vgl. S. 358 ff.). Ist aber die Sonderung geschehen, so entstehen eben kraft des nordischen Sinnes für Einzeltümlichkeit schnell ein Volkstum und eine Sprache, die selbstherrlich leben und sich zu kräftiger Sonderart ausgestalten. Alle sind überwiegend nordischen Blutes: die alten Inder, Perser, Armenier, Hellenen, Römer, Kelten, Slawen und Germanen; all ihre Sprachen sind von gleicher Herkunft, und doch hat in ihnen die Begabung der Rasse ebensoviel eigengiltige Volkstümer und Sprachen geschaffen.

Den Geist des Eroberns, der Tätigkeit und Kühnheit, lassen die indogermanischen Sprachen schon in ihrer Gestaltung, in ihrem Bau, erkennen. Ein Beispiel: Naumann hat die Schaffung des Zeitworts als „eine der Hauptgeistestaten der indogermanischen Völker"[1] bezeichnet.

Zu dem Versuch, die Schöpfung des Zeitworts verständlich zu machen, dient am besten ein Vergleich des Wesens finnisch-ugrischer und altaischer Sprachen, der Sprachen also, von denen jene der ostbaltischen, diese der innerasiatischen Rasse zuzuweisen sind, mit dem Wesen der indogermanischen Sprachen, der Sprachen der Nordrasse. Da zeigt sich, daß es ein Zeitwort in diesen Sprachen eigentlich gar nicht gibt. Die indogermanischen Sprachen drücken sich zeit-

[1] Naumann, Kurze historische Syntax der deutschen Sprache. 1915.

wörtlich (verbal) aus: „Ich züchtige (du züchtigst, er züchtigt) den Hund." Der gleiche Gedanke bietet sich in finnisch-ugrischen und in den altaischen Sprachen hauptwörtlich (nominal): „Mein (dein, sein) den-Hund-züchtigen (ist vorhanden)." — Der nordische Mensch fühlt sich als der **Tätige**, der innerasiatische Mensch stellt eine Tätigkeit fest. „Mein den-Baum-sehen (ist vorhanden)" — das mag die Tatsache ungespannter Wahrnehmung sogar besser bezeichnen als das indogermanische: „Ich sehe den Baum." Kennzeichnend ist eben, daß sogar im Gebiet fast untätigen Wahrnehmens der Mensch der indogermanischen Sprachen sich noch tätig fühlt, während der Mensch der finnisch-ugrischen und der der altaischen Sprachen selbst für die eigene Tätigkeit sprachlich nur den Ausdruck der Feststellung eines Vorgangs findet. Bis ins einzelne könnte dieser grundsätzliche Unterschied verfolgt werden. Da dieses Buch nicht Sprachwissenschaft treibt und deren Begriffe nicht voraussetzen darf, muß es bei diesen Andeutungen bleiben. Der große Abstand der Geistesarten ergibt sich aber schon deutlich aus obigen Angaben.

Die Tatkraft der nordischen Rasse erscheint schon in ihren Sprachen: ein Griff des Geistes in die Welterscheinung hinein — hieraus springt die Schöpfung des indogermanischen Zeitworts. Hier heißt es: „Die Männer kommen." In ostbaltischer und in innerasiatischer Geistesart hingegen bald: „Der Männer Kommen (ist vorhanden")", bald „Die Männer (verhalten sich) kommend", bald: „Die Männer (sind) im Kommen." Wohl gestalten sich in den finnisch-ugrischen und den altaischen Sprachen aus einem Hauptwortstamm und den angefügten Silben (Sehen-mein, Sehen-dein, Sehen-sein usw.) schließlich zeitwortähnliche Sprachgebilde; aber, was man für Personenendungen (wie treib-e, treib-st, treib-t) nehmen könnte, sind immer deutlich die besitzanzeigenden Anfügesilben. Anfügesilben dienen da, wo in indogermanischen Sprachen ein Zeitwort gebeugt, ein Hauptwort gebeugt und in einzelne Fälle (casus) gesetzt wird; Anfügesilben drücken aus, was in indogermanischen Sprachen Vorwörter und Verhältniswörter ausdrücken (in dem Haus = Haus-innerhalb; in meinem Haus = Haus-mein-innerhalb; der Tisch, der sich in meinem Haus befindet = Haus-mein-innerhalb-befindlich(er) Tisch). Daher heißen diese Sprachen **fügende** (agglutinierende) **Sprachen**.

Sie sind für eine rassenkundliche Betrachtung auch deshalb wichtig, weil man sich den der ostischen Rasse zuzuweisenden Sprachstamm von fügender Art vorstellen darf. Mit einer fügenden Sprache, mit solch einer Sprache des Vorgangfeststellens, mindestens mit der Keim- und Urform einer solchen fügenden Sprache, muß wohl die ostische Rasse gegen Westen hin in Europa eingesickert sein. Eine fügende Sprache muß wohl die arteigene Sprache der Ostrasse gewesen sein in dem Zeitabschnitt der Vorgeschichte, da die Ostrassenstämme noch ein selbständiges Dasein führten. Ostischem beschaulichem Wesen entspricht auch der Geist einer fügenden Sprache. Das Einsickern der Rasse in der Vorzeit, ihr minder schöpferisches, minder tätiges Wesen, solche Züge würden sich mit der Geistesfrische und dem Angriffsgeist der indogermanischen Sprachen nicht vereinen lassen.

Haben aber — so muß eine sich nun einstellende Frage lauten — die unterworfenen Vorbewohner im Bereich der indogermanischen Sprachen nicht durch ihre Geistesrichtung auf die übernommenen und fortan von ihnen gebrauchten Sprachen auch ihr Teil eingewirkt? Haben die Sprachen der nordrassischen Stämme nicht Einflüsse erfahren durch dinarische, westische oder ostische oder auch irgendwelche asiatischen Geistesarten? — Diese Fragen sind oben schon zum Teil dahin beantwortet worden, daß überhaupt das **Entstehen** der gründlichen Verschiedenheiten zwischen den indogermanischen Sprachen als

ein Ausgleich der indogermanischen Ursprache mit der landschaftlich und menschlich fremden Umwelt gedeutet wurde. Noch nicht an Rassenmischung muß dabei gedacht werden; schon das Erlebnis der fremden Umwelt in ihren Endsitzen muß sich im Sprachleben der Nordstämme ausgedrückt haben.

Es ließen sich aber sicherlich, wenn die Sprachwissenschaft erst die Fährten gefunden hat, in jeder indogermanischen Sprache schon in frühen Zeiten geringe Einwirkungen fremden Geistes feststellen. So wird man vielleicht die außerordentlich bedeutsamen Verluste und Abwandlungen, die das Englische (vom Standpunkt der germanischen Grundsprache aus) erfahren hat, auf die nicht zu unterschätzende Durchmischung des englischen Volkes mit westischem Blut zurückführen dürfen, wobei man aber nicht übersehen dürfte, daß sich im Englischen germanische Spracheigenheiten erhalten haben, die in den anderen germanischen Sprachen nicht bewahrt worden sind. — Das Altindische hat schon sprachliche (wenigstens Satzbau-)Formen, die an den Geist asiatischer (altaischer) Sprachgestaltung erinnern, und leicht läßt sich das aus der indischen Umwelt rassenkundlich erklären. Die neuindischen Sprachen haben sich in ihrem Bau weitgehend dem Bau der Drawidasprachen Indiens genähert.[1] Eine Reihe von Einwirkungen des Sprachgeistes nicht-nordischer Schichten auf die indogermanischen Sprachen der nordischen Schichten hat Hüsing erwiesen in seiner sehr beachtenswerten Arbeit „Völkerschichten in Iran".[2]

Bei jeder Wandlung einer Sprache wird die Sprachwissenschaft künftighin auch nach den Möglichkeiten rassischer Einwirkungen fragen müssen, denn es ist doch kein Zufall, daß z. B. das heutige Armenische und das heutige Persische, Sprachen also, die heute von Völkern vorwiegend vorderasiatischer Rasse gesprochen werden, sich vom Altarmenischen und Altpersischen eben in der Richtung entfernt haben, daß sie sich dem Bau der kaukasischen Sprachen nähern, die der vorderasiatischen Rasse eigen sind. Es ist doch kein Zufall, daß das Tocharische sich dem Bau altaischer Sprachen genähert hat, den Sprachen also, die der innerasiatischen Rasse arteigen sind, welche Rasse sich ja im tocharischen Volk bei Schwinden der nordischen Schicht ausbreiten mußte. Hüsing bringt überraschende Belege für solche rassisch-bedingten Umwandlungen, weshalb seine eben genannte Arbeit der Sprachwissenschaft ganz neue Wege zeigen kann. Karstens, Die Germanen, 1928, S. 128, nimmt eine „Einwirkung des Finnischen bezw. Estnischen" auf die schwedischen Mundarten östlich der Ostsee an. Die Rassenkunde wird in einem solchen Falle sich fragen, ob es sich hier nicht weniger um den Einfluß einer Sprache auf eine benachbarte als vielmehr um die Auswirkung einer Rassenkreuzung auf die Sprache handelt, in diesem Falle um die Auswirkung des Einkreuzens ostbaltischer Rasse — der Rasse, der ursprünglich die finnisch-ugrischen Sprachen zugehören — in die vorher stärker vorwiegend nordischen Gruppen schwedischer Sprache östlich der Ostsee. — Man wird aber auch unter Umständen für das Verharren oder die langsamere Wandlung einer Sprache gegenüber verwandten Sprachen rassische Gründe vermuten dürfen, wenn die betreffenden Völker etwa gleiche Umwelt und Gesittung zeigen. Ob nicht z. B. die Bewahrung reicherer Beugungs- (Deklinations- und Konjugations-) formen im Deutschen gegenüber den anderen germanischen Sprachen dem verhältnismäßig stärkeren oder minder geringen Einschlag der immer schon als „konservativ" geschilderten fälischen (Cro-magnon-)Rasse zuzuschreiben ist?

Eine Tatsache der Sprachgeschichte könnte ihre Erklärung ebenfalls durch

[1] Vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 189.
[2] Mitteilungen der Anthr. Gesellschaft Wien, 3. Folge, Bd. 16, 1916.

rassische Verhältnisse erfahren: die Tatsache der sogen. germanischen Lautverschiebung, die auch die erste Lautverschiebung genannt wird. Durch diesen Lautwandel nämlich, der sich etwa um das Jahr 500 v. Chr.[1] allmählich durchgesetzt haben mag, haben sich die germanischen Sprachen als eine Sondergruppe scharf von den andern indogermanischen Sprachen geschieden. Nach diesem Lautwandel entsprach u. a. jedem indogermanischen p, t, k ein germanisches f, þ (gespr. wie engl. th), h; jedem indogermanischen b, d, g ein germanisches p, t, k.

Man hat sich nun immer gefragt: welches ist der Grund dafür, daß die Germanen diese Lautverschiebung vollzogen haben? — Auf diese Fragen sind seit Jakob Grimm eine Reihe sich widersprechender Antworten gegeben worden; darunter auch wieder solche, welche die germanische Lautverschiebung aus dem Aufenthalt des urgermanischen Volkes in einem Gebirge erklären wollten (so durch H. Meyer und Collitz). Eine befriedigende oder wenigstens allgemeiner angenommene Erklärung hat sich noch nicht geboten. Es ist aber klar, daß das vorgeschichtliche Zusammenstoßen der nordischen mit der fälischen (Cromagnon-)Rasse immer schon als die Ursache der germanischen Lautverschiebung angesehen worden ist. Eben der Stamm indogermanischer Sprache, welcher den stärksten fälischen Einschlag erfahren hat, hätte demnach durch diesen Einschlag eine Wandlung seiner Aussprache in dem oben bezeichneten Sinne erfahren. Die Annahme erscheint sehr verlockend. Loewenthal hat sie aus vorgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Gründen abgewiesen.[2] Sie wird sich wohl immer wieder einstellen, obschon ihr zeitliche Gründe entgegenstehen. Die germanische Lautverschiebung ist — auch nach Karsten[3] — um das Jahr 500 v. Chr. durchgeführt gewesen. Nun ist aber das Zusammentreffen der nordischen mit der fälischen Rasse auf nordwestdeutschem Boden viel früher anzusetzen, wie S. 334 gezeigt worden ist. Man wird kaum annehmen, daß sich das Zusammentreffen und die Mischung der beiden Rassen noch so spät über die zur Zeit der Lautverschiebung schon weiter verstreuten Germanenstämme sprachlich ausgewirkt habe.

Mir scheint eine rassenkundliche Betrachtung zu ergeben, daß die Frage nach dem Entstehen der Lautverschiebung eher umgekehrt gestellt werden muß, daß vielleicht gerade nach dem Grund des Nicht-Entstehens der Lautverschiebung bei den nichtgermanischen Völkern gefragt werden muß: Welches ist der Grund, warum die Nicht-Germanen die Lautverschiebung nicht vollzogen haben?

Die Antwort wäre dann etwa die: die Nicht-Germanen wurden auf ihren Zügen der Urheimat entzogen und siedelten gerade unter Völkerschaften, deren Rassenart und deren Einwirkung auch jede beginnende Verschiebung aufhalten oder rückgängig machen mußten. Die erste Lautverschiebung zeigt sich — wie auch später die zweite — hauptsächlich gekennzeichnet durch ein Entstehen von Reibelauten aus Verschlußlauten, durch ein Sprechen also, das gleichsam mit mehr Lungenkraft geschieht. Da die zweite Lautverschiebung, die im 5. Jahrh. n. Chr. vollzogen gewesen sein muß, und die die deutsche Sprache in Hoch- und Niederdeutsch gespalten hat, wieder durch den gleichen Zug gekennzeichnet ist — z. B. aus anlautendem p, t, k wird pf, z, ch —, so zeigt sich, daß am deutschen und überhaupt nordischen Urheimatgebiet, bzw. an dem dort gewahrten Zusammenhang vorwiegend nordischer Menschengruppen die Neigung zu solchen Lautverschiebungen dauernd haftete. Bezeichnend ist, daß bei der zweiten Laut-

[1] Vgl. Wiklund, Indogermanische Forschungen, Bd. 38, 1917, S. 82—90.

[2] Löwenthal, ΘΑΛΑΤΤΑ, Untersuchungen zur älteren Geschichte der Indogermanen. Wörter und Sachen, Bd. X, 1927.

[3] Karsten, Germanerna. Språk och kultur. 1925.

verschiebung, der sog. hochdeutschen Lautverschiebung, das niedersächsische Gebiet, das Neuerungen abholde, am stärksten fälisch durchmischte Gebiet, noch heute nicht nachgefolgt ist (vgl. S. 374), während sich die Verschiebungsneigung heute auch im Dänischen bemerkbar macht: anlautendes t neigt dort zu ts, wie es im Althochdeutschen zu ts geworden ist. Hätte die fälische Rasse innerhalb der Germanenstämme den Anstoß zur Lautverschiebung gegeben, so müßte ja auch bei der hochdeutschen Lautverschiebung am ehesten eine Einwirkung fälischer Rasse vermutet werden, und zwar am stärksten auf heutigem süddeutschem Gebiet.

Die Neigung zur Verschiebung in gleicher Richtung, in der Richtung auf eine verstärkte Hauchanwendung, auf eine Behauchung (Aspiration) (wie die Sprachwissenschaft sagt) läßt sich aber auch in einigen nichtgermanischen Sprachen beobachten, wenn es auch in diesen nicht zu einer entsprechenden vollen Verschiebung gekommen ist. Im Uriranischen zeigen sich vor Mitlautern Verschiebungen von p, t, k zu f, þ, ch. Verschiebungen gleicher Richtung zeigen sich in indischen Mundarten, auch in der indischen Sprache der Zigeuner. Verschiebungen gleicher Richtung zeigen sich im Keltischen und zeigen sich im Armenischen: „Das Armenische zeigt eine fast ganz gleichgerichtete Lautverschiebung",[1] ebenso anscheinend das Tocharische. Im Oskischen und Umbrischen, diesen beiden italischen Mundarten, werden k und p im Innern der Worte vor t zu h und f: Octavius entspricht Uhtavis, recte entspricht rehte; scriptae entspricht skriftas. Schon die bh, dh, gh der alten Inder weisen auf starke Behauchung, und all diese Zeugnisse lassen es sehr wahrscheinlich erscheinen, daß auch die anderen indogermanischen Sprachen, daß z. B. auch das Griechische und Lateinische ihre p, t und k stark behaucht ausgesprochen haben. Daß es in all diesen nichtgermanischen Sprachen nicht zu einer Auswirkung der Verschiebungsneigungen kam, könnte seinen Grund darin haben, daß den nichtnordischen, anscheinend besonders den vorwiegend westrassischen, Bevölkerungen im Umkreis der indogermanischen Sprachen die gehauchte Aussprache artfremd war und ist. Die hauchlose Aussprache der p, t und k z. B. im Französischen ist bekannt: die westische oder vorsichtig gesagt: die nichtnordische Beimischung äußert sich so.[2] Frühzeitig wurden schon im Lateinischen die h stumm, das Keltische verwandelt f zu h, das Spanische, von einem keltiberischen Mischvolk gesprochen, verwandelt seine f ebenfalls zu h und läßt sie dann verstummen. In all dem scheint sich die Westrasse zu äußern. Sie äußert sich genau so in südenglischen Mundarten, wo das h ebenfalls im Verstummen ist. Auf die Landessprache selbst kommt es nicht an, nur auf die Rasse. Wo immer in einer indogermanischen Sprache die Neigung zur Verschiebung vorhanden war, da mußte vielleicht vor allem die Westrasse sie durch ihre Aussprache tilgen. Auswirken konnte sich die Neigung zur Verschiebung nur im rassisch reiner gebliebenen Heimatbezirk der indogermanischen Völker.

So etwa stellten sich mir die Beziehungen zwischen Rasse und Sprache im Hinblick auf die Tatsache der ersten Lautverschiebung dar. Doch kann begreiflicherweise die obige Darstellung nur ein Versuch zur Deutung der hier betrachteten Fragen sein. Eine Lösung der Fragen bedürfte noch vieler Einzel-

---

[1] Vgl. Meillet und Vendryès, Grammaire comparée des Langues classiques, 1924.

[2] Lapouge, Questions aryennes, Revue d'Anthropologie, Bd. 18, 1889, S. 185, meint umgekehrt, die kurzköpfigen Bevölkerungen neigten dazu, die indo-germanischen kh, th, ph wie k, t und p zu sprechen; das zeigten Frankreich und Süddeutschland.

betrachtungen. So wird sich z. B. in diesem Zusammenhang auch alsbald die Frage einstellen, warum die germanischen Völker nach völlig durchgeführter erster Lautverschiebung die Erstbetonung der Wörter — die Betonung der ersten Silbe des Wortes, bzw. der Stammsilbe — durchgeführt haben im Gegensatz zu den indogermanischen Völkern, die zum Teil fast bei der freien indogermanischen Betonung verblieben sind (wie das Litauische und Serbische), oder diese in anderer Weise, meist aber nicht im Sinne einer Erstbetonung abgeändert haben. Auch hier läßt sich aber feststellen, daß andere indogermanische Sprachen ebenfalls Spuren einer Erstbetonung zeigen. „Im Keltischen hat das Irländische ebenfalls einen starken Wortton auf die erste Silbe gelegt, der starke Einwirkungen ausgeübt hat." „Im sehr altertümlichen Latein ist die erste Silbe anders behandelt worden als die Mittelsilben"[1] — alles Anzeichen durchgeführter Erstbetonung oder aufgehobener Neigung zur Erstbetonung.

Die zweite, die hochdeutsche Lautverschiebung setzte fort, was die erste begonnen hatte. Sie bedeutet „eine teilweise Wiederholung der Erscheinungen der ersten Lautverschiebung unter etwas verschiedenen Formen".[1] Diese zweite Lautverschiebung, die nach Meillet im I. nachchristlichen Jahrhundert begann, muß vor dem Ende des 5. Jahrhunderts vollzogen gewesen sein. Bei dieser Verschiebung kann man den Ausgangspunkt bestimmen: sie muß vom alemannischen Stamme ausgegangen sein, doch zu einer Zeit, als dieser noch nicht ganz in sein heutiges Gebiet eingerückt war. Heute erscheinen die deutschen Mundarten so gelagert, als ob vom hochalemannischen Gebiet der Schweiz aus die Verschiebungen der einzelnen Laute nordwärts gedrungen wären, so aber, daß die vordringenden Verschiebungswellen nicht alle gleichweit nordwärts gelangt sind. Man kann drei oder sogar fünf ungleich weit nördlich reichende Verschiebungswellen unterscheiden — sie haben die mundartlichen Grenzen innerhalb des deutschen Sprachgebiets mitbestimmt — und aus ihrer ungleichen Verbreitung geht ihr Erregungsmittelpunkt, der Kern des Gebiets der alemannischen Mundart, klar hervor. Eine Einwirkung der fälischen Rasse wird man hier kaum annehmen (vgl. S. 378), und doch ist die zweite Verschiebung der ersten in ihren lautlichen Erscheinungen fast gleichgerichtet — eine Tatsache, welche auch gegen die Annahme eines fälischen Einflusses innerhalb der Vorgänge der ersten Lautverschiebung sprechen kann.

Es hat nun Forscher gegeben, die sich die Tatsache der ersten und zweiten Lautverschiebung aus Sprachübertragung eines nichtgermanischen Volkes auf die Germanen erklären wollten. Solch eine Vermutung haben Sigmund Feist[2] und Braun[3] ausgesprochen. Die Ausführungen dieser Sprachwissenschafter, die zu der allen Tatsachen widersprechenden Ansicht führen, die Germanen, urspünglich eine nichtindogermanische Sprache sprechend, hätten ihre indogermanische Sprache von einem von Osten einwandernden Volk erhalten, hätten dann an der ihnen artfremden indogermanischen Sprache zuerst die erste Lautverschiebung durchgeführt und wären dann, wie Feist weiter ausführt, im süddeutschen Bereich weiter sprachlich so beeinflußt worden, daß die Sprache der deutschen Stämme die zweite Lautverschie-

---

[1] Meillet, Caractères généraux des Langues germaniques. 1917.

[2] Feist, Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung sprachlich und ethnographisch betrachtet; Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, Bd. 36, 1910. — Allerdings treibt Feist „eine tendenziös germanenfeindliche Wissenschaft" (Huß, Theutonista, Jahrg. 5, 1928, Heft 1).

[3] Braun, Japhetitische Studien: Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen. 1916.

bung erfahren hätte — diese Ausführungen Feists sind sprachwissenschaftlich nach dem Urteil des Sprachwissenschafters Behaghel[1] nicht haltbar. Indessen hat Feist seine Untersuchung vorgenommen, bevor die vorgeschichtlichen Erscheinungen so geklärt waren, wie sie heute geklärt sind. Ein Volk nämlich, das mächtig genug gewesen wäre, den Germanen zur Zeit der germanischen (ersten) Lautverschiebung seine Sprache aufzuzwingen, müßte sich durch Grabfunde und Stilwanderungen in der Vorgeschichte (und zwar im 1. vorchristl. Jahrtausend) unverkennbar ausgewiesen haben. Ein solches Volk ist nicht bekannt. Feist hat zu seiner Betrachtung der hochdeutschen Lautverschiebung einfach die heutige Rassenverteilung in Deutschland nach Ripleys Karten herangezogen. So mußte er übersehen, daß gerade in den frühmittelalterlichen Jahrhunderten, gerade in dem Zeitraum, innerhalb dessen die hochdeutsche Lautverschiebung sich ausbreitete, Süddeutschland mindestens so vorwiegend nordisch besiedelt war wie heute Norddeutschland (vgl. S. 378, 389). Die Wiederausbreitung der von der germanischen Völkerwanderung teils wieder ausgerotteten, teils zurückgedrängten Ostrasse und anscheinend auch die Ausbreitung der dinarischen Rasse hat in stärkerem Ausmaße wohl erst im späteren Mittelalter eingesetzt und sich dann anscheinend auch sprachlich bemerkbar gemacht.

Man wird eine Einwirkung der dinarischen Rasse wohl schon darin vermuten dürfen, daß im Griechischen und Keltischen ein s in bestimmter Stellung entweder zu h geworden oder ganz weggefallen ist. Namen von Orten mit Salzvorkommen wie die des Alpengebiets, so Hallstatt, Reichenhall, Hallein, Hallau, Hall und Hallwil, werden wohl den indogermanischen Bestandteil sal (Salz) enthalten. Von Nordgriechenland bis Südbayern und bis in die Schweiz muß ja die dinarische Rasse von der Jungsteinzeit an die auf diesem Gebiet gesprochenen Sprachen mehr oder weniger beeinflußt, und von hier aus könnte das Wort „Hall" sich weiter verbreitet haben. Eine Einwirkung gleicher Art wird man für die vorderasiatische Rasse — die ja der dinarischen mehr oder weniger nahe verwandt ist — annehmen dürfen, da auch im Altpersischen s zu h geworden ist.

Eine sprachliche Erscheinung innerhalb der deutschen Mundarten des 9. bis 11. Jahrhunderts scheint mir ebenfalls die Einwirkung dinarischen Blutes zu verraten. Sie ist durch auffällige Umstände gekennzeichnet. Erstens: sie verläuft in einer Richtung, die derjenigen der beiden Lautverschiebungen gerade entgegengesetzt ist; sie macht nämlich aus einem Reibelaut wieder einen Verschlußlaut: das þ wird zu d (vgl. engl. thing = deutsch Ding). Zweitens: dieser Wandel von þ zu d geht um 750 n. Chr. vom bayerischen Süden aus (altbayr. d), dringt ein wenig später in der alemannischen Mundart durch, gewinnt im 11. Jahrhundert die Gebiete der mittel- und niederfränkischen Mundarten und erst im 13. und 14. Jahrhundert die nördlichen Gebiete niedersächsischer Mundart.[2] Es ist sehr bezeichnend, daß der Wandel von der bayerischen Mundart ausgeht: die Bayern hatten in ihren Gräbern am frühesten kurze Schädel gezeigt; sie hatten auf ihrem Einwanderungsweg ostische, ostisch-dinarische und dinarische, sudetisch und wohl auch ostbaltisch untermischte Gebiete durchschreiten müssen. Frühzeitig muß Österreich und Bayern einem starken Wiedereinsickern der Ostrasse und noch stärkerer Vermehrung dinarischen Blutes von den Alpen her ausgesetzt gewesen sein.

Als nichtnordische Einwirkung, im Falle der deutschen Sprache wahrschein-

[1] Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache. 1916.
[2] Vgl. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, Leipzig, 1921.

lich als dinarische Einwirkung, zu deuten ist aber auch die sog. Diphthongierung. Sie ist vorgedrungen vom Gebiet der bayerisch-österreichischen Mundarten und zeigt sich dort zuerst im 13. Jahrhundert. Im Nordbayerischen geht die Diphthongierung weiter. Dort ist lieb zu leib geworden, gut zu gout, Klee zu Kläi, groß zu grouß.[1] Bezeichnend ist, daß auch im Tschechischen, also auf ebenfalls dinarisch durchmischtem Sprachgebiet, u in gewissen Fällen zu au wird, und daß auch in England — dort allerdings nicht durch dinarische Einwirkung — die Diphthongierung vom Süden her, also aus unnordischem Gebiet, vorgedrungen ist. In Nordengland wie in Niederdeutschland gilt immer noch die Aussprache „Hus"; bis in den Norden hat sich das nichtnordische „Haus" in beiden Ländern noch nicht durchgesetzt.

Ein Einwand mag sich ergeben: „Hus" gilt auch im Alemannischen, dessen Gebiet heute vorwiegend nichtnordisch ist. Aber der Einwand wird hinfällig, wenn man ihm die rassenkundlich ebenfalls bezeichnende Tatsache entgegenhält, daß das alemannische Gebiet einem norditalienisch-französisch-alemannisch-niederfränkischen Aussprachekreis angehört, in welchem langes u zu ü geworden ist oder werden will, in welchem, wenn nicht der Lautwandel selbst, so die Neigung dazu, ein Entstehen von au aus u verhindert. In einem großen Teil des alemannischen Gebiets, z. B. auch im Elsaß, gilt die Aussprache „Hüs". Die sprachliche Erscheinung aus u ein ü gebildet zu haben oder bilden zu wollen, gilt im Französischen durchaus und tritt ebenso im Norditalienischen, Alemannischen und Niederfränkischen (Holländischen) auf. In einigen französischen Mundarten ist der u-Laut (geschrieben ou) schon fast zu ü geworden. Dieser Aussprachekreis scheint im Gegensatz zu dem vorher betrachteten vorwiegend dinarischen Kreis einem Aussprachekreis vorwiegend ostischer Rasse mit westischem Einschlag zu entsprechen (s. Karte XXI, S. 307). Auf deutschem Sprachgebiet wird man einen Aussprachekreis (wie auch Hausformenkreis) stärkster dinarischer und einen Aussprachekreis (wie auch Hausformenkreis) stärkster ostischer Einwirkung umgrenzen können.

Zum Aussprachekreise stärkster dinarischer Einwirkung möchte ich auch solche Erscheinungen zählen wie den Wandel von l zu i — Wald zu Woid im Mittelbayerischen — und den von e zu ö (böte = gebeten) im Mittel- und Südbayerischen, d. h. den österreichischen Mundarten, woher das Schriftdeutsche ja auch Löffel (für älteres Leffel), zwölf (für älteres zwelf) erhalten hat, ebenso wie Hülfe und gültig neben Hilfe und giltig. Spricht man diese Formen nacheinander aus, so mag einem die gerundetere Form auch als diejenige erscheinen, zu welcher eine dinarische Mund- und Kieferform besser paßt als eine nordische.

Zu einem Aussprachekreise ostbaltischer Einwirkung möchte ich Dänemark und Südwestnorwegen zählen.[2] Im 9./10. Jahrhundert n. Chr. hat sich innerhalb des Dänischen für k, t und p im Inlaut g, d und b ergeben (norwegisch rike, dänisch rige „Reich", n. bite, d. bide „beißen", n. gripe, d. gribe „greifen") und diesen Wandel haben auch die südwestnorwegischen Mundarten, Mundarten eines ostbaltisch untermischten Gebietes, durchgeführt. Man ist ja leicht dazu geneigt, die härtere Aussprache in diesen Fällen für die mehr nordische, die weichere für die mehr ostbaltische zu halten.

Aber nicht nur die Sprechweise einer Rasse oder Rassenmischung wirkt auf die übernommene Sprache ein; auch die Geistesart einer Rasse muß auf

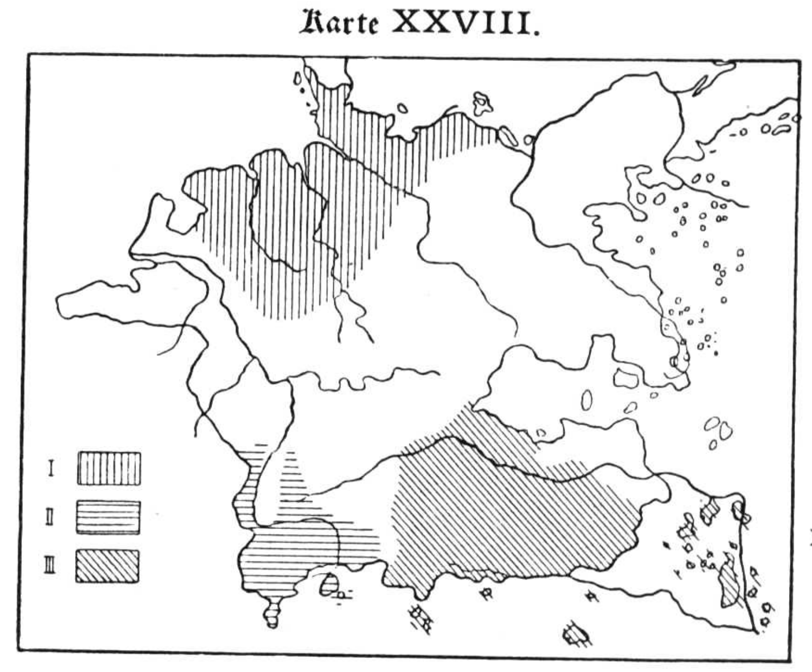
---

[1] Vgl. Reis, Die deutschen Mundarten, Sammlung Göschen 605, 1920.
[2] Über deren rassische Besiedlung siehe „Rassenkunde Europas".

eine übernommene Sprache einwirken. Aus solchen Rassenerscheinungen erklärt sich, wie oben (S. 480) ausgeführt wurde, die rasche Besonderung der einzelnen indogermanischen Sprachen und ihre dann sich immer mehr erweiternde Entfernung voneinander. Aus Rassenmischungen erklärt sich aber auch zum Teil die Zerspaltung einer Sprache in Mundarten.

Man wird annehmen müssen, daß der sprachliche Ausdruck ostischer Menschen sich durch geringere Gestaltungskraft kennzeichnet und wird die Mundarten europäischer Sprachen daraufhin untersuchen müssen. — Ich glaube einen wesentlichen Unterschied beobachtet zu haben zwischen dem Reichtum, der Ausdrucksfähigkeit und Neuschöpfungsfähigkeit der schwäbischen Mundarten des ziemlich vorwiegend nordrassischen Neckartals und dem geringeren

Karte XXVIII.



Mundart, Hausform, Rasse — haben nicht gemeinsame Grenzen, treffen aber zusammen innerhalb folgender Gebiete:

I. Niedersächsische und friesische Mundart, niedersächsisches und friesisches Haus, verhältnismäßig stärkstes Vorwiegen der nordischen Rasse.

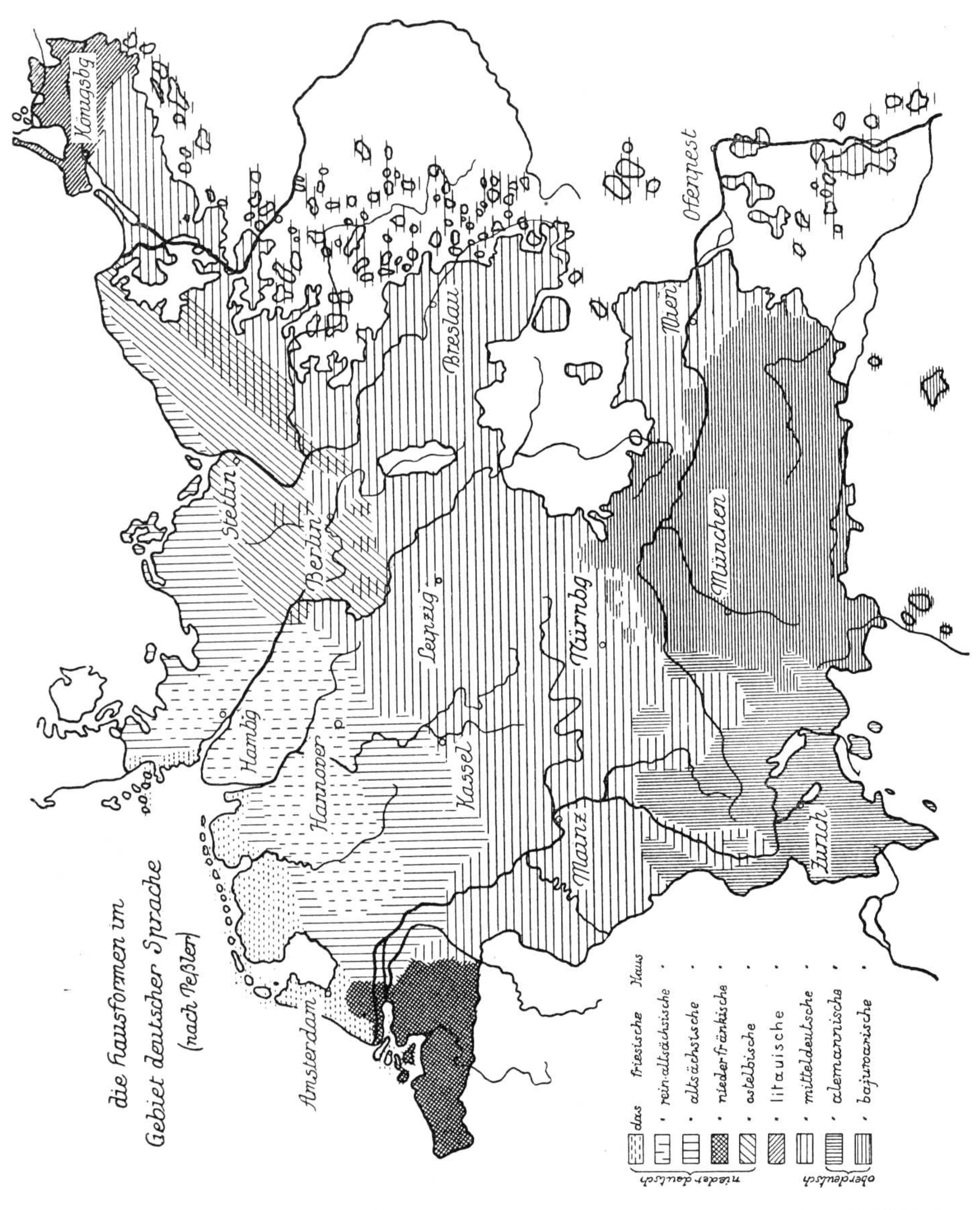
II. Alemannische Mundart, alemannisches Haus, verhältnismäßig stärkster Einschlag ostischer Rasse.

III. Bajuwarische Mundart, bajuwarisches Haus, verhältnismäßig stärkster Einschlag dinarischer Rasse.

Reichtum und der geringeren Ausdrucksfähigkeit der Mundarten des ostrassischen Hochschwarzwalds. Arbo hat bei den breitgesichtig-kurzköpfigen Bevölkerungen in Norwegen auch eine geringere sprachliche Gestaltungskraft wahrgenommen. Auch auf die in bayerischen, fränkischen und schwäbischen Mundarten auftretende Näselung der Selbstlauter wird zu achten sein: sollte sie nicht eine ostische oder ostisch-dinarische Erscheinung sein? Die Näselung findet sich ja auch im Französischen und Polnischen; eine gewisse Unfähigkeit, genäselte Laute zu sprechen, zeigt sich hingegen in Norddeutschland und ebenso in Skandinavien und England (vgl. die Aussprache von franz. bon als bong), also im vorwiegend nordischen, bzw. nordisch-westischen Gebiet.

Die Mundartenforschung würde bei rassenkundlicher Betrachtung sicherlich viel Einzelheiten solcher Art, deren noch einige anzuführen wären, aufweisen und aufhellen können. Man wird die Mundarten auch deuten können als die Abwandlungen einer Grundsprache, die gewissen Rassenmischungsverhältnissen entsprechen.

Kann man — worauf die oben betrachteten Lautveränderungen im Deutschen hinweisen sollten — z. B. das heutige Bajuwarische nicht auffassen als dasjenige Deutsch, das auf einem im großen und ganzen vorwiegend dinarischen Gebiet entstanden, das Alemanische nicht als dasjenige Deutsch, das in einem Gebiet mit stärkerem ostischem Einschlag entstanden ist, und das zwischen diesen beiden Mundarten herrschende Schwäbische nicht als dasjenige



Karte XXIX. Das (seit dem 1. Jahrh. nachzuweisende) altsächsische (niedersächsische) Haus, das Haus also im deutschen Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse, scheint die germanische Hausform am besten bewahrt zu haben. Das (schon für die Zeit um 1000 v. Chr. nachgewiesene) ostelbische Haus bewahrt anscheinend Züge einer noch älteren indogermanischen Vergangenheit, wie sie auch dem Haus der Hellenen eigen waren. Andere deutsche Hausformen haben der germanischen Hausform gegenüber Abwandlungen durchgeführt, und das oberdeutsche (alemannische und bajuwarische) Haus scheint nichtgermanischen Ursprungs zu sein. — Die Karte läßt die sorbische Sprachinsel (Lausitz) zu groß und zu wenig durchbrochen erscheinen.

Deutsch, das auf einem eben noch vorwiegend nordischen Gebiet entstanden ist? Die von Peßler entworfenen Karten weisen auf die der Sprachwissenschaft erwachsende Notwendigkeit solcher Untersuchungen hin, besonders, wenn die Tatsachen, die aus den Peßlerschen Karten sprechen, mit dem verglichen werden, was der 20. Abschnitt dieses Buches über die Verteilung der Rassen auf dem Gebiete deutscher Sprache auszuführen hatte. — Es ist ein großes Verdienst Peßlers, durch seine Forderung einer „Ethnogeographie" der deutschen Landschaften[1] zur Betrachtung solcher Fragen aufgefordert zu haben. Seine Karten, die für die Verbreitung der Mundarten und Hausformen eigenartige Beziehungen zur rassenhaften Besiedlung vermuten lassen, zeigen einen Forschungsweg, der zu bedeutsamen Ausblicken führen kann.

So möchte man die bajuwarische Hausform als die Hausform im Gebiet stärkstens Vorwiegens der dinarischen Rasse erkennen, die alemannische Hausform als die Hausform im Gebiet stärksten Einschlags der ostischen Rasse. Dem helleren Mainneckarzustrom nordischer Rasse und der schwäbischen Mundart etwa entsprechend zeigt sich ein südlich gerichtetes Vordringen der mitteldeutschen Hausform. Das deutsche Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse zeigt die altsächsische und friesische Hausform (vgl. Karte XXVIII, S. 488).

Aber nicht nur in den Mundarten einer Sprache, auch in den einzelnen Sprachen Europas wird man den Rassenausdruck der Bevölkerungen erkennen müssen. Entspricht nicht die Geschmeidigkeit der spanischen Sprache am meisten dem Ausdruck und Wesen der Westrasse? Entspricht nicht das Italienische mit seiner derberen, wenn auch immer noch munter bewegten Kraft einer westisch-dinarisch-ostischen Einwirkung? Entspricht nicht die sizilianische, so erheblich vom Italienischen abweichende Mundart wiederum mehr der reineren Westrasse?

Betrachtet man das Herauswachsen aller romanischen Sprachen aus dem sog. Vulgärlatein, so zeigt sich eine Tatsache, die lebhaft an das vorgeschichtliche Entstehen der indogermanischen Sprachen selbst wieder erinnert: die romanischen Sprachen entfalten ihre gänzliche Selbständigkeit in den Jahrhunderten, da in ihren Gebieten germanische Stämme ihre eigenen Sprachen aufgeben und sich fortan selbst der romanischen Sprachen bedienen. Den Sprachwissenschaftern sind schon immer sprachliche Neubildungen aufgefallen, die sich in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in den germanischen Sprachen und im Vulgärlatein durchsetzen. Eine Einwirkung der beiden Sprachkreise aufeinander ist dabei keinesfalls anzunehmen, weshalb auch die Sprachwissenschaft keine Erklärung für diese auffallenden Übereinstimmungen finden konnte. Einer rassenkundlichen Betrachtung liegt es sehr nahe, daran zu denken, daß sich hier innerhalb zweier Sprachstämme die Geistesart der gleichen Rasse ausgedrückt hat. So führen Latein und Deutsch etwa zu gleicher Zeit die Neuerung durch, daß sie das persönliche Fürwort (ich, du, er usw.) beim Zeitwort gebrauchen (dessen Endung die Person ja schon angab).[2] Zwischen 350 und 750 setzt sich im Vulgärlatein (aus dem die romanischen Sprachen entstehen) und in den germanischen Sprachen die umschreibende Vergangenheitsform mit dem Hilfszeitwort „haben" durch (nicht mehr feci, sondern ego habeo factum). Zu gleicher Zeit tritt in beiden Sprachgebieten die umschreibende Leideform mit „werden" bzw. „sein" auf

[1] So vor allem in seinem Aufsatz „Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethnogeographie" in „Wörter und Sachen", Bd. III, 1911, Heft I.

[2] Letzter Rest der älteren Ausdrucksweise in unserem: „danke", „bitte" statt „ich danke", „ich bitte".

(nicht mehr amor, sondern amatus sum „ich werde geliebt"). Auch in den Lautgesetzen gleichgerichtete Neuerungen, so wenn im 5. und 6. Jahrhundert sowohl im gallischen Vulgärlatein wie im Germanischen durch Auslautkürzungen aus Zweisilbigkeit Einsilbigkeit, aus Dreisilbigkeit Zweisilbigkeit der Wörter entsteht. Andere Erscheinungen könnten angeführt werden,[1] die alle eine Einwirkung des gleichen Geistes in zwei getrennten Sprachen bezeugen und so immer wieder am ehesten auf das gleiche nordische Blut hinweisen.[2]

Mit dem verstärkten Einströmen germanischen, vorwiegend nordischen Blutes durch die Völkerwanderung entstehen die starken Besonderungen im Vulgärlatein; erst die einzeltümliche Neigung nordischer Rasse treibt das noch wenig geschiedene Vulgärlatein zu sich trennenden, einzeltümlichen Sprachgestaltungen, zu den getrennten romanischen Sprachen. Es ist z. B. bezeichnend, wie gerade etwa vom 7. bis zum 10. Jahrhundert auf dem Gebiet des heutigen Frankreichs die Lauterscheinungen sich durchsetzen, die das bestimmt abgesonderte Französisch und das bestimmt abgesonderte Provenzalisch erstehen lassen (ältestes französisches Sprachdenkmal 842 n. Chr.). Das nordische Blut der jetzt in der angenommenen romanischen Sprache heimisch gewordenen Germanen hat seine schöpferische Kraft auch an der übernommenen Sprache betätigt. Die romanischen Sprachen (Rumänisch, Italienisch, Ladinisch, Provenzalisch, Französisch, Katalanisch, Spanisch, Portugiesisch) können auch in ihrem Bau und Geist das Rassentum der germanischen Stämme nicht verleugnen. Der vorwiegend nordrassische Dante[3] hat den Grund gelegt zum heutigen italienischen Sprachbau.

Hätte es Eroberungszüge, Wanderungen und Einsickerungen nie gegeben, so besäße jede Rasse ihre besondere Sprachform; die Schichtung der Rassen in einzelnen Volkstümern führt dazu, die ursprünglich klaren Beziehungen von Rasse und Sprache zu verdunkeln, führt zum Aufgeben arteigener Sprachen einmal durch unterworfene Schichten, ein andermal durch allzu dünne Herrenschichten.[4] Wo in einem rassisch verhältnismäßig einheitlichen Mischgebiet, wie z. B. in Ostasien, zwei Spracharten wie die fügende altaische und die (aus ursprünglicher beugender Sprachform entstandene?) einzelsilbige (monosyllabe, isolierende) Sprachform des Chinesischen nebeneinander vorkommen, wird man auch auf eine frühere deutliche Rassenzweiheit schließen dürfen. Man muß sich vorstellen, daß die einzelnen großen Sprachgruppen der Erde entstanden sind innerhalb der in Abschließung (Isolation) sich durch Auslese zu Rassen bildenden Menschengruppen. Bei ihnen deckten sich also Sprachgebiet und Rassengebiet. Jede breitere Berührung mit anderen solchen Menschengruppen mußte dann die Beziehungen von Rasse und Sprache verwirren, so daß es heute eingehender Forschungen bedarf, um diese sprachlich-rassischen Verhältnisse so zu entwirren, daß die einer bestimmten Rasse arteigene Sprachform sich zeigen läßt.

Die arteigene Sprachform der ostbaltischen Rasse scheint der finnisch-ugrische Sprachstamm darzustellen (vgl. S. 347). Die arteigene Sprache der dinari-

---

[1] Vgl. Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, 1921, § 27.

[2] Schon de Méril (Essai philosophique sur la Formation de la Langue française, 1852) hat auf solche Einwirkungen des Blutes hingewiesen, indem er ausführte, die Germanen im Gebiet der römischen Sprache hätten fortgefahren, „deutsch zu denken, was sie lateinisch ausdrückten".

[3] Über Abstammung und leibliche Merkmale Dantes vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 3. Aufl., 1929, S. 254f.

[4] Vgl. hierzu die Aufsätze von Reche, „Rasse und Sprache", Archiv für Anthropologie, N. F. 18, 1921, und Süddeutsche Monatshefte, Juli 1927.

schen Rasse muß man sich nach der Art der kaukasischen (alarodischen) Sprachen vorderasiatischer Rasse vorstellen, also als Sprache fügender Art (jedoch nicht von der fügenden Art altaischer oder finnisch-ugrischer Sprachen.[1] Die arteigenen Sprachen der westischen Rasse hingegen möchte ich eingestellt erblicken in einen weiteren Sprachenkreis, der die indogermanischen, semitischen und hamitischen Sprachen umfaßt und möchte somit als einander entsprechend erblicken: die nordische Rasse und die indogermanischen Sprachen, die westische Rasse und die ursprünglichen Sprachen der Bevölkerungen vorwiegend westischer Rasse (z. B. das Piktische, Iberische, Liguriſche), die orientalische Rasse und die semitischen Sprachen, die hamitische (äthiopische) Rasse und die hamitischen Sprachen.[2] Nur innerhalb des Kreises dieser vier schlanken, langköpfigen, schmalgesichtigen, schmalnäsigen, weichhaarigen Rassen und von diesem Kreis ausgehend zeigen sich Sprachen, die ein grammatisches Geschlecht besitzen (vgl. Karte 307). Die arteigenen Sprachen der negerischen Rasse sind wahrscheinlich die einzelsilbigen (monosyllaben) Sudansprachen.[3] Einzelne Bevölkerungen vorwiegend westischer Rasse hätten somit die sprachliche Zugehörigkeit zu umfassenderen Sprachkreisen zweimal gewechselt, so die Etrusker, die erst ihre arteigene Sprache aufgegeben hätten zugunsten einer Sprache, die ihnen von Menschen vorderasiatischer Rasse überbracht wurde, dann diese angenommene Sprache später wieder aufgegeben hätten zugunsten der indogermanischen Sprache der Italiker (Römer). Die Basken hingegen hätten ihre arteigene Sprache westischer Rasse zwar auch aufgegeben, dann aber die angenommene kaukasische (alarodische) Sprache vorderasiatischer Rasse bis heute beibehalten.

In den Uranfängen kommt jeder Rasse ihre besondere Sprachform zu. Sobald Mischungen und Schichtungen entstehen, verwirren sich die Beziehungen,[4] und schließlich mag sich eine Rasse nur noch durch ihre besondere Sprechweise verraten, durch diese aber, da sie im rassischen Bau der Sprechwerkzeuge begründet ist, wird sie sich auch deutlich noch verraten müssen.[5] Nur muß die Sprachwissenschaft zur Aufdeckung solcher Verhältnisse einmal die Einsicht in das Mitwirken des Rassentums bei sprachlichen Wandlungen gewonnen haben.

+

Zum Schluß dieses Abschnitts darf eine veraltete sprachwissenschaftliche Annahme, die sich außerhalb sprachwissenschaftlicher Kreise immer noch mit Zähigkeit hält, nicht unerwähnt bleiben, nämlich die Annahme von der Herkunft der indogermanischen Sprachen aus Asien. Die indogermanischen Sprachen sollten sich etwa von der Pamirhochfläche her ausgebreitet haben. Zu dieser Annahme war man im Beginn des 19. Jahrhunderts dadurch gekom-

---

[1] Winkler, La Langue basque et les Langues ouralo-altaïques. 1917.

[2] Vgl. Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, Hamburg, 1912.

[3] Vgl. Westermann, Die Sudansprachen, 1911, und Struck, Der Schlüssel der Sudansprachen, Allg. Missions-Zeitschrift, Bd. 40, 1913, Heft 8 und 9.

[4] Wie die Rassenforschung vorgehen kann, um Beziehungen zwischen Rasse und Sprache aufzudecken, zeigt die Arbeit von Struck: Somatische Typen und Sprachgruppen in Kordofan, Ztschr. f. Ethnologie, Bd. 52/53 1920/21.

[5] Mach, Prinzipien der Wärmelehre, 1896, S. 408: „Wenn also auch nicht ganze Worte angeboren sind, wie Psammetich (Herodot II, 2) glaubte, so sind doch für die Rasse charakteristische Lautelemente angeboren." — Lapouge, Questions aryennes, Revue d'Anthropologie, Bd. 18, 1889, S. 185: „Les différences de prononciation tiennent à la race." —

men, daß man die Sprache der alten Inder entdeckt und kennengelernt hatte. Man fand in ihr, da ihre ältesten Sprachdenkmäler, die Weden, ins zweite vorchristliche Jahrtausend zurückreichen, eine so altertümliche Gestaltung einer indogermanischen Sprache, daß man das Altindische gleichsam für die indogermanische Ursprache selbst hinnahm, oder wenigstens für eine Sprache, die sich von der indogermanischen Grundsprache kaum entfernt hätte. Daher versuchte man nun, die andern indogermanischen Sprachen aus dem Altindischen abzuleiten. Die Unvollkommenheit der damaligen Sprachforschung konnte allein solche Versuche möglich machen. Man war dazu noch befangen in den Anschauungen der alttestamentlichen Überlieferung von einem Entstehen aller menschlichen Gesittung in Asien. Man dachte an das Zweistromland, an andere asiatische Gebiete, und kam schließlich aus sprachlichen und anderen Scheingründen auf die Hochfläche von Pamir. Von dorther sollten „die Indogermanen" mit Ausnahme der Inder nach Westen und Nordwesten gewandert sein.

Unter der Wirkung solcher Behauptungen der Sprachforscher suchten nun auch Vorgeschichtsforscher, Archäologen und Anthropologen nach diesen „indogermanischen" Völkern, und als z. B. Sergi die jungsteinzeitliche Einsickerung der Ostrasse über die Alpen nach Italien nachgewiesen hatte, erklärte er, diese Einsickerung müsse die Einwanderung der Idogermanen, in diesem Fall also der Italiker gewesen sein (vgl. S. 343). Aber die unvoreingenommen forschende Anthropologie konnte, je mehr neue Funde zutage traten, desto weniger mit den Behauptungen der Sprachwissenschaft anfangen. Die widersprüchliche Lage der Vorgeschichtsforschung äußerte sich in dem spöttischen Satz des Rassenforschers Broca: „Woher stammen die europäischen Rassen? Aus Europa. Woher stammen die europäischen Sprachen? Aus Asien."

Während die Vorgeschichtsforschung immer deutlichere Zeugnisse der mittel- bis nordwesteuropäischen Herkunft aller Gesittungen der indogermanischen Völker entdeckte, kam die Sprachwissenschaft infolge der falschen Grundanschauung nicht vorwärts. Endlich fand man aber auf rein sprachwissenschaftlichem Wege, daß das Griechische in mancher Hinsicht altertümlicher sei als das Altindische, und entdeckte schließlich, daß das Litauische diejenige indogermanische Sprache sei, die der indogermanischen Ursprache in vieler Hinsicht noch heute am allernächsten stehe. Diese Eigenschaft des Litauischen hätte ebenso und richtiger zu einer Festlegung der indogermanischen Urheimat auf das Gebiet des litauischen Volkstums führen können, wofür Bender (vgl. S. 329) sich heute auch entschieden hat. Indessen war jetzt, wie S. 330 f. näher erläutert worden ist, durch die inzwischen ermöglichte Vergleichung des Wortschatzes aller indogermanischen Sprachen und durch die sich hieraus ergebenden Schlüsse auf den ältesten Wortbestand wahrscheinlich gemacht worden, daß als Urheimat der indogermanischen Stämme, aus welcher sich der älteste Wortbestand der indogermanischen Sprachen erklären lasse, ein mitteleuropäisches Gebiet in Betracht komme, und zwar eines, das „an Ost- oder Nordsee oder an beide Meere"[1] heranreiche. Mühelos glich sich dieser Anschauung die Vorgeschichtsforschung an. Die sprachwissenschaftlichen Annahmen eines Johansson, Hirt und Kretschmer über die Ursitze indogermanischer Stämme sind unschwer etwa mit den Ergebnissen Kossinnas, M. Muchs, H. Schmidts, Åbergs und Schuchhardts zu vereinen. Wohl sind die einzelnen Erscheinungen der Vorgeschichte und der Sprachwissenschaft noch nicht alle bis ans Ende klar verfolgt, aber die neugewonnenen Einsichten

[1] Much, Deutsche Stammeskunde. 1920.

in die mittel- bis nordwesteuropäischen Ursitze der indogermanischen (vorwiegend nordischen) Völker bzw. ihrer Führerschichten, müssen alsbald zur Lösung noch mancher bisher ungelösten Frage führen.[1]

Es wird eine Aufgabe der Sprachwissenschaft sein, aus der Vergleichung der indogermanischen Sprachen den *Begriff einer nordrassischen Grammatik* zu bilden, als deren einzelne Abwandlungen dann die Grammatiken der einzelnen indogermanischen Sprachen erscheinen würden. Der Begriff einer nordischen Grammatik erhält seine Klärung aus der Betrachtung der Idee, des Urbilds, indogermanischer (nordischer) Sprachgestaltung. Sind die indogermanischen Sprachen Antworten auf Schicksalsfragen, die nordrassischen Stämmen gestellt worden sind, so *muß aus dem gemeinsamen Geist all dieser Antworten der nordische Sprachgeist klar zu erkennen sein*. Noch ist die indogermanische Sprachwissenschaft allzusehr Wortforschung und Darstellung der Lautgesetze; aber all diese Einzelforschungen werden ihr schließlich die Einsicht erschließen in die *nordische Rassenseele*, die sich schöpferisch in all diesen indogermanischen Sprachen geoffenbart hat.

Aus dem hohen, strengen und klaren Aufbau der alten indogermanischen Sprachen läßt sich ersehen, daß die landläufige Vorstellung, die Völker der Urzeit müßten Sprachen „primitivster“ Art gesprochen haben, Sprachen, die sich über halbtierische Nachahmungen und halbmenschliche Ansätze zu notdürftigen Verständigungslauten, über „Urlaute“, nicht viel erhoben hätten — daß solche landläufigen Anschauungen der Wahrheit am fernsten stehen. Es ist sehr zu bedenken, ob wirklich auch in der *seelischen* Beherrschung der Welt durch den Menschen ein „Fortschritt“ stattgefunden habe. (Mir erscheint das nicht wahrscheinlich.) Hierzu diene der Hinweis auf die Geistesgröße, die ein Rassentum ausgezeichnet haben muß, damit aus ihm die indogermanischen Sprachen hervorgehen konnten. Was einige Sprachwissenschafter als Fortschritt innerhalb einer Sprache bezeichnen, könnte ebensogut als Rückschritt und Entartung gedeutet werden, als die langsame Angleichung einer ursprünglich formenreichen, geistesmächtigen Sprache an Völker, deren geistige Gaben im gleichen Maße abnehmen, wie das nordische Blut unter ihnen schwindet. Die indogermanischen Sprachen sind entstaltet worden in dem Maße, wie das Rassentum der indogermanischen Völker sich trübte, und wenn diese Sprachen „Fortschritte“ gemacht haben, so nur die Fortschritte, die zu ihrer platteren Allgemeinbenützung geführt haben, die dazu geführt haben, aus Sprachen, die den Geist zu gedanklicher Herrschaft erziehen, solche Sprachen zu machen, deren Benützung möglichst wenig anstrengt.

Wenn diese Auffassung auch einseitig sein mag — da ja doch nicht übersehen werden darf, daß in den indogermanischen Sprachen an Stelle absterbender sprachlicher Formen in manchen Fällen Neubildung sprachlicher Formen stattfand, so gibt die Betrachtung der Geschichte der indogermanischen Sprachen doch die Gewißheit, wie wertvoll es immer bleiben wird, die zur Erkenntnis des Geisteslebens drängende Jugend — nur von dieser sehr geringen Minderheit gilt dies[2] — in den alten Sprachen zu unterweisen und ihr sowohl

[1] Einer der ersten, der eine nordwesteuropäische Heimat der Völker indogermanischer Sprache behauptete, war der englische Sprachwissenschaftler *Latham* (1812—88). Doch hatten vor ihm der S. 418 erwähnte *Clement*, R. *Mannert* und W. *Lindenschmit* die gleiche Annahme schon ausgesprochen, wie *Bieder*, Geschichte der Germanenforschung, Bd. II, 1922, zeigt.

[2] Von der ganz überwiegenden Mehrheit unserer Jugend gilt, daß man endlich aufhören möge, ihren Lebensgang mit der toten Bürde der heute für

Griechisch wie Latein, vor allem aber Altdeutsch, Altenglisch und Altisländisch so zu erschließen, daß hierdurch nicht etwa Bildungsstoff angehäuft, sondern ein vertiefter Lebensmut geschaffen werde. Wenn wir, vor allem wir Deutsche als Glieder eines nordrassisch-bedingten Volks, einmal gelernt haben, das nordische Rassentum auch im Bau der einzelnen alten Sprachen, vor allem der altgermanischen Sprachen, klar zu erkennen, dann wird die Beschäftigung mit diesen Sprachen endlich aus einer gelehrten Angelegenheit ein neu erschlossener Bezirk werden unserer Erkenntnis und Selbsterkenntnis.

---

nötig erachteten Stoffmenge sprachlich-geschichtlicher „Bildung" zu belasten. Es scheint ein Gesetz des Völkerlebens zu sein: je mehr sprachlich-geschichtliche „Bildung", desto weniger Mut zur Schöpfung, je weniger Geschichtelung (Historizismus), desto mehr Schaffens- und Zukunftslust. (Ich füge dies hinzu, um mit obigem Hinweis auf die alten Sprachen richtig verstanden zu werden.)

Quellenangabe für die Abbildungen

Die Vorlagen sind uns zur Verfügung gestellt worden:

Anthropologisches Institut (Frl. Huber), Wien: Abb. 49, 78, 152, 153, 184, 185, 189, 204, 365.
Bruckmann, F., A.-G., München: Abb. 284, 330
Busam, Phot., Oberkirch: Abb. 212, 226, 232, 251, 358.
Carlé, Phot., Triberg: Abb. 235.
Debschütz-Kunowski, Phot., Berlin W: Abb. 312.
Deutscher Kunstverlag, Berlin: Abb. 419.
v. Eickstedt, Prof., Breslau: Abb. 118, 119, 127, 129, 363.
Erfurth, Hugo, Phot., Dresden: Abb. 277
Fernstädt, Phot., Berlin: Abb. 344.
Fischer, Eugen, Prof., Berlin: Abb. 216.
Gersbach, Phot., Säckingen: Abb. 48, 141, 183.
Gnädinger, Phot., Feldkirch (Vorarlberg): Abb. 211, 227.
Gratl, Phot., Innsbruck: Abb. 131, 132, 140.
Günther, Bernh., Phot., Goslar: Abb. 17, 88, 308.
Heege, Walter, Phot., Naumburg: Abb. 420.
Horlemann, Illustrationsverlag, Berlin: Abb. 369.
Johannes, Phot., Partenkirchen: Abb. 170.
Kleinschmidt, E., Phot., Soest (Westf.): Abb. 273.
Kornblum, W., Charlottenburg: Abb. 370.
Kulturamt der deutschen Studentenschaft, Wien: Abb. 20.
Lendvai-Dircksen, Phot., Charlottenburg: Abb. 113.
Lichtkunst, Freiburg (Breisgau): Abb. 35.
Mattern, Phot., Freiburg: Abb. 144.
Naturhistorisches Museum, Wien: Abb. 116, 117, 135, 136, 137.
Perscheid, N., Phot., Freiburg: Abb. 276.
Photographische Gesellschaft, Berlin: Abb. 449.
Rassenbiologisches Institut, Uppsala 264, 268, 269.
Riebicke, G., Phot., Berlin: Abb. 367.
Röbcke, Georg, Phot., Freiburg (Breisgau): Abb. 76, 210.
Ruf, Phot., Freiburg (Breisgau): Abb. 92, 145, 146, 217, 223, 236.
Sammlung für Vorgeschichte, Danzig: Abb. 402, 403, 404, 413, 416.
Sammlung für Tier- und Völkerkunde, Dresden: Abb. 13, 14, 21, 336, 337.
Schirner, Phot., Berlin: Abb. 368.
Stoedtner, Dr., Phot., Berlin: Abb. 295.
Teichmann, A., Phot., Basel: Abb. 110.
Transocean G. m. b. H., Berlin: Abb. 307.
Urff, Phot., Hanau: Abb. 28.
Walter, Phot., München: Abb. 242.
Weber, Christl, Bozen: Abb. 130, 133, 134, 172, 174, 190, 202, 203, 207, 371.
Wehrli, Phot., Zürich-Kilchberg: Abb. 188.
Weidinger, Phot., Linz a. d. D.: Abb. 79.
Willot, Phot., Berlin W.: Abb. 312.
Zenger, Phot., Freiburg (Breisgau): Abb. 76.

Fernerhin sind entnommen aus:

Archiv für Rassenbilder (J. F. Lehmanns Verlag, München): Abb. 11, 12, 15, 258, 388.
Halm, Studien zur deutschen Plastik (Dr. Benno Filser Verlag, Augsburg): Abb. 417, 418.
Kretschmer, Körperbau und Charakter (J. Springer, Berlin): Abb. 366.
Martin, Anthropologie (G. Fischer, Jena): Abb. 334.
Pinder, Deutsche Plastik (Kurt Wolff, München): Abb. 421, 422.

A. Schriftstellerverzeichnis

B. Schlagwörterverzeichnis

Abbildungen sind durch ein Sternchen neben der Seitenzahl gekennzeichnet

Verzeichnis der Bildnisse geschichtlicher Persönlichkeiten in den Güntherschen Rassenwerken

(A = Adel und Rasse, 2. Aufl. E = Europäische Rassenkunde, 3. Aufl. D = Deutsche Rassenkunde, 14. Aufl. S = Rasse und Stil, 2. Aufl. H = Hellenen und Römer. J = Jüdische Rassenkunde V.G. = Volks-Günther

Druckfehlerberichtigung

Seite 107, Abb. 200, Beschriftung: lies: Vorwiegend dinarisch mit nordischem und vermutlich ostischem Einschlag; kleingewachsen. A: blau, H: blond.
„ 185, 2. Absatz lies: Bewegungseigenheiten statt Bewegungseinheiten.
„ 229, Zeile 5 v. u. lies: Rougon-Macquart, statt Rougon-Macquarts.
„ 359, Karte XXIII lies: Das heutige indogermanische Sprachgebiet in Asien.
„ 359, Karte XXIV fehlt, dafür Karte XXIIa auf S. 357.

Weitere Werke
von Dr. Hans F. K. Günther



Hans F. K. Günther

Die billige Ausgabe des großen Werkes —
der Volks-Günther

Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes

2. Auflage 1930
Mit 100 Abbildungen und 13 Karten
Geh. M. 3.—, Lwd. M. 4.50.

Wer von der Wichtigkeit des Güntherschen Werkes „Rassenkunde des deutschen Volkes" überzeugt ist, wird für Weiterverbreitung seiner Gedanken sorgen wollen. Da ist nun der „Volks-Günther", der demnächst in neuer Auflage erscheint, das geeignete Geschenkbuch. Man sollte es ganz besonders den jungen Menschen, Studenten, Wandervögeln usw. in die Hand geben. Er enthält eine knappe Darstellung unseres heutigen Wissens von den europäischen Rassen, von ihren Merkmalen und ihrem seelischen Wesen.

„Das Werk heißt mit Recht „Volks-Günther". Es bringt das Wesentliche über rassenkundliche Fragen und verarbeitet die neuesten Forschungen auf historischem, sprachlichem und vorgeschichtlichem Gebiete. Dennoch ist es gehalten, daß es jeder lesen und verstehen kann." Die Heimat.

Rassenkunde Europas

3. wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. 1929.
342 Seiten mit 567 Abbildungen und 34 Karten. Geh. M. 10.—, Lwd. M. 12.—.

„Günthers Feststellungen und die daraus gezogenen Schlüsse sind auf einwandfreier wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut." Deutsche Akademikerzeitung.

„Eine kurze, allgemeinverständliche Fassung; Europa, vor allem Zentraleuropa, rassenmäßig schildernd. Reiches, vorzügliches Bildmaterial." Prof. E. Fischer-Berlin.

„Günthers Werk weitet sich mehr und mehr zu einem einheitlichen großen Bau. Forscherzähigkeit, intuitive Begabung und Klarheit der stilistischen Form vereinigt sich in ihm." Der Tag.

„Die seltene Vereinigung von Gestaltungskraft, Beobachtungsgabe und Klarheit, die den Verfasser auszeichnen und seinen Werken in den weitesten Kreisen Verbreitung verschaffen, macht auch das Lesen des neuen Buches wieder besonders anziehend." Dr. von Eickstedt im „Anatomischen Anzeiger".

„Durch kritische Wertung aller neuen Beobachtungen und Erkenntnisse, doch unter weiser Ausschaltung alles noch Umstrittenen oder Ungeklärten bedeutet Günthers Rassenkunde Europas in der neuen Auflage einen beachtlichen Fortschritt, sie ist in der nun vorliegenden Form eine hervorragende Fundgrube von Wissen um rassenkundliche Dinge." Niedersachsen.

„Günther hat die seltene Gabe, malend und spannend zu schreiben, trotz seines sachlichen Gegenstandes. Er ist zugleich Fachmann und Dichter." Dansk Nationalt Tidskrift.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Weitere Werke von Dr. Hans F. K. Günther



Orientalischer Jude (Von Rembrandt)
Leichter vorderasiatischer Einschlag

Rassenkunde des jüdischen Volkes

2. Aufl. 1930. 360 Seiten mit 305 Abb. und 6 Karten. Geh. M. 11.—, Lwd. M. 13.—

„Die Darstellung ist außerordentlich fesselnd. Man hat immer das Gefühl: hier schreibt ein Wahrheitsuchender, der ohne Rücksicht niederlegt, was seine Forschung ergibt. Dazu kommt die hervorragende, reiche und vielseitige Bebilderung des Werkes. Wir finden Bilder aus der alten Geschichte, Abbildungen bekannter Juden und zahlreiche Gruppen- und Gelegenheitsaufnahmen aus dem jüdischen Leben der Gegenwart. Wer der Rassenfrage sein Interesse schenkt, der lege sich auch dieses Buch bei; gerade die jüdische Rasse ist eines der lehrreichsten Objekte der Rassenforschung." Deutsch-österreichische Lehrerzeitung.

„Günther ist weit entfernt von jenem durch die Zeiten geschleppten Unsinn, daß die Juden eine Rasse sind. Sie sind ein Volk, und das ist ein Rassengemisch — das zeigt Günther unwiderleglich. Auch dieses Werk zeigt wieder alle die Vorzüge seiner früheren Werke: Anschaulichkeit, Sachlichkeit, vornehmste Gerechtigkeit in Ton und Denkart; dabei jene Darstellung, die man als „spannend" bezeichnen kann, die neben der Allgemein- und Leichtverständlichkeit Günthers größtes Verdienst ist, nicht zum wenigsten durch die Formenschönheit und Reinheit seiner Sprache. Ausgezeichnet ausgewählt sind wieder die Bilder! Günther hat den Schlüssel zur Judenfrage geliefert!" Die Sonne.

„Günther behandelt die Dinge mit angemessener Ruhe und ohne eifernde Gehässigkeit." Kölner jüdisch-liberale Zeitung.

Ritter, Tod und Teufel. Der heldische Gedanke. 3. Auflage. Geh. M. 3.50, Lwd. M. 5.—.

„In der Zeit der seelischen Schwachheit ist ein Buch besonders zu begrüßen, das dem Heldischen wieder den gebührenden Raum schaffen will." Revaler Bote.

Ein würdiges deutsches Seitenstück zu dem Carlyleschen Werk, um so wertvoller für uns, als es den deutschen Helden schildert." Deutsche Zeitung.

Platon als Hüter des Lebens. Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und deren Bedeutung für die Gegenwart. Mit 1 Bildnis Platons. Geh. M. 2.40, Lwd. M. 3.60.

„Diese kleine, aber sehr lesenswerte Schrift ist recht lehrreich, sie wird vielen Neues sagen, indem sie Platon von einer viel zu wenig beachteten Seite seines vielseitigen Denkens und Wirkens zeigt." Prof. B. Bauch in den „Blättern für deutsche Philosophie".



Der Dürer der Gotik

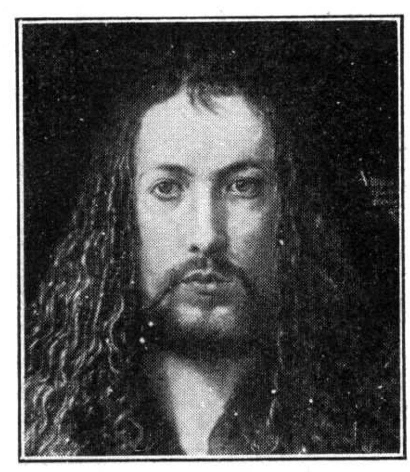
Rasse und Stil

von

Dr. Hans F. K. Günther

132 Seiten
mit 80 Abbildungen
Geh. M. 5.—, in
Leinen M. 6.50

2. unver. Auflage



Der Dürer der Renaissance

Aus dem Inhalt: Form und Inhalt bei Dürer / Der Dürer der Gotik und der Renaissance / Gotik und Renaissance als Volkskunst und Standeskunst / Haltung und Pose / Nordische Kunst / Bach und Beethoven: Bach ist Adel, Beethoven sucht Adel / Hebbel und Flaubert, zwei nordische Dichter / Hölderlin, der Hellene / Van Goghs nordische Gestaltung südlicher Landschaft / Zuloaga, der Typus des westischen Künstlers / Das Wort im Orient („Es steht geschrieben") / Thomas Kunst der Beschaulichkeit / Barock als dinarische Kunst / Die vorderasiatische Seele: Religiöse Propheten (Loyola, Calvin, Booth) / Nordische Verkünder.

Man weiß nicht, was man an dem neuen Werk mehr bewundern soll: die schöpferische Macht des rassenkundlichen Gedankens, dessen leuchtender Strahlungsenergie fast alle Hauptkulturerscheinungen des Abend- und des Morgenlandes unterworfen werden, oder die oftmals unerhörte Neuheit der Fragestellungen und Lösungen. Fränk. Kurier.

Rassengeschichte des römischen und hellenischen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther

Mit einem Anhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse

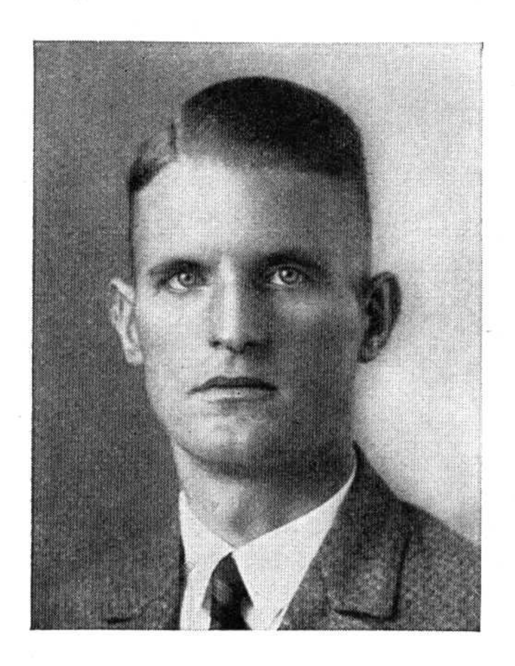
Mit 3 Karten, 83 Abbildungen im Text und 64 Abbildungen auf Tafeln
Geh. M. 6.50, Lwd. M. 8.—

Die erste eingehende Betrachtung der Rassenzusammensetzung, des Rassenwandels und des Aussterbens der führenden Geschlechter, kurz derjenigen Ausleservorgänge, welche den Ablauf der hellenischen und römischen Geschichte bedingt haben, eine notwendige Vervollständigung aller geisteswissenschaftlichen Auffassungen über Glanz und Zerfall der Antike, ein Buch, das zugleich voll von Lehren für die Gegenwart ist. Der Bilderanhang bringt eine Reihe der eindrucksvollsten Köpfe des Altertums in größeren Abbildungen.

Ich bin überzeugt, daß sich die deutsche Jugend mit dem klassischen Altertum lieber beschäftigen wird, wenn ihr der Lehrer sagt, daß die Römer und Griechen Menschen unseres Stammes waren. Nach meiner Erfahrung bleiben solche Hinweise im Unterricht nicht wirkungslos. Ich möchte das wertvolle Buch allen Lehrern der alten Sprachen und Geschichte recht sehr empfehlen. Prof. Dr. P. Astner in der „Deutschen Erziehung".

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Wie sehen Vorbilder nordischer Schönheit aus?





Deutsche Köpfe nordischer Rasse

50 Abbildungen mit Geleitworten von Prof. Dr. E. Fischer-Freiburg und Dr. Hans F. K. Günther. 6.—8. Tausend. Preis kart. M. 2.40
Vorzugspreis für Werkbundmitglieder M. 2.—.

Das Ergebnis des vom Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung veranstalteten Preisausschreibens.

Im Zeitalter der Modeköniginnen, Filmsterne und Bubiköpfe, der gewissenlosen Vermengung aller Rassen ist dieses Büchlein eine wahre Freude, nicht nur fürs Auge, sondern auch fürs Herz. Möge unsere Jugend dort die Inbilder ihrer Liebe, mögen unsere Künstler die lebenden Vorbilder wahrer Kunst finden.

„Die Bilder wirken nicht nur als Augenweide, sondern tragen gleichzeitig dazu bei, im deutschen Volk den Sinn für unverdorbene Rassenschönheit zu wecken und den Blick für deutsche Schönheit vor allem auch gelegentlich der Gattenwahl zu schärfen.“ Saale-Zeitung.

Adel und Rasse

Von Dr. Hans F. K. Günther. 2., verbesserte und vermehrte Auflage.
124 Seiten mit 127 Abbildungen. Geh. M. 4.50, Lwd. M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Rassische Verschiedenheit von Adel und Masse / Adel und Schönheitsideal / „Force regeneration“ des nordischen Adels / Blaues Blut / Entnordung des Adels im Abendlande / Braun und Blond / Nordische Frauentypen in Italien / Politik ist Wiedererweckung des Rassebewußtseins / Ebenbürtigkeit reinrassischer Verbindungen / Adel ist angeboren / Entnordung durch Geldheiraten / Der Adel von morgen.

Unter Adel wird hier nicht der Standesadel im heutigen Sinne allein, sondern der rassenmäßig rein oder möglichst rein nordische Teil eines Volkes verstanden, dem im Sinne von Günthers Rassenlehre aus dem „Adel“ nicht sowohl Rechte als Pflichten erwachsen. Der hohe Idealismus, der Günther beseelt, tritt gerade in dieser Schrift schön zutage. Weserzeitung, Bremen.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Der Nordische Gedanke unter den Deutschen. Von Dr. Hans F. K. Günther. 2. Auflage. 1927. Geh. M. 4.50, Lwd. M. 6.—.

Gerade das Bewußtsein des nordischen gemeinsamen Blutes ist ein Moment, das nicht trennt, sondern zum festen Zusammenschluß führen sollte. Johanniter-Ordensblatt.

Günther wendet sich in seiner lebendigen, aber gemäßigten Darstellungsweise gegen verschiedene Einwände, die gegenüber seiner Rassenlehre gemacht wurden. Über die Abwehr zum Aufbau fortschreitend, legt er den weltanschaulichen Inhalt des nordischen Gedankens dar. Dr. von Eickstedt in der „Umschau".

Lichtbilder. Zu Vorträgen über: „Deutsche Rassenkunde". Ausgabe A: 50 Bilder auf 25 Zelluloidplatten. Größe $8^{1}/_{2} \times 10$ cm, leicht und unzerbrechlich. Verkaufspreis M. 35.—. Leihgebühr für den Abend M. 10.—. Ausgabe B: Ein Film mit 60 Bildern. Filmbandbreite 3,4 cm. Verkaufspreis mit Text M. 6.50. (Wird nicht verliehen.)

Der nordische Mensch. Die Merkmale der nordischen Rasse mit besonderer Berücksichtigung der rassischen Verhältnisse Norwegens. Von Halfdan Bryn, Trondhjem. Mit 109 Abbildungen und 27 Karten. Geh. M. 9.—, Lwd. M. 11.—.

Im Mittelpunkt der meisten rassenkundlichen Erörterungen steht heute die Frage nach Herkunft und Wesen der nordischen Rasse. Diese Fragen sind schwer zu beantworten, solange man von den Mischbevölkerungen in Mitteleuropa ausgehen muß. Viel klarer werden die Dinge, wenn man die rassischen Verhältnisse im Norden betrachtet, wo die nordische Rasse noch viel reiner und weniger verstädtert erhalten geblieben ist. Der Verfasser, Präsident der kgl. Norw. Ges. der Wissenschaften und einer der führenden Anthropologen Norwegens, gibt unter diesem Gesichtspunkt ein hochinteressantes Bild der norwegischen Bevölkerung und ergänzt dadurch die bisherigen Vorstellungen vom Wesen der nordischen Rasse in vielen wichtigen Punkten.

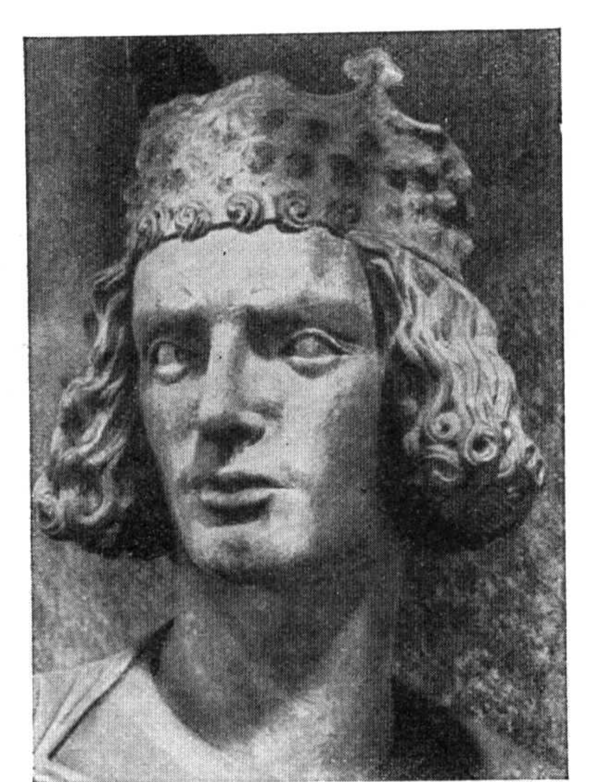
Archiv für Rassenbilder. Herausgeber Prof. Dr. E. v. Eickstedt.

Das Archiv für Rassenbilder bringt in Form von knappen, wissenschaftlichen Aufsätzen, die mit Bildern auf je etwa 10 Archivkarten verteilt sind, guten Bilderstoff aus allen Gebieten der Rassenkunde. Die Archivkarten haben das Format 20×13 cm und eignen sich besonders zur episkopischen Wiedergabe. Preis: Jeder Bildaufsatz einzeln M. 2.—, bei Abnahme der ganzen Serie je M. 1.70.

Bisher sind erschienen:

1. v. Eickstedt, Tamilen. 2. Wastl, Baschkiren. 3. Pöch, Ukrainische Wolhynier. 4. Ferras und Heine-Geldern, Typen aus Birma. 5. Weiß, Die Wahima. 6. Weiß, II. Wanjambo. 7. Bryn, Norweger. 8. Hesch, Letten. 9. Schebesta, Sakai. 10. Schebesta, Semáng. 11. Weinert, Der Neandertalerschädel. 12. Gorjanovic-Kramberger, Der diluviale Mensch von Krapina. 13. Kleiweg de Zwaan, Die Bewohner von Nias. 14. Puccioni, Nord-Somali. 15. Weninger, Bámbara. 16. Fetscher, Grundzüge der Erblichkeitslehre.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW



Kopf des Reiters im Dom zu Bamberg

Kunst und Rasse

Von

Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg

1927. 159 Abb. Geh. M. 7.50, Lwd. M. 9.—.

Aus dem Inhalt: Rasse, Körperbau und Kunstschaffen / Volkstum und Kunstempfinden / Die Vorstellungswelt des Künstlers rassisch bedingt / Instinktive Darstellung des eigenen Typs / Raffael und Rubens, zwei entgegengesetzte Künstlernaturen / Michelangelos Selbstbildnis und die „Morgenröte" in der Mediceerkapelle / Künstlerhände als Charakteristikum / Madonna u. Venus des Botticelli als Schwestern / Rasse in der heutigen Kunst / Das erotische Wunschbild als rassisches Selbstbekenntnis / Seltenheit des nordischen Ideals in der Moderne / Entartung bevorzugt / Unschöpferisches Tasten nach Sensationen / Perverse Vorliebe für fremde Rassen / Ungünstige Auslese in der Kultur / Die Frau als bildende Künstlerin / Rassenlehre und Rassenhygiene für Künstler.

„Schultze-Naumburg zeigt, wie unser heutiges Kunstschaffen zu erklären ist aus dem rassischen Niedergang unseres Volkes; er hat den Mut, auszusprechen, daß für viele Künstler das Degenerativ-Krankhafte das Ideal ist. Sein Buch ist eine schwere Anklage gegen unsere Zeit." Prof. Rittershaus.

Kurzer Abriß der Rassenkunde. Von Dieter Gerhart. In Anlehnung an die „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Günther. 3. Auflage. Mit 28 Abbildungen. 1925. M. —.50, bei Massenbezug M. —.30.

Diese knappe kurze Einführung unterrichtet klar und eindringlich über die körperlichen und seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen und zeigt, welche Aufgaben jedem einzelnen und dem ganzen Volke aus diesen Kenntnissen für Gegenwart und Zukunft erwachsen. Geeignet als Text für Vorträge.

Völkerkunde und Schule. Von Dr. G. Thilenius, Direktor des Museums für Völkerkunde, Hamburg. 2. Auflage. Mit 13 Tafeln. Geh. M. 1.50.

Die Völkerkunde bietet der Schule die Erkenntnis, daß die Entwicklung der nationalen Kultur einen Teil der allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit darstellt. Andrerseits kann wohl kein anderer Stand so fruchtbar an der Entwicklung der Volks- und Rassenkunde mitarbeiten wie gerade der Lehrerstand.

Rassenseele und Christentum. Ein Versuch, die Erkenntnis der Rassenforschung im religiösen Dienst am Volk zu verwenden. Von Josias Tillenius. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.50.

Das Buch aus der Praxis des Pfarramtes entstanden schließt an Günthers Gedanken in seinem Werk Rasse und Stil an. Es will dazu helfen, daß das Evangelium deutsch und das Deutschtum gottverbunden werde.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Allgemeine Rassenkunde

Als Einführung in das Studium der Menschenrassen

587 Seiten mit 144 Abbildungen, 15 schwarzen und 16 farbigen Tafeln. 1925. Geh. M. 30.—, geb. M. 33.—.

Aus dem Inhalt: Der Begriff der Rasse in der Anthropologie und die Einteilung der Menschenrassen (Geschichtlicher Überblick) / Die Erblichkeit beim Menschen / Die Mannigfaltigkeit menschlicher Merkmale und Eigenschaften / Die Auslese beim Menschen / Die Rasse beim Menschen / Menschliche Erbeigenschaften und Rassenmerkmale / Anhang: Die Arbeitsweise der Rassenforschung.

Einführung in die naturwissenschaftliche Familienkunde

216 Seiten mit 11 Textabbildungen und 7 Fragebogen zum Eintragen von Beobachtungen. 1923. Geh. M. 5.—, in Ganzleinen geb. M. 7.—. Die beigegebenen Formblätter gesondert M. 1.20.

Aus dem Inhalt: Familie und Vererbung / Familie und Rasse / Familie und Umwelt / Die Vererbung einzelner Merkmale beim Menschen / Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse / Unmittelbare anthropologische Beobachtung der Familienmitglieder u. a.

Familienbuch

Anleitung und Vordruck zur Herstellung einer biologischen Familiengeschichte. Mit Abbildungen und Tafeln. 1924. Preis M. 10.—.

Das Familienbuch enthält einen ausführlich beschreibenden Text über die Benutzung, eine Bildtafel als Beispiel für die Beschreibung von Kopf- und Gesichtsform, eine Familientafel, 2 Vorfahrentafeln, 12 Blätter mit Vordruck zum Eintragen von familiengeschichtlichen Angaben für die Kinder, 16 Blätter für die Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, 18 weitere Blätter zur Ergänzung und für die Ahnengeschichte und 5 Kartons für die Lichtbilder.

Die eiszeitlichen Schädelfunde aus der großen Ofnethöhle und vom Kaufertsberge bei Nördlingen

112 Seiten mit 7 Textfiguren, 8 Tabellen, 18 Kraniogrammen und 8 Tafeln. Geh. M. 14.—, geb. in Leinen M 16.—.

Eine gründliche Bearbeitung der Schädel von anthropologischer Seite war seit langem ein Bedürfnis. Dieser mühevollen Arbeit hat sich W. Scheidt unterzogen und gerade für Fachkreise sehr wichtige Unterlagen geschaffen.

Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa

120 Seiten mit 30 Abbildungen, 8 Tafeln und einem Fundortsverzeichnis. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—.

Aus der weit zerstreuten Literatur hat der Verfasser ein sehr umfangreiches Material zusammengetragen und kann daher seinen Studien über 1000 neolithische Schädel zugrunde legen.





Bunsen



Humboldt



Guericke

Große Naturforscher

Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen

Von Prof. Dr. Ph. Lenard, Heidelberg.

2. Aufl. 1930. Mit 70 teils ganzseit. Bildnissen. Geh. M. 10.—, Lwd. M. 12.—.

Hier wird nicht eine fortschrittliche Linie naturwissenschaftlicher Erfolge nachgezeichnet, sondern hier ist das Ringen um die grundlegenden Dinge der Erkenntnis, hier sind die Wege, auf denen das Denken immer tiefer in die Problematik des Wissens eindrang, geschildert. Hier wird von der Persönlichkeit des Forschers ausgegangen, das Menschliche mit seinen Beschränktheiten, seinem Genialen, seinen Eigenheiten in den Vordergrund gestellt. Hier zeigt sich die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Problemen als Kampf, als Bedrängung, als Dämon, als Vernichtendes, als Erlösendes. Der Tag.

Verehrung spricht aus den Worten, mit denen Lenard jene überragenden Persönlichkeiten darstellt. Die Auswahl muß als sehr glücklich bezeichnet werden. Die Umschau.

Schriften von Dr. Franz Haiser

Das Gastmahl des Frhrn. von Artaria. Ein Kampf zwischen rassenaristokratischer und demokratischer Weltanschauung. 2. Auflage. 1925. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Im Anfang war der Streit. Nietzsches Zarathustra und die Weltanschauung des Altertums. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Die Sklaverei. Ihre biologische Begründung und sittliche Rechtfertigung. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.25.

Die Krisis des Intellektualismus. Die Schreckensherrschaft des Zeitgeistes. Geh. M. 1.50.

Freimaurer und Gegenmaurer im Kampfe um die Weltherrschaft. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Man muß zugeben, daß Haisers Standpunkt ein ethischer ist, daß er keineswegs als reaktionär bezeichnet werden kann, denn er möchte nicht Aristokratie im landläufigen Sinn als Herrscher sehen, sondern rassige Edelmenschen, die dazu erzogen worden sind, Herren über sich selbst und über ihre gemeinen Neigungen zu werden. Die Fülle der tiefsten Lebensfragen, die in diesen kleinen, aber inhaltsvollen Büchern behandelt werden, ist so groß, daß auch eine eingehende kritische Besprechung sie nicht erschöpfen könnte. Deshalb muß man einem jeden denkenden Menschen empfehlen, seine Bücher selbst zu lesen und sich dann ein eigenes Urteil über ihn zu bilden. Preußische Jahrbücher.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke

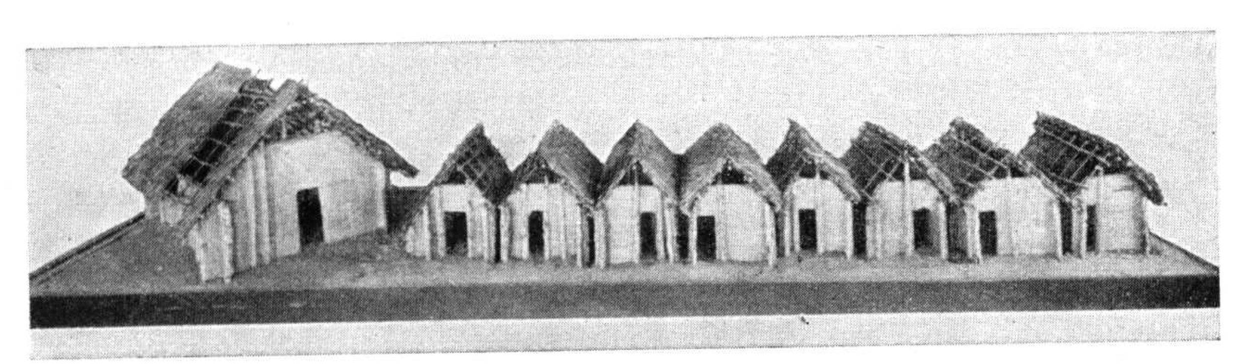
Feststellungen über die Herkunft der deutschen Kulturschöpfer in Kartenbildern von Kurt Gerlach. 23 zweifarbige Karten, 1 zweifarbige Tafel, 1 Deckblatt, 112 Seiten Text und Namenverzeichnis von gegen 5000 deutschen Dichtern, Musikern, Malern, Mathematikern, Aerzten und Generälen. Preis geh. M. 10.—, Lwd. M. 12.—.

Woher stammen die großen Deutschen, die Künstler, Gelehrten und Soldaten, welche Landschaften, welche Stämme haben sie hervorgebracht? Diese Fragen beantwortet der Verfasser, indem er die Geburts- oder Heimatorte von 5000 Deutschen nach zeitlichen und beruflichen Gruppen geordnet in Landkarten einträgt. Es ist ungemein reizvoll zu verfolgen, wie die Quellen der Ströme deutscher Kultur in den Jahrhunderten wechseln, wie sie in einzelnen Landschaften versiegen, in anderen neu zu springen beginnen. Die Karten lehren auch, daß nicht eine bestimmte Rasse den Hauptanteil an dem trägt, was man allgemein deutsche Kultur nennt. Allerdings zeigt Gerlach, daß ohne die nordische Rasse die deutsche Kultur nicht zu denken sei, ja daß die deutsche Kultur mit dem Verschwinden der nordischen Rasse bedroht wäre.

Das Heimat-Museum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur.

Von Dr. W. Peßler, Direktor des Vaterländischen Museums Hannover. Mit 194 Tafelabbildungen und 6 Textabbildungen. Kart. M. 12.—, geb. Mk. 14.—.

Heimatmuseum sind das „schlagende Herz, von dem aus alle Bestrebungen der Heimatpflege neue Impulse empfangen sollten". Sie sind eine „Fortbildungsschule für Erwachsene aller Stände", das lebenswichtigste Stück der Heimatbewegung, die auch die Schule erfaßt hat. Darum wäre es gut, wenn dieses sachkundige Buch, in dem Aufgabe, Einrichtung und Arbeitsweise des Heimatmuseums durch viele gute Abbildungen verdeutlicht wird, von vielen Lehrern gelesen würde. Badische Schulzeitung.



Modell der Ausgrabungen in Buch (Bronzezeit). (Märkisches Museum Berlin).

Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft.

Von Prof. Dr. R. Mielke. Mit 72 Textabbildungen und 6 Tafeln. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Das Buch macht auf schwere Schäden der neuzeitlichen Siedlungsbewegung aufmerksam und legt den Einfluß der Siedlung auf das Kulturleben sowie seine Beziehungen zum Volkstum dar.

Das schöne Buch sollte unsere Jugend durch die Schule kennen lernen, damit es die tief verwurzelte Form kraft des germanischen Geistes, wie er sich in der deutschen Siedlung offenbart, erkennen möge. Der Tag.



Gefangene Germanen. Teilstück der Gemma Augustea

Die Germania des Tacitus

Herausgegeben, übersetzt und mit volks- und heimatkundlichen Anmerkungen versehen von Prof. Dr. E. Fehrle, Heidelberg.

Mit 30 Abbildungen auf Tafeln. 1929. Geh. M. 4.50, Lwd. M. 6.—.

Alle neuen Ergebnisse sind von Fehrle in seiner neuen Germania-Ausgabe ausgiebig verwertet, so daß man aus seinen ausführlichen „Bemerkungen" jeweils den neuesten Stand der Forschung erkennt. So wird vor allem der Altphilologe, der mit seinen Schülern die Germania liest, mit großem Gewinn die Ausgabe von Fehrle benützen können. Aber auch der Laie, besonders der humanistisch gebildete, der sich gerne mit germanischer Frühgeschichte beschäftigt, wird zur Fehrleschen Ausgabe greifen, der ja eine flüssige, gut deutsche Uebersetzung beigefügt ist, um sich von seiner sachkundigen Hand in alle die zahlreichen Fragen einführen zu lassen, ohne daß von ihm allzu tiefe Kenntnisse der lateinischen Sprache verlangt werden. Nimmt man noch hinzu, daß das Buch durch seine zahlreichen Abbildungen treffliche Erläuterungen gibt, so wird man die Ausgabe als eine wertvolle Bereicherung der Germanialiteratur bezeichnen dürfen. H. Calmbach in den „Südwestdeutschen Schulblättern", Mannheim.

Altgermanische Kunst

Mit einer Einführung von Prof. Dr. Fr. Behn, Mainz.

2., erw. Auflage. Mit 88 Abbildungen auf 48 Kunstdrucktafeln. Kart. M. 4.—.

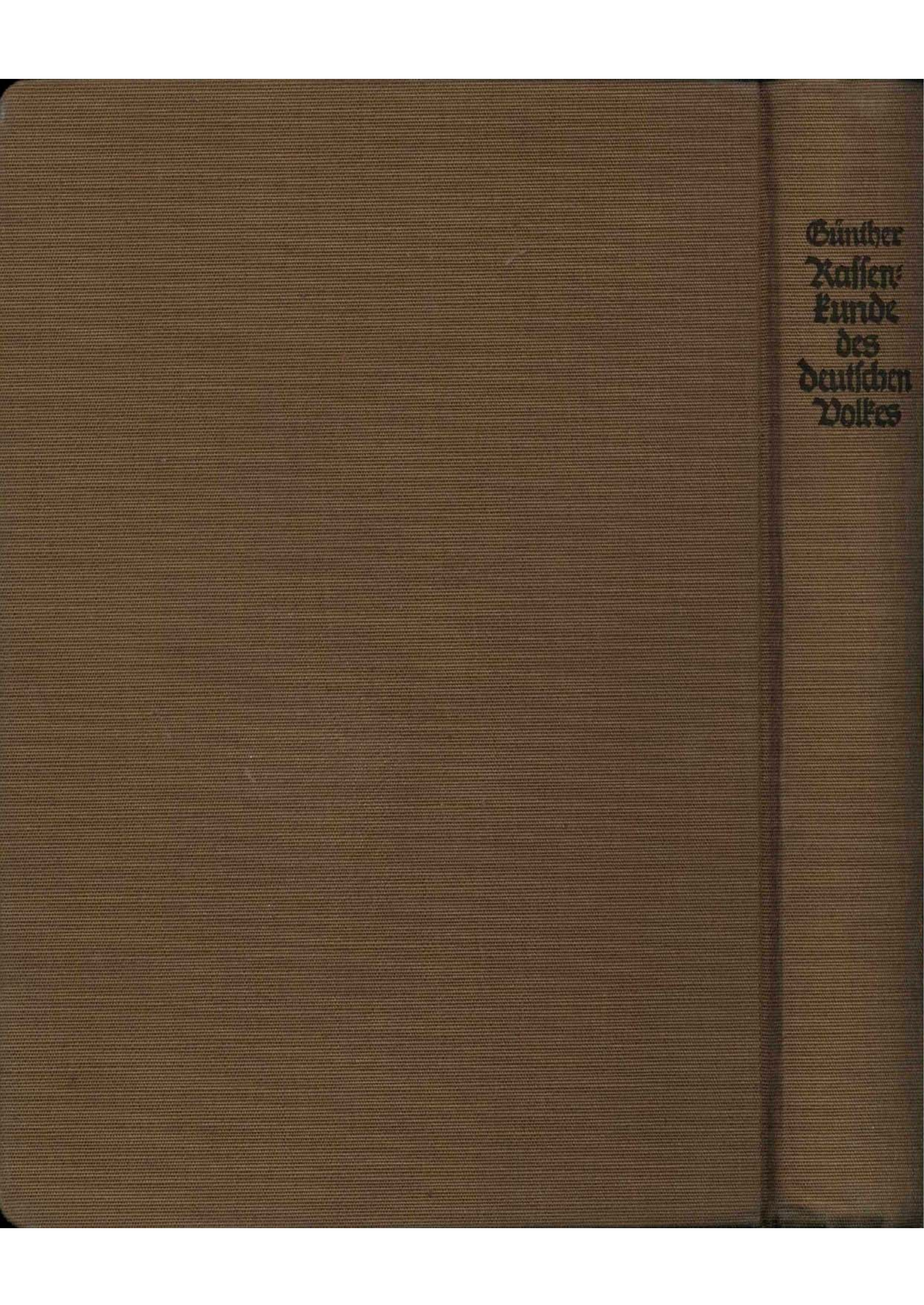
Ein Einblick in die Schönheit nordischen Kunstschaffens, der uns mit Wehmut erfüllt über den Reichtum einer Entwicklung, welche durch die Uebermacht der griechisch-römischen Kunst so jäh abgerissen wurde. Der schmale feine Band gehört in jede deutsche Bücherei. Deutsche Erziehung.

Deutsche Gedenk- und Weihestätten

93 Bilder mit erläuterndem Text. Vorwort von Börries, Frhrn. von Münchhausen. Volksausgabe. Kart. M. 2.20.

Welche Fülle der Gesichte, welcher herrliche Vielklang von Tönen, welche Gedankenflut umdrängt uns beim Durchblättern dieser stillen Buchseiten! Hier finden wir Mut, hier rauschen die Quellen des Deutschtums. Die knappen Sätze der Bildunterschriften machen das Buch zu einem wertvollen Bilderwerk deutscher Geschichte und Kulturgeschichte. Deutsche Blätter für Erziehung und Unterricht.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW


Günther
Rassen-
kunde
des
deutschen
Volkes